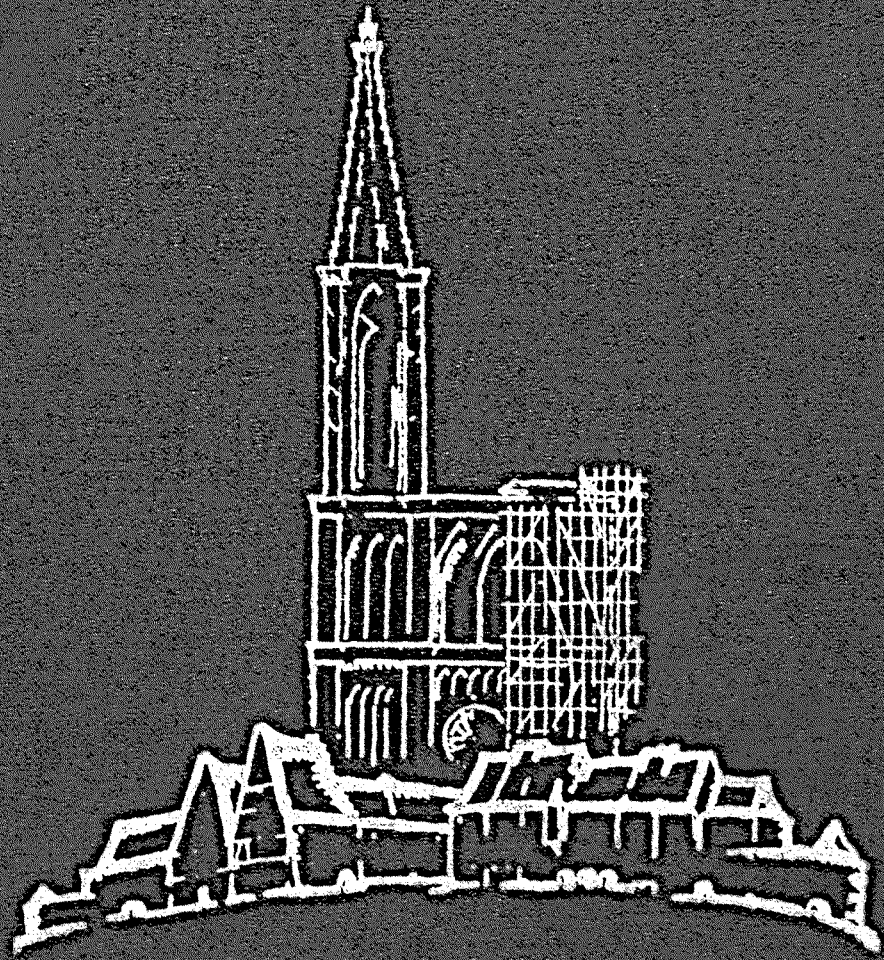


Elßaß-Lothringen

Heimatstimmen

Herausgeber Dr. Robert Ernst



• 1923 •
1 Jahrgang 1

Cornelius

S 718540.

1. 1923

Universitätsbibliothek
Frankfurt a.M.

Elsaß-Lothringen

Heimatstimmen

Herausgeber: Dr. Robert Ernst

Bezugspreis für das Vierteljahr:
Deutschland u. Dtsch.-
Oesterreich 400 Mark
Frankreich 2 Frank. (frz.)
Schweiz 1 Frank. (schwz.)
Übriges Ausland 20 Cents (amer.)
Bestellungen erfolgen unter:
Dr. Robert Ernst, Berlin W 30,
Postschließfach Nr. 5

Alle Zahlungen sind zu richten:
für Deutschland an
Postcheckkonto Dr. Robert Ernst,
Berlin NW 7, Nr. 109799
aus dem Ausland brieflich an
Dr. Robert Ernst, Berlin W 30,
Postschließfach Nr. 5
Anzeigen:
die 4 gespaltene mm-Zeile 40 Mark

Nummer 1

Berlin, Januar 1923

I. Jahrgang

Elsässische Selbstbehauptung.

Alles in der Natur will bleiben, was es ist. Ueberall in der Welt im Einzel- und Gesamtdasein treten uns die Kräfte des Beharrens entgegen. Wenn die Elsässer sich darauf versteifen: „Mer welle bliewe, was mer sen“, so folgen sie damit nur diesem durch die ganze Welt gehenden Grundsatz der Selbstbehauptung, der Selbstbehauptung.

Dieser Idee der Selbstbehauptung wollen auch diese Blätter, die wir mit den heutigen anfangen zu schreiben, dienen. Sie sollen für die in allen Teilen Deutschlands verstreuten Söhne und Töchter des Elsaß- und Deutschlothringens zu allem andern ein weiteres Hilfsmittel werden, das ihnen erleichtern soll, den Zusammenhang mit dem Mutterboden, dem sie entstammen, zu bewahren.

Denn das ist es doch, was bewußt und unbewußt in allen diesen im Reich versprengten Elsässern und Lothringern lebt: dieses starke Gefühl der unverbrüchlichen Gebundenheit an die Heimateerde und den eigentümlichen Odem, der ihr entsteigt, in dem man geworden, was man ist. Das erzeugt den lebendigen Wunsch, den starken Willensentschluß: Wir wollen nichts von dem verlieren, was die alte Heimat uns mitgegeben, wir wollen uns unter allen Umständen, auch in all den veränderten Verhältnissen unter anderem Himmel, unter andern Menschen selber treu bleiben und das Elsässertum, so wie es unsere Väter gelebt und wie es unsere Mütter uns mitgegeben, beharrlich hüten.

Das heißt gewiß nicht, daß man sich in weichen Sentimentalitäten verliert, das Heimweh pflegt, Sehnsüchten verborgenen Ausdruck schaffen will. Wir haben uns losgelöst von dem Lande der Väter — nicht leichten Herzens —, aber wir haben die Konsequenzen unserer bisherigen Stellungnahme für ein deutsches Elsässertum gezogen und konnten und wollten nicht in einer Luft leben, die diesem Elsässertum keine Entwicklungsmöglichkeit weiter zu geben schien. Wir sind nicht einen Augenblick irre daran geworden, daß wir recht daran getan; aber nun stehen wir auch in völliger innerer Freiheit der alten Heimat gegenüber; wir schauen nicht zurück, nur vorwärts, wir suchen das, was wir gehabt, was wir gewesen, nur festzuhalten in der neuen Heimat. Wir

wollen Elsässer sein, inmitten der Vielgestaltigkeit des deutschen Stammestums, wir wollen das Elsaß, wie wir es lieben, wie es uns geformt, hinaustragen in das Reich. Wir wollen dasselbe, was sie wollten, die 1870 ihrer Heimat den Rücken kehrten: Unsere elsässische Art, unsere elsässische Rasse behaupten, auch fern von der Scholle, der wir entstammt, aber vielleicht doch mit dem Unterschied, daß wir keine Anwendung empfinden, deutscher zu sein als die Deutschen, wie jene vielfach französischer sein wollten als die Franzosen und von Anfang an besonders darauf aus waren, in das Feuer der Vergeltung, der Rache zu blasen. In Deutschland gibt es kein elsässisches Belfort, kein elsässisches Nancy.

Dieser Beharrungswille ist es, in dem wir mit den Landsleuten drüben geistig verbunden bleiben, mögen sie im übrigen so oder so sich mit den veränderten Verhältnissen, wie sie das neue Regime gebracht hat, abgefunden haben. Wenn wir hier elsässische Tradition weiter pflegen, so ist das gewiß allein unsere Sache, und wir haben keinen Grund, etwa darnach zu fragen, was die zuhause Gebliebenen dazu sagen. Aber man kann es uns auch nicht verwehren, wenn wir von der Ferne zuschauen, wie sie heute den Kampf der Selbstbehauptung führen und damit der geschichtlichen Linie treubleiben, die sich durch den Wechsel aller Regimes und Umwälzungen hindurchzieht. Dies Zeugnis, dem wir auf allen Blättern der elsässischen Geschichte in den letzten Jahrhunderten begegnen, das gibt uns auch stets wieder Mut und Zuversicht, daß wir an die Unverwundlichkeit und Unzerstörbarkeit elsässischen Stammestums glauben und das auch wieder unter anderen Bedingungen an uns betätigen.

Das Elsaß war ein Jahrhundert lang schon französisch, und doch waren die ererbten elsässisch-deutschen Züge so sprechend, so wirksam, daß G o e t h e, der in Straßburg „die Alamode-Bildung suchte, die Deutschheit fand, und an der Grenze von Frankreich alles französischen Wesens auf einmal bar und ledig wurde“. (Wackernagel, Geschichte des Elsaß.) Wir wissen, wie der Dichter nach mehr als einem Menschenalter sich diese Tatsache, die auf ihn so tiefgreifend wirkte, deutete: „Wenn der Ueberwundene die Hälfte seines Daseins notgedrungen verliert, so

rechnet er sich's zur Schmach, die andere Hälfte freiwillig aufzugeben. Er hält an allem fest, was ihm die vergangene gute Zeit zurückrufen und die Hoffnung der Wiederkehr einer glücklichen Epoche nähren kann. „Lernen hätte man als Muster eines deutschen Jünglings aufstellen können.“ Salzmann war ihm, so sehr er sich im Französischen mit Leichtigkeit und Eleganz ausdrückte, doch „unstreitig dem Streben und der Tat nach ein vollkommener Deutscher“. Was Goethes Erinnerung sich so tief eingepägt hatte, diese Treue zu seinem Wesen, hat ein anderer, der für diese Dinge wie kein anderer ein Auge hatte, im Anfang des 19. Jahrhunderts bestätigt, Jakob Grimm, wenn er 1815 über das Elsaß bemerkt: „Schmählich von Kaiser und Reich in Stiche gelassen, hat es sich selbst beigedankt, Sprache, Sitte, Tracht aufrecht erhalten, welches nicht beschrieben, sondern nur mit Augen angeschaut werden kann, weil es bis in die Mienen, Redensarten, Hausgerät und Einrichtungen der Stube geht.“

Allerdings verstärkten sich im Laufe des 19. Jahrhunderts in ansehnlichem Maße die Energien, die wirtschaftlich, politisch, kulturell in das Land von Frankreich her hineinwirkten, man wurde in viel höherem Grade in den Strom des großen französischen Lebens hineingerissen; aber der Wille bestand dabei unvermindert fort, sich die Naturgrundlagen, die den Elsässern in ihrem Volkstum gegeben waren, nicht von der französischen Attraktionskraft verrücken zu lassen. Je mehr man Staat und Nation gab, was Staat und Nation gehörte, desto mehr glaubte man ein Anrecht darauf zu haben, daß Frankreich die überkommene deutsche Eigenart respektierte. Grüblerische, besinnliche Naturen wie Ludwig Spach zermürbten sich wohl über dem damit entstehenden Problem der Zwiespältigkeit, der Zwitterhaftigkeit der elsässischen Volksseele, die notwendig der geistigen und seelischen Produktivität Abbruch tun mußte. Streber und Realpolitiker lösten aus rein individuellem Selbsterhaltungstrieb heraus diese Schwierigkeit auf ihre Weise, indem sie resolut sich des alten elsässischen Gewandes entledigten und sich alle erdenkbare Mühe gaben, sich in Sprache, Sitte, Tracht „bis in die Mienen und Redensarten hinein“ zu verwischen. Die Volks-erinnerung hat sie in zahlreichen Anekdoten festgehalten. Es kommt dazu, daß das, was im 19. Jahrhundert dreißig Jahre vor dem Umschwung von 1870 in Handel und Industrie wohlhabend wurde, sein Gesicht gewissermaßen zwangsläufig gegen Frankreich kehrte, mit dem es fast ausschließlich Geschäfte machte. Die liberale Weltanschauung, die sich diese gesellschaftliche Klasse des wohlhabenden oberen Bürgertums gab, schuf weitere engere Beziehungen zu Geist und Sprache des Franzosentums, als der Heimat dieses Bourgeoisie-Liberalismus. Und die Regierung hatte in den letzten Jahrzehnten mit aller Energie begonnen, die Politik der Franzöisierung des Landes durchzuführen und dazu ausgiebig die im Elsaß schon auf einer achtbaren Höhe stehende Schule heranzuziehen. Es war doch nicht bloß so, wie man es heute um leicht erkennbarer Absichten willen gern hinstellt, und wie es sogar der Député Altorffer, der es besser wissen könnte, nachschwätzte, daß man durch ein sorgloses Gehenlassen der Erhaltung von deutscher Sprache und deutschem Volkstum im Elsaß und in Deutsch-Lothringen gleich-

sam fahrlässig Vorschub leistete. Nein, man tat doch in den sechziger Jahren, was man konnte zur Ausrottung des Deutschen in Stadt und Land; Herr Pfarrer Altorffer mag einmal die Akten studieren. Aber was war das Ergebnis aller dieser Prozesse, der individuell persönlichen, gesellschaftlich-sozialen, gouvernementalen? Es zeigte sich zu Ende der sechziger Jahre, daß ins Gewicht fallende Veränderungen nur in den oberen Schichten stattgefunden hatten im Laufe von etwa zwei Menshenaltern; aber unterhalb dieser Schichten war alles unbewegt und unverändert geblieben, wie vor hundert Jahren; ja noch mehr, man war zu offenem Protest aus dem Volke heraus wider die Vernichtungspläne übergegangen, mit denen die Schulverwaltung die deutsche Muttersprache bedrohte, und die geistigen und geistlichen Führer des Volkes, die Geistlichkeit hat der in den Gemeinden um sich greifenden Oppositionsstimmung wegen Nichtachtung des Deutschen in bekannt genug gewordenen Eingaben und Einsprüchen Ausdruck gegeben. Der katholische Klerus tat es vor allem mit ganz bemerkenswerter Kraft, weil er wohl fühlte, daß Ablösung des Volkstums von seinen Naturgrundlagen Ablösung von seiner Religion bedeutet, und daß französische Sprache und französischer Geist eben einen Elsässer formten, in dem dieses urkräftige, naturhafte Katholische nicht mehr das Wesensbestimmende war. Es war im Elsaß, in Deutsch-Lothringen wie in Luxemburg oder im Flamischen, daß der Selbsterhaltungstrieb der angestammten katholischen Religion sich gegen die Aufsaugung der bodenständigen deutschen Sprache durch die Sprache Voltaires wehrte. Der Protestantismus im Elsaß hatte als Religion des Wortes, des Geistes, der Idee wohl schwächere Selbsterhaltungsinstinkte in Bezug auf das Volkstum; aber dafür bildete er auch wieder aus seiner Mitte Kreise heraus, die das Verharren auf solcher Tradition, Kultur und Sprache mehr ins Geistige erhoben, und bewußt und zielklar sich die Gemeinschaft mit der Welt der gesamtdeutschen Wissenschaft, Bildung und Literatur festzuhalten suchte. Die bekannten Namen Reuß, August Stöber, Adolf Stöber, Mühl, Candidus, Hirtz, Hackenschmidt und unzählige protestantische Pfarrhäuser bezeugen es, daß die Protestanten des Elsaß dem deutschen Genius ihres Landes nichts schuldig geblieben sind.

Aber so sehr der Wille zur Selbstbehauptung im elsässischen Volk der deutschen Eigenart galt, so wurde er doch auch in deutscher Zeit herausgefordert. Mit Recht wurde dies von elsässischer Seite auch stets betont, wenn man auch das Wesentliche vor 1914 und nach 1918 nur wie durch einen Nebel sah und sich und andern etwas vortäuschte. Worum es sich bei diesem elsässischen Selbstbehauptungswillen zu deutscher Zeit handelt, ist einfach ein spezifisch deutscher Zug oder Instinkt. Alles Deutsche ist wesenhaft und wirklich nur im Eigenen, Besonderen, Individuellen; es gibt kein allgemeines, vollständig nivelliertes, uniformes, gleichförmiges Deutschtum, wie es ein Franzosentum gibt. Ueberall auf deutschem Boden bemerken wir dieses zähe Festhalten der durch Natur und Geschichte geformten Bildungen des deutschen Volkstums; unausrottbar sind die Dialektmutter Sprachen, die stammestümlichen Besonderheiten, das Verwachsenheit mit den stammestümlichen Staatlichkeiten. Die dynastische Gesinnung in den einzelnen

Ländern war schließlich nichts anderes als das Stehen zu Symbolen des eigenen Staates, der auf alter geschichtlicher Stammesgrundlage erwachsen war. Das Deutsche ist föderativ oder es ist nicht. Diese einfache, von dem deutschen Grundgesetz aufgegebene Tatsache hat man dem Elsaß gegenüber nach 1870 nicht genügend in Rechnung gesetzt. Denn alle diese Föderativbildungen in Deutschland hatten ganz von selbst aus sich heraus Schutzorgane sich geschaffen, vermittelt deren sie Erweichung, Verwässerung von außen abwehrten und sich in dem ursprünglichen Bestand und dem überlieferten Gehalt zu behaupten suchten. So ist man bayerisch, so schwäbisch, so hessisch, so sächsisch, so preußisch geblieben, und will es bleiben in alle Ewigkeit. Die Unsicherheit und Verschwommenheit der revolutionären Epoche ist wieder geschwunden. Was aber den alten deutschen Stammesländern recht ist, das war dem elsässischen Volke gegenüber nur billig. Man wollte freilich gewiß nicht mit Willen, mit Bewußtsein eine Auflösung des das elsässische Volk zusammenhaltenden Kerns; aber die mit der Wiedereinfügung des Elsaß in das deutsche Reichsgebilde einsetzende Entwicklung konnte dieses Resultat zeitigen, wenn man bedenkt, daß zu etwa anderthalb Millionen bodenständigen Elsässern und Lothringern eine Zuwanderung aus allen Teilen Deutschlands erfolgte, die die echtsten, elementarsten deutschen Abwehrinstinkte hervorrufen mußte. Denn in dieser bisher innerhalb der deutschen Volksfamilie nicht erhörten Fortbewegung einzelner Teile zu einem relativ kleinen andern Teile lag eine ernste Bedrohung für dieses. Die Zugewanderten waren im ganzen energischer, robuster, willenskräftiger; es war möglich, daß damit neue Linien in das Elsässertum kamen, das alte Gesicht sich veränderte, und schließlich mit dem Gewinn des alten Gliedes vom deutschen Stamm doch dessen charakteristische individuelle Wesenheit gerade verloren ging. Daß diese Möglichkeit nicht verwirklicht wurde, bleibt eine der größten Leistungen des elsässischen Volkes von 1870 bis 1918. Was ich meine, ist jedem Kenner klar. Die eingewanderte Bevölkerung in den unteren und mittleren Schichten ist fast widerstandslos in der alten elsässischen aufgegangen; die Kinder dieser Beamten, Arbeiter, Angestellten sprachen nur Elsässerditsch, sie waren, sofern sie gar im Lande geboren waren, schließlich keines Unterschiedes von den Einheimischen sich bewußt. Die Schicht der Geistigen bewies ja wohl mehr wahre Beharrungskraft gegenüber dem Elsässischen, besonders soweit sie ihren Ursprung im Norden hatten, aber auch die zweite Generation etwa der höheren Beamtschaft vor 1914 hatte nur noch das Interesse, in dem Elsässertum ganz aufzugehen. Die altdeutsche Abstammung der Eltern fing sogar an, von manchen als eine Art Makel empfunden zu werden, den man gern verschwie, jedenfalls nicht mehr damit protzte. Im Landesausschuß hatte der Abgeordnete Preiss einmal der Regierung trotzig das Wort entgegengeschiedert: „Wir Elsässer Dickköpfe vertrauen es uns zu, die Altdeutschen zu assimilieren; das Umgekehrte gibt es nicht.“ Er hat in gewissem Sinne recht gehabt. Ein assimilierter Sachse hat im Zaberener Fall unablässig Sturm geblasen; assimilierte, altdeutsche Literaten wollten elsässischer als die Elsässer sein. Solche seltsamen Franzosen gibt es heute

wohl nicht. Es wird wohl noch viel Wasser den Rhein hinunterfließen, ehe die Elsässer ein einziges Franzosenexemplar vorzeigen könnten, wie sie bis 1914 Tausende und Abertausende Deutscher präsentieren konnten. Also die aktive, die produktive Assimilierungskraft der Elsässer hört den rassefremden Franzosen gegenüber auf.

Aber je weniger es Schwierigkeiten machte, einen Großteil der neuen Bevölkerung in sein Wesen hineinzuziehen, sich so einzuverleiben, daß dieses Einverlebte im eigenen Innern sich bald besser auskannte, und das elsässische Sprachinstrument auch dichterisch, künstlerisch virtuos handhabte, so blieb gerade deswegen doch ein Bedürfnis bestehen, vor dem Altdeutschen doch einen Vorsprung zu behalten, als Altelsässer vor ihm etwas vorauszuhaben. Was war da näherliegend, als daß man zu dem französischen Gut griff, als einem überkommenen elsässischen Erbe und die elsässische Selbstbehauptung gerade in einer besonderen Pflege dieses besonderen Beisatzes zu betätigen suchte. Die elsässische Bourgeoisie und die angrenzenden Teile des Bürgertums glaubten durch dieses Stück elsässischer Eigenart, das sie sich zu alleinigem Besitz wahren wollten, auch gewisse Nachteile der Position, in die sie durch die andersartige Struktur deutschen Stammes- und Wirtschaftslebens gekommen waren, einigermaßen ausgleichen zu können. Gewisse Kreise der Eingewanderten kamen aber auch hier nach, sympathisierten offen mit diesen elsässischen Selbstbehauptungstendenzen nach der französischen Seite; ein Teil der öffentlichen Meinung im Reiche, die die politische Linke vertrat, sah ebenfalls darin eine berechtigte Betätigung des elsässischen Partikularismus. Dieser Sukkurs von der deutschen Seite im eigenen Lande wie im Reiche gab dieser französischen Welle, die in der elsässischen Seele unter der klugmaskierten Propaganda der Wetterlé und Bucher aufkam, einen nicht zu verachtenden Auftrieb. Es war damit sofort die Möglichkeit gegeben, jeden Versuch einer gewissen Abwehr von staatlicher Seite als eine mit der deutschen Demokratie sich in Widerspruch setzende militaristische pangermanistische Aktion zu kennzeichnen. In diesem Sinne konnte man jeden der „Zwischenfälle“, wie sie in solcher Atmosphäre natürlich fort und fort neu auftauchen mußten, ausschichten. Bei der lange vor 1914 schon einsetzenden innerpolitischen deutschen Zersetzung war auch für eine gegen die nationalen Interessen Deutschlands gerichtete elsässische Behauptungstendenz von deutscher Seite hier nichts zu fürchten. Die antinationalen Tendenzen hatten aber damals die Wenigsten; es war ein in partikularistisch-autonomistischem Sinne gemeintes Herauskehren einer Seite, einer Linie in elsässischen Wesen, von der man glaubte, daß sie mit der deutschen nationalen Idee durchaus sich gut verträge. Daß in Kolmar, Straßburg, Metz Leute arbeiteten, die die Sache anders meinten, weiß man. Aber heute wollen auch gar viele Leute dabei gewesen sein, die damals an so etwas nicht im Traume dachten, sondern subjektiv und objektiv loyale, ja stellenweise recht patriotische Deutsche waren. Wenn man sich diese vergangenen Dinge wieder gegenwärtigt, so sieht man, wie bis 1914 der Selbstbehauptungswille des Elsässertums ein kaum eingegengtes Feld der Entfaltung und Betätigung hatte, oftmals ein solches, daß man sich fragen konnte, ob

damit den wahrsten Lebensinteressen des Elsaß gedient war oder vielmehr einer an der Grenze begierig lauenden Macht. Aber darum wird doch die Legende von der „botte allemande“, unter der man gelitten, von Zeit zu Zeit wieder hervorgeholt, und wenn es nur ist, um den Franzosen „e Freid ze mache“, wenn man etwas von ihnen will. Ein beliebtes Klischee ist auch das von dem Militarismus, der im Elsaß den um ihr moralisches Daseinsrecht kämpfenden Elsässern im Wege gestanden ist. Das ist auch so eine simpel-naive Betrachtung der elsässischen Problematik, die den unpolitischen Franzosen leicht eingeht. So hat erst dieser Tage der französische Professor Vermeil aus Straßburg in einem Vortrag vor den guten Colmarern die „interessante Feststellung“ gemacht, daß das Elsaß von den Deutschen endgültig aufgegeben sei. „Man hat in weiten Kreisen die Ueberzeugung gewonnen, daß die Militärpartei ehemals alle Wurzeln des Deutschtums dort zerstört habe.“ Eine bessere Deckung für Gesinnungswechsel als diese Entdeckung gibt es nicht. Aber diese Weisheit hat der Herr Professor ja nicht von sich, er hat bei seiner Deutschlandreise viel Verkehr mit Pazifisten, wie er sagte, gepflogen, und von ihnen hat er wohl sein Fündlein, das er nun flugs auch nach dem Elsaß bringt, wo es schmunzelnd auch von denen, die es besser wissen, quittiert wird.

Heute ist die Situation eine total andere. Die elsässische Selbstbehauptung ist viel eindeutiger, geradliniger als zu der deutschen Zeit. Wir bemerken wieder die Linie, der Zeit von 1830 bis 1870: „wir wollen bleiben, was wir sind“, das heißt heute für die Elsässer: Wir wollen nicht in dem allgemeinen Franzosentum aufgehen, auch nachdem wir wieder dem französischen Staat angehören, wir wollen nicht uns die Fäden durchschneiden lassen, die uns mit dem Wurzelboden unserer deutschen Erde verbinden, wir wollen uns das Recht nicht nehmen lassen, so zu wachsen, wie uns die Natur die Richtung vorgeschrieben hat. Sie wollen also im Einklang bleiben mit dem Naturgegebenen, mit der geschichtlichen Entwicklung, sie wollen nichts Künstliches, nichts Gemachtes, nichts, was ihnen vor 1870 schon stets Gegenstand der Lächerlichkeit war, wenn sie sahen, wie ihre Landsleute da und dort sich in etwas hineinzwangen, was ihnen nicht stand, was als unwahrhaftig, fremd empfunden wurde. Man weiß jetzt wieder: zur Behauptung seiner selbst ist nichts so wichtig, als die Behauptung seiner Sprache; nur wer seine Sprache aufgibt, gibt sich auf, der wird wurzellos, der entbehrt jeder nährenden Kraft, die aus dem Boden der Heimat kommt. An diesen Boden der Heimat will man sich jetzt erst recht ansaugen, anklammern, elsässisch auch in Frankreich bleiben.

Der Spuk, der doch so manchen auch gutgesinnten Elsässer vor 1914 beherrschte, daß das „Génie français“ die Seele des Elsässertums sei, ist verfliegen; jetzt weiß man, daß es etwas ist, das von außen neu in diese Seele geprägt werden soll, und daß man auch die Opfer einer oder zweier Generationen, die das kostet, nicht scheut. Die Einbläser von früher, die Wetterlé, Hansi, Zislin, die in allen Tonarten das Evangelium vom kelto-romanischen Elsässertum verkündeten, die sind jetzt allein auf weiter Flur; auf sie hört niemand mehr, nur die Pariser Elsässer und die Pariser Franzosen. Man wirft ihnen jetzt nichts Geringeres vor, als daß sie sich auf die Seite der Elsaß-Hasser geschlagen und ihren Lands-

leuten bei jeder Gelegenheit in den Rücken schossen. Ja, die einst von einer deutschen Regierung so Gefürchteten, die sind jetzt für die elsässische Öffentlichkeit erledigt. Ihre größte Zeit haben sie gehabt, vielleicht sehnen sie sich im stillen zurück zu den dummen Deutschen, die man so schön übertölpeln konnte.

Gewiß, in der Auflehnung wider das System, das deutsches Volkstum, deutsche Sprache mit der Wurzel im Lande aufheben will, erfährt man keine Aufmunterung von französischer Seite, wie man sie einst von deutscher in der Opposition gegen die „Germanisation“ erfuhr. Wenn man sich der Angriffe der Innerfranzosen, die überall das „bochisant“ wittern, zu erwehren hat, so hat man in dem Innerfranzosentum von Straßburg bis Paris eine starre Einheitsfront, die nichts weitergibt, nichts durchläßt. Das Elsaß ist heute ganz auf sich selbst gestellt. Das dämpft ja sichtlich, das läßt die Faust nicht so rasch und offen aus dem Sack wie ehemals, da man es in der Hand hatte, im Reichstag, wenn man wollte, jederzeit großen Krach schlagen zu lassen für sich. Wenn man jetzt in der Kammer in Paris etwas an Klagen, Beschwerden vorbringen will, muß man es zehnfach in patriotisches Silber- und Goldpapier wickeln, sonst würde die allgemeine Entrüstung den Député von der Kammertribüne wegfeigen. Hier liegt die starke Seite der französischen Position im Elsaß: Diese wunderbare nationale Konzentrationskraft des französischen Volkes, die allem die einheitliche Wucht des nationalen Pathos entgegengesetzt. Das hat die Elsässer auch schon in die Abwehr, in die Verteidigung gedrängt, in den Kleinkrieg der Taktik mit all den damit verbundenen Verstellungskünsten und Maskierungen, die auf die Dauer ermüdend und entsittlichend wirken. Das ist und bleibt doch wieder das Imponierende am französischen Regime, und die Franzosen denken: Damit kriegen wir schließlich auch die Elsässer, wenn sie sich auch heute noch so sperren und auf sich selbst verharren möchten, was wir nicht brauchen können.

Jedenfalls treten die Elsässer jetzt in die entscheidendste Epoche ihres geschichtlichen Daseins; es wird sich in den nächsten Jahrzehnten zu erweisen haben, was an den Beteuerungen, stets dem Genius ihres engeren Vaterlandes, seiner Sprache, seiner Tradition treuzubleiben, echt ist und was nur Schall und Rauch. Sie sind ja heute hochgemut und meinen: Wir schaffen es und zwingen die Franzosen, uns so wie wir sind, anzunehmen. Sie stellen sich dabei ganz nur auf sich selbst. Sie begehren nichts von der öffentlichen Meinung der Welt, sie rufen nicht wie andere Völker und Volkssplitter, die in fremdem Staatsverband sich um die Altäre ihrer bedrohten Sprache und Traditionen scharten, das Interesse der Nationen in allen Teilen der Welt auf; das „Mutterland“ würde ihnen das auch austreiben, wenn sie solche Anwandlungen empfänden. Aber sie haben selbst im November 1918 auf all das verzichtet, was unter dem „Schutz der Minoritäten“ an völkerrechtlichen Garantien geboten wird. Das Elsaß steht allein Frankreich gegenüber und Frankreich allein dem Elsaß. Da redet niemand dazwischen, am allerwenigsten Deutschland. Umsomehr hat also das Elsaß, da es allein sein Schicksal in der Hand hat, zu zeigen, welche Reserven an Zähigkeit und Beharrungskraft in ihm stecken.

Zur Lage.

Von den inneren Gründen des „Unbehagens“ in Elsaß-Lothringen.

Robert Ernst.

Im Jahre 1912 erschien in Straßburg das erste Heft der „Cahiers Alsaciens“ — „Elsässer Hefte“, herausgegeben von den Führern der französischgesinnten städtischen Bourgeoisie. Es genügt, hervorzuheben, daß Dr. Peter Bucher, der unermüdete Vorkämpfer der französischen Idee im Elsaß, diese Zeitschrift verantwortlich zeichnete, um jeden Zweifel an der französischen Gesinnung des Herausgeberkreises zu beseitigen. Um so wichtiger ist heute die Feststellung, daß auch diese Männer sich im Jahre 1912 darüber klar waren, daß, selbst von ihrem Standpunkt aus betrachtet, die Elsässer nicht als Teile des französischen Volkes als Kulturgemeinschaft betrachtet werden können. In dem Vorwort zu den „Cahiers Alsaciens“ wird gesagt:

„Die elsässische „Kultur“, wie wir sie auffassen und pflegen wollen, hat sich entwickelt aus sich folgenden oder gleichzeitig wirkenden Beiträgen (apports) des deutschen und französischen Geistes. Damit soll nicht gesagt sein, daß es sich hier um eine „Doppelkultur“ handle. Sie nährt sich aus zwei Grundstoffen; aber der elsässische Organismus hat es verstanden, aus dieser gemischten Nahrung eine Einheit zu schaffen, und er wird es auch weiterhin verstehen. Das eine oder das andere dieser beiden Elemente auszuschalten oder ihm seine Erneuerung unmöglich zu machen, wäre gleichbedeutend damit, unsere elsässische Eigenart entarten zu lassen oder zu zerstören. Wir kennen alles sehr genau, was deutschem Denken und deutschem Empfinden zu danken ist und hüten uns, die Wirkung zu verheimlichen oder zu verneinen.“

Des weiteren wird dann darauf hingewiesen, daß die Mitarbeiter der vorliegenden Zeitschrift sich nur deshalb ausschließlich der Pflege der französischen Bestandteile der elsässischen Eigenart widmen wollen, weil unter deutscher Herrschaft eine einseitige Förderung des deutschen Geistes erfolge.

Es sind die Kreise, die diesen „Cahiers Alsaciens“ nahestanden, die im November 1918 die Führung in Elsaß-Lothringen an sich gerissen haben. Der völlige Zusammenbruch des deutschen Reiches gab ihnen, die mit den französischen Truppen in ihre Heimat zurückkamen, das Geschick Elsaß-Lothringens in die Hände. Das elsässische und lothringische Volk, Sehnsucht nach Ruhe und Frieden im Herzen, überließ ihnen ohne großen Widerstand diese Führung, erdrückt von dem gewaltigen Geschehen ringsum. Aus allen Schichten des Volkes drängten Kräfte empor, die sich mit der vor dem Kriege nur schwachen französischen Minorität im Lande verbündeten. Zu groß war die Verwirrung, als daß Poincarés Wort: „Le plébiscit et fait“ auf eine fest geschlossene Opposition hätte stoßen können.

So mußte es den Vorkämpfern der französischen Idee in Elsaß-Lothringen als ein Leichtes erscheinen, ihre Landsleute in kurzer Frist zu Vollfranzosen zu machen. Was sie im Jahre 1912 von der elsässischen Eigenart verkündet hatten, davon wußten sie nichts mehr im Jahre 1918. In der französischen Uniform hatten sie ihr Elsässertum verloren, und in ihrem Haß auf alles Deutsche mußten sie ihre Mission darin

erblicken, das Volkstum der Elsässer und Lothringer zu zerstören. Sie selbst haben es ja ausgesprochen, daß die Ausschaltung der deutschen Einflüsse die elsässische Eigenart zerstören muß. Und auf diese Zerstörung wird hingearbeitet durch die Einführung der französischen Sprache in Schule, Gericht und Verwaltung, durch Unterdrückung der deutschen Sprache im Theater, durch Ueberschwemmung der befreiten Provinzen mit französischen Beamten.

Aber es ist leichter, ein kleines Völklein von anderthalb Millionen, zumal es sich um deutsche Stämme handelt, in seinem politischen Denken zu verwirren, als ihm seine Art zu nehmen.

Der Kampf gegen und für die Erhaltung des bodenständigen Volkstums beherrscht die Lage im Elsaß und im deutschsprachigen Teile Lothringens vollkommen. Die Verstimmung über das rücksichtslose Vorgehen der Franzosen und ihrer Anhänger bei ihren Verwelschungsbestrebungen ist in der letzten Zeit so stark gewachsen, daß selbst ein Organ wie das „Journal d'Alsace et de la Lorraine“ davor warnt, diese Verstimmung allzuleicht zu nehmen. In dieser Zeitung beschuldigt Marcel Nast am 19. Dezember die gesamte deutschsprachige Presse Elsaß-Lothringens — der weitaus größte Teil der Zeitungen erscheint in deutscher Sprache — einer Frankreich schädlichen Propaganda. Voll Entrüstung bemerkt er, daß man heute im Elsaß die Frage hören kann: „Aber welchen Vorteil haben wir eigentlich dadurch erhalten, daß wir wieder Franzosen geworden sind?“ Und er fährt fort:

„Dieser Geisteszustand ist gefährlich, weil er ein ausgezeichneter Boden für das Wachstum des Bazillus des Partikularismus ist. In der Tat ist dieser Geisteszustand von einer gewissen deutschsprachigen Presse ausgebeutet worden, die geschickt zu verstehen gab, daß der Partikularismus (man wagt noch nicht zu sagen „Autonomie“) mindestens den Vorteil hätte, die nicht einheimischen Beamten zu entfernen, womöglich die Staatssteuern nicht zu zahlen, auf alle Fälle den Elsässern und Lothringern, und zwar ihnen allein die Verwaltung und die Wahrnehmung ihrer Interessen zu sichern. . . . Gewiß, man ist Franzose, vor allem aber Elsässer!! und in gewissen Kreisen wird man nicht zurückgewiesen, wenn man sagt: „Hier sind wir in Straßburg, in Kolmar“, oder wenn man von den „Franzosen“ als von Fremden spricht, und wenn man nicht will, daß diese „Fremden“ (man versteht darunter die Franzosen aus dem Innern), sich mit den elsässischen Fragen beschäftigen. Manchmal gibt sich dieser Geisteszustand durch noch unangenehmere Geschehnisse kund: hier ist es eine Gemeinde, die ein Grabmal für ihre im Kriege gefallenen Gemeindeglieder errichtet, und die Sorge trägt, gleich als müßte sie sich ihrer schämen, auf dem Denkmal die Namen der einzigen beiden Kinder, die in der französischen Armee gefallen sind, auf der Rückseite anzubringen; dort gibt ein Redner in einer Ansprache an junge Knaben zu verstehen, daß die Elsässer, die aus der deutschen Armee fahnenflüchtig wurden, um sich in die französischen Reihen zu stellen ihrer Pflicht und ihrem Treueid gegenüber dem Kaiser untreu geworden sind; dort wird ein junger Elsässer, Reserveleutnant, der während der Manöver die Einquartierung zu regeln hat, folgendermaßen abgewiesen: „Hier kommt kein französischer Offizier herein“. Und ist es nicht ein beunruhigendes Zeichen, daß die großen Namen eines Hansi, Zislin, Blumenthal, Jean und so viele andere, die früher in den Augen Frankreichs das Elsaß darstellten und die die französische Idee so prachtvoll wacherhielten, nicht mehr genannt werden können — selbst in der Abgeordneten Kammer — ohne Unruhe und Unterbrechungen hervorzurufen?“

Herr Nast ist dafür, daß man diesen Hang zum Partikularismus oder genauer ausgedrückt zur Au-

tonomie mit den schärfsten Mitteln bekämpfe. Wir sehen in der Tatsache, daß das „Journal d'Alsace-Lorraine“ sich gezwungen sieht, von diesen Dingen so offen zu sprechen, den Beweis, daß es den Franzosen nicht gelingen wird, den Elsässern und Lothringern ihre Eigenart zu rauben. Es muß um die Sache der „Nur-Franzosen“ in Elsaß-Lothringen nicht gut bestellt sein, wenn das „Journal d'Alsace-Lorraine“ es für notwendig erachtet, die obigen Tatsachen zu bringen, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß auch das Ausland auf diese Weise über die tatsächliche Lage in Elsaß-Lothringen unterrichtet wird.

Zur Erhärtung unserer Behauptung, daß die Elsässer und die Deutsch-Lothringer die Verwertungsmethoden der Franzosen satt haben, geben wir im nachstehenden einen Brief wieder, der am 17. Januar in den „Basler Nachrichten“ als „Brief aus Mülhausen“ erschienen ist. Wir geben einem Landsmann aus Mülhausen das Wort, damit man uns nicht nachsagen kann, unsere Behauptungen seien lediglich aus unseren Wünschen herausgewachsen.

Mülhausen, nach Neujahr.

Von der Nachbarstadt Basels an der Ill wäre aus den letzten Wochen und Monaten des vergangenen Jahres gar manches zu berichten, Lokalgeschichtliches und Ereignisse von allgemeinerem Interesse, die das ganze Oberelsaß betreffen. Beginnen wir mit dem ersten, und zwar mit harmonischen Ereignissen, die beweisen, daß die leidige Sprachenfrage, auf die nachher zurückzukommen sein wird, vor der veredelnden Macht schöner Musik bis jetzt noch zurückweichen muß. Das bewies die wunderbare Aufführung von Haydns „Schöpfung“ in deutscher Sprache am 19. November, veranstaltet von dem jungen und tatkräftigen Organisten der protestantischen Hauptkirche St. Etienne, Herrn Albert Pfimmer. Die Kirche war von andächtig lauschenden Zuhörern, auch aus der französischen Bourgeoisie, dicht besetzt; die Ausführung des herrlichen Werkes durch den wiedererstandenen Choeur Sacré und das bedeutend verstärkte städtische Orchester darf als meisterhaft bezeichnet werden und die Solisten, Frau Wirz-Wyß, Herr R. Plamondon aus Paris, Herr Gläß (ein geborener Elsässer) aus München boten vollendete Leistungen. Es war ein Genuß seltener Art, wie ihn Mülhausen seit Beginn des Krieges nie mehr auskosten durfte. Die letzte Novemberwoche aber sah gar Abend für Abend an sechs hintereinander folgenden Tagen die ganze musikalische Gemeinde der Stadt in derselben Kirche versammelt, um dem Spiele des hervorragenden Künstlertrioquartetts Capet zu lauschen, welches die sämtlichen 17 Streichquartette Beethovens in einer Reihe französischer Städte und so auch hier in mustergültiger Weise zu Gehör brachte. Daß auch Mülhausen César Franck zu Ehren vor vier Wochen ein Festkonzert im Stadttheater veranstaltete und vergangenen Freitag ebenfalls im Stadttheater eine große Pasteur-Feier mit einem Festredner aus Paris, finde nur nebenbei Erwähnung, ebenso, daß die Leistungen der Operngruppe diesen Winter auf einem bedeutend höheren Niveau stehen als in der vorhergegangenen Saison, und daß auch das Elsässertheater sein Repertoire in Dialektstücken bedeutend zu vermehren sucht.

Mülhausen teilte sich mit andern Ortschaften des Oberelsaß in die Ehre des Besuches des Justizministers Colrat, der die vom Krieg am meisten mitgenommenen Dörfer und Städte mit dem Kriegskreuz (Croix de guerre) auszeichnen sollte, eine Sitte, die in Frankreich sehr große Verbreitung gefunden hat, und zu patriotischen Manifesten mannigfachster Art Veranlassung gibt. Ob freilich die bei solchen Anlässen oft recht übereifrigen Redner immer auch die Stimmung der breiten Masse des Volkes wiedergeben, ist eine andere Frage. Manche der am schwersten betroffenen und am lautesten gelobten Ortschaften würden es wohl bei weitem vorziehen, wenn ihnen statt der Ehrenkreuze endlich ein Teil der versprochenen Entschädigungen für ihre zerstörten Häuser und die Pensionen für ihre verstümmelten Einwohner bezahlt würden. Wohl hat sich

der Deputierte von Altkrich und frühere Arbeitsminister Paul Jourdain in der Kammer für diese Interessen der Kriegsgeschädigten gewehrt und die Einstellung eines Kredits von 50 Millionen als Abschlagszahlung für verschiedene Kategorien dieser von Jahr zu Jahr weiter vertröteten Opfer des Krieges verlangt, da sonst die Unzufriedenheit im Lande leicht Nahrung finden könnte: 10 Millionen war alles, was die Regierung bewilligen zu können glaubte. Die reichen Industriellen haben eben auch hier gleich nach dem Waffenstillstand, als es noch hieß: Le boche payera! den Rahm oben abgeschöpft und viele Millionen zum Wiederaufbau ihrer Fabriken und Villen erhalten, während der kleine Mann das Nachsehen hatte und natürlich die Reihen der Unzufriedenen mehrte.

Daß auch in der Schul- und Sprachenfrage die unnachgiebige Haltung der Regierungsorgane viel böses Blut macht, und den „malaise“ im Elsaß nicht so bald zum Verschwinden bringen wird, das dürfte jedem Einsichtigen klar werden. Wo sind die Versprechungen eines Millerands geblieben, der, als er noch Generalkommissar in Straßburg war, beteuerte, das Elsaß solle als zweisprachiges Land (pays bilingue) geachtet werden, wenn nun z. B. in der Ecole primaire supérieure (Fortbildungsschule) in Mülhausen der deutschen Sprache (also der Muttersprache der meisten Kinder) ganze zwei Wochenstunden eingeräumt werden und zwar ausgerechnet die Stunden von Mittwoch 5—6 und Samstag von 4—5 Uhr nachmittags! In zynischer Weise werden sogar ganz selbstverständliche Gesuche, wie Religionsunterricht in deutscher Sprache oder wenigstens die Erlaubnis, einige Kirchenlieder in dieser Sprache durch die Kinder lernen zu lassen, die doch später den deutschen Gottesdienst besuchen sollen, abgewiesen „aus Gründen moralischer Natur“ (Antwort des Direktors der Straßburger Akademie auf eine in dieser Richtung gehende Bitte!) Umsonst beklagen sich die katholischen Geistlichen im oberen Elsaß, daß die Schul- und Unterrichts-Gesellschaften überhaupt keine Sprache mehr richtig zu lesen und zu schreiben verstehen — es herrscht nun einmal das Bestreben vor, das Deutsche in möglichst kurzer Zeit durch die „Landessprache“ zu ersetzen, wie das Französische fälschlicherweise genannt wird. Jeder Hinweis auf die glückliche Lösung der Sprachenfrage in der benachbarten Schweiz wird von diesen Heißspornen mit der Behauptung beantwortet, daß eben die Schweiz faktisch keine nationale Einheit kenne, eine solche könne nur durch die Einheitlichkeit in der Sprache erreicht werden. Für den Moment läßt sich ja freilich konstatieren, daß in den Straßen Mülhausens heute vielmehr deutsch (d. h. der oberelsässische Dialekt) gesprochen wird, auch der zwei und drei Jahren, aber ob es gelingen wird, auch der Jugend die alte Landessprache zu erhalten, das hängt wesentlich von der Fähigkeit der Erwachsenen ab, die hoffentlich dem Uebereifer der Chauvinisten — die ärgsten von ihnen sind ja meist Elsässer, Mitglieder der Bourgeoisie, die vielfach unter dem deutschen Regime reich geworden sind — denselben festen Willen gegenüberstellen werden, den sie einst der gewaltsamen Verpreußung gegenüber an den Tag legten.

In den protestantischen Gemeinden von ganz Elsaß-Lothringen und so auch in Mülhausen und dem Sundgau wird dieser Tage eine Petition unterschrieben, um dem protestantischen Volke den Karfreitag als staatlichen Feiertag zu erhalten. Leider sind es wieder vor allem protestantische Industrielle, die aus schnöder Gewinnsucht und aus Liebedienerei vor den Machthabern dieser vollberechtigten und auch von vielen Katholiken unterstützten Bewegung entgegenarbeiten. Doch hat sich in der Straßburger Handelskammer eine kleine Mehrheit für die Beibehaltung des Karfreitags ausgesprochen. Im Conseil Consultatif soll die Frage demnächst zur Beratung kommen, doch ist es die französische Volksvertretung, bei welcher die Entscheidung liegt.

Im Conseil Consultatif ist die Karfreitags-Frage am 11. Januar besprochen worden; eine Entscheidung ist nicht gefallen; sondern diese Angelegenheit wurde auf die April-Session vertagt, trotzdem die oben erwähnte Petition 116 000 Unterschriften aufzuweisen hatte. Mit „vertagen“ war man überhaupt sehr rasch bei der Hand, auch in andern brennenden Fragen. Frankreich will nicht nachgeben, und doch fürchtet man durch schroffe Entscheidung allzuviel Zündstoff anzuhäufen. Aber eines Tages werden die Entscheidungen doch fallen müssen.

Trennung von Kirche und Staat und Elsaß-Lothringen.

P. L.

Es war ein glänzendes Zeugnis für den staatsmännischen Weitblick des jungen Siegers von Marengo, daß er die Notwendigkeit erkannte, dem Volke nach der langen Schreckenszeit der Revolution die volle Freiheit der religiösen Betätigung wiederzugeben und mit dem Papste und der Kirche Frieden zu schließen. Dies geschah durch den Abschluß des Konkordats vom 19. Juli 1801. Dieser Vertrag, durch den die kirchenpolitischen Beziehungen zwischen Frankreich und dem Päpstlichen Stuhl auf ein Jahrhundert hinaus geregelt wurden, erstreckte sich auch auf Elsaß und Lothringen, die damals zum französischen Staatsverband gehörten. Er blieb mit einigen Modifikationen weiterbestehen, als die beiden Länder durch den Frankfurter Frieden von 1871 wieder an Deutschland zurückfielen. Im Jahre 1905 führte Frankreich durch das sog. Trennungsgesetz den Bruch des Konkordats herbei und schuf dadurch den merkwürdigen kirchenrechtlichen Zustand, daß der Vertrag, der 1801 für Frankreich geschaffen worden war, in diesem Lande selbst zu bestehen aufhörte, während er in Elsaß und Lothringen, Teilen Deutschlands, weiter in Geltung blieb.

Man weiß, mit welchem lebhaftem Interesse auch nach 1871 in Elsaß und Lothringen die Ereignisse in Innerfrankreich verfolgt wurden. Die vorwiegend katholische Bevölkerung nahm besonderen Anteil an der Entwicklung der innerkirchlichen Verhältnisse dortselbst. Nun hatte schon das Vereinsgesetz Waldeck-Roussaus, eine Enormität, die ihresgleichen in der Gesetzgebung eines modernen Staates sucht, und die unter dem Titel der Freiheit die schlimmste Vergewaltigung der Freiheit der religiösen Vereine und Kongregationen darstellt, die die Kirchengeschichte kennt, viele bei uns unstreitig noch vorhandenen Sympathien für Frankreich unterdrückt. Seine brutale Durchführung durch Combes und seine Ergänzung durch die sog. Laiengesetze und das Trennungsgesetz ließen vollends auch solche, die in ihrem Herzen etwa noch französisch waren, besorgt aufhorchen. Typisch ist in dieser Hinsicht vielleicht die Meinung eines greisen Priesters, der gegen Ende des Krieges starb, der eine französische Erziehung genossen hatte, und der lange Jahre in Frankreich zugebracht hatte. Dieser im Elsaß hochangesehene Geistliche pflegte während des Krieges oft die Frage aufzuwerfen: „Wenn das Elsaß jetzt wieder französisch würde, wäre das für das katholische Elsaß ein Glück?“ Wenn der Greis dann Anklage erhob gegen jenes Frankreich, das seinen Staatsmännern verbot, auch nur den Namen Gottes auszusprechen; gegen jenes Frankreich, das Zehntausende von Ordensleuten, Söhne und Töchter des katholischen Volkes aus der Heimat verbannte; jenes Frankreich, das tausende von Instituten dem Tode weihte, an denen die Lebensarbeit von Generationen, ungemessene freiwillige Opfer an Geld und Gut, unersetzbare geistige Werte hingen; gegen jenes Frankreich, das die Seelsorger ihres Daches, die Diözesen ihrer klerikalen Erziehungsanstalten, die Gemeinden ihrer Kirchen, selbst die Toten der frommen Stif-

tungen zum Heil ihrer Seelen beraubte: dann war die Antwort auf jene Frage gegeben!

In der Tat erfuhr der von den Franzosen im Herbst 1914 besetzte Landstreifen im Oberelsaß gar bald die religiösen „Wohltaten“ des laizierten Frankreich. Zwar hatte Marschall Joffre in Thann, Poincaré in Maasmünster feierlich das Versprechen des „respect des croyances et traditions“ gegeben. Aber man hielt es mit diesem feierlichen Versprechen für vereinbar, in das besetzte Gebiet unter die gut katholische Bevölkerung Beamte zu schicken, die Freimaurer waren und ihren Religionshaß offen zur Schau trugen; man glaubte die Schulen Inspektoren unterstellen zu dürfen, die der Religion feindlich gegenüberstanden, die in ihren Schulen gelehrt wurde.

Kein Wunder, daß im November 1918, als Deutschland zusammenbrach, und als Frankreich — dem das aus seinem Gleichgewicht gebrachte Elsaß so leicht machte, zum zweitenmal unser Selbstbestimmungsrecht mit Füßen zu treten — uns zum zweitenmal annektierte, weite Kreise des elsässischen und lothringischen Volkes und Klerus von der bänglichen Sorge erfüllt waren, ob Frankreich nicht auch unsere religiösen Freiheiten mit Füßen treten würde. Zwar wurde auch jetzt nicht mit Versprechungen, selbst nicht mit religiösen Demonstrationen gespart. Mit denen hat Frankreich ja nie gekargt, wenn es galt, damit politische Ziele zu erreichen. Poincaré, Viviani, Millerand und zuletzt Barthou am 13. November 1921 mit den Worten: „Des Promesses vous ont été faites, ces promesses seront tenues. Le gouvernement de la République n'est pas de ceux qui considèrent leurs engagements comme des chiffons de papier. Pendant la guerre et depuis la victoire, pendant la paix qui a suivi cette victoire, on vous a dit que dans l'unité nationale qui dominait tout, on saurait tenir compte de vos traditions, de vos moeurs, de vos libertés et de vos croyances. Le gouvernement est solidaire des engagements qui ont été pris par ceux qui l'on précédé. Croyez à ma parole, mes frères et mes compatriotes d'Alsace, ces engagements seront tenues.“ haben diese Versprechungen wiederholt.“) Aber daß zwischen dem Ja der Versprechungen der offiziellen Stellen und der Ausführung derselben durch die behördlichen Organe eine tiefe Kluft klaffen würde, das konnte von Anfang an niemand verborgen sein, der die französischen Methoden kannte.

Ein grundlegender Fehler, der nach dem Waffenstillstand seitens unseres Landes gemacht worden ist,

*) „Versprechungen sind euch gemacht worden; diese Versprechungen werden gehalten werden. Die französische Regierung gehört nicht zu denen, die Verpflichtungen wie Fetzen Papier betrachten. Während des Krieges und seit dem Siege, während des Friedens, der diesem Siege gefolgt ist, hat man euch gesagt, daß innerhalb der nationalen Einheit, die alles beherrscht, man verstehen werde, euren Traditionen, euren Sitten, euren Freiheiten und euerem Glauben Rechnung zu tragen. Die Regierung ist solidarisch mit den Verpflichtungen, die von denen eingegangen wurden, die ihr vorangegangen sind. Glaubet meinem Wort, meine Brüder und elsässischen Landsleute, diese Verpflichtungen werden eingehalten werden.“

war, daß man sich darauf einließ, sich mit einer solchen mündlichen Garantie unserer „traditions, moeurs, libertés, croyances“ zu begnügen. Gleich nach dem Waffenstillstand wurde der Gedanke lebhaft erörtert, ob in den Friedensvertrag nicht Bestimmungen aufgenommen werden sollten, die den Schutz unserer Landeseinrichtungen, unserer Sprache und kulturellen Eigenart, unserer kirchenpolitischen Verhältnisse zum Gegenstand hätten haben müssen. Man hat in Frankreich gegen eine solche Zustimmung (!), die die Souveränität Frankreichs antaste, Verwahrung eingelegt. Und doch wären solche Bestimmungen in der Geschichte der Friedensverträge keineswegs unerhört gewesen. Ludwig XIV. hat im Westfälischen Frieden die Verpflichtung übernommen, die religiösen Freiheiten und Rechte der elsässischen und lothringischen Protestanten zu achten, güter über die Wirren der Revolution hinaus gerettet. Bei den Verträgen über die Teilung Polens haben die Könige von Preußen sich zur Wahrung der Rechte der polnischen Katholiken verpflichtet. Und um in der Gegenwart zu bleiben, enthalten die verschiedenen Friedensverträge, die den Weltkrieg formell beendeten, Bestimmungen über die Rechtslage der Juden in Polen und Rumänien, der Armenier in der Türkei, der nationalen Minderheiten in den verschiedenen Ländern. Der Völkerbundspakt regelt den Achtstundentag. Niemand dachte oder denkt bei diesen Regelungen an Gefährdung der Souveränität der betreffenden Länder. Wir Elsässer und Lothringer haben uns — sagen wir es frei heraus — in unserem Begeisterungstaumel über den „joyeux retour“ (!) übertölpelt und um die völkerrechtliche Sicherung unserer Freiheiten und wohlverworbenen Rechte betrügen lassen.

Nun stehen wir einer Lage gegenüber, die auf irgendeine Weise gesichert werden muß. Wie stellt sich diese Lage augenblicklich dar? Wie ist gegenwärtig die Stellung von Kirche und Staat in Elsaß und Lothringen? Wie wird die Stellung in Zukunft sein?

Ueber den gegenwärtigen staatsrechtlichen Zustand kann kein Zweifel sein. Das Konkordat von 1801 besteht gegenwärtig in Elsaß und Lothringen noch voll und ganz zu Recht. Ob das Konkordat auch in Zukunft bei uns in Geltung bleiben wird, das wird ganz wesentlich von der innerpolitischen Entwicklung, der parteipolitischen Konstellation in Frankreich abhängen. Es ist seltsam, daß der Kampf um Sein oder Nichtsein des Konkordats in unserm Lande mehr unter der Flagge des Patriotismus als etwa unter prinzipiellen Gesichtspunkten ausgetragen wird. Gegen das Konkordat, d. h. für die Trennung von Kirche und Staat, kämpfen die Radikalen, die Sozialisten und Kommunisten sowie die weitaus größte Mehrzahl der aus Innerfrankreich zugewanderten Elemente: die von der Regierung abhängige Beamten- und Lehrerschaft, man kann sagen die Regierung selbst. Man tut dies, indem man nach vollkommener Assimilierung der „wiedergewonnenen Provinzen“ an das Mutterland ruft, d. h. nach Ersetzung der bisher im Lande geltenden Gesetze durch die innerfranzösische Gesetzgebung einschließlich der sog. „lois laiques“. Es ist nun bezeichnend, daß es selbst unter den gläubigen Katholiken und Protestanten eine gewisse An-

zahl von Leuten gibt, die in ihrem Hyperpatriotismus für diese vollkommene Assimilierung des Elsasses und Lothringens selbst den Preis der Einführung der Laiengesetzgebung nicht scheuen würden. Der unlängst verstorbene Abg. Collin gehörte dazu. Die zahlreichen, zum Teil sehr heftigen Protestkundgebungen mögen ihm gezeigt haben, daß die überwiegende Mehrzahl des Volkes und der Geistlichkeit für diese Art Patriotismus nicht das geringste Verständnis hat.

Die Geistlichkeit beider Konfessionen und das gläubige Volk sind fast ausnahmslos für die Aufrechterhaltung des Konkordats. Die „Elsässische Republikanische Volkspartei“ ist die mächtige parteipolitische Organisation, die in der Kammer den Willen dieser Kreise zur Geltung zu bringen versucht. Neben dieser politischen hat sich eine konfessionelle Organisation im „Elsässischen Katholikenbund“ zur Verteidigung des Konkordats und eigens zur Verteidigung der christlichen Schule die „Liga der Familienväter und Familienmütter“ gebildet, die für deren Beibehaltung über 220 000 Unterschriften im ganzen Lande sammelte. Die Volkspartei, hinter der namentlich fast die ganze Geistlichkeit steht, hat sich gleich nach dem Zusammenbruch für Frankreich erklärt. Die Motive für diese Stellungnahme sind in erster Linie auf kirchenpolitischem Gebiet zu suchen; man hoffte durch laute Betonung seines französischen Patriotismus die französische Mächthaber zur Nachsicht in der Konkordatsfrage zu bewegen. Dies schien in der Tat zu gelingen. Das für die Kammerwahlen von November 1919 aufgestellte Parteiprogramm enthält u. a. folgende Forderungen: Gleichberechtigung der deutschen Sprache mit der französischen in Verwaltung und Rechtspflege — Inkraftbleiben der deutschen Gesetzgebung über den Arbeiterschutz und die sozialen Versicherungen — weitgehende Verwaltungselbstständigkeit, Schaffung einer auf breiter Grundlage gewählten Landesvertretung mit eigenem Budget, der „gewisse Verwaltungsaufgaben, u. a. auf dem Gebiet des Kultus, des höheren und niederen Schulwesens, der Universität, des Handels, der Industrie, der Landwirtschaft, der öffentlichen Arbeiten, des Verkehrs und des sozialen Versicherungswesens zu übertragen sind“ — Aufrechterhaltung des gegenwärtigen Verhältnisses von Kirche und Staat und Beibehaltung der konfessionellen Schule.

Während die Volkspartei inzwischen Punkt um Punkt von diesem Programm preisgeben oder zurückstellen mußte, ist es ihr gelungen, das Kernstück des Programms, die letztgenannte Forderung, im wesentlichen zu behaupten. Und so stellt sich denn zurzeit die kirchenpolitische Lage in Elsaß und Lothringen im Gegensatz zu Frankreich folgendermaßen dar:

Während in Frankreich die Kirche (die Religionsgesellschaften) nicht existiert, ist sie in Elsaß und Lothringen staatlich anerkannt und genießt den Schutz der Gesetze;

während in Frankreich die Kirchen, Pfarrhäuser, Seminare, Klöster, frommen Stiftungen vom Staat geraubt worden sind, genießt in Elsaß und Lothringen die Kirche noch ungeschmälert alle Eigentumsrechte;

während in Frankreich der Staat jeden Beitrag zum Unterhalt des Kultus, der Kultgebäude, der Kultusdiener ablehnt, erfüllt er in Elsaß und Lothringen

bisher noch die in dieser Hinsicht aus dem Konkordat von 1801 sich ergebenden Verpflichtungen;

während in Frankreich Niederlassungen von religiösen Genossenschaften, Kongregationen und Orden verboten sind, sind die beim Waffenstillstand in Elsaß und Lothringen bestehenden Niederlassungen unbehelligt geblieben, ja es sind verschiedene neue hinzugekommen;

während in Frankreich die Kindererziehung in den religionslosen Staatsschulen erfolgt und die von Katholiken gegründeten sog. „freien Schulen“ vom Staate keinerlei Unterstützung erhalten, besteht in Elsaß und Lothringen bisher noch die konfessionelle Schule, und Staat und Gemeinde erkennen die Unterhaltungspflicht an.

Aber gerade die Schule ist der Angelpunkt, an dem die französische Regierung auch in unsern Landen den Hebel angesetzt hat, um die berühmte „Laizisierung“ des öffentlichen Lebens herbeizuführen. Nicht direkt, aber mit jenen zielbewußten, langsam aber sicher wirkenden Methoden, in denen die Franzosen von jeher Meister waren, untergräbt das offizielle Frankreich in Elsaß und Lothringen die christliche Schule. Der Anfang sollte gemacht werden mit der Abschaffung der katholisch-theologischen Fakultät der Universität zu Straßburg. Unbegreiflicherweise haben bei dieser Tat gewisse Geistliche Handlangerdienste leisten wollen. Aber die ernstesten Widerstände, die sich gegen die Aufhebung in weitesten Kreisen des Klerus geltend machten, ließen den Plan nicht zur Ausführung gelangen. So besuchen denn die Theologen nach wie vor die Vorlesungen an der Universität, die allerdings ganz französisiert worden ist, — nicht zum Vorteil ihrer wissenschaftlichen Leistungen.

Den Hauptsturm zur Abschaffung des bestehenden Konkordats haben jedoch die Radikalen, die Sozialisten und freimaurerischen Regierungskreise auf dem Gebiet des Volksschulwesens unternommen. Diese Leute wissen wohl, daß sie in der Volksschule den fruchtbarsten Boden haben für die unheilvolle Saat, die sie säen wollen. Mit den raffiniertesten Mitteln ging man ans Werk. Gleich nach dem Waffenstillstand begann eine Flut von französischen Lehrkräften das Land zu überfluten, um ungesäumt die Französisierung in die Wege zu leiten. Sehr zum Unbehagen unserer elsässischen und lothringischen Lehrer, denen die Eindringlinge überall vorgezogen wurden! Alle leitenden Stellen der Schulverwaltung kamen in ihre Hand, während für die Einheimischen nur die untergeordneten Posten übrig blieben. Fast 2000 Lehrpersonen sind seit 1918 aus Innerfrankreich in unser Land gekommen. Nicht die besten Elemente. Die allermeisten von ihnen sind ungläubig. Sie alle sind, da in Frankreich der Volksschullehrerstand bei weitem nicht jenes Ansehen genießt wie in Deutschland, nicht auf jenem Bildungsniveau, das wir an den Lehrern früher unter deutscher Regierung gewohnt waren. Sie alle gingen aus den atheistischen staatlichen Lehrerbildungsanstalten hervor. Sie haben dort selbstverständlich keine Befähigung erlangt und haben nun auch keine Neigung, den obligatorischen Unterricht in der Religion zu erteilen. Sie weigern sich, mit ihren Schülern das übliche Schulgebet zu verrichten, sie verweigern ihnen das gute Beispiel des Besuchs des Gottesdienstes, geben ihnen dafür oft genug das schlechte Bei-

spiel eines skandalösen Lebenswandels. Und selbst wenn sie von den besten Absichten beseelt wären — oft genug sind sie es leider nicht! —, religiöse Gehässigkeiten zu vermeiden, so muß doch ihre Weltanschauung sich im Unterricht immer wieder geltend machen, und ihr eigener religiöser Indifferentismus bedeutet ein langsames, aber sicheres Untergraben des religiösen Fundaments unserer Jugend, das unsere Eltern, unsere Seelsorger, unsere gläubigen Lehrer und jeden wahren Volksfreund mit Sorge für die Zukunft erfüllen muß. Dazu kommt, daß die von Paris massenhaft importierten Lehrmittel kein Wort von Gott und Religion enthalten, daß die jammervolle „direkte Methode“ den Kindern das Verständnis der hochdeutschen Sprache, in der der Religionsunterricht von der Geistlichkeit erteilt werden soll, fast unmöglich macht, daß die jungen Lehramtskandidaten längere Zeit in den religionslosen innerfranzösischen Lehrerbildungsanstalten zubringen müssen.

Mit diesen raffinierten Mitteln wird heute gegen das Heiligste gekämpft, das wir Elsässer und Lothringer besitzen. Der Kampf geht weiter, auch auf anderen Gebieten. Neuerdings verlautet, daß die Regierung eine Verordnung erlassen will, wonach der 2. Weihnachtstag und der Karfreitag als gesetzliche Feiertage abgeschafft werden sollen. Es wird sich zeigen, ob die Protestanten sich ohne weiteres ihren höchsten Feiertag nehmen lassen werden. Und auch den Katholiken ist der Stephanstag eine liebe Tradition; sie werden in dieser Frage Reihe an Reihe mit ihren protestantischen Mitbürgern kämpfen. Dies um so mehr, als dieselbe Verordnung auch die bei uns geltende Sonntagsruhe durch die in Innerfrankreich gesetzliche Wochenruhe ersetzen will. Das klingt sehr harmlos. Dadurch soll es den Behörden und den Arbeitgebern gestattet sein, ihren Untergebenen anstatt des Sonntags einen beliebigen anderen Wochentag als Ruhetag zu geben. Aber im Rahmen des bisher von den französischen Kirchenfeinden geübten Systems bedeutet diese Verordnung nur einen weiteren Schritt zur Entchristlichung unseres Landes, einen weiteren Schritt zur Laizisierung.

So geht der Kampf weiter.

Frankreich kennt den unerschütterlichen Willen des weitaus größten Teiles des elsässischen und lothringischen Volkes in kirchenpolitischen Dingen. Es weiß, daß wir an dem heiligen Erbe unserer Väter nicht rütteln lassen wollen. Aber es kehrt sich nicht daran. Unbekümmert darum geht es seinen Weg. Kein Wunder, daß die Unzufriedenheit im Lande wächst; landauf, landab. Frankreich wird erfahren, daß der Weg, den es geht, in einen Abgrund führt, aus dem es kein Erheben geben wird.

Wir Elsässer und Lothringer wollen nicht, daß unsere Schulen entchristlicht werden; wir wollen, daß sie in dem Glauben erzogen werden, in dem ihre Eltern und unsere Väter glücklich waren! — Wir Elsässer und Lothringer wollen nicht, daß eines Tages unsere Ordensleute vertrieben, Söhne und Töchter unseres Volkes ins Exil wandern müssen. Niemals sollen unsere Kirchen beraubt und dem Verfall preisgegeben werden, niemals sollen unsere Priester dem Mangel und Hunger ausgesetzt sein! — Wir Elsässer und Lothringer schätzen die Religion, die Kirche und deren Freiheit als ein Kleinod, das uns hoch über allem Irdischen stellt. Frankreich hat uns vieles vorenthalten, vieles genommen. Es nahm

uns das allen Völkern zuerkannte Recht, selbst über unsere Zukunft und staatliche Zugehörigkeit zu bestimmen. Es nimmt uns Stück um Stück von unserer Selbstverwaltung und unseren erprobten öffentlichen Einrichtungen und Gesetzen. Es will uns unsere Muttersprache nehmen und liefert unsere Kinder durch verfehlte Schulmethoden der Unkultur und dem Analphabetismus aus. Dem allem sind wir

schutzlos ausgeliefert, weil diejenigen auf das blutigste versagen, die die Führer des Volkes sein sollten. — Wenn aber Hand gelegt werden wird an unsere Glaubensüberzeugung, an die gesetzliche Sicherung des christlichen Charakters unseres öffentlichen Lebens, dann wird das Volk selbst seine Geschicke in die Hand nehmen und wird mit echt elsässischer Zähigkeit ringen um seine heiligsten Güter.

Deutschlothringen.

Fritz Urban.

Was ist doch der Ausdruck Lothringen für ein vieldeutiger Begriff! Einst im alten deutschen Reich verstand man das Herzogtum darunter, das als Stammesherzogtum ursprünglich von Basel bis zur Nordsee gereicht hatte, dann als Territorialstaat sich auf den südlichen Teil des alten Oberlothringen beschränkte. 1766 ward es von Frankreich einverleibt, nachdem es die drückende Hofhaltung des ehemaligen Polenkönigs Stanislaus Leszynski und die brutale Gewaltpolitik seines französischen Kanzlers Chaumont de la Galaizière hatte über sich ergehen lassen müssen. Erst mit der französischen Revolution aber schmolzen die aus dem deutschen Mittelalter überkommenen lothringischen Territorialgebilde: Das Gebiet der Herzogtümer Lothringen und Bar, die Provinz der 3 Bistümer, das Gebiet des alten Stadtstaats Metz und all die kleinen reichsunmittelbaren Herrschaften mit Frankreich zur rechten Einheit des Staates zusammen. Einen einheitlichen politischen Körper hat Gesamtlothringen weder vorher noch nachher gebildet: vorher hatte die Vielheit der Territorialgebilde bestanden, an ihre Stelle traten jetzt die 4 lothringischen Departements: Moselle, Meurthe et Moselle, Vosges und Meuse. Darüber ging auch die alte Verwaltungseinteilung des Herzogtums in die 3 bailliages: Nancy (Lorraine propre), Vôge und Allemagne zugrunde. Lothringen bildete von nun ab nur noch die geopolitische Einheit der französischen „Region Lothringen“, des Landes von den Sichelbergen im Süden bis zur Grenze der Pfalz und Preußens im Norden, von dem Kamm der Vogesen im Osten bis zur Maas im Westen hin.

Von der „Region Lothringen“ nun wurde im Jahre 1871 der Bezirk Lothringen abgetrennt, das Gebiet, das bis zum Versailler Frieden mit dem Elsaß zum Reichslandstaat Elsaß-Lothringen verbunden war. Es war kein völkisch einheitliches Gebilde, dieser Bezirk Lothringen: Romanisches Volkstum mit stark entwickeltem französischem Volksbewußtsein blieb mit deutschem Stammestum, das ohne deutsches Nationalbewußtsein war, das sogar französische Staatsbürgergesinnung in sich entfaltete hatte, in verwaltungspolitischer Einheit verbunden. Militärische Gesichtspunkte hatten dazu geführt, daß außer dem deutschen Sprachgebiet auch die Feste Metz mit ihrem Vorland abgetreten wurde, das gewaltige französische Einfallstor zum Mittelrhein. Das war keine eigentlich nationalpolitische Lösung. Mit Französisch-Lothringen vereint war Deutschlothringen schwer in der Lage, sich vom französischen Einfluß zu befreien. Mit Französisch-Lothringen vereint konnte Elsaß-Lothringen nur schwer sich zum völkisch einheitlichen Eigenstaat bundesstaatlichen Charakters im Reich entfalten. Indem Französisch-Lothringen abgetrennt wurde, konnte Frankreich leichtlich von

nationaler Verstümmelung reden, zugleich die Tatsache der Sprachgrenze vor den Augen der Welt verschleiern und ganz Lothringen sowie das Elsaß mit größerer Leichtigkeit in den Bereich seiner politischen Legendenbildung miteinbeziehen.

Von Deutschlothringen wollen wir in diesen Zeilen reden, dem dem Elsaß völkisch und geschichtlich eng verbundenen Lande westlich von der Zaberner Steige, dem Donon, dem Kamm der Nordvogesen überhaupt, und Luxemburg im Westen, dem Gebiete deutscher Zunge und deutscher Volksart nördlich der die Völker scheidenden Sprachgrenze.

Die Sprachgrenze ist das Werk der Alemannen. Sie wanderten, als die römischen Legionen ums Jahr 400 den Grenzschutz aufgeben mußten, in geschlossenem Volksverband auch über die Vogesenpässe nach Westen. Widerstand trat ihnen erst an der großen römischen Militärstraße entgegen, die von Metz über Marsal nach Straßburg führte und, die Verbindung mit dem inneren Gallien herstellte, das von den Römern behauptet wurde. Auch Metz, das neu befestigte, hielt stand. So wälzte sich die Woge in westnördlicher Richtung bis zur Eifel und den Ardennen hin. Im Hinterland aber ließen sich die Alemannen nieder. Sie gründeten sippenweise die Orte auf —ingen, die sich in dichter Folge die ganze Sprachgrenze entlang ziehen. Die romanische Bevölkerung wanderte ab oder ward vernichtet. Einige Sprachinseln sind zunächst bestehen geblieben. Aber sie verloren sich schnell im Germanentum. Im 10. Jahrhundert spätestens war das linke Rheinufer der Wohnsitz einer sprachlich einheitlichen deutschen Bevölkerung. Über die Alemannen aber war das Eroberervolk der Franken gekommen. Sie nahmen schon 455 Trier. Unter Chlodwig ergoß sich sodann das salische Heer über das Reich des Syagrius, schlug Westgoten und Burgunden, unterwarf die Alemannen. Es ward das Frankenreich begründet, die machtpolitische Eroberung eines großen Bereichs. Zur geschlossenen Besiedlung des gewaltigen Bereichs bis zur Loire hin reichte die Volkszahl nicht aus; so blieb in den eroberten Gebieten das romanische Volkstum, blieb das Alemannentum erhalten. Gesichert aber wurde das Gebiet durch fränkische Heeresiedlungen. Es sind die Ortschaften auf —hofen und —heim, auf —ville und —court. Die lothringischen Alemannen wurden so in den Machtbereich der ursprünglich nördlich von ihnen wohnenden Franken gezogen und glichen sich ihnen auch sprachlich an, so daß das fränkisch-alemannische Mischvolkentum, das heute noch Deutschlothringen bewohnt, das heute noch Deutschlothringen bewohnt.

Erst im 17. Jahrhundert hat das Deutschtum hier Einbuße erlitten. Im Verlauf des dreißigjährigen Kriegs wurde die Bevölkerung streckenweise fast ausgerottet. Ludwig XIV zog dafür innerfranzösische Kolonisten ins Land: Pikarden, Auvergnaten. So verschwand

die deutsche Sprache in dem Gebiet vom Donon bis etwa Destrich. Es ist die Gegend von Marsal und Albedorf mit Dieuze als Mittelpunkt, in ihrer größten Länge 50 km lang, in ihrer größten Breite 25 km breit. Im übrigen aber ist die Sprachgrenze, wie sie war, bis heute im wesentlichen bestehen geblieben. Zwar hat die neufranzösische Sprache zu gewissen Zeiten auch ins deutsche Sprachgebiet übergreifen und in einzelnen Schichten der Bevölkerung kulturpolitische Eroberungen gemacht, zwar ist unsere deutsche Schriftsprache auch ins romanische Gebiet eingedrungen; aber da waren zeitgebundene Einflüsse wirksam, die zwar von kulturpolitischer und allgemeinpolitischer Bedeutung sind, mit der Sprachgrenze aber hat das nichts zu tun. Die grundlegende Frage ist: wie weit wird in den Gemeinden und Familien das romanische Patois gesprochen und wie weit der fränkisch-alemannische Dialekt der eingeborenen Deutsch-Lothringer.

Am Donon beginnt die Sprachgrenze, läuft nordöstlich der Quellflüsse der Saar durch das Gebiet der großen Weiher bis Albedorf; strebt, Großstänchen und Falkenberg im Norden lassend, dem Forst von Remilly zu, nähert sich der deutschen Nied und schneidet sie, wo sie mit der französischen zusammenfließt. Westlich Bolchen läuft sie dann am Nordrand des Waldes von Villers entlang zur Mosel hin, überschreitet sie südlich Diederhofen zwischen den Dörfern Ueckingen und Buss; dann wendet sie sich langsam nach Nordwesten, läßt Fentsch westlich liegen und erreicht südlich Esch die luxemburgische Grenze.

So liegen hier im ehemaligen Bezirk Lothringen ohne rechten Uebergang und mit überraschend wenigen Beziehungen zwei alte Blöcke eingesessenen Volkstums mit ihrem eigenartigen urtümlichen Sprachgut unmittelbar nebeneinander; Verständigung ist zumeist nur da möglich, wo eine der beiden Schriftsprachen, sei es nun die deutsche oder die französische zu Hilfe genommen wird. In Frankreich wird immer wieder behauptet, daß die Sprache Deutschlothringens sich so sehr vom „allemand véritable“ unterscheidet, daß man es kaum als Deutsch bezeichnen könne. Schriftdeutsch ist sie sicherlich ebensowenig wie irgend einer der anderen deutschen Dialekte, aber es ist die uralte deutsche Volkssprache der Moselfranken und Alemannen, die zur deutschen Schriftsprache dasselbe Verhältnis hat, wie die französischen Dialekte zur französischen Schriftsprache. Mit demselben Rechte ließe sich behaupten, daß das romanische Patois in Welschlothringen kein Französisch sei.

Nördlich und östlich von dieser Sprachgrenze nun leben die Deutschlothringer fränkisch-alemannischen Stammes. Die Ereignisse der Geschichte haben sie einst in den Bereich des staatlichen Lebens der Franzosen hineingezwungen; ihre völkische Eigenart haben sie darüber nicht verloren. Eine politische Einheit haben sie für sich allein nicht bilden können, sie waren immer Objekt der Geschichte, nie Subjekt. Dazu fehlte es dem von seinem natürlichen deutschen Hinterland losgelösten Gebiete schon an dem politischen Mittelpunkt. Es ist breit hingelagertes Bauerntum, das Deutschlothringen bewohnt. Unter harter Mühe ringt es dem schweren Boden den Ertrag ab; den Drang nach politischer Ausgestaltung eigenen Gemeinschaftslebens hat es nie empfunden. Die große Stadt im Westen: Metz ist von jeher eine romanische Stadt gewesen; sie hat sich

als freie deutsche Reichsstadt einst das „pays messin“ als Herrschaftsgebiet gerundet, die Metropole des lothringischen Deutschtums hat sie als Stadt romanischer Bevölkerung nicht sein können. Saargemünd im Osten liegt zu peripher, Diederhofen ebenfalls. Und alle andere Städtchen sind Landstädtchen, von Bedeutung nur für den engen Kreis ihrer ländlichen Umgebung, keines aber als Mittelpunkt für das deutschlothringische Land. Kleine Flüsse und Höhen scheiden es in eine Anzahl kleinerer, in sich verhältnismäßig geschlossener Landschaften, das ganze Leben der deutschlothringischen Bevölkerung verläuft demgemäß im engen Rahmen der Aufgaben, die die nächste Umgebung stellt. Das Lothringen der einheimischen Bevölkerung ist so im wesentlichen agrarisches Land. Die alten Eisenhütten im Moselgebiet, die Glashütten im Vogesenland, die Salinen im Saulnois und an der Saar entwachsen den natürlichen Gegebenheiten des Bodens und veränderten die agrarische Struktur der Bevölkerung kaum. Die einheimischen Industriellen Lothringens stellten daher keinen besonderen Stand eindrucksvollen Großbürgertums dar wie die Fabrikanten des Elsasses; sie waren nur industrielle Zweige der feudal-aristokratischen Herrschicht des Landes, die über einer ackerbaureibenden Bauernbevölkerung saß. Auch nach der französischen Revolution waren im romanischen Lothringen die gesellschaftlichen Verhältnisse dieselben geblieben. Der Adel war zwar gelichtet; aber er hatte unter Napoleon I. und in der Zeit der Restauration seine Reihen wieder gefüllt. So blieb der Marquis, der Comte, der Seigneur und, was mit ihm verkehrte, so blieb der Bürger, der von der Rente lebte, die der Pächter ihm erarbeitete, die Oberschicht der Bevölkerung, sozial vom Bauerntum getrennt, ihm in der Regel der Wohltäter, immer aber der „Herr“. Im deutschen Osten und Norden aber verschwand der adlige deutsche Besitzer und kam nicht wieder. Er hatte Besitz auch im Reich und blieb nun im Reich. So kam hier ein weit größerer Teil des frei werdenden Landes in bäuerliche und bürgerliche Hand. Deutschlothringen also erhielt durch die französische Revolution viel mehr wie Französisch-Lothringen ein anderes Gesicht. Die bäuerliche Eigenwirtschaft wogt vor. Zwar ist auch hier mancher Einzelhof, dessen Eigentümer ein bürgerlicher Rentner in den Städtchen ist, verpachtet, die alte adlige Herrschaft aber ist verschwunden. So hat die französische Revolution auf die beiden Volksgebiete verschieden eingewirkt, obwohl sie im selben Staatsverbände waren. Die Entwicklung im romanischen Sprachgebiet entsprach der im benachbarten Frankreich, die des deutschen der des ebenfalls deutschen Elsasses, soweit es bäuerlich ist. Eine eigene Oberschicht aus sich heraus zu erzeugen, dazu war das bäuerliche Volk Deutschlothringens aber nach dem Sturze des Feudalwesens nicht imstande. Was aus ihm in die Höhe wollte, das glied sich daher der Gesellschaft des romanischen Sprachgebiets an, formte sich nach ihren Zügen. So kam der romanische Einschlag ins Land, der auch sonst im germanischen Westen überall da ist, wo die französische Gesellschaft germanischen Menschen, die aus dem Rahmen der Gesamtnation herausgeraten waren, die Möglichkeit sozialen Aufstiegs bot. Das war in Deutschlothringen in besonderem Maße seit der Revolution der Fall. So aristokratisch die lothringische Ge-

sellschaft auch nach ihr blieb, es schob sich doch das Bürgertum in sie hinein und bildete mit ihr eine einheitliche Schicht gesellschaftlich konservativen Wesens, die über der breiten Fläche des lothringischen Bauernlandes lagerte. Aus ihr erwachsen die Persönlichkeiten von Ansehen und Einfluß; zu ihr strebte, was Ansehen und Einfluß gewinnen wollte. Das war aber doch nur die Oberschicht. Der Bauer ist dem Boden, ist der Familie, ist dem Stamm verwurzelt, dessen Blut in seinen Adern fließt, dessen Sprache er spricht. Mag die politische Herrschaft sich wandeln, mögen die Männer, die nach Ansehen und Einfluß drängen, auch in eine andere Sphäre hineinwachsen; er bleibt, der er war, von Generation zu Generation, dem Wesen verhaftet, das ihm Natur ist. Das andere, das von außen und oben kommt, ist Bildung und Zivilisation, ist Idee und Intellektualismus. Er aber wurzelt im Boden.

Es war ein Kampf zwischen Leben und Idee, den das deutsche Lothringertum mit Frankreich von dem Augenblick an zu führen hatte, in dem es in den Machtbereich des französischen Staates geraten war. Das Leben sperrte sich gegen die Idee, sobald diese an seine Wurzeln wollte; es nahm an, was ihm Förderung schien: die politische und soziale Gestaltung, es lehnte ab, was ihm wesensfremd war: den französischen Intellektualismus und die französische Sprache. Denn Deutschlothringen ist auch katholisches Land. Die Kirche war der Träger der Ueberlieferung geworden und ist es in hohem Maße bis heute geblieben. Alles andere hatte sich als veränglich erwiesen, sie allein erschien als das Dauernde, allem Wechsel Ueberlegene, das dem Leben Halt und Stetigkeit gab. In ihr suchte man sich zurecht und fühlte sich in ihr geborgen, weil sie einem instinktiv als die Hüterin des Vätererbes erschien, das die „Philosophie“ des französischen Aufklärungsgeistes zu zerstören versuchte. Der neue Geist aber trat im Gewande der „Nationalsprache“ auf und verlangte, daß das Volkstum sich auch sprachlich beuge. Kein Wunder, daß Kirche und Volkstum demgegenüber eine Einheit wurden und blieben. So hat denn Deutschlothringen bis zum Jahre 1870 einen Sprachenkampf geführt, so rühmlich wie kaum eine andere der stammestümlichen Lebensgemeinschaften im Reiche deutscher Sprache.

Im Deutschen Reiche blieb Deutschlothringen, wie wir gesehen haben, trotz seiner Loslösung von Frankreich doch auch noch in gewissem Grade Frankreich hörig, da es mit dem kulturpolitisch stärkeren romanischen Metzler Lande vereinigt blieb. Es ward zwar ans Reich angegliedert, aber nicht in die deutsche Nation eingegliedert. Es erlebte vielmehr im Reichslandstaate eine starke Überfremdung durch die Deutschen aus dem Reich, die in großer Zahl hereinströmten. Zu Ende der deutschen Zeit lebten ungefähr 140 000 eingeborene Romanen im Bezirk, der eingeborenen Deutschlothringer aber waren rund 310 000. Die Zahl der Deutschen aus den anderen deutschen Bundesstaaten betrug rund 164 000. So kam zu der Scheidung in eingeborene Deutsche und eingeborene Romanen die andere, nicht minder bedeutsame in Eingeborene und Eingewanderte hinzu. Die einwandernden Deutschen hatten bald die leitenden Stellungen in der Verwaltung und entwickelten die gewaltige lothringische Schwerindustrie, die nunmehr Frankreich anheimgefallen ist. Es war eine große Leistung, was da geschah; aber den rechten Einklang zwischen Deutschlothringen und

der Nation haben diese Einwanderer nicht herstellen können, so nahe man sich im einzelnen auch getreten sein mag: Durch den neudeutschen Staat und die deutsche Wirtschaft geformte Reichsdeutsche, die einen besonderen Typus des Deutschen darstellten, waren in gewissem Sinne die Herren über Volksdeutsche geworden, die vor kurzem noch im französischen Ausland gelebt hatten, zwar stammestümlich deutsch waren, aber zu Nation und Reich, so wie sie ihnen entgegen-traten, noch keine rechte innere Beziehung haben konnten. Viel mehr noch wie das Elsaß trug der Bezirk Lothringen so in der deutschen Zeit den Charakter einer deutschen Kolonie, in der der eingesessenen Bevölkerung die eingewanderte der siegreichen Deutschen gegenüberstand. Kein Wunder, daß das einheimische Volk sich in sich zusammenhielt, die Eingewanderten nicht recht in sich eindringen ließ. Infolge der geistigen Vorherrschaft von Metz wurde auch Deutschlothringen davon nicht ganz frei. So kam es denn, daß die nationalpolitische Aufgabe, die sich dem Deutschthum hier stellte, allzusehr als Aufgabe der Germanisation betrachtet wurde, wobei das einheimische Element hinter dem eingewanderten zurückzutreten habe. Das aber mußte die Haltung der Eingeborenen in sich versteifen, so daß der Wille zur Germanisation auf den Willen zur Selbstbehauptung traf. Dahinter aber richtete sich Frankreich auf und trieb seine un-gemein geschickte Propaganda.

Nun ist auch Deutschlothringen wieder französisch. Es hat zwar die einst landfremden Deutschen aus dem Reich in Scharen auswandern sehen, es hat dafür aber eine nicht minder bedeutsame Einwanderung landfremder Franzosen erlebt, mit denen es nicht einmal durch die Sprache verbunden ist. Es ist so auf den Zustand der Zeit vor 1870 zurückgeworfen, erlebt wieder, daß es im Bereich des französischen Staates eine Insel fremden Volkstums, fremder Sprache ist. Der Sprachenkampf hat wieder eingesetzt, und wieder ist er, wie in den Zeiten der französischen Revolution zugleich ein Kampf um Schule und Kirche. Wieder sind die Geistlichen des Landes die Vorkämpfer für die von den Vätern ererbte Art, und wieder sucht die „Civilisation française“, nicht zufrieden damit, aus den Deutschlothringern loyale französische Bürger zu machen, ihnen zugleich den Stempel des romanischen Menschen aufzudrücken. Da gehen heute denn kulturpolitisch die Wege Deutschlothringens doch ganz anders noch wie vor 1870 andere Bahnen wie das romanische Sprachgebiet. Man war nicht umsonst 48 Jahre mit dem Elsaß zusammen. Das Elsaß aber erlebt heute dieselbe geistige und seelische Not. Das romanische Sprachgebiet wendet sich in gewissem Umfang Nancy zu; Metz allerdings fühlt seine alte Rivalität gegen Nancy wieder lebendig werden und kämpft um Luft und Raum in einem eigenen Bereich. Frankreich aber stellt dem „elsaß-lothringischen Regionalismus“ der Elsaßer und Deutschlothringer die Idee des lothringischen Regionalismus gegenüber, um auf diese Weise Deutschlothringen vom Elsaß trennen und beide in der Isolierung auch kulturpolitisch leichter bewältigen zu können. So ist denn heute der Bindestrich inhaltsreicher denn je; er schließt mit besonderer Kraft allerdings nur mehr die Eingeborenen deutscher Sprache zusammen, für die Romanen hat er kaum Bedeutung mehr. Damit aber ist etwas Neues in die Welt getreten für unser elsass-lothringisches Heimatvolk, von dem man noch nicht sagen kann, was für Folgen es haben wird.

Erinnerung an unser Elsaß.

Friedrich Lienhard.

Manchmal kommt es uns wie ein Traum vor. Jene Feldwege, die über die elsässischen Hügel laufen, jene Hecken am Waldrand, jener Schäfer mit der Herde, der auf seine Schippe gelehnt steht, der alte Nußbaum hinter dem Hause — — sagt mir doch, Freunde, was ist denn an alledem französisch? Unser Dorf hat den Namen Schillersdorf, vorher wohnten wir in Obersulzbach; die Dörfer dort herum heißen Menchhofen, Zutzendorf, Bischholz, Rothbach, Engweiler, Oberbronn — — und so weiter und so schon seit Jahrhunderten, so lang es eine Geschichte gibt! Was ist denn an diesen Namen und an der Sprache, die man dort überall spricht, französisch? Es muß doch schon ein recht weites Gewissen haben, wer dies Land und Volk eine „geraubte französische Provinz“ nennt!

Wenn man an den arbeitenden Bauern vorüberging, rief man einen Gruß hinüber, der sich gewöhnlich auf die Art der Arbeit oder auf das Wetter bezog. Und ein entsprechender Gegengruß kam zurück. Man war eine einzige große Familie. Die gleiche Sprache verband und verbindet uns. Ich rede auch heute noch mit meiner Frau nicht anders als elsässische Mundart. Und ging man am Sonntag nachmittag über die Felder, etwa zu Freund Hansjerg nach Bischholz, so trank man dort ein Krügel Wein mit einander und aß zu festem Bauernbrot Butter und Schinken. Warum brach man in unsern Frieden ein? In jenem kurzen Kriege 1870-71 wurde zurückgeholt, was deutsch war: hätte es nicht dabei bleiben können? Weiß die Welt nicht, daß dort überall deutsches Land ist mit deutscher Sprache und Volksart?

Ein Narr fragt mehr, als zehn Weise beantworten können. Ich spreche auch gar nicht bitter, nur wehmütig. Bild auf Bild zieht an meinem inneren Auge vorüber, wenn ich an das Jugendland der Mirabellen und Weinberge und eßbaren Kastanien denke, mit den köstlichen Fernblicken auf den blauen Vogesenzug. Am Selberg drüben, wo der Rothbacher Weinberg zu Ende ist, floß ein starker Feldbrunnen. Ein Kastanienbaum steht daneben. Und unser Weinberg, der obere und der untere, hatte je ein Pfirsichbäumchen. Wie schön rosenrot blühte das in den Frühling! Und wie oft lief man im Hochsommer hinüber, um nach den reifenden Früchten zu spähen! Und der Blick von der Höhe des Weinbergs nach dem Herrenstein und der Hüneburg und gar nach dem fernen stillblauen Schneeberg!

Das ist alles deutsch in allen Namen bis in die fernste Ecke hinein, wo noch ein Zinselbächlein fließt! Fälscht uns doch unser Land nicht!

Bild an Bild zieht vorüber, und über die Sonntagfelder klingen Glocken und deutsche Choräle. Elsaß, liebe Heimat, wer will dich aus unseren Herzen bannen?!

Und dennoch: wenn man mir goldene Schlösser verspräche und alle Herrlichkeiten der Welt, ich würde jenen Boden nicht mehr betreten. Ich bin und bleibe bei meinen leidenden Deutschen. Dort ist gelegentlich mein Traum, meine Wehmut — hier aber meine Fürsorge, meine Liebe, meine Arbeit.

Halt aus, mein Herz, im Glauben an dein Volk, halt aus bis in den Tod!

's Lob vum Elsaß.

Zei mer, wo noch e Ländel isch,
E-n einzigs, wo d', wie do,
So rich un so zefridde bisch,
So glücklich un so froh!
Dü kannsch d' ganz Welt üsreise,
Uff alli Sitte geh!
's letscht wurd's doch bie d'r heisse:
Es git ken Elsaß meh.

Komm nur in unsri Berri mit,
Wenn ney wie Hochzitsstrif
D'Baim all und d' Hecke stehn! Meinsch nit,
Dü lösch ins Paredies?
Hoch üwver grüne Wälder
Siehsch von dim Felsehü
Uff Rewe, Matte, Felder
Un Städt un Dörfer nüs.

Die blinkle ruff im Morjeschin
Ues Gäarte wiß wie Schneé.
Von drüwwe glitert hell d'r Rhin,
Un's Münschter grueßt in d' Heeh.
Viel alti Schlösser henke
Vor dier, wo d' Sunn druff lacht.
An alles müesch de denke,
Wo d' Heimet groß gemacht.

Wenn se-n-uns schelte links und räächts,
Stolz bliewe mer un still.
Was alle g'fallt, dis isch nix Schläächts,
Redd jeder, was er will!
Um d' Scheenheit rumgerisse,
Liebs Land, bisch dü von je.
Mer lon dich nit, mer wisse:
Es git ken Elsaß meh.

Christian Schmitt.

Armi Kinder.*)

Marie Hart.

In d'r Schuele.

D'r Herr Lehrer Küschdich isch in großer Uf-
reijung: er erwart hit de monsieur l'inspecteur. Jey
isch m'r küüm drei Mon't französisch, un der kummt
schun un will sehn, was sini Kinder gelernt han.
Na, do word's ebs absetel 's kann kens französisch,
un weni genue het er n'e mit viel Schweiß un Dachtle
in dere kurze Zit bibringe könne. Ja, wenn er's
numme selwer besser könnt! Ziter as d'Franzose
do sin, lernt er jeden Owe zwanzig französchi Vo-
kawle un sini Frau überhört n'e; awer es bat nit
viel, denn's richtig Wort will'm im richtigen Aueblick
nie inkomme. Wer hätt au gedenkt, daß 's Französche
su schwer isch! Un die sin au noch e su streng do
howel Ken Wort Ditsch soll in der Schuele meh
geredt were; zwei ditschi Stunde in d'r Woch un
ditsche Religionsunterricht, dies isch alles! Die han
guet babble! Un er mueß sich halwer tod schinde,
un d'Kinder lerne nix! Wenn nuer d'r Deihenker
alli di Welsche hole tät!

Haltelaa, Küschdich! Su därfsch nit reddet! Bin
ich nit allewiel e gueter Franzos g'sin, un han se
mich nit von dem Kaiwen-Oberschülrat delivriert, wie
mich allewiel e su küjenniert het, un dem nix errecht
gewenn isch in minere Schuel? D'Franzose han uns
d'liberté gebroocht — awer den inspecteur hätte se
könn d'heime lon. Na, vielleicht word's nit e su
g'fährlich.

Ihr Buewe un Maidle, saar er in d'r Klass,
ihr wisse, daß hit d'r monsieur l'inspecteur kummt;
su viel ich weiß, kann er ken Wort Ditsch. Wenn
er eich ebs fräujt, genn ihr 'm ken Antwort; un
wenn's eich zue dumm word, saawen ihr einfach: Vive
la France! Dies isch einewey Französch. Un jey
singe m'r noch emol d'marseillaise, daß ihr Simpel
se nit wieder vergesse, bis daß er kummt!

Unter de Kläng vun d'r marseillaise halt d'r
monsieur l'inspecteur jeyt au sinen Inzug in d'Klass'.
Er winkt em Lehrer, daß er furtmache soll, nemmt
ehrerbietig sini Kopfbedeckung ab vor em chant
national, un wie der glich nooch'm erschte Vers
ufhört, seht er de Huet wieder uf, geht strahlend uf
de Lehrer Küschdich zue un drückt'm beidi Händ:

„Je vous félicite, monsieur“, saar er herzlich;
„quel beau résultat! C'est par la méthode directe
que vous avez obtenu cela?“

„Oui, oui!“ saar d'r Lehrer, wie gar nit weiß,
was er meint.

„Il faut toujours employer la méthode directe;
mon principe est: pas un mot d'allemand dans les
écoles d'Alsace! Faites attention comment j'emploie
la méthode directe!“

Er stellt sich vor d'Klass', schlaar em Bläsiüsse
Schaköbbel uf d'Achsel un saar:

„Comment l'appelles-tu?“ Der steht uf, buckt
de Kopf un git ken Antwort.

„T'appelles-tu, Jacques?“ Ken Antwort.

„T'appelles-tu, Louis?“ — T'appelles-tu, Robert?“

* Aus dem demnächst bei Gröner & Pfeiffer (Stuttgart) erscheinenden
Buche: Erinnerungsländ.

— T'appelles-tu, François? — Mais reponds donc
idiot!“

„Vive la France!“ saar d'r Schaköbbel un d'r
inspecteur strahlt: „Ah, tu l'appelles Vive la France!
c'est le plus beau nom, que l'on puisse donner à
un Alsacien!“

Noo geht er wiltersch in sinere méthode directe
und fräujt de Meyer Philippel:

„Quel est le métier de ton père? est-il serrurier?“
Ken Antwort.

„Est-il charpentier? — menuisier? — tourneur?
— agronome? — imbécile, est-il peut-être bourreau?“

„Vive la France!“ saar d'r Philippel, dem's jeyt
ze dumm word; un d'r inspecteur hört uf in sinere
méthode directe un fräujt de Lehrer, wie er's in der
Religionsstund halt, er müeß doch recht larschi
Ansichte han, gewiß nit atheistisch, dies isch im
Elsaß noch ze fruehj, awer doch e recht liberal.
Ob denn d'Kinder hie noch an de Teifel glauwe?

„Oui, oui,“ saar d'r Lehrer, wie vum Seschter ken
Messel verstande het, denn wenn m'r e su g'schwind
redt wie d'r inspecteur, kann er nit folje. Der
schnell ganz in d'Höh, stellt sich vor d'Klass' un
ruert mit furichtbarer Stimm:

„Qui est-ce qui croit encore au diable?“

„Vive la France!“ rufe se-n alli, denn sie
han's G'fuehl, daß se-n-en Antwort genn müen,
wenn der do vorne su wuescht leujt. Die Antwort
paßt 'm awer nit:

„Qui est-ce qui croit encore au diable? au diable
— c'est l'individu avec de grandes cornes —“ zuem
bessere Verständnis halt er sini zwei Händ an d'Stirn
for Hörner ze markiere; — „qui sort la langue“ —
er streckt d'Zung herüs — „et qui a une queue!“
Do nemmt er sin Nastuech, hebt's an d'Stell, wo d'r
Waddel sot sin un schwänzelt mit. D'Kinder lache;
awer wie oft au d'r monsieur l'inspecteur mit'm Nas-
tuech schwenzelt, es versteht kener was er meint.
Endlich pischpelt d'r Lehrer hinter sim Buckel de
Kinder zue: „Was isch dies for e G'schöpf, wie
vorne Hörner un hinten e Waddel het?“

„En Ochs!“ ruert d'r Wurtwein Schorschel.

„O dü weiser Salomo!“ denkt d'r Herr Küsch
dich tief in sim Innere; „ja, ja, en Ochs isch er un
e Teifel noch d'rzue!“

D'r Herr inspecteur verabschiedt sich e bissel
ungnädig un git em Lehrer ze verstehn, daß es for
ihne notwendig word sin, e paar Mon't im Innere
ze verbringe, denn sini Kenntnis in d'r Muedersprooch
sin doch ze gering.

„Vive la France!“ ruert em d' ganz Klass' noch,
un vor dene heilige Wort lüpft er zuem zweite mol
sine Huet.

„Ihr Essel!“ denkt d'r Herr Küschdich grimmig;
„ihr brüchen au noch Vive la France zue krischel!“
Awer het er se net selwer d'rzue dressiert? Isch er
nit mit sinere ganze Klass' de Franzose ergeje gange
un het n'e d'marseillaise vorg'sunge? Het er nit
die Inschrift mit „Honneur aux libérateurs!“ eijehändig
g'schriewen un bemoolt? Ja, ja, dies het er alles
geton un noch viel meh! Er isch halt selwer en
Ochs gewenn!

Presseschau.

„Fron oder freiwillige Reparatur?“
„La République“, Straßburg, vom 14. Januar 1923.

(Leitartikel des Chefredakteurs Camille Dahlet.)

„Während Herr Poincaré im Begriffe ist, den unlösbaren gordischen Knoten
des Reparationsproblems, an dessen Lösung manche Leute ebenfalls die Weis-
sagung der Hegemonie knüpfen, mit dem Säbel des Generals Degoutte die durch-
hanen, hat Herr Herriot in Besançon in einer großen politischen Rede ausge-
zeichnete Worte gesprochen. Er hat u. a. ausgeführt:

„Ich bedaure, feststellen zu müssen, daß Deutschland bisher uns noch keinen
Grund gab, Vertrauen in es zu gewinnen. Ich bedaure aber auch, daß die fran-
zösische Regierung nicht den Mut hat, eine deutsche Politik zu haben, denn
man kann ein großes Land weder wegleugnen, noch es einzig durch Gewalt im
Zaume halten. Nur auf die Gewalt zählen, um es zu zwingen, ist eine vergeb-
liche Politik, eine Politik, die übrigens durch die geschichtlichen Erfahrungen
verurteilt ist. Wenn ein Land sich nach den unsäglichen Leiden von Austerlitz in
wenigen Jahren bis zum Gipfel seines Ruhms in dem Feldzuge in Frankreich
hat emporzuschwingen können, so hat es den Beweis geliefert, daß man es nicht
durch Gewaltmethoden niederhalten kann. Ich bedaure deshalb, daß man es
nicht verstanden hat, den Versuch zu unternehmen, in Deutschland eine Scheidung
der Geister zu veranlassen, statt die verschiedenen Parteien in einen gemeinsamen
Revanchegedanken zu kristallisieren.“

Das ist es! Frankreich hat keine deutsche Politik. Unsere Politik Deutsch-
land gegenüber kommt aus dem alten circulus vitiosus der Rheinbundpläne, die
die Gefahr schafften, die man zu vereiteln glaubt, nicht heraus. Diese Politik
zieht sich wie ein blutiger Faden durch die Geschichte Frankreichs hindurch.
Wer die Antwort Vivianis auf die kaiserlichen Memoiren genau studiert, wird
finden, daß selbst linksstehende Republikaner wie er unbewußt von dieser Tra-
dition, die im Zeitalter des Nationalstaats nicht mehr aufrecht zu erhalten ist,
noch in mancher Hinsicht beherrscht sind.

Es erscheint unläßbar, daß heute, wie auch Herr Herriot es andeutet, tat-
sächlich weite Kreise bei uns die Illusion haben, ein Land von 38 Millionen
Einwohnern mit abnehmender Bevölkerung, das nicht immer Verblüdete haben
wird, und das jetzt schon fast allein steht, könne auf Generationen hinaus ein
Nachbarland von 60 Millionen Menschen mit steigender Bevölkerungszahl, das
nicht immer allein sein wird, unter der Fuchtel halten und zu 35jährigem
Frondienst anhalten. Ein „Quos ego!“ oder ein „Couché“, von Zeit zu Zeit
auch eine kleine Strafexpedition, und der andere duckt sich und erfüllt!

Wir wissen, daß der Vertrag von Versailles diese Situation sanktioniert hat,
aber dieser sogenannte Friedensvertrag setzt gerade in dieser Hinsicht die Einig-
keit unter den Alliierten voraus. Sobald diese Einigkeit vorbei ist, wird er
zu einer unermeßlichen Gefahr und Drohung für uns selbst, die wir uns auf
dem best- und schnellstmöglichen Wege vom Halse schaffen müssen.

Herr Poincaré hat nun am Freitag in der Kammer etwas Furchtbares gesagt.
Er erklärte: „Es ist unmöglich, den Versailler Vertrag aufzuheben, der nicht
nur ein Staatsgesetz, sondern auch einen internationalen Akt darstellt.“ Das
heißt in Anbetracht der Umstände praktisch nichts anderes als: Frankreich wird
für anderthalb Generationen hinaus die gefährliche und undankbare, und nach
unserer Auffassung über seine Kräfte gehende Rolle des Strahlungssehers, die
der Vertrag von Versailles der Gesamtheit der Alliierten überweist, sozusagen
allein (Italien hat heute schon nur Ingenieure, keine Truppen geschickt) spielen
müssen. Das mag vorläufig geeignet sein, den Nationalstolz unserer Militaristen
und Nationalisten, die sich in der Rolle des Siegers noch weiter austoben
möchten, zu blähen; wer jedoch nicht ganz den Sinn für die Realitäten verloren
hat, der wird das auf die Dauer Unmöglichkeit dieser Situation nicht verkennen.

Aber Herr Poincaré leidet, wie seine Erklärung zeigt, nicht nur an einer
gefährlichen Illusion, er erweist sich auch als schlechter Jurist, der sein Dossier
nicht kennt.

Es kommt zunächst ganz allgemein nicht darauf an, ob er einen Vertrag als
„Traité perpétuel“ bezeichnet, sondern darauf, ob der Vertrag ausführbar ist.
Ist er dies nicht, so wird die Entwicklung der Dinge schon dafür sorgen, daß
er nicht „ewig“ dauert, und derjenige, der sich darauf versteift, etwas Un-
durchführbares, Unausführbares zu erzwingen, wird letzten Endes der Leid-
tragende sein.

Aber Herr Poincaré kennt offenbar nicht alle Verträge, die Frankreich unter-
zeichnet hat. Der § 19 des Völkerbundespaktes besagt nämlich:

Die Völkerbundsversammlung kann von Zeit zu Zeit die Bundesmitglieder
zu einer Nachprüfung der unanwendbar gewordenen Verträge und solcher inter-
nationaler Verhältnisse auffordern, deren Aufrechterhaltung den Weltfrieden ge-
fährden könnte.

Ferner bestimmt die Mantelnote der alliierten Regierungen vom 16. Juni 1919:

Der Versailler Vertrag schließt aber gleichzeitig auch den Apparat für die
Erledigung aller völkerrechtlichen Fragen durch Aussprache und Uebereinstim-
mung, wodurch die im Jahre 1919 geschaffene Regelung selbst von Zeit zu Zeit
geändert werden und neuen Ereignissen und neuentstehenden Verhältnissen an-
gepaßt werden kann.

Die Möglichkeit einer Abänderung des Vertrages ist also ausdrücklich vor-
gesehen, und je eher sie kommt, desto besser wird es sein.

Es kann heute kein Zweifel darüber bestehen, daß Deutschland nicht mehr
erfüllen will, aber auch nicht mehr erfüllen kann. Das heißt, es gibt zwei
Deutschland: das eine, das möchte — oder wenigstens einmal gewollt hat —
aber nicht kann, und das andere, das könnte, aber nicht will.

Das erste Deutschland, welches wollte, haben wir zurückgestoßen als es
sich erbot. Heute ist es zu spät für die Naturalleistungen und den direkten
Wiederaufbau, teils weil unter den jetzigen Umständen der deutsche Staat zu
ihrer Bezahlung doppelt soviel Papiergeld drucken müßte, als bis heute schon
aus der Notenpresse herausgekommen ist, teils weil der Augenblick verpaßt ist,
wo die Regierung den Erfüllungswillen hatte, teils weil der deutsche Arbeiter
entnützt und indifferent geworden ist.

Das andre Deutschland, das könnte, will nicht mehr aus einem andern
Grunde, wobei die vielgenannte „Astuce germanique“ nicht einmal der haupt-
sächlichste zu sein braucht. Eine Reparationsleistung, die sich auf anderthalb
Generationen hinausstreckt, ist keine Kriegsentwöhnung, sie ist ein Tribut.
Dieser Tribut ist, im Gegensatz zu allen früheren Verträgen moderner Ge-
schichte dem Tributpflichtigen auferlegt worden, ohne daß man auf sein Ein-
verständnis überhaupt Wert legte. Man erpreßte ihm mit dem Schwerte auf der
Brust einen Blankoschuldschein, auf dem man später die Höhe der Schuld ein-
tragen würde. Herr Lloyd George sprach im Dezember 1918 von 600 Milliarden;
als Herr v. Brockdorf-Ranzau in Versailles den Versuch machte, die Summe
zu diskutieren und 100 Milliarden offerierte, wurde er nicht angehört.

Man muß sich also Rechenschaft darüber ablegen, daß Deutschland unter
diesen Umständen tatsächlich nur zahlen wird, in dem Maße, wie es dazu ge-
zwungen wird und gezwungen werden kann, es sei denn, daß man sich mit ihm,
genau wie es nach den Napoleonischen Kriegen Frankreich gegenüber geschah,
über die Schuld verständigt und seine Bereitwilligkeit zu zahlen anders als durch
ein Diktat herbeiführt. Das Letztere ist es wohl, was Herr Herriot mit seiner
Forderung nach einer „deutschen Politik“ versteht.

Will man die Herbeiführung einer derartigen Verständigung nicht wenigstens
versuchen, so muß man damit rechnen, daß man 50 oder noch mehr Jahre mobil
bleiben muß mit mehreren Hunderttausend Mann in den Kasernen, deren Alters-
genossen anderer Staaten in der Zwischenzeit produktive Arbeit leisten. Man
muß sich, in neuartiger Anwendung der nationalökonomischen Theorien des
Sisyphus damit abfinden, daß die Gerichtsvollzieherkosten nahezu den gesamten
Betrag der erpreßten Leistungen verschlingen, und man muß endlich vor allem
darauf gefaßt sein, daß Sisyphus bei der ersten günstigen Gelegenheit versuchen
wird, die ihn bewachende und zur stets neuen Fron antreibende Erianyx mit
dem Felblock zu zerschmettern.“

„Die geistige Sequestrierung des Elsaß.“

Am 9. Dezember 1922 brachten verschiedene Straßburger Blätter einen
Bericht über den Vortrag, den der Doyen der Straßburger Faculté des
Lettres vor der „Gesellschaft zur Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler“
über drei neuere in deutscher Sprache erschienene Geschichten des Elsaß
gehalten hatte.

Professor Pfister hatte in diesen Darlegungen die bekannten drei
Schriften von Prof. Martin Spahn („Elsaß-Lothringen“, 1919 bei Ullstein-
Berlin), Prof. Karl Stählin („Geschichte Elsaß-Lothringens“, 1920 bei
Oldenburg, München und Berlin) und von Wackernagel, dem Schweizer
Dozenten an der Basler Universität („Geschichte des Elsass“, 1919 bei
Frobenius-Basel) besprochen, wobei er dem Buche des Schweizer die
Würdigung zugestand, es sei für das Mittelalter die beste Zusammenfassung,
die wir bis jetzt besitzen. Es habe nur den Fehler, daß es vor Beginn der
großen Revolution schließe.

Der Herausgeber der Straßburger „République“ hatte sich auf
diese Empfehlung des Werkes hin an den Schweizer Verlag gewandt, und
das Buch bestellt. Am 13. Dezember 1922 berichtete die „République“ in
einem Aufsätze „Es ist verboten!“ (aus der Feder des Chefredakteurs
Camille Dahlet), daß ihr von dem Verlage folgendes Schreiben zugestellt
worden ist:

„Wir müssen Ihnen leider mitteilen, daß wir von dem Buche
des Prof. Wackernagel „Die Geschichte des Elsass“ kein Exemplar
senden können, weil der Verbreitung dieses Werkes Hindernisse
durch die französischen Behörden in den Weg gelegt wurden. Es
sind verschiedentlich Exemplare an der Grenze zurückgewiesen
worden, weil das Buch angeblich auf dem Index stehe.“

Dahlet berichtet in dem erwähnten Artikel seines Blattes dann
weiter Folgendes:

„Wir haben uns inzwischen erkundigt, ob nicht vielleicht ein
Versehen vorliege, und konnten feststellen, daß die Einfuhr des
Buches tatsächlich durch einen Ukas des derzeitigen General-
direktors der elsäß-lothringischen Polizei, Herrn Sebille, vom
23. August 1922 im Elsaß verboten ist.“

Bisher hatte man sich bei uns vergeblich den Kopf darüber
zerbrochen, warum man eigentlich hier in Straßburg eine teuere
Direction des services généraux de police d'Alsace et de Lorraine
unterhält. Die Gegner des Generalkommissariats führen bekanntlich
immer ins Feld, daß die letztere Einrichtung nichts anderes sei als
eine Fortsetzung der früheren Statthaltertschaft. Der General-
kommissar entspreche dem Statthalter, der Generalsekretär dem
Staatssekretär und die Directions genau den einzelnen Ministerien.
Das stimmt nicht ganz. Die freie Republik hat uns ein Ministerium
mehr gebracht, das wir unter dem preußisch-deutschen Polizei- und
Oberkechtsstaat nicht kannten, nämlich eine Generaldirektion der
Polizei. Wir haben schon immer angenommen, daß dies nur zu
unserem Besten geschehen ist, und der vorliegende Fall be-
stätigt uns darin. Wenn man jemanden liebt wie seinen Augapfel,
sucht man ihn natürlich zu bewachen, wie es nur geht. Und
wer eignete sich dazu besser als das Auge des Gesetzes?

So sind denn in unserem Lande seit der Befreiung nicht nur die Gendarmen, sondern auch die Polizeiorgane bedeutend verstärkt worden, wenn es auch sicher übertrieben wäre zu behaupten, daß sie verzehnfacht worden seien. Jedenfalls läßt sich aus dem obigen Beispiele ersehen, daß sie noch andere wichtige Aufgaben haben, als nur geheime Dossiers über die Elsässer und Lothringer herzustellen. Die Politik einer Regierung soll nicht nur, wie es unter dem Régime Chéron geschieht, darnach streben, dem Volke das tägliche Weizenbrot zu verteilen, die vornehmste Aufgabe einer Administration muß unzweifelhaft darin bestehen, daß auch der geistige Brotkorb möglichst hoch gehängt werde. Wir finden es deshalb ganz am Platze, daß Herr Sebille, um sein Amt hier zu rechtfertigen, den Elsässern genau vor schreibt, was sie lesen dürfen und was nicht. Sonst könnte man gar auf den Gedanken kommen, daß die Ausgaben für eine Generaldirektion für Elsaß-Lothringen zu den "Dépenses somptuaires" gehören, und daß man eher an diesem Ende mit dem Sparen anfangen könnte als an einem andern.

Wir haben also hier in Elsaß und Lothringen einen Index librorum prohibitorum. Es wäre allerdings wünschenswert, daß Herr Sebille einmal genau bekannt gäbe, was er den Elsässern und Lothringern zu lesen erlaubt, und die Dekane der verschiedenen Fakultäten müßten, wie weiland die römischen Senatoren, diese Neuauflage der Sybillinischen Bücher stets konsultieren, bevor sie in ihren Vorträgen wissenschaftliche Werke erwähnen, die der politischen Polizei im Elsaß nicht gefallen. Die Hauptschuld an solchen peinlichen Vorfällen, die leider nicht geeignet sind, das Prestige Frankreichs im Ausland zu stärken und die feindliche Propaganda über die angebliche geistige Sequestrierung des Elsasses zu vermindern, tragen natürlich die Schweizer und andere fremde Gelehrte, die sich nicht entblöden, wissenschaftliche Werke über das Elsaß zu schreiben, ohne sich vorher mit Herrn Sebille ins Einvernehmen gesetzt zu haben.

Zur gleichen Angelegenheit schrieb die "Straßburger Freie Presse", das sozialistische Organ, am 14. Dezember:

Die Politik des Maulkorbs in Elsaß und Lothringen: ... Man fragt sich, was die Polizei mit solchen dummen Streichen eigentlich bezweckt. Auf der einen Seite wird durch anerkannte Geschichtslehrer die Objektivität und Zurückhaltung des Wackernagelschen Werkes betont, auf der andern Seite aber erscheint die Polizei mit ihrer höheren Weisheit und macht die Verbreitung des Buches unmöglich. Das Allergrößte an solchen Vorgängen, die nicht vereinzelt dastehen, ist, daß die gleichen Leute, die solche Verbote erlassen, sich gelegentlich auf hohe Röß setzen und mit Verachtung vom preussischen Polizeistaat reden. Wie war, wenn sie sich an ihrer eigenen Nase hielten und allmählich zur Erkenntnis gelangten, daß ihr kleinliches Gebahren nur geeignet ist, das Ansehen Frankreichs im Ausland herunterzuwürdigen?

Unter der Überschrift: "Wackernagel auf dem Index" brachte die "Freie Presse" dann am 21. Dezember eine Zuschrift zum Ausdruck, worin erneut bestätigt wurde, daß die Angaben bezüglich des Verbotes ihre Richtigkeit haben. Der Verfasser der Zuschrift hatte im Auftrage zweier Straßburger Professoren den Verlag in Basel persönlich aufgesucht, wobei ihm seitens des Verlegers die gleichlautende Auskunft zu teil wurde.

Im Uebrigen konnte ich im Zusammenhang damit eine Lektion über Freiheit und Bevormundung hören, die mir deutlich genug zeigte, wie ungeheuer verhängnisvoll die Kulturpropaganda wirkt, die von der Generaldirektion der elsäß-lothringischen Polizei gegen sich selbst und gegen Frankreich insgesamt durch solche Maßregeln wie Verbot wissenschaftlich objektiv geschriebener Werke geführt wird.

Ich möchte hier beiläufig fragen, ob Herr Sebille wirklich glaubt, daß seine Verbote auch die von ihm gewünschte Beschützung elsässischer und lothringischer Interessenten vor literarischem "Gift" garantieren, und ob er nicht weiß, daß man verbotene Schriften und Bücher aus Nancy oder Paris beziehen kann? Der Konsequenz halber würde ich vorschlagen, die westliche Grenze unserer Departements schleunigst gegen literarischen Import zu sperren! Eines ist sicher: Wackernagels Werk wird durch das Verbot erst recht populär werden. Wie sagte mir doch gleich ein neutraler Schriftsteller, dessen Werk auch "verboten" wurde? Tut nichts! Dieses Verbot durch die elsässische Polizeibehörde nützt mir und meinem Werke mehr als ein Dutzend glänzender Rezensionen und fördert die Verbreitung, wenn auch heimlich, ungenügend. Dazu bemerkt die "Straßburger Freie Presse" noch abschließend:

"Ohne die Richtigkeit des Gesagten nachzudenken können wir bin ich doch der Ansicht, daß hier gegen alle edlen Absichten Herrn Sebilles ein Loch offen gelassen worden ist, durch das die verbotenen Früchte vom Baum der Erkenntnis doch zu uns hereinkullern. — Und die Erde bewegt sich doch! Aber in einem Buche der Weisheit steht geschrieben: "Das Gesetz macht die Sünde."

In einem Aufsätze "Die geistige Sequestrierung des Elsaß" nimmt dann am 22. Dezember Dahlet nochmals in der "République" zur ganzen Angelegenheit scharf Stellung, nachdem er die eben erwähnte Zuschrift der "Freien Presse" abgedruckt hat:

"Es wäre nach unserer Auffassung unbedingt nötig, daß unsere Abgeordneten sich dieser Angelegenheit allen Ernstes annehmen und auch die Presse sollte mehr als bisher gegen solche in Friedenszeiten nie erlebte geistige Sequestrierung lauten Protest erheben."

Wir haben auf unsere telephonische Anfrage beim Secrétariat Général des Generalkommissariats keine befriedigende Auskunft, über die Zensur, die über das Elsaß verhängt ist, erhalten können. Es bestehen offenbar zwei Offizinen, die damit beschäftigt sind — und von den Elsässern dafür bezahlt werden! — uns vorzuschreiben, was wir lesen dürfen und was nicht. Die eine scheint unabhängig von der andern zu operieren, wir liegen also gewissermaßen im Kreuzfeuer.

Vom Generalkommissariat aus wurde uns versichert, Wackernagels Buch sei nicht verboten, als Beweis diene, daß man es hier kaufen könne. Demgegenüber wiederholen wir mit allem Nachdruck, daß Herr Sebille — und dieser wird sich wohl hüten, das Gegenteil zu behaupten! — am 23. August 1922 den Grenzkommissaren die schriftliche Anweisung gegeben hat, das Buch Wackernagels an den Grenzen nicht durchzulassen.

Es hat also keinen Zweck, Wortklauberei zu treiben. Verbote ist verboten! Ob das Generalkommissariat hier den Verkauf erlaubt, interessiert uns nicht, maßgebend für uns ist, daß Herr Sebille das Buch an den Grenzen nicht hereinläßt. Die elsässischen Buchhändler müssen also schon das Buch herein schmuggeln oder es von Nancy oder Paris kommen lassen. Früher wie heute haben so alle "patriotischen" Ausnahmemassregeln zu ungunsten des elsässischen Handels gedient.

Es werden uns überhaupt zahlreiche Schikanen der Grenzkommissare in dieser Hinsicht signalisiert. Dieselben können praktisch alles konfiszieren, was sie für schädlich halten ... oder was sie selber gerne lesen, aber nicht gerne selbst kaufen möchten.

Ein solcher Zustand ist unhaltbar. Wir leben hoffentlich in einem Rechtsstaate. Auf Grund welcher Gesetze handeln diese Herren? Gibt es für die Elsässer immer noch und immer wieder Ausnahmegesetze? Unter noch steht Herr Sebille dem Generalkommissar? Wenn ja, wie kommt er dazu, eigenmächtig die Einfuhr von Büchern zu verbieten, die von seiner vorgesetzten Behörde erlaubt sind? Wenn nein, auf Grund welcher Machtbefugnisse handelt er, und wer deckt ihn? ...

Wir protestieren gegen jede geistige Sequestrierung und verlangen in dieser Hinsicht unter dem Régime der "Liberté" mindestens ebensoviel Recht wie wir sie in Friedenszeiten unter der "Botte allemande" hatten! Mindestens!

Wir stehen hier vor einer eigentümlichen chauvinistischen Verblendung. Im Kriege, wo die deutschfeindliche und neutrale Propaganda ebenfalls verboten war, sind wir von der deutschen Propaganda buchstäblich überflutet worden. Daß solche literarische Erzeugnisse auf den gesunden Menschenverstand unserer Bevölkerung höchstens die gegenteilige Wirkung hervorbringen, hat die Novemberstimmung gezeigt. Sollte es nicht diejenigen, die heute bei uns die deutschen Kriegsmethoden fortsetzen wollen, zum Nachdenken zwingen, wenn sie sehen, daß gerade seitdem das Elsaß dem Bourrage de Crâne ausgesetzt ist, und andererseits das "Schädliche" mit Eifer festgehalten wird, das Malaise zunimmt?

Die verbotenen Früchte haben noch immer einen besonderen Reiz gehabt. Wir brauchen keine Gouvernanten mit Missionszulagen, die uns überwachen. Wir betrachten uns nämlich nicht als Kinder, die erst erzogen werden müssen. Besteht eine Zensur über das Elsaß, ja oder nein?"

**"Der Elsässer Kurier" (Colmar) vom 16. Jan. 1923:
Nach der Tagung des Conseil Consultatif.**

Wichtige Entscheidungen. — Sachliche Kommentare. — Hetzerische Polemik.

Der Conseil Consultatif hat eine arbeitsreiche Woche hinter sich. Zwar gab es keine Rattachements von Dienstzweigen. Uebrigens sind ja jetzt die meisten Verwaltungsdirektoren an die Pariser Ministerien rattachiert, ohne daß deshalb eine Beschleunigung von Angelegenheiten und Reformen oder gar Ersparnisse erzielt worden wären. Doch handelte es sich um die Assimilation verschiedener Gesetze und Einrichtungen, die zum Teil von weittragender Bedeutung für unser soziales und wirtschaftliches Leben sind. Zum andern Teil handelte es sich um die Anpassung wichtiger lokaler Gesetze an die ganze Entwicklung der nachkriegszeitlichen Lebensverhältnisse. Zu letzteren gehört zum Beispiel die Reform der Angestellten-Versicherung sowie des lokalen Steuerwesens, zur erstern namentlich das Tabakregime und die Sonntagsruhe.

Die Arbeiten waren diesmal besonders anstrengend. Man kann sagen, daß vom Montag bis Samstag ununterbrochen Sitzungen stattfanden, und daß gewisse Beschlüsse einem fortwährenden Wechsel unterlagen. Der Conseil Consultatif war sich wohl bewußt, daß in allen diesen Fragen sehr vorsichtig zu Werke gegangen werden müsse. Zu sehr schneiden gewisse der geplanten Umänderungen in unser ganzes soziales und wirtschaftliches Leben ein, und gewichtige Interessen standen in Gefahr, ernstlich geschädigt zu werden. Und die Mehrheit, ja die Gesamtheit des Conseil Consultatif ist angesichts zahlreicher Proteste vorsichtiger geworden. Sie lehnt es ab, innerfranzösische Gesetze einfach um der Assimilation willen einzuführen, sie sucht an Verbesserungen durchzusetzen, was nur immer möglich ist.

Nehmen wir die Punkte vorweg, die sich rasch erledigen ließen, so erwähnen wir, daß die Frage der Subventionen für die öffentlichen Arbeitsnachweise, die Einführung der Mindestlöhne in der Bekleidungs-Heimindustrie und des Credit agricole die Erledigung fanden, die wir schon in unsern beiden Artikeln über die Tagesordnung des Conseil Consultatif auseinandergesetzt haben.

Wichtig ist die Einführung der französischen Gesetzgebung betr. staatliche Zuschüsse zu den

Automobil-Unternehmungen,

welche dazu bestimmt sind, den Personen- und Warenverkehr in den Landesteilen zu übernehmen, die nicht von Eisenbahnen oder Straßenbahnen bedient sind. Wir dürfen hoffen, daß in so manchen Gegenden unseres Landes dieser Verkehr jetzt eingemachten Gegenstand unseres Landes dieser Verkehr jetzt eingeführt werden kann, und daß nicht gewisse schon bestehende Linien, wie z. B. von Mühlhausen nach Dammerkirch, für die Herr Dr. Brom ein warmes Wort einlegte, mangels staatlicher Subvention gefährdet werden.

Bei dieser Gelegenheit brachte Herr Dr. Brom, im Hinblick auf die bevorstehenden Unternehmungen zur

Elektrizitätsversorgung des Sundgauts

auch die Frage der staatlichen Zuschüsse zur Sprache. Bekanntlich sollen die Hauptleistungen zu einem Fünftel von den Gesellschaften, zu vier Fünfteln von den interessierten Gemeinden getragen werden. Aber diese letzteren können staatliche Unterstützungen erwarten, nur war bis jetzt noch nicht bekannt, ob auch wir davon profitieren können und ob der Staat

Elsaß-Lothringen

Heimatstimmen

Herausgeber: Dr. Robert Ernst

Bezugspreis für das Vierteljahr:
Deutschland u. Dtsch.-Oesterreich 400 Mark
Frankreich 2 Frank. (frz.)
Schweiz 1 Frank. (schwz.)
Übriges Ausland 20 Cents (amer.)
Bestellungen erfolgen unter:
Dr. Robert Ernst, Berlin W 30,
Postschließfach Nr. 5

Alle Zahlungen sind zu richten für Deutschland an Postcheckkonto Dr. Robert Ernst, Berlin NW 7, Nr. 109 799. aus dem Ausland brieflich an Dr. Robert Ernst, Berlin W 30, Postschließfach Nr. 5. Anzeigen: die 4 gespaltene mm-Zelle 60 Mark

Nummer 2

Berlin, Februar 1923

I. Jahrgang

Zur Lage.

Elsaß-Lothringen und die Ruhrbesetzung.
Robert Ernst.

A la Ruhr, à la Ruhr! Die Parole Poincarés war auch für Wetterlé und seine Freunde in den letzten Monaten der Kriegsruf zur Aufpeitschung der Franzosen gegen den verhaßten Boche! Dieses elende Hunnenpack, dem man zum Heile der Menschheit in einem "Friedensvertrag" ein ungeheures Maß von Lasten aufgebürdet hat, wagt den Versuch, diese Lasten zu schleppen, stürzt nicht zusammen, ringt nach Licht und Raum zum Leben. Im Namen der göttlichen Gerechtigkeit: "à la Ruhr!" Frankreich, als Hüter der Freiheit auf Erden, muß die Welt zu ihrem Glücke zwingen gegen den Willen der Angelsachsen! Das Ruhrgebiet ist besetzt. Der französische Bürger erwartet wirtschaftliche Vorteile, doch der Franken sinkt, die für die französische Wirtschaft nötige Ruhrkohle bleibt aus. Wetterlé und Genossen ist es nicht in erster Linie um Kohle zu tun! Germaniam esse delendam! Ist dies Ziel erreicht, dann wird Frankreich auch die Kohlen besitzen, die es wünscht. Die deutschen Sklaven werden die Kohlen fördern, und der Franzose wird Rentner sein! O herrlicher Traum! Die Welt wird sich an die Annexion der Rheinlande und des Ruhrgebiets gewöhnen müssen im Namen der Freiheit und der französischen Kanonen. Ein neuer Freudentag für Wetterlé: Appenweier und Offenburg in Baden siegreich besetzt.

Ein herrliches Geschäft solche Hetzerei! Doch nur, wenn der Chor der Mitschreier sich ständig vergrößert. Wetterlé aber hat sein Geschäft am falschen Ort aufgetan. Die Elsässer gehen an ihm vorüber und lassen ihn schreien. Wie wenig bedeutet er, der einst so gefeierte "Martyrer", heute noch in der elsässischen Öffentlichkeit! Er selbst ist natürlich anderer Ansicht. In seinem "Nouveau Rhin français" vom 5. Februar wird dargelegt, daß man im Elsaß in der Ruhrfrage nur eine Stimme hören könne: "Endlich besetzt!" Man verlange die Besetzung weiterer Gebietsteile und die Loslösung der Rheinlande und des Ruhrgebietes von Preußen, damit die schon allzulange von der militaristischen Berliner Regierung geknechteten Rheinländer auf Grund der von Präsident Wilson proklamierten

Freiheit der Völker endlich ihrer Fesseln ledig würden! Es mag möglich sein, gewisse französische Kreise mit diesen Tiraden zu fangen, die Elsässer haben für solche Lächerlichkeiten nur wenig Sinn, einerlei, ob sie aus "Hurrah"- oder "Vive la France"-Patriotismus geboren werden. Und in diesen Tagen wurde ihnen in recht drastischer Weise dargelegt, daß sie nationalistisch eingeseift werden sollen. Am 20. Januar berichtet die Straßburger "Freie Presse":

"Die Regierung im Elsaß gibt sich alle Mühe, zu zeigen, daß sie es noch besser kann als seinerzeit die Preußen. Und die haben doch in puncto Diktatur allerhand fertiggebracht."

Nachdem wir gestern bereits melden konnten, daß die im Elsaß am meisten verbreiteten deutschen Zeitungen verboten worden sind, erfährt man heute, daß nun auch die Basler Zeitungen nicht haben ins Elsaß gelangen dürfen, und daß der Verkauf derselben auf den Bahnhöfen untersagt sei.

Dieses letztere Verbot ist ohne Zweifel auf die Hetzereien des "Journal d'Alsace et de Lorraine" zurückzuführen, welches von der Regierung gestern verlangt hat, daß sie die "Nationalzeitung" im Elsaß verbiete. Die Regierung ist diesem Verlangen des Hetzblattes prompt nachgekommen und hat anscheinend das Verbot noch auf andere Zeitungen ausgedehnt.

Womit begründet man solches Verfahren? Mit dem schönen Satz, daß wir uns nicht die "Beleidigungen" gefallen lassen dürfen, die in den deutschen und schweizerischen Zeitungen bezüglich der Ruhraktion enthalten sind. Dieser Vorwand ist natürlich grober Schwindel. Die Sache liegt viel einfacher: Man will nicht haben, daß man im Elsaß auch noch die andere Glocke hört. Die Elsässer sollen sich darauf beschränken, das zu lesen und zu glauben, was ihnen die französische Nationalistenpresse in diesen Tagen vorseht.

So was zieht im Elsaß nicht, ihr Herren. In diesem alten Freiheitslande ist "bourrage de crâne" eine sehr schlechte Methode. Die Herren von der Regierung werden sehr bald merken, daß sie mit ihren albernen Maßnahmen das Gegenteil von dem erreichen, was sie zu erreichen hoffen."

In der Straßburger "République" wird die Betrachtung dieser Vorgänge mit den Worten abgeschlossen:

"Es kommt vor allem darauf an, daß man durch einen ganz unzweideutigen Akt die Elsässer wieder einmal als Staatsbürger zweiter Klasse behandelt hat. Daß in Innerfrankreich, daß gar in Paris entsprechende Verbote herausgebracht worden seien, hat man nicht gehört. Darum ist dieser Akt des Mißtrauens gegen die Güte und Berechtigung der eigenen politischen Handlung zugleich ein Akt des Mißtrauens gegen unser Land und seine Bevölkerung."

Und daß man, um diesen Akt nur ja nicht unterlassen zu müssen, nicht vor einer Gesetzesverletzung zurückscheute, das setzt dem Ganzen die Krone auf."

Wie lautet aber nun das Urteil der Elsässer und Lothringer in der Ruhrfrage? Die Antwort ist nicht leicht und kann nur mit gewissen Vorbehalten gegeben werden. Denn wenn wir die Antwort den Zeitungsstimmen zu entnehmen versuchen, dürfen wir nicht vergessen, daß die elsäß-lothringische Presse die öffentliche Meinung nur verzerrt wiedergibt; Rücksichtnahme auf den französischen Herrn, parteipolitische Taktik wirken hier ein. Immerhin können wir mit einem starken Niederschlag der herrschenden Stimmung in der Presse rechnen. Im Vordergrund des Interesses steht die Frage „Wird der französische Franken infolge der Ruhraktion steigen oder fallen?“ Man mag es verurteilen, daß diese wirtschaftliche Ueberlegung im Vordergrund steht, und verlangen, daß der Elsässer, der sich so oft als das Opfer des deutschen Militarismus kennzeichnet, nun auf Grund seines Erlebens den Kampf mit dem französischen Militarismus aufnehme. Aber verstehen kann man trotz allem, daß der Elsässer und Lothringer, dessen Einfluß auf die französische Außenpolitik ja so ungeheuer gering ist, die Ruhraktion in erster Linie vom Standpunkt des französischen Wirtschaftsmenschen aus betrachtet. Die Unruhe ist groß. Die Linke, als Gegner der Ruhrbesetzung, bringt Tabellen über das Sinken des Franken und das Steigen der Lebensmittel. Bedenklicher ist es, daß die Rechte es für nötig erachtet, in allen ihren Organen in führenden Aufsätzen auf die Unmöglichkeit eines Frankensturzes hinzuweisen. Diese großen Verteidigungsreden dürften das Vertrauen zur französischen Valuta kaum erhöhen, sondern eher das Gegenteil erreichen. Doch nicht allein im Steigen der Lebensmittel zeigen sich in Elsaß-Lothringen die unerwünschten Folgen der Ruhrbesetzung. Die lothringische Erzindustrie ist in eine kritische Lage geraten. Das Ausbleiben des Ruhrkokses legt sie lahm. Und es ist bezeichnend für die Ehrlichkeit der Berichterstattung, daß die gesamte Presse, soweit sie es mit den herrschenden Kreisen in Frankreich nicht verderben will oder in französischer Hand ist, mit wenigen Ausnahmen diese für Elsaß-Lothringen nicht unwesentliche Tatsache verschweigt. Wie es in Lothringen steht, darüber einen Bericht der „Freien Presse“ vom 30. Jan.:

„Die Lage im lothringischen Industriegebiet hat sich infolge der Ruhrbesetzung weiter verschlimmert. Im Orne-sowohl wir im Fentsch-Tal hat das Abenteuer des Bloc National weite Arbeitslosigkeit und Brotlosigkeit zur Folge.“

Die Kündigungen in den Rombacher Hüttenwerken sollen von 500 auf 700 gestiegen sein. Dort wie auch in Hagondange scheint der letzte Hochofen gestopft zu werden.

Ähnlich steht es im Hayanger Gebiet, wo ebenfalls mit einer vollständigen Einstellung der Produktion zu rechnen ist. Die Knutanger Hütten haben ebenfalls Kündigungen vorgenommen und behalten sich in den nächsten Tagen, falls die Zustände sich nicht ändern, weitere „Maßnahmen“ vor.

„In Hayange auf den Wendel'schen Gruben mehrte sich die Arbeitslosigkeit wie überall. Auch dort ist einstweilen eine wöchentliche Feierschicht eingelegt.“

Die Folgen der Ruhrbesetzung werden für die Arbeiterschaft unserer Departements immer fühlbarer“

Doch aus diesen Berichten und dem Streit über die voraussichtlichen Mißerfolge oder Erfolge der Ruhraktion erhalten wir keine Antwort auf die Frage, die uns heute bewegt: Haben unsere Landsleute das Gefühl für Recht und Wahrheit verloren, stehen sie

heute auf dem Standpunkt, daß Macht vor Recht geht? Dürfen wir hoffen, daß sie mit ihrer Kenntnis der deutschen und französischen Verhältnisse der Gefahr entgehen, alles durch die Brille der Pariser Imperialisten zu sehen, die man ihnen am liebsten an ihrem festen Alemannenschädel festnageln möchte?

Im Ruhrgebiet stehen Elsässer und Lothringer in französischer Uniform. Deutsche Landsknechte im Dienst der Franzosen gegen Deutsche. Hüten wir uns, sie alle zu verdammen. Der militärische Apparat ist festgefügt und hält seine Glieder in eisernen Klammern. Am 4. Februar zog eine französische Patrouille von 6 Mann durch Essen, geleitet wie üblich von einer großen Volksmenge, die patriotische Lieder sang. Als sie „O Straßburg“ anstimmte, sang die Patrouille mit, und die Soldaten riefen der Menge zu: „Wir sind Elsässer, habt bloß vor uns keine Angst, wir sind keine von diesen Schindersknechten.“ Und am Abend sangen in einer Kneipe in Essen „elsässische Franzosen“: „Siegreich wollen wir Frankreich schlagen!“ Die armen Kerle mußten mit vollem Gepäck nachexerzieren.

Solche Vorfälle sollen gewiß in ihrer Bedeutung nicht überschätzt werden. Neben vielen anständigen mißbrauchten Elementen stehen unsere ehrlich französisch gesinnten Landsleute, steht aber auch das Gesindel. Wie sagt die „Freie Presse“ vom 27. Januar im Hinblick auf elsässische Industrielle, die sich Poincaré für das Ruhrgebiet zur Verfügung gestellt haben: „Wir wollen nicht so boshaft sein, zu untersuchen, wie viele von diesen Herren zu deutscher Zeit unter ähnlichen patriotischen Versicherungen in Schwarz-weiß-rot es verstanden haben, sich die Taschen zu stopfen.“ Aber wir können dessen sicher sein, die Masse des elsässisch-lothringischen Volkes steht diesem Treiben fern, belächelt den „siegreichen“ Vormarsch Frankreichs in unverteidigtes Gebiet und verachtet dieses Frankreich, das unter dem Banner der Freiheit seinen Vernichtungszug durchführt. Die Führer, die Abgeordneten, die Journalisten verschweigen diese Strömung. Emporgetragen von der französisch-patriotischen Flut des Jahres 1919, die man geschickt zu stauen verstand, haben sie sich und ihre Organisationen den französischen Parteien fest angegliedert, bewegen sich nach dem Takt der Pariser Dirigenten, wobei nicht unerwähnt bleiben darf, daß sie der Hoffnung leben, durch solche Preisgabe eigenen Willens in den Fragen der großen französischen Politik die Sicherung gewisser „Heimatrechte“ einzutauschen, so Erhaltung der deutschen Muttersprache, Beibehaltung guter deutscher Einrichtungen verwaltungstechnischer und wirtschaftlicher Natur. Und diesem Tauschgeschäft zuliebe, das ihnen freilich noch wenig eingebracht hat, suchen sie in Fragen der französischen Außenpolitik Volksmeinung zu schaffen, anstatt der wahren Stimmung Ausdruck zu geben. Mit einem Pathos, das einer edleren Sache wert wäre, verkündet der auf den „Kriegsschauplatz“ entsandte „Sonderberichterstatter“ des „Elsässer“, des Straßburger Organs der katholischen Volkspartei, von dem glänzenden Verlauf der Besetzung Appenweiers und Offenburgs. Und die Straßburger, die Appenweier und Offenburg einigermaßen kennen, sollen nicht lachen, wenn ihnen in aller Breite von den Verhandlungen auf dem Rathaus in Appenweier, dem kleinen badischen Dorf, berichtet wird? Sie sollen wohl sogar dem Berichterstatter glauben, daß „ein Teil der Bevölkerung

die französischen Truppen begrüßte!“ Nicht gar zu dick auftragen, wenn man die Meinung erwecken will, daß solche Berichte der Stimmung im Elsaß entsprechen! — Unter den Soldaten befanden sich viele Rekruten, die erst am 25. November 1922 eingetreten waren. Sie, ebenso wie ihre anderen älteren Kameraden, waren ihrer Aufgabe vollkommen gewachsen.“ („Elsässer“ vom 5. Februar.) Ungeheure Aufgabe, die Besetzung der friedlichen Stadt Offenburg. Da hat es die Presse der linken Parteien doch besser, sie kann — ohne von der Einstellung der großen französischen Partei abzuweichen — die Gedanken der Elsässer darlegen. Camille Dahlet, von dem man gewohnt ist, ein offenes Wort zu hören, das ihm, dem französisch Gesinnten, oft nicht so leicht fallen mag, spottet in seiner „République“ über den unmillitärischen siegreichen Vormarsch Poincarés mit einer kriegsmäßig ausgerüsteten Armee in unverteidigtes Gebiet. Die „Freie Presse“ schreibt am 2. Februar: „Die moralische Seite der Aktion“:

„Schmach, die diesen Namen wirklich verdient, lastet auf Europa, seitdem im schwarzen Ruhr-Kohlenbecken das französische Militärkommando den Kampf gegen die Zivilbevölkerung aufgenommen hat.“

Denken wir zurück! Als im Krieg Deutschlands Generäle in Belgien, in Nordfrankreich Zivilisten zur Arbeit zwingen wollten, und die Widerspenstigen rasch abtransportierten, ging ein Entrüstungssturm durch die Welt. Da nützte alle deutsche Unschuld-Propaganda nichts dagegen. Selbst die „Deutschfreundlichsten“ senkten den Blick, wenn man ihnen davon sprach. Und damals war Krieg.

„Die neutrale Republik Elsaß.“

(„La République neutre d'Alsace.“)

J. Greiner.

Unter diesem Titel erschien im Dezember 1870 in Genf eine Broschüre, deren Verfasser der französische Publizist Comte Agénor de Gasparin war. Die einzelnen Teile der Broschüre waren vorher als Artikel in dem Journal de Genève veröffentlicht worden. Der Inhalt des Büchleins ist in verschiedenster Hinsicht interessant, und es dürfte nicht unangebracht sein, ihn heute wieder zu durchdenken. Dazu soll im folgenden das Material geboten werden in der Annahme, daß die Broschüre doch nur wenigen zugänglich ist. Eine kritische Stellungnahme zu den Ausführungen des Verfassers ist hier nicht beabsichtigt.

Vergegenwärtigen wir uns kurz die Lage, wie sie sich im Dezember 1870 darbot. Es standen noch Armeen der Republik im Felde; aber ihre Versuche, Paris zu entsetzen, waren gescheitert. Große Durchbruchversuche der in Paris eingeschlossenen Armee waren in den ersten Dezembertagen zurückgewiesen worden. Ueber den Wunsch der öffentlichen Meinung Deutschlands und den Willen seiner Regierung, Elsaß und Lothringen zurückzunehmen, konnte nach vielen Kundgebungen in Frankreich ein Zweifel nicht mehr bestehen. Und nun zu den Ausführungen des Verfassers.

Der schreckliche Krieg müsse ein Ende nehmen. Aber die beiden kriegführenden Nationen nehmen noch ganz unvereinbare Stellungen ein. Auf Seiten Deutschlands die Forderung: Wir müssen im Interesse unserer Sicherheit unbedingt Elsaß-Lothringen haben. Von Frankreich die Antwort: Keinen Fuß

Heute ist „Frieden“. Im Ruhrgebiet wollen französische Generäle, den Instruktionen gemäß, die sie von der zivilen Bloc National-Regierung erhalten haben, Zivilisten zur Arbeit zwingen — sind gezwungen es zu wollen in Durchführung der eisernen Gesetze jeder militärischen Besetzung fremden Landes.

Und ein Entrüstungssturm geht durch die Welt. Keinerlei französische Aufklärungs-Propaganda wird dagegen etwas nützen. Und selbst die Verteidiger der Bloc National-Politik wenden den Blick ab, wenn man ihnen sagt: „Konnte Frankreich etwas anderes erwarten, als den systematischen Widerstand der Ruhrbevölkerung? Dürfte Frankreich annehmen, daß nur Franzosen in der Besetzung fremder Besatzung zu trotzen, keine Angst vor Repressalien zu haben? Wie hätte Frankreich diejenigen genannt, die von 1914—1918, vom Einfall der deutschen Truppen bis zu ihrem Abzug, preußischem Befehl Folge geleistet hätten? Verräter! Haben nicht französische Kriegsgerichte, noch vier Jahre nach dem Waffenstillstand nordfranzösische Industriellen abgeurteilt, weil sie im Verdacht standen, „mit den Deutschen Geschäfte gemacht zu haben?“

„Hat nicht die gesamte französische Presse jeden kleinen Maire, jeden Feldhüter, jeden Postbeamten, der in der bitteren Invasionsperiode „dem Deutschen“ auch nur den geringsten Widerstand entgegensetzte, gefeiert? ... Und heute? Heute wird im Ruhrgebiet unter Belagerungszustand verhaftet, wird ausgewiesen, sehen sich Beamte, die den Befehlen ihrer Regierung treu bleiben wollen, gezwungen mit Kind und Kegel sich auf die Wanderschaft zu machen. Und die Pariser Presse kündigt an, „daß dies nur der Anfang“ der energischeren Maßregeln sei, die Frankreich nun, angesichts der deutschen Sabotage, ergreifen werde.“

Mögen Herr Wetterlé und seine Freunde heßen, soviel sie Lust haben, die Elsässer und Lothringer besipen leider nicht die nötige Gutgläubigkeit, um auf alles hereinzufallen.

breit Land, keinen Stein unserer Festungen! Der Verfasser will sich der undankbaren Aufgabe unterziehen, einen Vergleich vorzuschlagen. Frankreich solle die Initiative ergreifen und eine neutrale Republik Elsaß vorschlagen. „Nach dem es (Frankreich) das Unrecht tat, den Frieden zu stören, hätte es das Verdienst, ihn wieder herzustellen.“ (S. XIII.) „Deutschland will das Elsaß annektieren; Frankreich will es behalten. Warum sollte man nicht den Ausweg nehmen, es weder dem einen noch dem andern, sondern sich selbst zu geben?“ (S. 3.) Mit dem Elsaß wäre der deutschsprechende Teil Lothringens zu vereinigen. Lothringen bliebe im übrigen bei Frankreich; Metz würde geschleift werden. Auch im Elsaß wären alle Festungswerke zu schleifen, einmal um dem neuen neutralen Land nicht große militärische Lasten aufzuerlegen, dann, um in Deutschland die Befürchtung nicht aufkommen zu lassen, Frankreich könnte sich einmal bei Gelegenheit in den Besitz dieser festen Plätze setzen. Man werde einwenden, das Elsaß erfülle nicht die Vorbedingungen, ohne die ein unabhängiges Land nicht existieren könne: wahre Nationalität und wahre Macht. Gewiß, Verträge können keine Nationen schaffen; aber sie können sie wieder erwecken. Das Elsaß habe einmal ein eigenes nationales Leben gelebt, und es habe noch heute einen nur ihm eigenen Charakter. Es sei mehr als nur zwei Departements. „Wir kennen alle eine

elsässische Literatur, die von Frankreich und Deutschland zugleich befruchtet worden ist und in jedes der beiden Länder die Gedanken des andern einführte. Das ist gerade die Aufgabe, die einem neutralen Elsaß-Lothringen gestellt ist, der Platz, der ihm von der Vorsehung bestimmt ist." (S. 19.) Straßburg habe einmal wie ein unabhängiger Staat gelebt, „und nur Ludwig XIV. hat dieser republikanischen Existenz ein Ende gemacht.“ (S. 20.) Der neue freie Staat wäre wohl klein. Aber seine geographische Lage, die soldatischen Qualitäten seiner Bevölkerung, ihr Sinn für eine gemäßigte Freiheit, ihre Abneigung gegen Extreme würden ihn sehr wohl in den Stand setzen, sich zu regieren und sich Respekt zu verschaffen. Frankreich, das Elsaß, Deutschland und Europa, alle hätten ein Interesse an einer solchen Lösung.

Zunächst das Interesse Frankreichs. Der Verfasser bekennt sich als Gegner des Rechtes der Eroberung. Es wäre ein schöner Fortschritt, wenn dies Recht verschwinden würde. Aber man müsse die Dinge kaltblütig betrachten, so wie sie sind. „Laßt uns versuchen den Krieg abzuschaffen, schmeicheln wir uns nicht zu sehr, die Kriegführung zu mildern.“ (S. 26.) „Das Recht der Eroberung ist bis in unsere Zeit von allen Mächten ohne Ausnahme ausgeübt worden. Die Entrüstung, die es erregt, ist jungen Datums. Wir haben Algerien und Cochinchina erobert und haben uns, soviel ich weis, kaum beunruhigt wegen der Gewalt, die wir den Gefühlen der Bevölkerung zufügten.“ (S. 27.) Der etwas künstliche Unwille, den der Gedanke der Eroberung in Frankreich erregt, datiert seit der Zeit, „seit wir statt zu erobern, Gefahr laufen, selbst erobert zu werden.“ (S. 24.) „Wenn das Recht zu erobern verschwinden soll, so sehe ich nicht ein, aus welchem Grund wir von Deutschland verlangen, mit diesem Fortschritt zu beginnen, der noch von niemandem verwirklicht worden ist. Ich sehe noch weniger ein, unter welchem Vorwand wir uns darüber entrüsten sollten, daß es nicht als erstes Land dieses Beispiel gibt, die wir ausgezogen sind, um nach Berlin zu ziehen und die wir, nach einer Reihe von Siegen dort angekommen, kaum zurückgekehrt wären, ohne die Rheinlande zu annektieren.“ (S. 26.) „Solange wir in dem Anspruch, Elsaß und Lothringen zu erobern eine Kundgebung beleidigender und wilder Schlechtigkeit, würdig der nordischen Barbaren, sehen, einen Vorgang ohne Präzedenzfälle, eine ausschließlich Frankreich vorbehaltene Beleidigung, solange werden wir nicht imstande sein, diese Form der Abtretung, wie sie die Neutralität darstellt, zu würdigen.“ (S. 33.) Das Opfer, das Frankreich zu bringen hätte, wäre groß. Aber es müßte nicht ihm ergebene Landsleute einer fremden Herrschaft ausliefern. Die Ehre bliebe gewahrt. Frankreichs materielle Kräfte würden geschwächt werden; aber die Kräfteverschiebung wäre unvergleichlich größer, wenn sich Deutschland in Elsaß-Lothringen festsetzen würde. Und in den Schmerz Frankreichs würde sich eine Freude mischen. „Es bedauert etwas, auf diese Weise einem unabhängigen Lande das Leben zu geben. Als England auf seine amerikanischen Kolonien verzichten mußte, wußten sich die Engländer, Freunde der Freiheit, mit diesem Gedanken zu

trösten: Es gibt ein unabhängiges Land mehr, die Vereinigten Staaten sind entstanden.“ (S. 35.) „Im ganzen genommen, auf der Grundlage eines neutralen Elsasses und der Schleifung der Festungen zu unterhandeln, das hieße einen Frieden erlangen, wie ihn gleich günstig noch nie ein Land in unserer Lage unterzeichnet hat.“ (S. 36.) Man sage immer: Schlimmer könne es bei Fortsetzung des Krieges auch nicht kommen. Im schlimmsten Fall wäre unsere Lage später die gleiche wie heute. Darauf antwortete er: Es könne noch viel schlimmer kommen. Wenn man heute vielleicht auf der Grundlage eines neutralen Elsasses verhandeln könnte, so werde das später sicher nicht mehr der Fall sein. Man werde dann die Annexion der beiden Provinzen verlangen, und noch später werde auch diese nicht mehr genügen. Verlängerter Krieg bedeute noch größere Unordnung und am Ende die Diktatur in irgendeiner Form. Die Freunde einer freiheitlichen Entwicklung sollten dies bedenken. Ohne Friede zu rechter Zeit, keine Hoffnung auf Wiederaufstieg.

Weiter das Interesse des Elsasses. Das Elsaß könnte sich natürlich die ihm passendste Staatsform wählen. Aber es scheine ihm, daß ein neutrales Elsaß ein republikanisches Elsaß sein würde. Eine Monarchie sei eine teure Sache. Könige seien rar und besonders rar seien neutrale Könige, d. h. Könige, die mit keiner regierenden Dynastie verwandt seien. Das Elsaß werde die vorgeschlagene Lösung leidenschaftlich herbeiwünschen, „von dem Augenblick an, wo es die Hoffnung verliert, französisch zu bleiben.“ (S. 50.) Das Elsaß wäre nicht zu beklagen. Die kleinen neutralen Staaten seien die glücklichsten. Die großen Staaten müßten ihre Größe teuer bezahlen; ihre Steuerlast wachse von Tag zu Tag. Zum Glück gebe es noch eine Größe, die den kleinen neutralen Staaten vorbehalten sei: Sich in den Dienst der Aufgaben der Menschlichkeit zu stellen. Welches reiches geistiges Leben in diesen kleinen Staaten möglich sei, dafür biete die Schweiz ein Beispiel. Sie zeige auch, welche Erfolge in der Industrie, durch den Freihandel begünstigt, möglich seien. Frankreich würde seine Grenzen den Erzeugnissen des Elsasses gern offen halten. „Was Deutschland betrifft, so wird es sich, davon bin ich überzeugt, beeilen, mit uns in Wettbewerb zu treten in bezug auf gutes Entgegenkommen der neuen Republik gegenüber.“ (S. 52.) „Ich habe es Ihnen schon gesagt, dieses Elsaß wäre das glücklichste Land der Welt. Betrachten Sie seine Finanzlage: Keine Armee, keine Marine zu besolden, keine Festungen zu unterhalten, keine Civilisten und keine großen Gehälter. Was die Schulden anbetrifft, so wird es ohne Zweifel den entsprechenden Teil der französischen Schulden zu tragen haben; aber es wird nicht mehr als gerecht sein, ihm durch einen Artikel des Friedensvertrags eine beträchtliche Entschädigung zuzuweisen, um die Leiden des Krieges wieder gut zu machen und die öffentlichen Gebäude wieder herzustellen.“ (S. 52.) Das Elsaß könnte die militärische Organisation der Schweiz bei sich einführen, die wenig Kosten verursache und eine starke Verteidigung ermögliche. Es hätte den großen Vorteil, sich um die große Politik nicht zu kümmern zu brauchen.“ Ich würde es verstehen, daß das Elsaß, trotz seiner Kleinheit, den großen Ehrgeiz hätte, ein Musterland zu werden. Die Mission, die

ihm als Vermittler zwischen Deutschland und Frankreich zukommt, kann großartig werden.“ (S. 53.) „Und beachten sie wohl, daß, wenn ein neutrales Elsaß das glücklichste Land der Welt, so ein von Deutschland annektiertes das unglücklichste werden kann. Ich unterlasse es, das, was wie ich hoffe, sich nicht realisieren wird, auszuführen; aber jeder errät die Reibungen aller Art, die eine solche Situation mit sich bringen würde. Es wäre da ein unterworfen Land, das sich nicht gleich berechtigt mit den andern deutschen Staaten fühlen würde; es wäre ein verdächtiges Land, wo wirkliche und eingebildete Umtriebe Frankreichs unaufhörliche Verfolgungen hervorrufen würden.“ (S. 54.)

Nun das Interesse Deutschlands. Das Ziel der Sicherung Deutschlands für die Zukunft werde durch eine Neutralisierung besser erreicht als durch eine Eroberung. Die offensive Kraft Frankreichs nach der deutschen Grenze hin wäre gebrochen. Aber auch diejenige Deutschlands nach Frankreich hin. Nur wenn Deutschland für die Zukunft offensive Absichten gegenüber Frankreich habe, könne ihm die Eroberung des Elsasses von Nutzen sein. „Aber, sagt man, das Elsaß wird im Herzen französisch bleiben, und man müßte wieder von vorn anfangen. Die Neutralität, die sie uns in Vorschlag bringen, ist nichts anderes, als eine ständige Bedrohung für Deutschland und eine ständige Gefahr für den Frieden. — Eine französische Partei wird sich sehr schnell in diesem Lande bilden, das nur dem Schein nach neutral sein wird. Französische Umtriebe werden darin ständig an der Arbeit sein. . . . Deutschland wird alle Unannehmlichkeiten der Eroberung haben ohne deren Vorteile zu haben. . . . Das Elsaß seinerseits würde zwischen diesen beiden großen Nachbarn hin und hergezerrt werden und, mehr elend als unabhängig, würde es seine provisorische Situation verfluchen.“ (S. 59, 60.) Darauf sei zu erwidern: In einem eroberten Elsaß wären solche Umtriebe nicht weniger vorhanden. Und eine solche Entwicklung der Dinge im Elsaß würde dann nicht ohne Einwirkung auf die Stimmung in Frankreich bleiben. „Unsere Landsleute von einem Joch, das durch die Gewalt auferlegt und aufrechterhalten würde, zu befreien, das würde die fixe Idee Frankreichs werden; es würde sich keine Friedenspartei in Frankreich bilden.“ (S. 61.) Ein neutrales Elsaß würde aber wohl selbst derartigen Umtrieben entgegentreten. „Laßt uns an die Freiheit glauben, laßt uns glauben, daß ein freies Land nicht zögern wird, seine Unabhängigkeit zu lieben; laßt uns glauben, daß ein glückliches Land selbst die Umtriebe abstellen wird, die sein Glück bedrohen.“ (S. 61.) Die Erschöpfung der großen Mächte werde dem Elsaß Zeit lassen, sich an seine neue Lage zu gewöhnen, und „nach einigen Jahren, seien sie dessen sicher, wird der elsässische Patriotismus den Machenschaften des französischen Patriotismus wenig Raum lassen; man wird fortfahren, Frankreich zu lieben, man wird aber vor allem das Elsaß lieben.“ (S. 62.) Ein entehrender Friede werde in Frankreich den alten kriegerischen Geist beleben. Ein gemäßiger Friede werde den Geist der Mäßigung und des Friedens stärken. „Wenn die Gewalt

Gewalt gebärt, so erzeugt Mäßigung Mäßigung.“ (S. 73.) „Das große und schwierige Werk der deutschen Einigung würde durch die Hinzufügung eines gegen seinen Willen annektierten Gebietes nicht gewinnen. England und Rußland können sagen, was Irland und Polen kosten.“ (S. 74.) Ein Deutschland, das den Sieg mißbrauche und den Erfolg überspanne, laufe Gefahr, viel Eifersucht und viele Befürchtungen zu erregen. „Von da bis zu neuen Kriegen ist es nicht weit.“ (S. 74.) Eine gemäßigte, generöse Politik Deutschlands, das wäre eine große Politik.

Zum Schluß das Interesse Europas. „Das Elsaß ist der Schlüssel unseres Hauses, unmöglich ihn den Deutschen auszuliefern! Das Elsaß ist der Schlüssel unseres Hauses, unmöglich ihn den Franzosen zu lassen! So hört man es in Frankreich und Deutschland sagen. Der Schluß ergibt sich von selbst: Der Schlüssel darf keinem von beiden anvertraut werden; dieser Schlüssel zu den beiden Häusern, dieser passe-par-tout, muß in die Hände eines neutralen Staates gegeben werden. Die Notwendigkeit einer elsässischen Neutralität springt hier in die Augen.“ (S. 81.) Die ständigen Kämpfe um dieses Gebiet erschütterten den Frieden Europas. Zwischen Deutschland und Frankreich lege sich ein Gürtel neutraler Staaten. Die einzige Lücke: Das Elsaß, eine Pforte des Krieges. Diese Pforte schließen, heiße den Wall der Neutralität vollenden, heiße zukünftige Kriege so viel als möglich unmöglich machen. Eine große Kräfteverschiebung in Europa, wie sie ein deutsches Elsaß-Lothringen darstellen würde, würde die Eifersucht vieler Mächte wachrufen, das ganze bisherige Bündnissystem umstoßen, zu einem Streben nach neuen Allianzen führen, kurz: Europa nicht zur Ruhe kommen lassen. Jedes Uebergewicht auf einer Seite rufe eine Reaktion hervor. „Ludwig XIV. und Napoleon haben diese Erfahrung gemacht; Deutschland könnte sie seinerseits machen.“ (S. 87.) Ein erobertes Elsaß-Lothringen bedeute eine Vorherrschaft des preussischen Geistes in Deutschland. Bei einem solchen Zustand müßte sich Europa auf alles gefaßt machen. Ein neutrales Elsaß-Lothringen bedeute, daß Frankreich ein Gebiet, das immer zur Offensive gedient habe und dienen werde, (!!) verliere, daß aber Deutschland es nicht gewinne. „Die Offensivmöglichkeiten zu schwächen und die Defensivmöglichkeiten zu stärken: Das ist das Ziel, das Europa überall verfolgen muß.“ (S. 92.)

Soweit die Ausführungen des Comte Agénor de Gasparin. Bekanntlich wurde auch in offiziellen deutschen Kreisen der Gedanke, ein neutrales Elsaß-Lothringen zu schaffen, in den Jahren 1870/71 erörtert. Bismarck kam am 2. Mai 1871 im Reichstag auch auf diese Lösung der elsäß-lothringischen Frage zu sprechen. Der Gedanke, den Gürtel der neutralen Staaten, der Deutschland und Frankreich trenne, zu schließen, sei für Deutschland nicht annehmbar gewesen. „Frankreich hätte einen schützenden Gürtel gegen uns bekommen, wir aber wären, so lange unsere Flotte der französischen nicht gewachsen ist, zur See nicht gedeckt gewesen.“ Aber der Hauptgrund, warum Deutschland dieser Lösung nicht zustimmen konnte, sei der, „daß die Neutralität überhaupt nur haltbar ist, wenn die Bevölkerung ent-

schlossen ist, sich eine unabhängige, neutrale Stellung zu wahren und für die Erhaltung ihrer Neutralität zur Not mit Waffengewalt einzutreten. . . Diese Voraussetzung wäre bei den neuzubildenden Neutralen, Elsaß und Lothringen, in der nächsten Zeit nicht zugetroffen, sondern es ist zu erwarten, daß die starken französischen Elemente, welche im Lande noch lange zurückbleiben werden, die mit ihren Interessen, Sympathien und Erinnerungen an Frankreich

hängen, diesen neutralen Staat, welcher immer sein Souverän sein möchte, bei einem neuen französisch-deutschen Kriege bestimmt haben würden, sich Frankreich wieder anzuschließen, und die Neutralität wäre eben nur ein für uns schädliches, für Frankreich nützliches Trugbild gewesen."

Bismarck traute also einem neutralen Elsaß-Lothringen nicht den festen Willen zu, seine Neutralität nach beiden Seiten zu verteidigen.

Ein elsässischer Patriot.

Von J. Karcher.

Der Stuttgarter Verlag Robert Lutz hat gegen Ende des vergangenen Jahres ein Buch neuherausgegeben, das seit Jahren vergriffen war, unserer Zeit aber außerordentlich viel zu sagen hat: die „Erinnerungen eines elsässischen Patrioten von Graf Eckbrecht Dürckheim - Montmartin“. Ein ehemaliger deutscher Offizier, Guido Knoerzer, noch vor dem Erscheinen des Werkes in den Alpen verunglückt, hat die neue Ausgabe geleitet und mit einer aus warmem Herzen geschriebenen Einleitung versehen, die auf immer Zeugnis ablegen wird für das Verständnis der Tragik des elsässischen Volkes und Landes, das diesen Mann beseelt hat.

In dem Grafen Dürckheim lernen wir einen Menschen von seltenem Adel der Gesinnung kennen, einen Edelmann im echten Sinne des Wortes, der es verstanden hat, ohne Gesinnungsschwäche unter den mannigfachen Wechsellern der Verfassungen seinem Lande treu und rechtschaffen zu dienen, einen Elsässer vor allem, dem als solchem mit Recht das Wohl seiner Heimat über allem stand.

Als Emigrantenkind am 1. Juli 1812 in Bayern geboren kehrte Eckbrecht von Dürckheim 1815 mit seiner Familie nach dem Elsaß zurück, als nach der zweiten bourbonischen Restauration die Dürckheims wieder in den Besitz ihrer angestammten Güter gelangten. Wir erhalten eine anschauliche Schilderung der Gesellschaft, die damals das Elsaß bevölkerte: „in den Städten war die Gesellschaft sehr zerrissen und in Parteien geschieden. Die durch Schmuggel, Kriegslieferungen, Emigrantengütererwerb, Handel und Industrie schnell reich gewordenen Familien lebten unter sich, die französischen Eingewanderten, Beamte und hohe Militärs bildeten, was man damals die „Kolonie“ nannte, und die alten aristokratischen Familien, die mit ihren hohen feinen Manieren, ihrem Stolz, ihren Tugenden und auch mit ihren Vorurteilen und Fehlern aus der Emigration zurückgekommen waren, verkehrten nur offiziell mit den Franzosen und gar nicht mit den Parvenus“. Dürckheims Eltern, verkehrten damals nur mit den vertrautesten Freunden und Verwandten. In Straßburg fanden sie Türkheims, Andlaus, Berkheims, Oberkirchs und Wurmser wieder; bei Türkheims war die Hausmutter Lilli, die liebliche Braut Goethes, an Baron Bernhard von Türkheim verheiratet und Mutter von vier Söhnen und einer Tochter, die auch Lilli hieß; Lilli und ihr Gatte waren treue Freunde meiner Eltern, sie ahnten aber nicht, daß der kleine Knabe, den die letzteren oft bei ihren Besuchen mitbrachten, einst durch zwei ihrer Enkelinnen ihnen so nahe angehören würde."

1821 bezieht der junge Dürckheim die Redtslobsche Privatschule in Straßburg, von deren Leiter und Unterricht, wie überhaupt von dem Leben in dieser Anstalt wir hübsche Bilder gezeichnet erhalten. Politische Ereignisse, die Erschießung des napoleonisch gesinnten Obersten Caron auf Befehl der Bourbons etwa, werfen ihre Lichter in diesen kleinen abgeschlossenen Kreis.

1828 treffen wir den jungen Landsmann als Straßburger Studenten wieder. „Die Kollegien, die ich zu hören hatte, waren höchst langweilig und durch den entsetzlichen Vortrag der Herren Professoren rein ungenießbar für einen nur im geringsten für Besseres empfänglichen Menschen“, berichtet er uns. „Wir hatten ja berühmte gelehrte Juristen unter den Lehrern, allein sie wußten ihre Schätze nicht gefällig mitzuteilen. . . Das Studentenleben war damals in Straßburg weder flott noch geräuschvoll; es gab keine sogenannten Korps, jede Gesellschaft unter Studenten nannte sich Kränzchen mit dem Namen der Straße und des Lokals, wo die Vereinigungen stattfanden. Die Nationalitäten waren getrennt; mit den Deutschen gingen die protestantischen Elsässer und die Fremden: Schweizer, Russen, auch hie und da ein Engländer oder Schwede.“ Die seinem Wesen abträgliche Lage des Elsaßes wird ihm hier zum ersten Male bewußt:

„Der Dualismus in Sprache, Erziehung, Lehrmethode und so weiter gereichte den Elsässern zum größten Schaden: man wird nur stark und vollkommen in der Muttersprache. Wird diese vernachlässigt, so bildet sich der Mensch nur halb heran; es entwickeln sich seine Naturanlagen viel schwerer und langsamer; auch sehen wir seit der Einführung der französischen Sprache immer weniger bedeutende Männer in unserem näheren Vaterlande erscheinen: auf denselben Lehrstühlen, wo unsere schwachen Lehrkräfte die Jugend entmutigten, saßen einst Koch, Schöpflin, Schweighäuser und andere hervorragende Männer. Unsere Professoren konnten wirklich weder deutsch noch französisch dozieren, es war die Halbbildung mit allen ihren Mängeln.“

Verfolgen wir rasch Dürckheims weiteren Lebenslauf, der ihn in Wahrnehmung seiner Berufspflichten kreuz und quer durch ganz Frankreich geführt hat. Als Assessor bei der Straßburger Präfektur beginnt er seine Karriere, wird alsbald auf Empfehlung seines Straßburger Vorgesetzten trotz großer Jugend Unterpräfekt in Espalion, 900 km südlich von seiner Heimat gelegen, später in gleicher Dienststellung in Nantua, dann wieder in der engeren Heimat, in Weißenburg beschäftigt. Das Geschick will es, daß Dürckheim nicht in der Heimat verbleiben darf, sondern Unterpräfekt in Péronne wird, wo er in erste Berührung mit dem späteren Kaiser Napoleon III. kommt, damals Gefangener in Ham, das zum Bereich des Péronner Präfekten gehört.

Die Beziehungen, die Dürckheim auf diesem Wege mit dem „Gefangenen von Ham“ in Verbindung brachten, sollten später seiner Heimat zugute kommen. Napoleon III., den uns Dürckheim als klugen Organisator, als einen Menschen schildert „von der Natur mit reichen Geistesgaben beschenkt, durch gründliches Studium mit vielen nützlichen Kenntnissen ausgestattet, wohlwollend, ohne Parteihaß und zum Guten geneigt“, dem „für die schwere Aufgabe, Frankreich in solchen Zeiten zu regenerieren und den Thron wieder dauernd zu befestigen, woder die Einsicht noch der nötige Mut, aber in erster Reihe die würdige, tatenreiche Vergangenheit fehlte“, achtete in Dürckheim, dem auf so sonderbare Art bekannt gewordenen, einen ehrlichen, aufrechten, urteilsfähigen Mann und ließ sich von ihm raten und beeinflussen, was dem Elsaß fromme.

Durch die stürmischen Zeiten, die Frankreich in jenen Jahrzehnten durchlebte, durch die Revolutionen und Regierungswechsel hindurch verstand es der elsässische Edelmann seine Pflichten zu erfüllen, ohne Streberei und ohne Schielen nach der Gunst des Augenblicks, ein treuer Diener seiner Heimat wie auch des Landes, dem er durch die Vorsehung Untertan geworden war. Offenen Blickes, mit einem seltenen Geschick der Menschenkunde und Menschenbehandlung, arbeitstreu und stets auf das Wohl der ihm Anvertrauten bedacht, so sehen wir Dürckheim allzeit als ehrenwerten, ja liebenswerten Menschen, als einen Charakter, seiner Pflicht unbedingt ohne Schwanken treu. Wir sehen das Frankreich der Mitte des 19. Jahrhunderts mit seinen Augen an, folgen mit Spannung den Bildern, die er uns von den verschiedenen Gegenden des Landes zeichnet, in die ihn sein Beruf führt, sehen mit ihm hinein in die Korruption der Verwaltung, in die Ränke des parlamentarischen Frankreichs, hinein in die Intrigen der kleinen Großen des Frankreichs seiner Tage, staunen mit ihm über die Rückständigkeit der Erziehung, über die Urteilslosigkeit des Volkes. Sein Urteil über das französische Volk lautet nach den Erfahrungen eines reichen Lebens:

„Es gibt kein Land auf der Erde, wo der Drang nach Einfluß, Ehre und Macht so tief bis in die kleinsten Seelen gedrungen ist wie in Frankreich. Der letzte Idiot Bauer, der kleinste épicier in den Städten, ist ein Ehrgeiziger, ein Important in des Wortes weitester Bedeutung. Jeder glaubt, die angeborenen Eigenschaften und das Talent zu regieren mit auf die Welt gebracht zu haben; er bezieht alles: Gemeindegut, Verwaltung, Politik, Regierung, alles auf seine eigene kleine Person. Daher ein grenzenloser Egoismus und eine allgemeine Beschränktheit, die für das öffentliche Wohl oder Wehe keinen Gedanken, kein Gefühl mehr haben!“

Dürckheim, der Mensch, wird uns aus seinen „Erinnerungen“ lieb und wert. Wie einfach und schlicht schildert er uns beispielsweise seine Verlobung:

„Es war ein herrlicher Morgen, anfangs Juni 1833, als ich, von einem alten Reitknecht begleitet, über die mit Wäldern und großen Auen abwechselnd durchkreuzte Ebene zwischen Bläheim und Thumenau dahinflog. Heil wie sonnig war dieser unvergeßliche Morgen, wie schön war die lachende, blühende Erde, wie rein und heiter der Himmel, wie sonnig war's auch in meinem Herzen, voll Liebe und Hoffnung! In den Wäldern klang hell auf der Nachtigallen melodisch schmetterndes Lied, die Goldamsel mischte ihren frischen, gemüthlichen Jubel ein; in jeder Wiese zirpte ein schwelgendes Völkchen kleiner Gemir die liebe Mutter Natur auf dem Wege gab.“

In mir selbst aber jubelte noch herrlicher die Stimme der größten irdischen Glückseligkeit. Wie soll ich jetzt, mit irdischer Sprache, meinen Empfang und die erste Begegnung mit Mathilden beschreiben? Lieber möchte ich darüber schweigen und mich begnügen kurz zu sagen: es war ein himmlisches Glück, das uns beide durchdrang.

Nach der ersten Begrüßung, bei welcher Mathilde und ich verlegen errötend einander gegenüberstanden, uns freundlich mit seinen Augen ansehend, ließ man uns allein.

Wir hatten uns soviel zu sagen, zu erzählen, zu gestehen und zu erklären, und wir redeten kein Wort; wir hielten uns fest umschlungen und weinten beide und lachten mitten unter Tränen; wußten beide nicht, wie uns geschah.“

In ähnlich schlichten und innigen Worten erfahren wir später den Tod dieser ersten Gattin Dürckheims, die von ihm scheidet, als sie im südlichen Frankreich Gesundung suchte, und ohne daß sich die Gatten noch einmal hätten sehen können:

„O, lieber Leser, wie kann man nach solch einem niederschmetternden Schlag noch fortleben, sein Interesse noch auf irgend etwas lenken? Du hast Mathilden nicht gekannt, von ihrem anmutigen Geist, ihrem reichen Herzen hast du keinen Begriff; du weißt nicht, daß sie das reine, hehre Geschöpf war, das, zu edel für diese Welt, hier schon ein Engel, die Erde schwebend nur berührt hat, um Gutes zu tun, alles um sich her glücklich zu machen und dann in ein besseres Leben hindüberzufliegen, wo die Krone des ewigen Lebens den Ausgewählten gereicht wird. Solch ein Kleinod war mir entrissen worden — und ich Unglücklicher lebte fort!“

Was uns an unserem Landsmanne aber unbedingt am stärksten fesselt, das ist die fast schwärmerische Liebe zu seiner Heimat. Das Elsaß und seine Elsässer, um diesen Pol dreht sich sein ganzes Sein und Trachten, all seine Entschlüsse scheinen stets unter dem Gesichtspunkt zu erfolgen: Was bin ich meinem Elsaßland schuldig?

In seiner Jugend schon begegnet uns dieser Stolz auf die Heimat:

„Wir machten häufige Ausflüge in die Berge; die alten Vogesenburgen, die materisch gelegenen Schlösser und Klöster wurden alle besucht. Das sagenreiche, echt alemannische Land wurde uns allen so wert und lieb, als hätten wir die elsässische Heimat niemals verlassen.“

Mein Vater, der so lange in der Verbannung gelebt hatte der fremde Dienste nehmen mußte, um nicht müßig in bescheiden doch eigentlich nur als Elsässer fühlen.

Mächtig und wohlthuend ist das Band, das ein Geschlecht an einen Flecken Erde bindet, den es seine Wiege mit vollem Recht auch nach langer Trennung nennen darf, wenn die Geschichte dieses Flecken Erde mit der seinigen jahrhundertlang eng verknüpft war: und dieses Band war und blieb für uns Dürckheims ein altes deutsches Reichsband.

Dasselbe Gefühl teilten wir alle mit unserem trefflich biederem Vater, und wenn wir mit ihm von den Gipfeln der Berge die schöne Heimat wie einen Garten vor uns liegen sahen, mit ihren unzählbaren Dörfern und Städten, mit ihren reichen Saatfluren, grünen Auen, Triften und lockenden Weinhügeln, da dachten wir alle: das ist eine deutsche Flur — der breite, langgedehnte Silberstreif in der Ferne dort, glänzend im herbstlichen Abendscheine, das ist der vaterländische alte Rhein; wir grüßten ihn tausendmal und jauchzten ihm unsere deutschen Lieder zu. Der prachtvolle Münstersturm, der seine schmucke Pyramide hoch in die Wolken hebt, das ist Götendunkel Eichenwäldern, durch die wir zu den Bergen emporstiegen, rauschte es wie deutscher Sang, die uralten Föhren in den Höhen, die flüsterten leise und erzählten geheime Geschichten.

Wir fühlten uns nicht als Franzosen im Elsaß, wir sahen das Land nicht als ein verwelktes an: so deutsch war noch alles damals im Elsaß, daß wir vom Franzosentum nur das Gute, Edle spürten: wir lasen die auftauchenden französischen Romantiker mit ebenso großer Freude, als wir die Klassiker gelesen hatten. Meine Brüder seufzten wohl: ach, wie schade, daß dieses schöne Elsaß nicht mehr ein deutsches Land ist; man kann sich nicht denken, daß die alemannische Bevölkerung sich wohl fühlt unter fremder Herrschaft. Und doch lebte man unbesorgt, unbehelligt, wenn auch etwas vernachlässigt, doch nicht stiefmütterlich behandelt: höchstens beleidigten die französischen Spottnamen (Allemand, tête carrée) das elsässische Ohr.“

Ein Elsässer, in dem die deutsche Ueberlieferung des Landes so wach war, mußte die Ereignisse des

Jahres 1870 ganz anders aufnehmen als die Masse seiner Landsleute, denen diese Tradition fehlte. Für ihn kamen wohl auch noch die letzten Eindrücke hinzu, die ihm als Leiter der französischen Feldtelegraphie in Metz und weiterhin in Paris in den Zeiten des Sturzes des Kaiserreichs geworden waren: „Ich meinerseits verzweifelte von dem Tag an an der Zukunft einer Nation, von welcher die Vernunft, das Ehrgefühl und der wahre Patriotismus gewichen waren“.

Dürkheim stellte sich entschlossen auf den Boden der neuen Verhältnisse, wenn es ihm auch nicht leicht wurde, sich von allem zu lösen, was ihn innerlich und äußerlich an Frankreich band.

„Obgleich ich durch Erziehung, Familienbande, Studien und Ueberzeugungen politischer und moralischer Natur zu Deutschland hinneigte, war dennoch die Annektierung ein schmerzlicher Schlag, der mich von so vielen Freunden, von so werten Erinnerungen losreißen sollte.“

Die beständig aufeinanderfolgenden Niederlagen der französischen Armee, das grausame Fatum, das sich eisern auf das unglückliche Land gelegt hatte, erfüllte unsere Herzen mit bitterer Wehmut. Wenn auch selbstverschuldet, so war doch der Untergang so erschütternd groß, daß kein menschliches Herz kalt und unbewegt davon bleiben konnte. Das Losreißen von Frankreich war mir ein ernstes Ereignis und kostete mich eine schwere Ueberwindung.“

„Doch als der Friede geschlossen war, nahm ich ihn nicht als vorübergehenden Waffenstillstand, sondern als einen heiligen Völkervertrag mit allen seinen Konsequenzen an; ich besann mich der Worte Montesquieus: „Die Friedensverträge sind so geheiligt unter den Völkern, daß sie die Stimme der Natur zu sein scheinen, die nach langen Leiden spricht. Der Friede der Welt wäre nicht möglich, wenn sie nicht respektiert würden.“ — Mir war ein helles Licht über die Zukunft meines engeren Vaterlandes plötzlich aufgegangen, die Schuppen meiner Augen waren gelöst.“

Ich sah mein Elsaß, frei von fremder Fron, frei von fremden Angewohnungen, ein neues, selbständiges Volk werden. Aus drei kleinen Departements ohne eigenen Willen, ohne eigene Initiative, von der Laune ihrer jeweiligen Präfekten geleitet, sah ich es zu einem homogenen Staatskörper, mit eigener Volksvertretung, eigener Verwaltung und Gesetzgebung emporgehoben.“

„Das deutsche Elsaß nach 1870“ bildet das letzte Kapitel der Dürkheim'schen „Erinnerungen“. Es beginnt mit einem Bekenntnis:

„Die Ueberzeugung, nicht das Gefühl allein, hatte mich ermächtigt, meinem Lande kühn zuzurufen: Mein Elsaß, du wirst wachsen und groß werden unter deutschem Schutze, du wirst wieder in deiner deutschen Natur die originelle Urwichtigkeit finden, welche dir fremde Verhältnisse, lange Angewohnungen nach und nach oberflächlich mit unechter Farbe übertüncht hatten. Du mußt unter deutschem Schutze gedeihen, weil dein innerer Kern urdeutsch geblieben ist.“

Den geneigten Leser, welchem gegenüber ich mich weder einer zaghaften Zurückhaltung noch eines zu dreisten Urteils schuldig machen möchte, bitte ich jetzt einen Augenblick, meine Vergangenheit, wie ich dieselbe beschrieben habe, zu betrachten, und wenn er dies getan hat, so bin ich überzeugt, er wird mir sagen:

Du hast recht gehandelt, Dürkheim, daß du dich gleich von vornherein klar ausgesprochen und deinem Lande nicht vorenthalten hast, was dir innere Eingebung über sein künftiges Schicksal enthüllt hatte.

Heil dir, daß dein deutsches Blut in dir rege geworden, daß dein Auge die alte Wiege wiedererkant hat! Besser als jeder andere kannst du jetzt deinem Volke den Weg zur Versöhnung anbahnen, ihm die Schmerzen der Annektierung erleichtern und abkürzen.

In diesem Sinne und in dieser festen Ueberzeugung ging ich unbeirrt und trotz aller Schmähungen, die von allen Seiten auf mich niederfielen, meinen geraden deutschen Weg fort.“

Über die deutschen Regierungs- und Verwaltungsmaßnahmen urteilt Dürkheim in aller Offenheit. Er verschließt sich nicht vor Fehlern, hat auch jede Gelegenheit wahrgenommen, den ausschlaggebenden Stellen seine Kritik offen zu sagen. Das Wohl seines Elsaß

war ihm auch in deutscher Zeit Richtschnur, wie es dies in französischer Zeit gewesen war.

Ihm war besonders das Eine nicht verständlich: die Rücksicht auf die französischgesinnten Kreise: „In den Reichslanden galt es, einer politisch ganz unzurechnungsfähigen, von fremdem Einfluß angekränkelten Bevölkerung den neuen Weg zu ihrer Genesung und zu ihrem künftigen Wohl mit kräftigem Willen und entschiedener Macht vor die Augen zu stellen! Wie ein weiser Feldherr sein Heer in der Hand haben muß, bevor es gegen den Feind geführt wird, so mußte damals ein Reichsgouverneur im Elsaß die Bevölkerung erfassen und ihre Seele mit deutschem Geist und Mut durchdringen.“

Das war gegen Möllers Tätigkeit geschrieben; gegenüber den Methoden der Aera Manteuffel heißt es:

„Von einem ritterlichen deutschen Feldmarschall konnte man mit vollem Recht erwarten, daß er, von deutschem Nationalgefühl durchdrungen, die Reichsfahne mitten auf der deutschen Bahn hoch und freundlich zugleich in eherner Hand tragen würde.“

Zur großen Enttäuschung aller Deutschen, zur vollkommenen Ernüchterung derjenigen Elsässer, die nur ermutigt sein wollten, um der deutschen Sache näherzutreten, aber zur unendlichen Freude und Genugung aller deutschfeindlichen Chauvinisten geschah das wider nicht. Der wohlwollende alternde Feldmarschall, nur von der Parole geleitet: „Frieden halten und Zeit gewinnen“, befolgte das System der Liebkosung und Volksschmeichelei bis über die letzten Grenzen des schicklich Erlaubten. An seinen ehrlichen Gesinnungen und an seiner aufrichtigen Hingebung für die Sache, die er mit aller Liebe ergriffen hatte, darf niemand Zweifel erheben.“

Dürkheim, der seine Landsleute und die Verhältnisse kannte, urteilt hier vielleicht schärfer, als es uns selbst liegt, doch sehen wir ihn bei andern Gelegenheiten als einen so ruhig und überlegt vorgehenden Menschenkenner am Werke, daß wir geneigt sind, ihm rückblickend recht zu geben. Das Schwankende, Unsichere, das aus dem Vorgehen insbesondere Manteuffels zu fühlen war, schien dem erfahrenen Verwaltungsmanne verhängnisvoll für das angestrebte Ziel. „So mutig der Elsässer im Soldatenrock ist,“ sagt er uns, „so schüchtern und zaghaft ist er, wenn es gilt, seine politische Meinung öffentlich kund zu tun. Der Zivilmut gebriecht ihm durchaus.“ „Die Bauern sagten einfach in ihrem Dialekte: „Es schint, die Ditsche welle uns nit b'halte, wil sie so welsch thün.“ —

Die Zwitterstellung, die viele einnahmen, behagte ihm nicht; sie widersprach seinem ritterlichen Wesen. Achtete er auch fremde, abweichende Meinungen durchaus, so schien ihm doch allein die gerade ehrliche Linie ehrenhaft, so forderte er denn für seine Gesinnungsgenossen die gleiche Achtung auch vom Gegner:

„Dieselbe Freiheit begehren die Elsässer, welche meine Gesinnungen teilen, bis jetzt haben sie diese Wohltat nicht erfahren, sie sind ihres Lebens nimmer froh geworden in der Heimat, weil sie überall geschmäht und gleichsam von dem Banne der Majorität geknechtet, von der Regierung nicht ermutigt worden sind. Diesen Gesinnungsgenossen und Landsleuten möchte ich den Mut geben, frei zu werden und sich nicht mehr unter das Joch der Modenationalität zu beugen. Es ist keine Schande, zur alten Wiege zurückzukommen. Nein, Ehre ist's der Väter Vermächtnis ehrlich zu übernehmen!“

Im Jahre 1883 übergab Graf Eckbrecht die ihm so liebe Besetzung Fröschweiler seinem Sohne Albert und „ging von Haus und Hof, wie der alte Vogel singend weiterzieht, wenn er dem Jungen sein Nest geschenkt hat.“ Auf dem Gütchen seines Sohnes Wolf, in Edla bei Amstetten in Österreich verbrachte Dürkheim den Rest seines ereignisreichen Lebens.

Seiner elsässischen Heimat gilt ein letztes Gedenken: „Von meinem lieben, teuren Lande schied ich ohne Groll, aber mit dem traurigen Gefühl, daß ich seine deutsche Wiedergeburt nicht erleben würde. Und dennoch sagte ich mir jeden Tag: Ja, blast nur ihr welschen Stürme! blast! endlich muß doch der deutsche Frühling kommen!“

Ein neutrales Urteil dürfte interessieren: „Bei allem ausgeprägten Staatsgefühl, das der Graf als Verwaltungsbeamter besaß, läßt sich nicht verkennen, daß der elsässische Edelmann doch stets eine gewisse

Distanz zu der französischen Lebenssphäre innehielt. Er wurde im eigentlichen Grunde seines Wesens nicht assimiliert, er blieb immer Elsässer, mit den Bindungen und Traditionen der elsässischen-deutschen Heimatscholle behaftet, was ihn von den Gliedern der gleichzeitig aufkommenden elsässischen Bourgeoisie, die diese Hemmungen nicht in diesem Maße hatte, bemerkenswert unterschied. Dürkheim war „der Typus eines Elsässers, dessen Herz schließlich doch nur dem engeren Vaterlande, dem Elsaß, gehörte, ein echter „elsässischer Patriot“, der auch in seiner Person die Tragik des elsässischen Grenzlandes wieder spiegelt“. („Neue Züricher Zeitung“, 31. Dezbr. 1922).

Kritische Betrachtungen über Straßburgs Baudenkmäler.

Von Professor Alphons Schneegans - Dresden.

Wenn ich auch längst Straßburg verlassen habe, um an anderer Stätte meine Wirksamkeit auszuüben, so fühle ich mich doch als Sohn des Elsaß und sehe in Straßburg meine Heimat.

So gleiten meine Gedanken in stillen Stunden dorthin, wo meine Wiege gestanden hat, und wandere ich im Geist durch die Straßen, die mir so vertraut sind. Unwillkürlich aber muß ich Vergleiche anstellen und kritischen Auges die Bilder betrachten, die an mir vorüberziehen.

Die alten Teile der Stadt sind mir die bekanntesten, vor allen Dingen die Gegend um die Thomaskirche herum, der St. Niklausstaden, der St. Wilhelmsstaden und die benachbarten Straßen. Dann aber ist es die Gegend um den Gutenbergplatz und den Münsterplatz, den Kleberplatz, die Gewerbslauben.

Die Bilder, denen ich überall begegne, sind mit denen von Nürnberg und Augsburg außerordentlich eng verwandt. Diese ganzen Teile Alt-Straßburgs sind nichts anderes als Glieder echter deutscher mittelalterlicher Baukunst mit ihren Giebeln und Erkern, ihren ornament-geschmückten Toren, den tiefen Grundstücken mit den hübschen Höfen.

Ein solches Haus, das am Thomasplatz stand, hat leider einem neuzeitlichen Bau Platz machen müssen. Es wohnte dort der alte Dr. Eugen Boeckel, ein Onkel von mir, und war dies Haus der Mittelpunkt unserer großen Familie, wo sich jeden Sonntag zum Kaffee Alt und Jung traf.

Alle diese Wahrzeichen alter deutscher Kultur sind in ihrer ästhetischen Qualität ausgezeichnet und vorbildlich und sind ebenso verwandt mit den Baudenkmalern von Zürich, Bonn und Basel, wie mit denen von Nürnberg und Augsburg, doch stets verbunden mit eigener Charakterfärbung. Dieser Städtekreis war auch damals der Kreis deutscher Kultur.

In Straßburg sehe ich im Geiste aber noch Bauten anderer Art. Sie gehören den späteren Epochen an und sind als Denkmäler des Baroks und Rokokos zu bezeichnen. Da sind viele Privathäuser, in der Langenstraße, auch andere in der Knoblochgasse, dann vor allen Dingen das erzbischöfliche Palais und das alte Schloß in der Nähe des Münsters.

Auch diese Bauten finden in Deutschland ihre Gesinnungsgenossen. Man braucht nur an Würzburg und München zu erinnern, ja selbst an Berlin mit den vielen Denkmälern jener Zeiten, aber wir sehen sie ebenso in Basel und Bonn.

Allerdings ist diesmal auch westlich der Vogesen dieselbe Formensprache üblich gewesen und hat die Barok-Zeit wohl von Frankreich ausgehend in Deutschland die bekannten Bildungen hervorgerufen, wenn auch der deutsche Barok vom französischen sich ziemlich selbständig entwickelte.

Jedenfalls müssen wir anerkennen, daß die künstlerische Qualität durchweg eine sehr hohe war und heute noch unsere Bewunderung erregt.

Ob in Straßburg die Baukünstler Elsässer waren, oder etwa Franzosen oder Deutsche, könnte ich nicht sagen. Die Einzelformen sprechen aber dafür, daß sie vom deutschen Kulturkreis abhängig waren. Jedenfalls entsprechen sie durchaus der einfachen, ehrlichen Art des elsässischen Charakters. Jeder Straßburger liebt alle diese Bilder, die ältesten, wie die späteren, und fühlt sie als seinem Elsaß gehörig.

Die napoleonische Zeit hat wohl wenig Baudenkmäler in Straßburg hinterlassen. Jedenfalls fällt mir jetzt kein mir vertrautes Bild ein.

Die darauffolgenden Jahrzehnte waren eher steril. Eine Reihe von Wohnhäusern sind mir erinnerlich, die in den Vorstädten stehen, die sicher von Frankreich beeinflusst sind. Sie wirken aber im Gegensatz zu den früheren langweilig und gedankenarm.

Im Gegensatz dazu stehen nun die neueren Bauten, die bald nach 1870 entstanden, nach der Richtung, daß Gedankenarmut wohl nicht zu beklagen ist, vielmehr ein Ueberfluß daran, wie ein auffälliges Versagen von Takt. Ich denke dabei weniger an die Wohnhäuser, die vielfach in ihrem Auftreten freundliche Bilder moderner Wohnart darstellen, als an die öffentlichen Gebäude. Das Beste ist vielleicht noch die Universität, wogegen der Kaiserpalast und andere als Zeichen dafür gelten müssen, daß die betreffenden Baukünstler mit Formen gespielt haben, ohne die Würde der Baukunst als Trägerin hoher Kulturwerte in sich zu vereinigen. Ähnliche Entgleisungen finden wir in ganz Deutschland wieder — aber in demselben Maße auch in Frankreich, ebenso in Zürich und Bern. Ich brauche hier nur an den Trocadéro in Paris zu erinnern, der mich ganz und vollständig enttäuscht hat; auch die große Oper in Paris ist architektonisch schlecht zu nennen, überaus überladen und mit schlechter Plastik verbunden. Der Elsässer ist in seinem Wesen allem hohlen reklamehaften Phrasentum abhold und wird alles nach dieser Richtung hin verneinen.

So ging es im übrigen durch alle Länder. Die künstlerische Qualität sank überall in jenen Jahren, hat sich aber in Deutschland seit etwa 1890 stark gehoben, sodaß in dieser Beziehung Deutschland heute sicher in der ersten Reihe zu finden ist. Dasselbe kann man aber von Frankreich nicht behaupten. Als ich 1914 in Paris war, fielen mir neue Wohn- und Kaufhäuser auf, die ästhetisch furchtbare Entgleisungen darstellen, ebenso in Brüssel und andern Städten, und ich könnte mir nicht denken, daß mit einer solchen Gesinnung in Straßburg Ersprießliches entstehen könnte, wo hingegen in den letzten Jahren vor dem Kriege die unter deutschem Einfluß entstehenden Gebäude eine harmonische Verbindung mit dem Charakter der Stadt Straßburg suchten und auch fanden.

Die alten Baudenkmäler von Straßburg haben in

Im Herze vum Elsaß.*)

Ich bin vum Ditschland kumme,
Bin g'fahre an de Rhin;
Der isch dohere g'schwumme
In lüter Sunneschien.

Bin über d' Rhinbruck g'fahre,
Hab's Münschter vor m'r g'sehn;
Dies raat bis nuf in d' Wolke
Su überirdisch schön.

Ich fuehl mich su geborje,
Mir isch su froh im Sinn,
Liej ich doch unserm Elsaß
Mittlen im Herze drin!

Ich bin in d' Stadt nin gange,
In d' Stadt nit wit vum Rhin,
Durich engl, krummi Gasse
In en altes Hüsel nin.

Dies liejt so noht am Münschter,
Im Schatte vun sim Turm;
D'r Schall vun sine Glocke
Geht über's wie e Sturm.

Marie Hart.

*) Aus dem demnächst bei Orelner & Pfeiffer (Stuttgart) erscheinenden Buche: Erlangerungsland.

Die beiden Werkleute.

Elsässische Sage.

Lina Ritter.

Ein Vorfrühlingstag zu Beginn des letzten Viertels im dreizehnten Jahrhundert. Ganz Straßburg strömt dem Münsterbau zu. In dem eben vollendeten Schiff des Domes, dem an Größe und Pracht kein ander Gotteshaus landauf und ab gleichkommt, wird der Bischof die hohe Messe feiern, umgeben von seinem ganzen Stab, angestaunt in seiner hohen Würde von der frommen Gemeinde. Dann wird er hinauswandern an der Spitze der hohen Geistlichkeit, im Festesornat, und wird mit seinen gesalbten Händen den Platz und das Gerüst einweihen, daraus der Erde größtes Kunstwerk hervorsprießen soll: des großen Werkmeisters Erwin Münsterfassade, das ruhmreichste Werk, das Menschengestalt je ersonnen hat!

Der Bischof Konrad von Lichtenberg steht in frommer Andacht vor dem Altare unsrer lieben Frau. In ihm ist ein verheißend Singen und Klingen beim Gedanken an des Festes Bedeutung; in ihm ist ein froher Jubel, als er während der Messe die unzählige Menge der Andächtigen mit seinen Priester-Augen grüßt.

Und als die heilige Handlung zu Ende, da wendet er sich um und segnet seine Gemeinde. Er überfliegt ihre Reihen: der hohe Rat der freien Stadt und seiner Bauhütte letzter Lehrbub ist hier. Die Mütter strecken ihre Kindlein in die Höhe, um sie teilnehmen zu lassen an dem Gnadenstrahl dieses Tages; selbst an

ihrer reinen Formgebung durchweg den Charakter des Kreises um Nürnberg, Augsburg, Würzburg, Basel, Bern, Zürich; und Straßburg bleibt in diesem Rahmen unbedingt als deutsche Stadt bestehen.

Ich wandere zurück an Hand meines Skizzenbuches am St. Niklausstaden vorbei nach den Gedeckten Brücken und sehe dabei die innige Verwandtschaft, die sich hier wieder kundgibt mit Nürnberg, Luzern, Thun, und endige meine Wanderung am Fuße der Thomaskirche, in deren unmittelbaren Nähe mein Geburtshaus steht. Ich möchte meiner Vaterstadt zurufen: Gedenke Deiner selbständigen Vergangenheit! Gedenke Deiner alten Verwandten, Deiner Schwesternstädte Nürnberg, Augsburg, Basel, Bern und Zürich, wie sie selbst Deiner treu bleiben werden!

den Türen die Bettler scheinen ihre Gebrechen vergessen zu haben aus lauter Freude an dem schon erreichten und dem noch höher gesteckten Ziel.

Dann schreitet Konrad an der Spitze seiner Domherren ins Freie, und nach ihnen fluten die Geistlichkeit, der Stadtrat, die adeligen Herren, die Aeltesten der Zünfte. Demütig und leise, als wäre er der Letzte einer, folgt Erwin in der Masse Volkes und hält sich still beiseite; nur die Steinmetzen und Gesellen der Bauhütte, die den verehrten Meister erkennen, bahnen sich den Weg, um in seiner Nähe der Einweihung des Bodens beizuwohnen.

Jetzt stiebt aus allen Gassen noch zusammen, was die Messe versäumte. Seltsame Gestalten aus entlegenen Bauerndörfern, aber auch viele Herren in fremdländischer Tracht und Rüstung drängen sich auf dem Platze, den der Bischof mit seinem Gefolge dreimal feierlich umgeht, die wunderbare Jungfrau und Himmelskönigin anrufend. Dann segnet er nach der Kirche Vorschritt die Baustelle ein, mit seinem Kreuz und mit geweihtem Wasser.

Den Fremden, die von des Tages Bedeutung nichts wissen, fällt es auf, daß Männer in Arbeitskleidung, mit Schaufeln und Hacken bewaffnet, sich eilig durch die Volksmenge winden und nicht ruhen, bis sie im geschlossenen Kreis in des Platzes Mitten,

ganz in des Bischofs Nähe stehen. Immer wieder dringt ein Mann im Werktagsgewande durch die geschlossenen Reihen, ohne der heimlichen Verwünschungen und leise gezischten Flüche zu achten, die um ihn herumprasseln.

Langsam wird es ruhig auf dem Platze; aller Augen richten sich auf den Herrn von Lichtenberg, den straßburgischen Bischof. Wie er tiefbewegt da steht, das letzte der inbrünstigen Gebete noch auf den Lippen, wie in ein erschüttertes Staunen versunken! An was denkt er? Wen sucht er mit seinen großen leuchtenden Augen? Nimmt er die Schaufel jetzt, die ihm ein Domherrinhält, und sticht in die heilige Muttererde?

Der Bischof tut etwas, was den Mienen seiner Begleitung nach nicht im Ritus des heutigen Tages vorgeschrieben ist; er wendet sich zu seinem Volke und öffnet seine Lippen. Gezisch, Gezänk, Gepolter, Flüstern und Raunen — alles verstummt auf einen Schlag! So tiefbewegt, so zwingend ist des edlen Seelenhirten erster Laut; so übervoll der heiligen Begeisterung ist ihres Bischofs hohe, im ahnungsreichen Licht der Vorfrühlingssonne strahlende Gestalt, daß die Gläubigen eines nur tun können: hinhalten die Kelche ihrer Hände und hinneigen die Muscheln ihrer Ohren und festverankern an seiner Ergriffenheit, seinem Glauben und seinem Flehen die Schiffelein ihrer Augen.

In lohemdem Eifer ruft es der tapfere Gottesstreiter der Volksschar zu, was wie eine Offenbarung zum ekstatischen Erleben in ihm selbst erst wurde: „Wie sind wir begnadete Geschöpfe, daß wir dieses glorreiche Werk dürfen erstehen sehen! Wie sind wir glücklich zu preisen, daß ein Mann wie dieses Domes Erbauer in unserer Mitte atmet! Wie werden die Tausende und Abertausende der Steinmetzen, die dem toten Stein durch ihre kunstfertige Hand ewiges Leben verleihen, die Kunde von dieser Tage Geschehen in alle die Länder heimtragen, daher sie kamen! Wie werden sie verkünden den Ruhm des Meisters und in Hymnen beschreiben das Lob der Fassade, die wir jetzt aufbauen wollen! Erschauet sie im Geiste, ihr Geliebten, so wie ich sie schaue! Sie erhebt sich himmelan mit ihren beiden Türmen, die wie zwei gewaltige Arme zum Schöpfer jauchzen und ihm alles, was unter ihnen ist, hinaufreichen und hingeben, immer wieder seiner Güte anempfehlen ohne Ermüden, ohne Aufhören, Tage und Nächte, Jahre und Jahrhunderte!

Die schweren Felsen sind geformt zu edlem Säulenwerk; die Heiligen alle, hervorgeholt aus dem harten Stein, sind entstanden aus frommem Eifer und heiliger Ueberzeugung. O lasset mich meine Augen Euch schenken, Ihr Brüder, daß Ihr gleich mir die Rose sehet, die unserer Fassade gewaltigste Schönheit werden soll! Alle Kraft fließt in ihrem Kranze zusammen, alles Maß strömt von ihr aus. Ihr Mittelpunkt ist Sammlung, ihre Strahlenblätter sind von Sendungen und Erfüllungen durchbraust. Versteh mich, mein Volk, und glaube mir: das ist Gott selber, das ist sein heilig, heilig Auge, das unser begnadeter Werkmeister in diesen Tempel darf bauen! Da wird stark werden, wer ihn erkennt, und mutig, wer ihn im Vorübergehen grüßt!

Und darum rede ich zu Euch, meine Kinder, aus der Ueberfülle meiner Seligkeiten heraus! Jetzt beginnen die Arbeiter zu graben an dieser Stelle, nach-

dem Euer Bischof und seine geistlichen Brüder die ersten Schaufeln Erde aufgeworfen haben. Mögen sie's mit meiner Herzensfreude tun! Möge kein Gedanke der Erdarbeiter, kein Sinn der Maurer, kein Gefühl der Steinmetzen Sünde sein! Mögen sie, die den Stoff zusammenfügen, eingedenk sein des reinen Geistes, der ihnen gebot, so zu bauen!

Aber das ist Eure Aufgabe, meine Freunde, die Ihr aus allen Gassen unserer Stadt, von allen Burgen und Bergen, aus der Ebene und den Tälern herbeigeströmt seid zu diesem Feste! Das ist Eure Pflicht und Eure Fron an diesem Tempel, zu dem sie nach Jahrtausenden noch hinaufschauen werden als zu einem Wunderwerk. Denn bei Euch gehen die Arbeiter aus unserer Bauhütte ein und aus, mit Euch pflegen sie Umgang, euer Wesen wird nachklingen in ihnen; der Geist, der Euch beseelt, wird sie erfüllen, der Wille, der aus Euch wirkt, wird auch ihre Hände bewegen.

So seid einig in Euch selbst und mit Euren Brüdern, damit sie die Einmütigkeit hineinhämmern in dieses Antlitz unseres Gotteshauses. So habet Frieden untereinander und mit Euren Gaunachbarn, damit Eintracht der kommenden Beschauer Losungswort werden darf. So seid zum frohen Feste bereit beim Anblick des fremden Wanderers, weil er gleich Euch beseelen soll das Werk, das Eurem Boden entspriest.

Wahrhaftig, so fühle ich's in tiefster Seele: Bauherr ist nicht der Bischof von Straßburg, und Werkmeister nicht Erwin. Die Gesellen sind nicht Männer, so aus Welschland und Teutschland, aus Helvetien und noch ferneren Gegenden, ja aus dem Reiche der Meeresinseln zu uns gekommen sind — Bauherr ist Gott unser Vater, und Werkleute müssen wir alle sein! Wer dem Leibe nach dazu nicht berufen ist, sei's um so mehr im Geiste und zum Heile der Brüder!

So gib mir Deine Schaufel, Du Leiter des Baues, der Du Dich versteckst unter dem Volke, als wärest Du der Letzte der Gemeinschaft. Ich will kraft des mir von Gott verliehenen Amtes die Arbeit beginnen und geloben im Namen aller, die mich umstehen: Gottes grundgütiges Antlitz soll aus diesen Mauern hervorleuchten für alle, die je an ihnen heraufschauen werden. Durch unsere eigene Bereitwilligkeit zum Guten, durch unsern eigenen Friedenswillen, durch unserer eigenen Arme Aufwärtsheben!"

Konrad hat während seinen letzten Worten drei Schaufeln Erde in die Höhe geworfen. Jetzt tritt er bewegt zur Seite; der nächste Domherr nimmt ihm die Schaufel ab und vollzieht mit inbrünstiger Andacht die gleiche symbolische Handlung. Und bis der ganze Stab der geistlichen Herren und nach ihnen die städtischen und adeligen Deputationen dem Beispiele folgen, bleibt die Menge in ehrfürchtigem Schweigen gebannt.

Nur unter den Arbeitern rührt es sich, die zum Ausgraben des Fundamentes bestimmt sind. Sie können fast nicht erwarten, bis die Schaufeln wieder in ihren Händen sind, jeder will seinem Eifer, der durch des Bischofs spontane Rede zu lohemdem Feuer entfacht, zuerst Ausdruck geben.

Da drängt sich ein altes häßliches Weib zwischen die zwei vordersten Arbeiter. Keiner hat sie beachtet, keiner sie am Vordrängen verhindert; denn aller Augen hatten auf den Gesichtern derer, die Erde

aufzuwerfen berechtigt sind. Wie die verkörperte Gehässigkeit, wie verflucht, jeden Geist einer lauern Bereitwilligkeit durch die Stiche ihrer Mörderaugen zu vernichten, so sieht die Alte aus. Sie stößt leise und unbemerkt die zwei mit ihren Ellbogen an: „Ich hab's heut nacht im Opfertrank gelesen! Ihr müßt klug sein! Soll ich euch verraten, was ich weiß?“

Das Zischen des Weibes ist wie ein dem Lohen des Bischofs entgegengesetzter Brand. Die Arbeiter haben die Alte schon erkannt; es ist eine berüchtigte Wahrsagerin aus der Judengasse. Sie zaudern einen Augenblick. Da schießt ein Blick aus der Unholden Auge, der voll der bösen Macht ist: „Kennst du mich nicht mehr, mein Söhnchen? Hast mich doch letztlich aufgesucht, um zu erfahren, ob dir dein Schätzchen im nordischen Teutschland treu geblieben! Und das Brüderchen ist auch schon bei mir gewesen. Wegen dem Golde, das er graben möchte, wenn er in seine Hütte am welschen Meer zurückkehrt. Hi, hi, hi!“

Sein siegreiches Lachen kriecht wie lähmendes Gift durch ihre Adern, und sie müssen dem Weibe zuflüstern: „Sag's uns!“

Sie duckt sich noch näher an die Männer heran, und wie glatte Schlingeln schlüpfen die geringelten Worte aus ihrem Mund: „Wer zuerst an der Stelle gräbt, die des Bischofs Schaufel hob, findet einen großen Schatz in der nächsten Mitternachtsstunde! Mächtig wird er dann werden über alle, die hier stehen. Seine Kinder aber werden den Boden erben, darauf gebaut wird, und alle Erde, die man vom Turme aus erschauen kann.“

„Vom Turme aus —?“ flüstert in wilder Erregung der welsche Arbeiter.

„Von welchem Turme aus? Vom westlichen oder vom östlichen?“ fällt in gleich großer Spannung der deutsche ein.

Aber sie haben keine Zeit mehr zum Anhören der Antwort; eben geben die letzten Festteilnehmer ihre Schaufeln an die Arbeiter zurück.

Ein jäher Sprung — so jäh wie der böse Ehrgeiz, der in den beiden geweckt ward — und sie stehen beide am Platze, da Konrad von Lichtenberg zu graben begann vor wenigen Minuten. Die Schaufel des einen will sich senken, die Schaufel des andern will sich hineinbohren. Da schlägt einer auf das Werkzeug des andern; schrill tönt der Gegenschlag auf den Arm des Rivalen. Das Lächeln um des Bischofs Mund, der den Wettstreit der zwei Arbeiter für edlen Eifer hält, weicht langsam einer Bestürzung — aber kein Gedanke an ein böses Spiel kommt dem in seiner eigenen Seele so reinen Mann. Auch seine Begleitung hat keine Zeit, den Ausgang dieses Geschehens zu erahnen.

Die zwei Arbeiter kennen sich selbst nicht mehr. Keiner erobert den Grund mit seiner Schaufel, weil der andere, immer gehässiger und roher, ihm wehrt. Hin und her hämmern die Hiebe, die sich die Schaufeln selbst auszuteilen scheinen; keiner weicht eine Handbreit vom Boden, den er zuerst berühren will. Schlag folgt auf Schlag.

Entsetzen springt in die Augen des Bischofs — der auf einmal die eine Schaufel über dem Rücken des andern blitzen und des andern Fuß auf dem Bauche seines Genossen sieht. Konrad schreit auf, winkt, wie selber zu hilflos, um Hilfe — aber schon liegen die Zwei in ihrem Blute, röcheln vor Wut und

Gier, stöhnen vor Qual und Neid — und sind dann auf einmal stumm und still. — — —

Das lähmende Entsetzen, das den Bischof und seine Umgebung befallen, schleicht sich nun auch auf die Schultern des ganzen Volkes, duckt und wirft alle und wirft seine schwerste Schwere auf den, der demütig inmitten seiner Gesellen stand. Schneller als die Zuschauer denken konnten, war das Ungeheuerliche geschehen: war gemordet worden in der Stunde, da Liebe und Eintracht und lauterer Arbeitswille gelobet wurde.

Meister Erwin starrt auf die zwei Blutüberströmten, als läge da seines ganzen Lebens Arbeit zerschlagen. Kein Ton kommt über seine blassen Lippen. Aber der Bischof, der für seinen Jubel bedredten Ausdruck fand, flüchtet sich auch in dieser entsetzlichen Prüfung zu dem, den er über sich weiß, und schreit hinauf zum Himmel: „O Gott, o Gott, was liebest du zu! Was konnte geschehen unter den Augen der Vielen, die in deinem Namen hier versammelt sind? Ich erbat dich als Helfer für alle, die diesen Bau erschauen, und du liebest den Teufel durch die Reihen gehen? Warum? Warum? — Ist es, weil ich gesprochen, ich, ein armer Sünder? Hätte ich schweigen sollen wie der Meister, der gnadenreicher und reiner ist als ich? O Gott — ich wußte nicht, daß Hochmut in mir war — es zwang mich — zu meinen Brüdern zu reden —“

Der Bischof liegt zerknirscht auf seinen Knien und achtet nicht des Blutes, das den Saum seines Gewandes durchtränkt. Ehrfurcht und Bewunderung vor seiner Erschütterung, Grauen und Angst vor dem offensichtlichen Verbergen Gottes teilt die Menge in zwei Lager: in Zerknirschte und in Zweifler. Wie ein zweischneidiges Schwert fährt in diese Stimmung ein Hohnlachen hinein, das aus einer Weiberkehle bricht, und wie ein zerstörungswütiger Orkan weht eine schrille Rede durch die Seelen, die wie Blätter eines Laubwaldes zittern und beben: „Wahn war dein Meinen, Konrad! Frieden unter Bauenden gibt es nie! Eintracht kann keine Länder umspannen! Blut muß fließen, wo Geist sich mächtig wähnt! Nimmer baust du zu Ende deinen Dom — und auch des elsässischen Werkmeisters Nachkommen werden die Türme nicht sehen — — —!“

Einen Augenblick lang überzieht fahle Blässe des Bischofs Antlitz, als die fletschende Rede zu seinem Verstande dringt. Dann aber wächst er zu seiner ganzen Größe wieder auf und nähert sich dem keifenden Weibe: „Hebe dich weg, du Werkzeug des Teufels!“

Die Hexe taucht unter im Gewühl und verschwindet, bevor die Anhänger des Bischofs sie fassen können. Dieser aber wehrt ab: „Bleibt! Der Schläge sind genug gefallen heute!“

Dann wendet er sich dem grausigen Bilde wieder zu. Ein kleines Lächeln will wie ein Hauch um seine Lippen wehen: Vor den Blutigen kniet Erwin und wehret nimmer dem Tränenstrom, der ihm die Wangen hinabrinnt. „Willst du sie erlösen, Meister?“ fragt der Bischof leise. Er bekommt keine Antwort. Da spricht Konrad zu dem versammelten Volke: „Neun Tage wollen wir die Arbeit künden und beten um Erbarmen beim gerechten Gott. Neun Tage wollen wir in uns gehen, um den Teufel von dieser Stätte zu vertreiben mit unserer Frauen Hilfe. Dann wollen wir selber die Erde abtragen, die dieser Unseligen

Blut getrunken hat. Dann wollen wir neu einweihen den Platz, der durch solche Greuelthat entheiligt ist worden! Betet mit mir, daß Gott sich versöhnen läßt! Und begrabet jetzt diese Toten.“

Des Münsters Werkmeister hebt sein Haupt: „Sie sind nicht tot; es zittert in beiden noch ein schwacher Atem. Ich will sie pflegen. Darf ich sie in mein Haus schaffen lassen?“

Der große Bischof neigt in ehrfürchtiger Erkenntnis des größeren Gemütes sein Haupt, zum Zeichen des Einverständnisses: „O du wahrer Werkmeister! O du ewiges Vorbild für deine Stammesbrüder! Werke tust du, wo ich mit Worten genug zu erreichen glaubte! Wiederherstellen willst du, was sich geschlagen; versöhnen, was sich befeindet! O süßer Trost, zu wissen, daß einer unter uns lebt,

der die Widersacher verbrüdernd wird. So wahr dies deinem lauern Liebeserf gelingt, so sicher wird auch unser Bau wachsen und leuchten — und so gewiß wirst du ihn auch zu Ende führen, du Leidgewaltiger, du Freudevoller!“

Erwin beugt sich über die Verwundeten und überwacht wie eine Mutter die Vorbereitungen zum Transport. Erst als die beiden Arbeiter sorgsam gebettet auf der Tragbahre liegen und Steinmetzen sich anschicken, sie fortzutragen, antwortet er dem bischöflichen Freunde: „Vielleicht haben wir nur den Willen zur Freiheit und zur Güte, aber das Werk ist uns zu schwer. Vielleicht darf nur inmitten eines Volkes, das nimmer Bruderblut sieht fließen, ein Tempel erstehen, wie wir ihn im Geiste erschauen. Vielleicht baut erst ein Werkmeister jenes Jahrhunderts unser Münster zu Ende...“

's Kirschbaimel.

De ganze Winter isch's gebuckt
Im Gärtel vorne g'stande
Wie eins, wo newwe drüsse huckt,
Arm un in Schimpf un Schande.
Blutt her's un leer
Durchs Fenschter her
Geblintz, wie wenn's woff saae:
„Ihr wisse nit, wie hart un schwer
Ich jungs Ding hab zu traue.“

Jeßt awwer isch d'r Mai am Rang.
Glick nurr, wie d' Schwämmle huschel.
Uff eimool zeit d' schwarz Kirschestang
E-n uffgebleeje Busche.
Griens Laub un Striß,
Wie Schnee so wiß,
Het üwwer Naacht bekomme
Jhr Besekopf. Der proßt mit Fliß
In d'Höh': do lüeje nomme!

Liebs Baimel, nurr nit owwe nits!
Dank Gott, wenn d' nej derfsc hachse!
Still b'scheide bring' din Kirsche rüs
Un mach kein dummi Faxel!
's het mannichs breit
In heller Freid
De Kitter g'stellt, gebroche,
Den andren un sich selbscht zeleid,
Vom Hochmüet, wo's het g'stoche.

Mach dü, was d'sollsch, un schaff, was d'mtesch.
Domit gib dich zefridde!
Wenn d' so de rechte Wille düesch,
Brüchsch um kein Hilf ze bidde.
Stark bliesch un scheen
Noch alt au stehn
Uff g'sunde, feschte Füesse.
De Graddel un die große Deen
Loss' andre, wo's müen büesse!

Christian Schmitt.

Kunstgeschichtliches aus Elsaß-Lothringen.

Georg Dehio, Das Straßburger Münster.

Mit 77 Abbildungen. R. Piper & Co. Verlag München. 1922.

Für Hunderttausende ist das Straßburger Münster ein Symbol geworden. Es sieht vor ihren Augen, wenn sie an die Heimat denken. Was ihnen, vor fünf Jahren noch, ein Vertrautes, alltäglich Erreichbares gewesen, das erscheint ihnen heute fern und zu visionärer Größe und Bedeutung gesteigert. Manche träumen, ob sie wohl noch einmal in den Dämmern der Krypta werden hinabsteigen dürfen. Sie möchten noch einmal die gewaltige Wucht der spätromanischen Teile erleben; noch einmal durch die feierlichen Hallen des Langhauses schreiten; sich erfreuen an den herrlichen Bildwerken der Südfront, an dem ornamentalen Reichtum der Westseite. Und gar zu gerne würden sie noch einmal an einem schönen Sommertag auf die Plattform steigen und das gesegnete Land überschauen, das sich nach allen Seiten breitet. . . .

Dieser Münstersehnsucht — aber nicht ihr allein, sondern ebenso sehr dem weitverbreiteten Wunsche, etwas zu wissen von dem Bau, der durch nichts aus dem Gefüge unserer Geschichte gerissen werden kann — kommt das mit 77, meist ganzseitigen Abbildungen ausgestattete Münsterbuch entgegen, das dem einstigen Kunstgeschichtslehrer der Straßburger Universität, Georg Dehio, verdankt wird. Es ist ein ganz unsentimentales, unromantisches Buch, aber getragen von

tiefer, stillem Verstehen des Bauwerks, in dessen Umkreis der Verfasser durch ein Vierteljahrhundert gelebt, und das er immer wieder zum Gegenstand von seminaristischen Betrachtungen gemacht hat. Nichts Kleinliches ist in dem Buch, alles Nebensächliche ist bei Seite gelassen. Man merkt die Distanz, die zeitliche wie die räumliche, die den Verfasser von seinem Gegenstande trennt. Nur hierdurch konnte das Bild zu solcher Klarheit und Einfachheit gedeihen. Als ein Ganzes gesehen, baut es sich vor unseren Augen auf.

Wir gewinnen zuerst eine Vorstellung von dem Vorgänger des jezt noch aufrechten Münsters, dem Neubau, den Bischof Weinhart zu Beginn des 11. Jahrhunderts unternahm. Nur in der Krypta sind noch materielle Reste dieses frühromanischen Baues erhalten. Alles andere ist Ergebnis einer vollkommenen, das Vierteljahrtausend von 1180 bis 1450 füllenden Erneuerung. Die ganze Entwicklung vom spätromanischen bis zum spätgotischen Stil liegt in diesem Zeitraum beschlossen. Glühender Baueifer wechselt mit Mattigkeit und vollkommener Gleichgültigkeit; starke Künstlerpersönlichkeiten mit mittelmaßigen und geringen Handwerkskräften. Der ursprünglichen Absicht folgt Vorsicht, und der Vorsicht wieder gewaltige

Steigerung. So ist schließlich durch Generationen von Menschen ein Werk entstanden, das man nicht so sehr als künstlerische, denn als geschichtliche Einheit fassen kann. Menschentum verschiedenster Art hat diesem Bau seine Züge unverlöschbar ins Gesicht gegraben.

Wir steigen aus dem gewaltig konstruierten Chorhaupt in das Querhaus herunter und beobachten, von Dehio geführt, hier und in den anliegenden Kapellen, wie Altes und Neues sich auseinandersetzen, wie der Geist mit dem Stoff ringt und ihn schließlich meistert. Indem wir an der Hand der bedacht-sam gewählten Abbildungen diese zwischen 1180 und 1250, stockend genug, aufgeführte Ostseite durchschreiten, sehen wir die Gotik — nicht etwa leicht, sondern in mühsamem Kampf gegen die östliche Ueberlieferung Sieger werden. Und wir sehen ihren Sieg vollendet, sehen sie in klassischer Reinheit, wenn wir aus dem Querhaus in das Schiff treten. Niemand bestreitet, daß die Meister, die es geschaffen, französische Kathedralen von Grund auf gekannt haben. Inwiefern der Westen den Osten befruchtet und wie der Osten die neue Kunstlehre aufgenommen habe, dies ist ja eines der wichtigsten Probleme der mittelalterlichen Kunstgeschichte überhaupt. Und so wird selbstverständlich auch von Dehio die Frage erörtert, wie es mit der Nationalität des Münsters bestellt sei. Die Antwort lautet für die verschiedenen Teile des Baues verschieden, anders für die ältesten als für die jüngeren und wieder anders für diese, als für die jüngsten. Aber auch für das Langhaus und für den Westbau, an denen eine starke

Einwirkung französischer Baukunst unverkennbar ist, gilt, daß sie, wenn sie sich im Innern Frankreichs befänden, dort als fremdartig empfunden würden. Jeder dieser unter anders gearteten Bedingungen entstandenen Bauteile empfängt durch Dehio seine besondere so geschichtliche wie künstlerische Würdigung, und es ist nicht leicht zu sagen, welcher Teil der Aufgabe eindringlicher und überzeugender gelöst ist.

Auch die Bildwerke, die den Bau innen und außen schmücken, sind ausgiebig zu bildlicher Darstellung gebracht und mit feinsten Einfühlung interpretiert. Man weiß, daß einige dieser Statuen zu den köstlichsten Dingen gehören, die das hohe Mittelalter hervorgebracht hat — als formale Gebilde sowohl, wie als Verkörperungen eines bestimmten Inhalts. Aber auch die Funktion, die sowohl diese plastischen Gebilde wie auch die farbigen Verglasungen der Fenster im Dienste der Gesamtarchitektur haben, wird mit nachhaltiger Wirkung klargestellt.

„Es ist mir nicht möglich, vom Straßburger Münster zu reden in der rein ästhetischen Stimmung, wie ich vom Parthenon oder dem Florentiner Dom sprechen würde.“ Mit diesen Worten leitet Dehio sein Buch ein. Nein, auch lesen konnten wir dieses Buch nicht, wie wir von athenischen oder florentiner Bauwerken lesen würden. Ein starkes, deutsches Empfinden klingt durch jede Zeile und schwingt in uns weiter. Dehio hat uns ein Bekenntnis- und Gedenkbuch geschenkt. Alle sollten es lesen, die Elsässer und — die andern!

Ernst Polaczek.

Presseschau.

Elsaß-Lothringen

„La République“, Straßburg, 3. Februar 1923:

Der Metzter Handelskammer lag ein amtlicher Plan für einen Verbindungskanal der Saar zur Mosel zur Stellungnahme vor. Er soll sich auf ein Projekt gestützt haben, das 1870 deutsche und französische Ingenieure geprüft hatten. Die Kammer versagte ihre Genehmigung und schlug eine geänderte Linie vor, nach der der Kanal die Mosel zwischen Metz und Argenty verlassen und sich nach Beningen und Kochern wenden soll. Eine Eisenbahnverbindung mit den Kohlengruben wäre vorgesehen.

Im übrigen brachte die Kammer die Ansicht zum Ausdruck, daß weit wichtiger als ein solcher Saar-Mosel-Verbindungskanal die Kanalisation der Mosel sei, die vor und unabhängig von jedem andern Plan auszuführen ist.

„Straßburger Neue Zeitung“, 3. Februar 1923:

Die Finanzkommission des Senats hat sich am 3. Februar mit einem Regierungsentwurf befaßt, den die Kammer schon angenommen hat. Es handelt sich um die Neugestaltung der Gerichtsorganisation in Elsaß-Lothringen, die in möglichst weitem Umfang den innerfranzösischen Einrichtungen angeglichen werden soll. Gewisse lokale Besonderheiten aus deutscher Zeit werden noch beibehalten, so besonders die Spezialrichter bei den Kreisgerichten und die „Tribunaux de bailliage“ (Amtsgerichte), die die Bezeichnung „Friedensgerichte“ erhalten. Das Oberlandesgericht in Colmar wird in einen Appellationshof umgewandelt.

„Elsässer Kurier“, Colmar, 2. Februar 1923:

Die Frage des Anschlusses des elsäß-lothringischen Eisenbahnnetzes an die Ostbahn-Gesellschaft, worüber der französische Kammer ein Regierungsentwurf seit längerer Zeit vorliegt, ist durch eine Entschließung der Mülhauser Handelskammer neu aufgerollt worden. Die Kammer hat sich — im Gegensatz zu den Beschlüssen und Kundgebungen der verschiedensten einheimischen Verbände, Wirtschaftskreise, Gemeinderäte, Generalkräte und des Conseil consultatif — in einer Galasitzung in Gegenwart des Generalkommissars Alapetite für diesen Anschluß ausgesprochen. Die Handelskammer begründet diese Haltung damit, daß das Bahnnetz des Landes von der Nord-Süd-Richtung in die Ost-West-Orientierung umzustellen sei. Demgegenüber wird einmal auf einen fast gleichzeitigen Beschluß der „Gesellschaft für die Ausdehnung des Straßburger Hafens“ hingewiesen, die im wirtschaftlichen Interesse des Landes die Beibehaltung der Selbständigkeit des Eisenbahnnetzes fordert, und zum andern auf die Äußerungen französischer Industrie-

kreise, die es für ein Verbrechen erklären, wenn Frankreich jetzt als Rheinuferstaat nicht versuchen würde, möglichst viel von dem europäischen Nord-Süd-Verkehr an sich zu ziehen. Aus wirtschaftlichen Ueberlegungen heraus scheint der Beschluß der Handelskammer in Mülhausen nicht gefaßt zu sein.

„Straßburger Neue Zeitung“, 22. Januar 1923:

In seiner ersten diesjährigen Tagung beschäftigte sich das „Groupement des Comices Agricoles“, die elsässische Bauernorganisation, mit den brennendsten Fragen der Landwirtschaft, also der landwirtschaftlichen Arbeiterfrage und der Einführung des neuen Brenngesetzes, das augenblicklich in Paris der Kammer zur Beratung vorliegt. Da es zurzeit unmöglich sei, im Elsaß selbst die genügende Zahl von Arbeitskräften zu finden, die im Ausland angeworbenen Landarbeiter aber nach kurzer Zeit zur Industrie überzugehen pflegen, so müsse gesetzlich bestimmt werden, daß solche Ausländer auszuweisen sind, wenn sie nicht in der Landwirtschaft verbleiben. Im Anschluß an diese allgemeine Forderung ist die Organisation bei den Behörden vorstellig geworden, daß der Zulassung von Arbeitskräften aus Deutschland keine Schwierigkeiten mehr bereitet werden sollen. „Man steht mit völliger Verständigungslosigkeit der Tatsache gegenüber, daß die Regierung für die an die Pfalz angrenzenden Teile des Elsaß seit kurzem anscheinend erschwerte Bestimmungen getroffen hat für die Herüberschaffung deutscher Arbeitskräfte.“ Das Brenngesetz hat für das Elsaß besondere Bedeutung wegen der vielen Kleinbrenner im Lande. Auch hier geht die Forderung dahin, daß auf keinen Fall lokale Gesetzesbestimmungen und Einrichtungen der Assimilation geopfert werden dürfen, wenn sie sich bisher bewährt hatten. Für die kommende Pasteur-Ausstellung wurde die Bereitstellung von Mitteln empfohlen. „Für unsere Landwirtschaft, die in Innerfrankreich vielfach als Vorbild hingestellt wird, muß es eine Ehrensache sein, bei Gelegenheit dieser Ausstellung den Beweis dafür zu erbringen, daß sie auf der Höhe ihres Rufes steht.“

„Freie Presse“, Straßburg, 5. Februar 1923:

Das Straßburger Stadttheater hat der Bevölkerung endlich gestattet, sich Richard Wagners „Walküre“ anzuhören. Die „Freie Presse“ berichtet darüber am 5. Februar:

„Nun hat man doch endlich den Schritt gewagt. Alles beklagt sich seit Monaten über den trostlosen Theaterbesuch. Das Defizit wächst ins Ungeheure. An was liegt das? An der Tretmühle unseres Repertoires. An dem ewigen Einerlei unseres Spielplanes. Nicht, wie die Börsartigen stets behaupten, an der Dickfelligkeit unseres Publikums. Nun kommt es plötzlich wie eine Enthüllung über unser Thäter, daß es nicht so schwer ist, ein volles Haus zu erzielen. Am ersten Vorverkaufstage war von 3 Uhr vormittags ab die Theaterkasse belagert. Viele, sehr viele, die zu spät kamen, gingen enttäuscht nach Hause.“

Nicht einmal in dem stets leeren ersten Rang war ein Stuhl (pardon: ein Fauteuil) leer. Und die Oper, die man am Samstag unter dem seit langer Zeit nicht erreichten Beifallssturm glühender Besucher gab, ist nicht einmal etwas Neues. Sie ist weder von Erlanger, noch von Chevaillier, noch von Raband, noch von Ropartz. Der Autor, den irrtümlich jemand nach dem ersten Akt rief, ist genau 40 Jahre tot. Es ist nicht zu früh, wenn man ihn in Straßburg endlich wieder zum Leben erweckt. Man kann dies weder mit Tannhäuser noch mit Lohengrin. Sinn hat seine Auferweckung bei uns erst seit Samstag. Vielleicht kommt die Direktion nun endlich dahinter, daß kein Mensch in Straßburg gegen Wagner, und sei es der Richard, Bedenken hat. Die hohlen Phrasen von Pangermanismus in der Musik wird doch kein Mensch, der nicht cerebral verklebt ist, mehr ernst nehmen wollen. Wagner ist eine Angelegenheit der Welt. ... Seitdem man des Herrn Ropartz „Pays“ gab, wurde der Dirigent vor Beginn nicht so stürmisch begrüßt, wie am Samstag abend vor der „Walküre“. Das klang wie etwas lange Zurückgehaltenes, wie der Ausbruch eines Gefühls, das sich durch die lange Fastenzeit gewaltig gestaut hatte. Man könnte den Kopf wetten, daß über Monate lang der Besuch unseres Theaters verzehnfacht würde, gäbe man mehr „Ring“, mehr „Tristan“, mehr „Meistersinger“. Die „Walküre“ ist nur ein Griff in die Tetralogie. Vielleicht war sie der Anstoß zu weiteren Verwirklichungen. ...“

„Elsässer Kurier“, Colmar, 5. Februar 1923:

Der Colmarer Gemeinderat hat am 2. Februar einem neuen Bebauungsplan seine Zustimmung erteilt. Aus dem Bericht, den der Stadtrat Weber erstattet, geht hervor, daß der neue Plan besondere Rücksicht auf das Stadtbild Versetzungen und Straßenkrümmungen, die zusammen mit der verschieden gewählten Breite der Straßen diesen ein malerisches und abwechslungsreiches Bild geben werden. An einzelnen schmalen Straßen und in den Außenvierteln — wo offene Bauweise (Landhausbau) vorgesehen — sind doppelte Baufluchten festgelegt, eine Straßen- und eine Hausflucht, wodurch für Vorgärten Raum gegeben ist. Der neue Plan erstreckt sich auf eine größere Fläche des Stadtgebiets als der alte. — Für das kommende Frühjahr erwartet man das Einsetzen einer regeren Bautätigkeit.

„Le Nouveau Rhin français“, Colmar, 26. Jan. 23:

Der Senat hat einen Gesetzentwurf angenommen, durch den es möglich wird, solchen Naturalisierten das Staatsbürgerrecht wieder nachträglich zu entziehen, die „sich aus Anhänglichkeit an eine fremde Macht Handlungen zuschulden kommen lassen“. Das Gesetz hatte nur vorgesehen, die Gerichte zu ermächtigen, eine „Denaturalisation“ auszusprechen, wenn der Betreffende selbst den dahingehenden Wunsch äußert. Der verschärfende Zusatz ist die Folge eines Antrags des elsässischen Senateur Eccard, der ausführte, welches Interesse es für die „wiedergewonnenen Departements“ habe, daß man die 76 000 Deutschen im Lande damit treffen könnte, die auf Grund des Versailler Vertrags wegen ihrer Verheiratung mit einem Elsaß-Lothringer oder einer Elsaß-Lothringerin die französische Staatsangehörigkeit erhalten haben. Ihnen gegenüber müsse man stets auf der Hut sein.

„Lothringer Volkszeitung“, Metz, 28. Jan. 1923:

Die Kammerkommission für Elsaß-Lothringen zählt unter ihre 44 Mitglieder in ihrer neuen Zusammensetzung folgende Abgeordnete aus dem Elsaß: Altorf, Baradé, Brogly, Frey, de Leusse, Jourdain, Muller, Oberkirch, Pflieger, Scheer, Seltz und Simonin, aus Lothringen die Abgeordneten François, Hackspill, Meyer, Schumann und de Wendel.

„Freie Presse“, Straßburg, 23. Januar 1923:

Die unterelsässische sozialistische Partei hat neuerdings zum „Fall Uhry“ Stellung genommen. Sie faßte eine Entschiedenheit, die dem Bedauern darüber Ausdruck verleiht, „daß die sozialistische Kammerfraktion dem s. Zt. ausgesprochenen ringischen Angelegenheiten in der Kammer zu betrauen, in keiner Weise entgegengekommen hat. Der Föderationsvorstand sieht sich in Zukunft jede Verantwortung für das ablehnen müssen, was weil sie Uhry niemals als den Vertreter der elsäß-lothringischen Sozialisten anerkennen können.“

„Lothringer Volkszeitung“, Metz, 24. Januar 1923:

Eine in den oberelsässischen Kaliminen ausgeführte Bohrung ist in einer Tiefe von 800 Metern auf ein neues Kalilager gestoßen. Die aufgefundene Kalischicht hat eine Dicke von zwei Metern.

Deutschland

„Kölnische Zeitung“ vom 1. Dezember 1922:

Die Ueberleitungsfrage.

Die staatsrechtliche und politische Entwicklung Elsaß-Lothringens ist in diesen Jahren selbstverständlich beherrscht von der Ueberleitung der früheren Verhältnisse in den Rahmen des französischen Einheitsstaats. Und wenn die Elsässer auch früher theoretisch gesagt haben, sie möchten lieber in einem schlechter organisierten Staat vollberechtigte Bürger sein als in einem gut organisierten Deutschland solche mindern Rechts, so liegt es in der Praxis doch anders; man will sich nicht von dem Gewohnten, als gut Erkannten trennen, um Schlechteres dafür einzutauschen. Allzeitige Bekehrungspostel suchen zwar den französischen Zustand in Recht und Verwaltung um jeden Preis als den bessern binzustellen, Einsichtige verschließen sich aber der Erkenntnis der wahren Sachlage nicht. So hat auch unlängst ein Lyoner Professor, der zugleich Vorsitzender der Vereinigung der französischen Rechtsanwälte ist, Jean Appleton, in einem offenen Brief im Temps über das französische Zivilverfahren ausgeführt:

Die Einführung des Code de procédure civile in den drei Departements, die ins Auge gefaßt ist, würde unverkennbar die schwersten Nachteile bedeuten. Denn tatsächlich ist das innerfranzösische Zivilverfahren veraltet, aus der Zeit Ludwigs XIV., und wird heute von allen zeitgemäßen Gesetzgebungen aufgegeben, selbst von der französischen. Warum also in Elsaß und Lothringen Gesetze einführen, deren vorsintflutlichen und veralteten Charakter jedermann anerkennt? Aus diesen Gründen spricht die nationale Vereinigung der Rechtsanwälte Frankreichs folgenden Wunsch aus: 1. daß das gegenwärtige in Elsaß und Lothringen in Kraft befindliche Zivilverfahren in Kraft bleibe, bis die französische Zivilgesetzgebung in diesem Punkte reformiert ist; 2. daß diese Reform von dem Parlament möglichst schnell vorgenommen werde, um allen Franzosen ein klares und modernes Zivilgesetz zu geben.

Die elsäß-lothringische Presse, die nicht selbst dem Fanatismus huldigt, empfiehlt diesen Brief den Uebergangsanalitikern zur Beachtung, und sicher mit Recht von ihrem Standpunkt aus. Auch von anderer Seite kam in diesen Tagen eine ähnliche Mahnung auf andern Gebiet. Der Verband elsäß-lothringischer Berufsgemeindebeamter hielt in Weißenburg seine Hauptversammlung ab, die den Wunsch aussprach, daß die deutsche Gemeindeordnung von 1895 so lange beibehalten werden möge, bis ein mindestens gleichwertiges Gesetz für ganz Frankreich zur Einführung gelange. Denn auch die Gemeindeordnung ist fortgeschrittener, der Selbständigkeit der Gemeinden Rechnung tragend, während sie in Frankreich ganz der Aufsicht der politischen Regierungsbeamten unterstellt sind.

Frankreich

„Excelsior“, Paris, den 3. Februar 1923:

Die antifranzösische Tätigkeit der deutschen Elsaß-Lothringern.

Die Anschwemmungs-Elsaß-Lothringer (Alsaciens-Lorrains d'alluvion), die nach der Desannexion ins Reich zurückgeschickt wurden, haben Agitationszentren in Frankfurt, Baden-Baden, Freiburg und München geschaffen.

Die zwei eifrigsten Zellen sind die Universitäten Frankfurt und München, die Wissenschaftliche Institute der Elsaß-Lothringer gegründet haben. — Es vergeht keine Woche, in der veröffentlichte Aufsätze, die immer übel gesinnt sind hinsichtlich unserer Arbeit, gewöhnlich erdichtet und verleumdend. Man darf sich weder wundern noch erregen, über diese Kundschäteten Elsaß-Lothringer, insbesondere vom „Hilfsbund“ veranlaßt werden. Diese Elsaß-Lothringer, deren Zahl zwischen 125 000 und 130 000 schwankt, wir kennen sie. Es sind zumeist geborene Deutsche, die sich im Reichsland eingerichtet hatten und sich als dessen rechtmäßige Besitzer fühlten. Die einen sind da geboren, andere hatten das Bürgerrecht erworben, denn es gab vor dem Waffenstillstand eine elsäß-lothringische Nationalität. Außerhalb von Berlin, wo die Fäden aller dieser Propagandaversuche zusammenlaufen, sind die Aktionsmittelpunkte der elsäß-lothringischen Flüchtlinge. Frankfurt, Baden-Baden, Freiburg und München. Während Freiburg im wesentlichen nur ein Beobachtungsposten ist, ein Horchposten, wo

Mißtrauen der „Befreier“ gegenüber den „Befreiten“, das jüngst zu dem Verbot der Schweizer Zeitungen in Elsaß-Lothringen führte. Und doch muß die elsäß-lothringische Frage endgültig gelöst sein, wenn man eine Rheinland-, eine Ruhrfrage konstruieren will.

Es sind nicht sehr viele Elsässer und Lothringer, die Frankreich zu solchen Diensten in die Welt hinausenden kann. Die große Mehrheit der „Befreiten“ läßt man besser hinter möglichst gut verschlossenen Türen ihrer Verstimmung über ihre heutige Lage Ausdruck geben. Man kann hoffen, ihnen allmählich ihr lächerliches Bestreben, sich deutsche Sprache und Art zu erhalten, auszurotten. Und es genügt ja auch vollkommen, wenn man einige Prachtexemplare aus dem Frankreich völlig ergebenen Kreisen des Landes, aus den oberen Zehntausend der städtischen Bourgeoisie, ins Ausland sendet. Denn auf den Schein kommt es an, und diese Männer werden draußen als Vertreter des Volkes zu sprechen verstehen. Links und rechts je einen nach dem Waffenstillstande 1918 in das Elsaß eingewanderten Franzosen, als echte Elsässer zurechtgestutzt, und der gewünschte Erfolg wird nicht ausbleiben.

Eine Propagandakommission ist in diesen Wochen über die Schweiz, Oesterreich nach der Tschechoslowakei und weiter nach Holland und dem Saargebiet gereist. Sie soll im Auftrage der Straßburger Handelskammer wirtschaftliche Beziehungen anbahnen. Wir bezweifeln nicht, daß dieses „Comité Alsacien d'Etudes et d'Informations“ auch wirtschaftliche Zwecke verfolgt. Die Losreißung Elsaß-Lothringens vom deutschen Wirtschaftskörper hat so schwere Schäden verursacht, daß Hilfe Not tut. Insbesondere wird diese Studienkommission auf die notwendige enge Verbindung des Lothringer Erzgebietes mit dem Ruhrgebiet hinweisen, und an Stelle des deutschen Absatzmarktes u. a. für die Mülhauser Textilindustrie und den Weinbau neue Märkte zu erschließen suchen. Aber daß wir berechtigt sind, diese Mission weniger wirtschaftlich als politisch aufzufassen, und wie wenig die Herren dieser Kommission andererseits dazu berechtigt sind im Namen der Elsässer zu sprechen, ergibt sich nicht allein auf Grund unserer eigenen Ueberlegungen. Die elsässische Presse klärt uns in dieser Richtung auf. Der „Elsässer Kurier“ (Kolmar) vom 4. März schreibt:

„Die Herren sollen „in persönliche Beziehungen zu den Vertretern der entsprechenden Interessengruppen des Auslandes treten und in Vorträgen das Thema unserer wirtschaftlichen Entwicklung und Ausdehnung behandeln.“ Die Mission soll sich zusammensetzen aus „einer Vertretung der wirtschaftlichen und intellektuellen Verbände der Region, aus Fachleuten, die befähigt sind, die Entwicklung unserer drei Départements zu fördern“.

„Wenn man diese Aufgabe der „elsässischen Mission“ liest und nachher die Namen durchgeht, dann klingt das ganze als unerlaubter Hohn. Die beiden einzigen Herren, die als bekanntere Persönlichkeiten in der Gruppe zu sehen sind, sind der Zaberger Generalrat Schissle und der Straßburger Bürgermeister Peirotes. Im übrigen beweisen die Namen jedem Elsaßkundigen, daß die Herren mit dem Elsaß, seiner Bevölkerung und seinen Interessen auch gar nichts zu tun haben. Wir nennen nur: Colonel de Witt-Guizot, Beudant, Qualid, Debrix, Salmon, Delahache, Benjamin Valloton, Randon. Man braucht

nur die Namen zu lesen, um zu wissen, woran man ist mit dem „Elsässertum“ der Herren. Die paar andern elsässischen Namen werden wohl auch nicht Herren gehören, welche Anmaßung genug besitzen, um sich als die berufenen Vertreter des Elsasses zu betrachten. Die Herren würden uns leid tun, wenn sie das täten.

Die „elsässische Presse“ ist vertreten durch die Herren Charles Haenggi, Benjamin Valloton und Edouard Kiechle. Wir wollen uns dazu keinen Kommentar gestatten.“

Und die Straßburger „République“ vom 3. März ergänzt diese Ausführungen hinsichtlich der Pressevertreter unter der Spitzmarke „An der Futterkrippe“:

„Wenn wir trotzdem auf die Zusammensetzung der Mission eingehen, so ist es, weil wir mit einigem Befremden feststellen, daß „die Presse“ vertreten ist durch die Herren Valloton, Haenggi und Kiechle. Herr Valloton ist ein talentierter Schriftsteller. Aber er sowohl wie Herr Haenggi sind . . . Schweizer, der letztere sogar — wenn man so sagen kann — ein „Kirchen“-Schweizer. Herr Kiechle ist in elsässischen Pressekreisen vollständig unbekannt.“

Herrn Valloton hat vor mehr als Jahresfrist die hiesige Propagandaabteilung extra aus der Schweiz kommen lassen, um im Elsaß „Propagande Française“ zu treiben. Herr Haenggi ist Leiter des klerikalen und gouvernementalen Saarbrücker „Neuen Saarkurier“, der — wenn wir nicht irren — ebenfalls im Dienst der französischen Propaganda steht. Wir stehen hier nicht im Verdacht Xenophobie (Ausländerhaß) zu treiben, am wenigsten gegen unsere sympathischen Nachbarn, die Schweizer, die im Kriege an den Elsässern und Lothringern sowie überhaupt an allen, die unter dem Kriege direkt zu leiden hatten, ein unvergeßliches Samariterwerk geübt haben. Aber immerhin, es ist nicht übermäßig erbaulich für uns Elsässer, wenn man heute aus Geldmitteln, die von uns bezahlt werden, Schweizer anstellen muß, um hier französische Propaganda zu treiben.

Was ist z. B. ein „Generalsekretär des Comité Alsacien d'Etudes et d'Informations“? Wieviel wird für diesen Posten ausgeworfen, und wo wird die Ausgabe im Budget gebucht? Solche Fragen müssen doch gelegentlich einmal aufgeworfen werden, selbst auf die Gefahr hin, daß Herr Jules-Albert Jaeger, der, im Neben- oder im Hauptberuf, Chefredakteur der — wie er versichert — nicht aus Propagandamitteln gespeisten Wochenschrift „Alsace Française“ ist, in einer der nächsten Nummern niederschreibt, oder durch einen Lecteur, der ja auch dabei ist, schreiben läßt: „La „République“, toujours aigrie . . . etc.“ Die Herren haben natürlich keinen Grund „aigris“, d. h. verbittert zu sein, es ist ihnen noch nie so gut gegangen.

In Stoskopfs unsterblichem „Herr Maire“ wird bekanntlich die köstliche Rolle, wo der Sepp die „Meertriewel“ aus dem „Köjelhopf“ herausklaubt, auch nicht mit verbittertem Gesicht gespielt.

Das Zusammentreffen dieser und anderer Namen, die wir unter der Liste der Teilnehmer an der obengenannten „elsässischen Mission“ finden, läßt also darauf schließen, daß die Reise ebenfalls aus dem Propagandafonds bestritten wird. Natürlich ist uns eine derartige Verwendung der Propagandafonds bei weitem sympathischer, als wenn man sie für den

bekanntem „Bourrage de crâne“ verpulvert, trotzdem wäre es vielleicht einmal an der Zeit, daß einer unserer Parlamentarier hier einmal nach dem Rechten sähe. Man findet immer dieselben Leute, die um die „Assiette au beurre“, oder — wie man auf elsässisch sagen würde — um die gouvernementale Propagandafutterkrippe herumsitzen und sich daran gütlich tun. In einer Zeit, wo man ständig von „Dépenses somptuaires“ (von verschwenderischen Ausgaben) spricht, und wo man nicht weiß, wie man das Budget ins Gleichgewicht bringen soll, wäre es vielleicht nicht unangebracht, mit dem Sparen bei denjenigen Posten zu beginnen, die nach der Auffassung wohl des größten Teils unserer Bevölkerung, — gelinde gesagt — nicht zu den unumgänglich nötigen Ausgaben gehören.“

Und diese Männer, die ohne dazu ein Recht zu besitzen, auf Kosten der elsäß-lothringischen Steuerzahler in der Welt herumfahren, um im Namen des gesamten elsäß-lothringischen Volkes ihre glühende Liebe zu Frankreich und Frankreichs Friedensbereitschaft zu verkünden, sie haben sich nun auch entschlossen, auf elsässischem Boden selbst ihre französische Propaganda straffer zu organisieren als bisher. Sie haben am 25. 2. im Sängersaal zu Straßburg eine Sektion „Unter-Elsaß“ der großen französischen Partei „Republikanisch-demokratische und soziale Partei“ aufgetan. Das Ziel dieser Gruppe, die vor allem aus Franzosen, die seit 1918 in das Elsaß eingewandert sind, besteht, ist völlige Zerstörung elsässischer Eigenart und Sonderstellung. Und somit nehmen sie den Kampf auf, man darf wohl sagen mit allen bisher im Elsaß bestehenden Parteien und deren Presse. Denn mit besonderer Heftigkeit haben sich die Bankettredner bei der Gründungsverammlung einmal gegen die stärkste Partei des Landes, die katholische „Unabhängige nationale republikanische Volkspartei“ gewandt, der sie vorgeworfen hat, durch ihre Betonung des Erfordernisses eines elsäß-lothringischen Regionalismus, wie überhaupt durch ihr Festhalten an der deutschen Muttersprache und an den religiös-kirchlichen Einrichtungen, den Gegensatz zwischen Innerfrankreich und den befreiten Provinzen planmäßig und künstlich aufrecht zu erhalten. Besonders interessant ist es, daß der schärfste Widerstreiter der katholischen Partei Herr Anselme Laugel ist, den die katholischen Blätter daran erinnern, daß er doch früher selbst Präsident der Zentrumsgruppe im Landesauschuß war und 1911 gar mit Professor Martin Spahn als Zentrumskandidat auf ein und derselben Liste stand. Die sozialistische Partei wiederum lehnt die Neugründung mit aller Entschiedenheit ab: „der Kampf um den politischen Futtertrog ist's, der die Geister weckt“, und „daß Herr Poincaré Ehrenpräsident dieser Partei ist, reicht zur vorläufigen Kenzeichnung vollständig aus und erklärt unseren grundsätzlich scharfen Gegensatz zu dieser Richtung“, — so formuliert die „Freie Presse“ (Straßburg) in einem Artikel vom 17. Februar die sozialistische Einstellung. Am nächsten noch stehen der neuen Partei die Mannen der „Straßburger Neuen Zeitung“, aber auch sie findet, daß die Neugründung nur geeignet sei, („zum Teil auf Grund von regelrechten Geschichtsfälschungen“) „neue Mißverständnisse jenseits der Vogesen zu wecken, neue für unser Land

unglückliche Maßnahmen hervorzurufen.“ (Straßburger Neue Zeitung vom 28. 2.)

„Das Elsaß will nichts wissen von einer überlebten Notabelnclique.“ („Der Elsässer“, 28. Februar.) Die Clique selbst aber denkt nicht daran, kampflös abzutreten. Mit Hilfe der ihr dienstbaren Pariser Presse und anderer ausschlaggebender Faktoren sucht sie ihren Willen dem Elsaß gegenüber durchzusetzen. Bezeichnend dafür eine Broschüre, die der Straßburger Universitätsprofessor Marcel Nast, der Hauptkämpfer des „Journal d'Alsace“ unter dem Titel „Was hinter der elsäß-lothringischen Frage steckt“ in diesen Tagen veröffentlicht hat. Er weiß wohl, — und mit ihm wissen es auch die Herrschaften von der Jonnart-Partei, daß sie nur ein Grüppchen bilden, wofür deutlicher als alles andere eine äußerst „demokratische“ Forderung in Nast's Broschüre zeugt. „Er verlangt sofortige unbedingte Assimilation, und zwar noch vor den Kammerwahlen, denn sonst würde bei diesen Wahlen der Regionalismus alles ins Hintertreffen drücken, und so schlägt Herr Nast vor, eine Petition mit etwa 100 „großen Namen“ aus dem Elsaß sollte dem französischen Parlament das abverlangen. Das ist die Demokratie, wie sie die neue demokratische Partei versteht, Ausschluß der Volkswahl für die grundlegenden Fragen. Als Volksmeinung gilt nur die Haltung einer kleinen Oligarchie. . . . Der Vorschlag der hundert „großen Namen“ sorgt dafür, daß die Broschüre des heiteren Beigeschmacks nicht entbehrt. Als solche „große Namen“ führt Herr Nast nämlich unter anderem an, Herrn Jean aus Lothringen und Herrn Zislin aus dem Oberelsaß. Mögen diese Herren sich bei den Wahlen ihre Bedeutung bestätigen lassen!“ („Der Elsässer“, 22. Februar.)

Alles, was nach wirklich echtem Elsässertum schmeckt, ist diesen „echten Elsässern“ ein Greuel. Wie sagte doch Herr Laugel in seiner Rede beim Gründungsbankett:

„Die Formel: „Elsaß-Lothringen den Elsaß-Lothringern“, war vor dem Kriege eine Art Dogma geworden, das alle anerkannten. Der Nagel der „Autonomie“ ist so erfolgreich in die Köpfe der elsässischen Wähler eingehämmert worden, daß wir heute die größte Mühe von der Welt haben, ihn wieder herauszureißen. Der Panzer, den wir uns geschmiedet hatten, um uns vor den wütenden Hieben der Alldeutschen zu schützen, war so sehr unserm Körper angepaßt und so sorgsam gebaut, daß wir nur sehr schwer dazu gelangen, uns von ihm zu befreien.“

Dieselben Leute sind es, die unsere neue Zeitschrift aufs gehässigste begrüßt haben, wohl auch nur deshalb, weil da von Elsässertum, von Pflege der elsässischen Ueberlieferung, von Festhalten an bewährten Traditionen die Rede ist. Ein Leitartikel, den uns das „Journal d'Alsace et de Lorraine“ am 8. Februar unter dem Titel „Fantômes“ gewidmet hat, läßt das zwischen den Zeilen lesen. Zwischen den Zeilen, — denn auf den Inhalt der Hefte geht der anonyme Leitartikler vorsichtshalber nicht ein. Er reibt sich an uns, indem er sich bequem mit dem Vorwand behilft, wir seien ja alle keine Elsässer, man könne sich recht gut vorstellen, wie sehr wir uns nach den reichen Gefilden des Elsaß zurücksehnen: „Es ist klar, daß für diese Leute, die

das saftige Elsaß und das strahlende Lothringen gekannt haben, die Winkel Pommerns oder Schlesiens, wo sie heute kümmerlich dahinleben, nichts Verlockendes haben. Was meine Person betrifft, so hat wenigstens der „Démocrate“ (Colmar) die Herren des „Journal“ über die Echtheit meines Elsässertums aufgeklärt. Das „Journal“ stellt sich aber so, als kenne es auch Marie Hart nicht und spricht von ihr als von einer „Frl. Marie Hart“, einer „Alsacienne-Allemande, expulsée!“ Ist das „Journal d'Alsace“ schon so völlig auf den Kreis der Innerfranzosen eingestellt, daß es auf die paar Elsässer, die es heute noch lesen, überhaupt nicht mehr achtet?

Politik des Scheins, Propagandamätzchen, Reklamemanieren, das ist es, was heute im Elsaß von

Wir Lothringer; die Legende von unserm schlechten Charakter.

So lautet der Titel eines Aufsatzes, den Louis Bertrand in der „Revue Universelle“ (deren Direktor Jaques Bainville ist) im Oktober 1920 veröffentlicht hat. (Tome III. Nr. 13) Seit der Veröffentlichung sind schon über 2 Jahre verflossen. Aber alles, was Bertrand zu sagen hatte, gilt auch heute noch. Der Verfasser ist ein Franzose lothringischer Abstammung, der offenen Auges durch seine Heimat wanderte. Als Franzose wünscht er schnelle Verschmelzung, als Lothringer fühlt er die ganze Schwere des Problems auf sich lasten. Er sucht daher die Empfindungswelt der „Desannektierten“ zu zergliedern und sie Frankreich verständlich zu machen; zugleich aber übt er an der „Mère patrie“ im Namen Lothringens scharfe Kritik. Die Tatsache, daß die Sprachgrenze mitten durch Lothringen läuft, spielt bei ihm, dem Franzosen, keine große Rolle. Dafür aber erscheinen die bedeutsamen Beschwerden, die er der französischen Öffentlichkeit vor Augen führt, auch als Beschwerden des romanischen Sprachgebiets. Lothringen ist mit Frankreich unzufrieden, es ist enttäuscht, es betrachtet sich als gesünder, es hält sich seelisch zurück, das ist das Grundmotiv, das durch den Aufsatz zieht. Ueber die hohlen Phrasen patriotischen Dünkels, die auch diesem gebildeten Franzosen unterlaufen, über so manche Ungeheuerlichkeit im Urteil über die Deutschen und die deutsche Zeit, bitten wir unsere Leser geduldig hinwegzusehen. Das Tatsächliche, das der Aufsatz bietet, ist so wertvoll, daß sie das andere sicherlich gern in Kauf nehmen werden, zumal es einen Blick in die Psyche eines ernsten Franzosen erlaubt. Wir können aus diesem Versuch, die Stimmung der „befreiten“ Lothringer Frankreich begreiflich zu machen, gerade die Schlüsse ziehen, die der Verfasser nicht aufkommen lassen möchte. Für uns ist wesentlich, daß wir in dieser Abhandlung von französischer Seite eine Bestätigung der tiefgehenden Mißstimmung in Lothringen erhalten. Daß Bertrand diese unerfreulichen Tatsachen in oft recht gequälter Form auf eine dem französischen Patriot annehmbare Grundlage zu bringen sucht, müssen wir ihm als einem Franzosen verzeihen. Seine Taktik, einen Hieb nach der französischen Seite stets durch Gehässigkeiten gegen alles Deutsche zu decken, läßt sich nicht leicht entschuldigen. Wir lassen uns insbesondere nicht durch sein geschicktes Vorgehen einer Behandlung Gesamtlothringens darüber hinwegtäuschen, daß es sich nicht um das alte Herzogtum Lothringen, sondern lediglich um den Teil Lothringens handelt, der von 1870 bis 1918 zum deutschen Reiche gehörte. Der Aufsatz bildet ein wertvolles Gegenstück zu dem in Nr. 1 unserer Zeitschrift unter dem Titel „Deutsch-Lothringen“ erschienenen.

Die Schriftleitung.

Lothringen ist ein Land von großer Traurigkeit. Als ich einst als Schüler in den Ferien auf die Schlachtfelder von 1870 geführt wurde — Gravelotte, Sainte-Marie-aux-Chênes, Rezonville, Saint-Privat —, als wir einst an Allerheiligen hinter dem Klerus das Trauergefolge bildeten, um vor dem „Monument du souvenir“ die Totengebete zu beten, da schien mir mein Heimatland inmitten all der Gräber und Denkmäler, all der Totensymbole unter dem tiefen frostigen Himmel als ein Friedhof von gewaltigem Ausmaß.

Diesen Eindruck hat die Zeit in mir nie auslöschen können; er ist im Verlauf einer Reise, die ich neuerdings unternahm,

französischer Seite als „Große Politik“ ausgegeben wird. Wer eine eigene Meinung hat, die vom Schema abweicht, der ist ein Boche, ein verkappter Neutralist, ein Anhänger der „Muttersprache“, und verdient als solcher den Scheiterhaufen. Mit Gewalt will man unterdrücken, was elsässisch ist, und wenn das ganze Volk sich dafür einer schamlosen „Bügel-eisenpolitik“ unterwerfen muß, um einen treffenden Ausdruck Camille Dahlets zu gebrauchen. Unterdrückung der Eigenart eines Volkes, das sich durch Jahrhunderte hindurch unter allem Wechsel der Herrschaft diese Eigenart immer fester und hartnäckiger als sein Letztes, sein Eigenstes, gerettet hat, — so versteht man die „Befreiung“.

aufs schmerzlichste in mir wieder lebendig geworden; von Islettes nach Conflans, in Verdun und Etain, den ganzen Schienenstrang entlang immerfort hölzerne Kreuze und Totenhügel, zerstörte Dörfer mit zerstörten Kirchtürmen, Bäume, die wie Skelette aus den verkalkten Wäldern aufsteigen, Brachfelder, soweit das Auge reicht, wie auf afrikanischen Hochflächen! Nein, Lothringen ist wirklich kein Land, in das man zum Vergnügen reist. Als ich einst in Paris auf der Schule war, da hat das Portal des Ostbahnhofes in mir nie eine lachende Vision, nie die Vorstellung von einer Erholungsreise oder von fröhlicher Heimkehr erweckt. Und heute erscheint es mir mehr denn je als das Tor zum Wege voller Schmerzen.

Und doch gibt es auch heute inmitten all der Zerstörung im lothringischen Lande entzückende Oasen. Nichts Frischeres, dem Auge Gefälligeres, wie unsere Wälder und Täler! Das gilt insbesondere für die waldigen Täler, die sich in das Massiv des „Haut-pays“ einsenken, die der Orne, des Convoy, der Fentsch, der Chiers, kleiner fischreicher Bäche, die in die Mosel und Maas fließen — vor allem aber für das Tal der Mosel selbst zwischen Frouard und Metz. Aber das ist doch nur, als ob fröhlicher Mutwille plötzlich aufblitze. Im ganzen aber ist das Antlitz des Landes ernst und streng. Der herrschende Eindruck ist der von Kraft mehr als von Anmut und Schönheit. Große grüne Weidflächen oder auch weithin entblößter Boden, das ist der gewöhnliche Anblick — zumeist beides vereint —, den die lothringische Landschaft sowohl im Gebiet der Weiher bei Mörchingen und Chateau-Salins als in dem Ackerland von Remilly, von St. Avold in der Woëvre und auf der Luxemburger Fläche bietet. Unsere Wälder sind bewunderungswürdig. Sie sind eine Welt für sich. Was bedeutet uns da Compiègne, was Fontainebleau! Dem Lothringer geht nichts über den Wald von Briey oder den Wald von Moyeuve in ihrer sommerlichen Pracht oder auch die tiefen Wälder, die die Höhen von Forbach und Spichern krönen. Hochstämmige Buchen, Eichen, Tannen, Ulmen und Kornelkirschbäumen mit ihrem harten Holze, Abgründe von Laubwerk, wo das Auge sich in blaugrünem Halbschatten wie in unterseeische Tiefe einsenkt. Aber auch hier herrscht der Eindruck von Stärke, von Kraft, die sich im unwiderstehlichen Drang der Säfte offenbart.

Derselbe Ueberfluß auf unsern Ebenen, die dem Landwirt soviel Arbeit machen. Man muß das Plateau zur Zeit der Ernte sehen. Diese gewaltige Wanne voller Getreide, mit ihren Garbenhaufen, ihren Fruchtbäumen und den bläulichen Wipfeln der großen Bäume, die den Horizont bekränzen: ein Land bäuerlich und industriell zugleich, denn die Eingeweide der Erde sind mit Eisen voll gefüllt. Andern Tags hielt ich, der Reisende alt an Jahren, mit Staunen und voller Bewunderung an, um von dem gewaltigen Kamme oberhalb Hayingen das Tal der Mosel zu betrachten, in dem sich meilenweit Reihen rauchender Schloten und Hochöfen, Wälder, Hügel, Getreidefelder, Obstgärten hinziehen, die sich unter Zwetschgen- und Mirabellenbäumen zu krümmen scheinen. Nirgendwo in der Welt sah ich Reicheres, Gedrängteres, eine Landschaft größeren Stils. Es ist ein Anblick von wirklich großer Schönheit. Und wie man diese Worte ausspricht, zieht der Dank durch's Herz an all die unberühmten Helden, denen wir den Rückgewinn dieses wundervollen Landes verdanken.

Und doch hüllt sich diese Pracht in Trübe ein. Eine Trübe, die sich in unserm Charakter spiegelt, die vor allem von dem

lothringischen Himmel kommt, der so empfindlich, so schnell umwölkt ist, die hauptsächlich aber aus moralischen, politischen, historischen Dingen, aus einer Fülle sehr alter und sehr tiefer Gegebenheiten erwächst.

Wenn man sich über die Karte beugt und das alte Herzogtum Lothringen genau ansieht, so wie es um die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts war, fällt einem sofort die Vielgestalt dieser Provinz, oder vielmehr dieses kleinen Staates auf, der aus vielen Stücken und Teilen bestand. Man kann sich kaum eine formlosere Vereinigung denken, als diesen doppelsprachigen Staat, der einerseits autonom ist, vollständig unabhängig vom heiligen römischen Reich deutscher Nation^{*)}, andererseits aber für das Gebiet des „Barrois mouvant“ vom König von Frankreich zu Lehen geht, der in seinem Innern bedeutende Enklaven einschließt, die anderer Herrschaft unterworfen sind, als der der Herzöge, wie die drei Bistümer Metz, Toul und Verdun, der in sich so verschiedene Bevölkerungen vereint wie die des Barrois, der Vosges, der Lorraine „proprement dite“ des Verdunois, der Grafschaft Chiny, des Landes an der Saar und an der unteren Mosel.^{**)} Im Laufe der Jahrhunderte haben sich die dadurch bedingten Unterschiede abschwächen können; sie bestehen aber noch immer. Und was das eben erst befreite Lothringen angeht, so ist nur allzudeutlich, daß sie nach den 45 Jahren methodischer Germanisationsversuche sich nur schärfer wieder herausgebildet haben.

Eine andere Tatsache noch drängt sich auf, die Fülle der Herrschaften, die über dieses unglückliche Land hinweggegangen ist. In dem kleinen Stückchen Erde, wo meine Großeltern geboren sind, in dem ich selbst zur Welt gekommen bin, — von Spincourt bis Kneutingen über Briey und Fentsch —, wieviel verschiedene Herren seit der Römerzeit. Wir waren nacheinander untertan den Deutschen, den Lothringern, den Italienern selbst, den Spaniern, den Franzosen, dann den Deutschen wieder. Metz, die unabhängige Republik, wollte nicht lothringisch sein. Sie hatte lange mit den Herzögen von Lothringen gekämpft, und Lothringen selbst wollte nicht französisch sein. Es bedurfte, um es zu bezwingen, zweier Einbrüche Ludwigs XIII., zweier Ludwigs XIV., der Schleifung der Feste Nancy, der Besetzung der hauptsächlichsten Festungen, der Verwüstung des ganzen Landes durch die Schweden, die Kaiserlichen, die Franzosen sogar, die den Herzog seines Herzogtums überdrüssig machen wollten, indem sie es geradezu unbewohnbar machten. Im Verlaufe dieser langen Kriege sind wir grausam niedergetreten worden, haben wir gelitten, wie kein Land Frankreichs je gelitten hat. Um leben zu können, haben wir dauernd Kompromisse schließen, kapitulieren, vor der Gewalt uns beugen, unsern Widerwillen und unsere Schande verbergen müssen. Wir haben nie ganz wir selbst sein können. Unsere Seele ist in ihrem Wesen voller Widersprüche.

Die Fülle der Widersprüche in der Außenwelt, in die wir hineingestellt sind, hat uns auch unsere Innenwelt widerspruchsvoll gemacht. Die lothringische Seele mit all ihren feinen Unterschieden erscheint immer wieder in sich gegensätzlich. Wir sind Leute, die immer Schlägen ausgesetzt waren, die gezwungen waren, sich zur Selbstbehauptung eine raue Rinde zu schaffen; deshalb erwidern wir oft barsch, ja brutal. Unsere Meinungsäußerungen sind entschieden, sind heftig, unser Freimut ist oft unfehlbar, aggressiv. Unser Gedanke, oft allzulange zurückgehalten, explodiert mit Getöse. Dieselben Menschen, die sich so ganz plötzlich offenbaren, sind aber im Augenblick danach zurückhaltend, verschwiegen, wie dreifach verschlossen.

Unser Hang zur Unabhängigkeit ist unbezähmbar. Wir sind vor allem freie Männer. Das ist der Grund unseres Wesens. Und doch ist uns auch der Sinn für Zucht und Ordnung angeboren. Wir sind Republikaner, die regiert sein wollen, und die sich vor den rechten Herren willig beugen. Wir haben allzusehr durch die Anarchie gelitten, als daß wir die Wohltat der Ordnung nicht schätzten; wir haben allzuharte Herren über uns ergehen lassen, als daß wir nicht nach Freiheit strebten.

Wir sind von äußerster Einfachheit der Sitten. Von einer Mäßigkeit und Sparsamkeit, die manchmal in Geiz ausartet. Und wir haben doch auch wieder Sinn für die große Geste im

*) Das Herzogtum Lothringen hatte durch den Nürnberger Vertrag vom Jahre 1542 die Anerkennung seiner Souveränität von Seiten des Reichs erlangt, hatte sich aber, um vor Frankreich geschützt zu sein, in den Schutz des Reiches begeben. Bis zum Jahre 1725 war es ein treuer Verbündeter des Hauses Habsburg.

**) Diese waren deutscher Abstammung und deutscher Sprache.

Ausgeben, für die schöne Form, sogar für Gepränge; wir lieben, wenn auch wir selbst es nicht sind, daß die, die uns regieren, daß die Mächtigen und Reichen sich prächtig geben. Die Totenfeiern unserer Herzöge gehörten zu den ganz großen Schaustücken voller Prunk und Herrlichkeit, die Europa im Mittelalter und in der Renaissance dem Reisenden bieten konnte.

Wir hassen die Geziertheit, die hohlen Phrasen und das Wortgepränge, und doch versteigt sich unser Sinn für Größe gelegentlich zur Emphase und zur schwülstigen Rhetorik. Hugo, der Enkel des Schreiners von Nancy, ist dafür das beste Beispiel. Auch Taine, der viel mehr ein Lothringer ist, wie ein Mann der Champagne, ist nicht frei davon.

Die Natürlichkeit geht uns über alles. Wir verabscheuen die Gesuchtheit, und doch sind wir auch einer gewissen Zierei nicht fremd, einer gewissen provinziellen Künstelei. Wir machen Umstände, in unbezähmbarem Eigensinn behaupten wir immer mehr oder weniger unseren Standpunkt. Als einst Leute aus dem Metzler Land über einen unserer Generale sprachen, sagten sie: „Er? . . . alle Umstände kommen von Nancy!“ Diese guten Metzler Leute vergaßen, daß Nancy nicht die einzige Stadt ist, in der man Umstände macht.

Unser Mißtrauen den Fremden gegenüber ist sprichwörtlich. Es lebt in uns alles nur denkbare Mißtrauen, bei einem Volke, das allzu oft getäuscht worden ist, das weil es geschlagen, übervorteilt, durch die Wetter, die vorüberzogen, dezimiert ist, schließlich in jedem Fremdling einen Feind sieht. Den Sinn für den Feind, den das übrige Frankreich so ganz entbehrt, wir haben ihn im höchsten Grade, vielleicht im Uebermaß. Unser Herz gibt sich nur schwer, aber wenn es sich einmal gegeben hat, dann hat es sich ganz gegeben. Unter der alten Monarchie beschuldigte man uns der Verräterei. (Lorrain, Traître à Dieu à son prochain), weil unsere Herzöge Versprechen brachen, die ihnen durch Gewalt entriszen waren, und die sie nicht halten konnten. Wir sind nicht auf dem Wege freier Hingabe zu Frankreich gekommen. Die lothringische Treue aber, die ein halb Jahrhundert durch die Zeit der deutschen Annexion hindurchdauerte, hat etwas Erhabenes an sich. Es gibt tausende von Beispielen hierfür, mit denen man das trockenste Auge weinen machen könnte.

Wie dem auch sei, diese offenkundigen Gegensätze und Widersprüche in unserem Wesen geben oberflächlichen Beobachtern die Möglichkeit abfälligen Urteils über uns. Man hängt uns die Nachrede „schlechten Charakters“ an. Man wirft uns vor, wenig bequeme, schwer zufriedenzustellende Leute zu sein, die das eine denken und das andere sagen, die nicht tun, was sie zu wollen scheinen, die unschlüssig, verschlossen und verdrießlich, zweideutig und geheimnisvoll sind. Leute, die, was weiß ich, an sich haben.

Das kommt daher, daß die Mehrzahl der Franzosen die Vergangenheit unseres Landes nicht kennt. All das, was die Widersprüche, die Reizbarkeit unserer Seele erklärt, — daß sie selbst von den Prüfungen, die wir jetzt eben erst überstanden haben, nichts wissen, oder sich ihrer nicht mehr erinnern wollen. Ungestüme Leute ohne Ueberlegung, liebenswürdige Leute treffen bei uns ein, und weil sie liebenswürdig sind, und weil sie Franzosen sind, so reden sie sich ein, unwiderstehlich zu sein. Die ganze Welt betet Frankreich an, nicht wahr? . . . Und nun sind diese Leute, die aus Frankreich kommen, durch den Empfang, der ihrer wartet, überrascht, enttäuscht.

Zugestanden, daß die Fühlungnahme mit dem Lothringer nicht immer angenehm ist! Der Eber aus den Ardennen ist sicherlich kein Mythos, und das Ardennenland schickt seine Wälder bis zu uns. Ein kräftiger Schlag mit dem Rüssel ist sehr oft die Antwort auf die Höflichkeitsfloskeln des Fremden. Ich kann davon reden, der ich nach langen Jahren der Abwesenheit wieder die Verbindung mit meinen Landsleuten aufzunehmen kam. Mehrmals habe ich gleich an der Türschwelle ein ordentliches Paket von Grobheiten an den Kopf geworfen erhalten, oder man hat mir das Betreten der Wohnung überhaupt verweigert. Für diese Lothringer war ich der Unbekannte, demgegenüber jedes Mißtrauen erlaubt ist. Wie dem auch sei, ich kann mich schwer an soviel Grobheit gewöhnen. Im ersten Aerger behandelte ich diese Menschen als unhöfliche Leute von schlechter Erziehung. Ich hatte Unrecht. Man muß sie zu verstehen suchen; hat man sie verstanden, dann wird man sie schließlich entschuldigen, ja bedauern.

Da ist vor allem eins, was uns sofort vor dem Fremden erstarren macht, das auf unseren Lippen jede noch so ursprüngliche und noch so edle Aufwallung zum Schweigen bringt: es ist die Angst vor der Fortdauer der Gefahr, die uns durch

die Lage unseres Landes bedroht. Die geheime Furcht vor dem kriegerischen Eindringling zerstört uns jede Freude. Der Fremdling oder der Franzose, der uns aufsucht, hat dieses Gefühl nicht oder nicht im selben Grade. Da ist schon eine Schranke zwischen uns und ihm. Dieses Gefühl der Verschiedenheit steigert sich noch, wenn wir an die Verheerungen des letzten Krieges denken — und wie könnte man nicht daran denken! —, von dem wir ein so gut Teil über uns haben ergehen lassen müssen. Wie mag die Stimmung des lothringischen Bauern sein, der ganze Fuhrer Engländer, Amerikaner, Franzosen, lärmender Pariser aus den Automobilen steigen sieht, um die Gräber und die zerstörten Dörfer des Maastales, der Gegend von Verdun und von Etain zu sehen? Verantwortungslose Menschen banquettieren, tanzen Tango inmitten all dieser Verwüstung. Wie sollten die Opfer dieser frischen Zerstörung, diese armen Flüchtlinge, die auf ungebautem Feld, unter Dächern von Wellblech kampieren, diese ausgelassene Freude frohen Auges mit ansehen? In Wirklichkeit — und sie haben Recht es zu sagen — haben sie genug davon, dauernd als Einsatz im Spiel zwischen Frankreich und Deutschland zu gelten. Sie verlangen ein Regime, das ihnen Schutz gegen die Invasion gewährt oder sie kräftig gegen sie beschützt.

Auf der andern Seite der alten Grenze hat man vielleicht weniger gelitten. Aber auch da sind die Wirkungen des Krieges recht hart gewesen, und seine Folgen bewirken nach wie vor, daß der Zustand von Schmerz und Qual bestehen bleibt. Während der vier Kriegsjahre hat die Bevölkerung des annektierten Lothringens, diejenige wenigstens, die dem Kriegsgebiet zunächst wohnte, in dauernder Alarmbereitschaft gelebt. Wenn die französischen und englischen Flieger, wenn die amerikanischen Kanonen auf die Bahnhöfe und industriellen Anlagen Tonnen von Geschossen schleuderten, die Häuser der städtischen Vororte zerschlugen, mußte man die Nächte in den Kellern zubringen. Man mußte vor allem ein sehr hartes Regime der Einschränkung und Rationierung über sich ergehen lassen und schließlich am Vorabend des Waffenstillstandes sich auf die Räumung der Städte und Dörfer vorbereiten. Der Befehl war dazu schon gegeben, als unsere Soldaten in Lothringen einrückten. Der Friedensschluß aber bedeutet für die Bewohner dieses Landes die vollständige Umkehrung aller Gewohnheiten, des wirtschaftlichen und verwaltungspolitischen Lebens. Man möchte selbst ihre Sprache von einem Tag auf den andern ändern. Begreift man denn endlich, daß all das sie nicht in gute Laune versetzen kann? Wieder Franzose zu werden, das ist allerdings recht schön. Aber für uns Lothringer geht das nicht ohne eine Fülle von Verdrießlichkeiten, deren Bedeutung sich in demselben Maße steigert, in dem die erste Begeisterung schwindet und die Fata Morgana der ersten Illusionen zerfällt.

Dazu kommen noch andere Gründe tieferer Art für Kälte und Verlegenheit, wenigstens bei dem nachdenklicheren Teil der Bevölkerung. Diese Rechtsanwälte, Aerzte, Ingenieure, die ländlichen Eigentümer, haben zumeist ihren Militärdienst oder ihre Studien in Deutschland gemacht. Man darf sie deshalb nicht tadeln; man muß sie vielmehr bewundern, daß sie trotz diesem harten Zwang, in den sie durch Frankreichs Schuld geraten sind, dennoch Franzosen geblieben sind. Aber es gibt viel feinere Unterschiede in der Anhänglichkeit an Frankreich, Unterschiede, die nach Umständen und Temperament sehr wechseln. Deshalb bewahren viele von diesen Menschen ganz im Grunde ihres Herzens die Scham oder die Bitterkeit der Kapitulation, selbst wenn sie mit treuen Herzen und ohne Vorwurf angenommen haben. Und das Bewußtsein dieses Eingriffs in ihre Freiheit macht sie weder mitteilbar noch froh.

Noch einmal, es ist begreiflich, daß diese Stimmungen, verbunden mit der Erinnerung an die Leiden der Vergangenheit, mit der Unruhe einer immer noch wirren und gelegentlich bedrücklichen Lage, daß all das nicht dazu beiträgt, die lothringische Seele zu entspannen. Wenn die neuen Ankömmlinge mehr darüber nachdächten, sie würden weniger darüber staunen, daß die Desannektierten sich ihnen nicht an den Hals werfen und bei ihrer Annäherung keine unsinnige Freude empfinden.

Aber schlimmer noch: die „nouveaux venus“ sind für den Lothringer — wie die deutschen Einwanderer nach 1870 — das Symbol für all die Wandlungen im wirtschaftlichen und verwaltungspolitischen Leben, welche ihre Existenz stören und zerrütten. Vergebens sagt man ihnen, daß diese Unannehmlichkeiten in einer Periode des Uebergangs unvermeidlich sind, daß sich schließlich alles ihren Wünschen gemäß gestalten werde. Sie sehen im Augenblick nur die Fehler des neuen Regimes.

Sie verurteilen vor allem in Bausch und Bogen unsere Verwaltung, die rückständig, veraltet, dem Schlendrian verfallen, ein Hemmschuh für das Leben und in sich selbst voller Hemmungen ist. Eine Unmasse von Beamten für unzulängliche oder schlechtgeleistete Arbeit. Die kleinste Angelegenheit bedarf ganzer Monate, um voranzukommen, wenn sie überhaupt vorankommt. Man antwortet euch nicht auf eure Briefe. Man ist brummig, wenig höflich. Die Züge kommen unpünktlich an. Kopflose Beamte sind unfähig, Auskunft zu geben. Die Briefe gehen in die Irre. Der Telegraph arbeitet langsamer wie die Post. Man verzichtet schließlich aufs Telefon. Was übrigens an deutscher Verwaltung in Elsaß-Lothringen noch vorhanden ist, erweckt keine hohe Vorstellung von ihr. Diese Beamten und Angestellten erscheinen weder rasch noch intelligent. Sagt man das Elsässern oder Lothringern, so erwidern sie, daß alle Dienstzweige von der französischen Sorglosigkeit angesteckt und zerrüttet seien. Alles sei einst unter dem deutschen Regime viel besser gegangen!

Man hat übrigens, so sagen sie, Leute vertrieben, die im Interesse des öffentlichen Betriebes hätten bleiben müssen, Deutsche, die nicht nur nicht ungefährlich gewesen seien, sondern sogar Neigung zu Frankreich besaßen. (Ich überlasse meinen Gewährsmännern die Verantwortung für diese vielleicht etwas abenteuerliche Behauptung.) Die Ausweisungen waren oft sehr willkürlich, sie waren in Geschäftsruksichten oder Privatstreitigkeiten begründet. Dann aber sind auch wieder, dank den Verordnungen über die Naturalisation von Deutschen, die mit Elsässern oder mit Lothringern verheiratet sind, Verrätern Tür und Tor offen. Unter Schimpf und Schande am Tage nach dem Waffenstillstand davongejagt, kehren diese Deutschen triumphierend, den Haß im Herzen, auf diese Erde wieder, die sie niemals als französische betrachten werden. Und diese Genugtuung der Deutschen, die durch das französische Gesetz begünstigt wird, erscheint allen guten Elsässern und Lothringern unerträglich.

Dann auch beschwerten sie sich darüber, daß sie nicht alle Stellen in der Verwaltung innehaben, daß sie gezwungen sind, sie mit Franzosen zu teilen. Die neuen Beamten seien ihrer Aufgabe gar nicht gewachsen, sie verständen nicht nur die Sprache des Landes nicht, sie wüßten auch nichts von seinen Bedürfnissen, vom Charakter der Bewohner. Man klagt vor allem über den Einbruch von Leuten aus dem Midi, den ungeeignetsten, um mit den Bewohnern der Ostprovinzen in Einklang zu kommen und Gebiete großer Industrie und intensiver moderner Zivilisation zu verwalten. Diese Stegreiffunktionäre seien der Ausschuß der Beamten aus der Hauptstadt. Elsaß und Lothringen würden wie Kolonien in Afrika oder im äußersten Osten behandelt. Es ist schon ein unheimlicher Irrtum, in die Kolonien Früchte ohne Saft, abwegige oder verdorbene Individuen zu schicken. Das ist in noch höherem Maße der Fall in Ländern hoher materieller und intellektueller Kultur, wie es unsere wiedergewonnenen Provinzen sind.

Außerdem erweckt die Ungleichheit in der Besoldung zwischen eingeborenen Beamten und denen aus dem Innern gerechte Beschwerde. Am Tage nach dem Waffenstillstand waren Zuschüsse für Lebenshaltung und Wohnung in den schlecht mit Lebensmitteln versorgten, schlecht reorganisierten Provinzen für die „nouveaux venus“ durchaus erklärlich. Sie hätten nur auch den Eingeborenen gewährt werden müssen. Man ist erstaunt, daß heute, wo die Lebensbedingungen für alle dieselben sind, die einen zu Ungunsten der andern bevorzugt werden. Das erzeugt Unterschiede zwischen den Franzosen Elsaß-Lothringens, ja geradezu Klassen und verzögert die Verschmelzung mit dem Mutterland. Die Eingeborenen sagen mit lauter Stimme, daß sie in den Augen Frankreichs nur Franzosen zweiter Klasse seien.

Und dieselben Leute, die so sehr für völlige Assimilation sind, sobald es sich um Bezüge und Stellungen handelt, protestieren mit äußerster Energie gegen die Assimilation im Unterricht, in den Sitten und im öffentlichen Leben. Niemand bestreitet ihnen das Recht, ihren heimischen Dialekt zu sprechen, selbst nicht das Deutsche. Aber sie möchten, daß während einer mehr oder weniger langen Zeit der Unterricht auch weiterhin auf Deutsch gegeben werde, sei es in einer besonderen Kategorie von Schulen oder in gewissen Schulklassen. Sie spotten über diese Lehrer und Professoren von „draußen“, die gemäß dem guten Prinzip der direkten Methode den Unterricht vor Kindern, die kein Wort von unserer Sprache verstehen, auf französisch geben. Ergebnis: Der Lehrer predigt in der Wüste. Er ist für die Schüler ein Gegenstand des Hohns; sie werfen ihm, da sie wissen, daß er kein Deutsch versteht, unter dem Deckmantel der Höflichkeit schlechte Witze und grobe Beleidigungen an den Kopf.

Unsere Lothringer wünschen also, daß im Interesse gerade des Französischen der Unterricht zuerst auf Deutsch vor sich gehe — es sei noch einmal gesagt, für eine gewisse Gruppe von Schülern und für eine zu bestimmende Zeit — das ist auch durchaus vernünftig so. Die moralische und intellektuelle Verschmelzung, von der man träumt, ist nur um diesen Preis zu haben. Vor allem wäre nötig, die Verbindungsmöglichkeiten zwischen Elsaß-Lothringen und der Hauptstadt zu vervielfachen. Die Deutschen hatten sie fast vollständig unterbunden. Es ist bedauerlich, daß die wiedergewonnenen Provinzen nach zwei Jahren französischer Besetzung nach der französischen Seite hin noch immer abgeschlossen sind. Metz und Straßburg haben wenig Verbindung mit Paris. Ich weiß nicht, wie es mit dem Elsaß und den „Vosges“ steht, aber die Lötung zwischen den alten Departements Moselle und Meurthe ist noch nicht gefertigt. Es bedarf eines Tages, um mit der Eisenbahn die 24 Kilometer, die Briey und Diedenhofen trennen, zu überwinden. Es ist eine große Sache, von Briey nach Metz zu reisen!

Weder die Eisenbahngesellschaften noch die Regierung scheint es eilig zu haben, dieser mehr als einzigartigen Lage abzuweichen. Die Lothringer sind dadurch schmerzlich über- und endgültigem Ausgleich fordern sie, daß man unverzüglich die alten Departements Meurthe und Moselle wiederherstelle. Sie haben es eilig, wieder ganz Franzosen zu werden, bis auf die Erinnerung die politische Mißschöpfung Elsaß-Lothringen, die die Deutschen geschaffen haben, zu zerstören. Und doch sind das dieselben Leute, die in neuem unbewußtem Widerspruch ohne Nachsicht, manchmal sogar mit Schärfe die Sitten und Fehler der französischen Verwaltung geißeln, und die nur Sarkasmus und Verachtung für viele Dinge haben, die aus Frankreich zu ihnen kommen.

(Fortsetzung folgt.)

(Der zweite Teil bespricht insbesondere die zwischen den Eingeborenen und den Eingewanderten bestehende Kluft, die Mängel der französischen Verwaltung, die Unsauberkeit der Franzosen, die anstößigen Sitten der Eingewanderten und macht Vorschläge zur Ueberwindung all der bestehenden Schwierigkeiten.)

Präsident Albrecht und die elsäß-lothringische Schule.*)

K. W.

Der ehemalige Präsident des kaiserlichen Oberschulrates Elsaß-Lothringens ist unlängst, am 17. Januar in Kohlscheid bei Aachen, wo er die letzten Jahre verbrachte, von hinnen geschieden. Unter all den Schulmännern, deren Name mit dem elsäß-lothringischen Unterrichtswesen verknüpft sind, stand er am längsten im Vordergrund des Interesses der Öffentlichkeit, und das in einer Zeit, da die friedliche Stille der Verwaltungstätigkeit der ersten Jahrzehnte unter dem wachsenden Einfluß eines aktiven Parlamentarismus zu schwinden anfing. Aber auch unter den schwieriger werdenden politischen Verhältnissen wußte er das Schiffelein der Schule durch die mancherlei Klippen und Untiefen zu steuern, bis er unmittelbar vor dem Kriege das Ruder, das er so lange in der Hand hielt, einem andern Steuermann übergeben und in den verdienten Ruhestand sich zurückziehen konnte. Da der Ausbruch des Krieges dem Nachfolger die Uebernahme des Amtes nicht sogleich verstattete, hat er nochmals freiwillig für einige Monate die Geschäfte übernommen. Im Frühjahr 1915 hat Ministerialrat Kayser endgültig die Stelle angetreten.

Albrecht gehörte nicht zu den „einfachen“ Naturen, kein Wunder, daß er eine vielumrittene Persönlichkeit wurde, und sein Charakterbild etwas stark Schwankendes erhielt. Erst eine spätere Zeit, die sich auch auf die wohl einmal an die Öffentlichkeit kommenden eigenen Erinnerungen stützen kann, wird ihm ganz gerecht zu werden vermögen.

Im „Reichsland“ hat mancher durch Glück und Zufall, durch Zugehörigkeit zu der herrschenden Beamtenkaste seinen Weg machen können, auch wenn im übrigen sein geistiges Format nicht ganz zureichte. Von Albrecht, wie überhaupt dem größten Teil des

*) Mit Recht betont der Verfasser dieses Nachrufs, daß es heute noch nicht möglich ist, die Leistungen des Verstorbenen in all ihren Auswirkungen abschließend zu beurteilen. Wir der vorliegenden Vorbehalt noch dahingehend erweitern, daß mit der elsäß-lothringischen Schulverhältnisse in keiner Weise versucht werden soll. Eine solche umfassende Behandlung müßte wir finden es durchaus natürlich, daß in einem Rückblick auf das Leben eines führenden Mannes der elsäß-lothringischen Schule die Hauptprobleme der reichsländischen Schulpolitik in den Kreis der Erörterung gezogen wurden.

Die Schriftleitung.

höheren Beamtentums der ersten Generation wird man das nicht sagen können. Er war ohne Frage ein bedeutender Kopf, dem sowohl die Qualitäten eines hervorragenden Schulmannes wie eines gewiegten Verwaltungsbeamten in hohem Masse eigneten. Es war darum kein schlechter Griff, als man den jungen Konrektor am protestantischen Gymnasium in Straßburg, an dem er seit 1872 wirkte, 1882 in den Oberschulrat berief, der damals im elsäß-lothringischen Verwaltungsorganismus noch ganz selbstständig war, und ihm das Referat für das höhere Schulwesen übertrug.

Er hatte hier nicht eigentlich neu zu bauen; die festen Grundlagen für den höheren Unterricht waren durch seinen Vorgänger Bauermeister gelegt. Er hatte nur auszubauen, zu entwickeln in dem liberalen Sinn und Geist, auf dem die höheren Schulen mit ihrer humanistischen Grundrichtung angelegt waren. Geistesfesseln gab es da für einen Oberlehrer in Elsaß-Lothringen kaum. Jeder konnte sich in seiner Weltanschauung ausleben, wie er wollte, und es war daher zu verstehen, wenn da und dort Albrecht einem gar zu fessellos sich geberdenden Lehrer im Interesse der Schüler und Eltern auch mal etwas die Zügel anzog. Daß für die äußere und innere Gestaltung des höheren Schulwesens das preußische Muster allzusehr das alleinbestimmende war, und man so wenig oder garnicht dazu kam, auch allmählich etwas von einem heimatlichen landschaftlichen elsäß-lothringischen Typus herauszubringen, das lag zumeist an dem Lehrpersonal, das in den ersten Jahrzehnten größtenteils nur von Landesart und dem heimatlichen Empfinden schwer fand. Aber abgesehen davon kam unter Albrechts Führung die höhere Schule auf ein Niveau, das zum Teil das der Nachbarländer überragte. Und als die moderne Entwicklung mit ihrem großartigen wirtschaftlichen Aufschwung in Deutschland neue Bedürfnisse auch für die Schule brachte, war Albrecht unter den Ersten der deutschen Schulmänner, die dem Neuen Rechnung trugen. Wenn in Elsaß-Lothringen auf den höheren Schulen frühzeitiger als anderswo dem realen Bildungssuchen mehr Raum gegeben wurde, wenn die dem alten humanistischen Gymnasium als gleichwertig erklärte Oberrealschule eine so rasche glänzende äußere und innere Entwicklung nahm, so hatte daran

Albrecht durch die verständnisvolle Voraussicht, mit der er diese Entwicklung einleitete und förderte, wesentlichen Anteil. Allerdings hatte er dabei von vornherein die öffentliche Meinung des Landes, dessen Intellektuelle zumeist nicht so humanistisch eingeschworen waren, für sich. So kam diese stärkere Berücksichtigung der realen Bildungsbedürfnisse vor allem auch dem Sinn und Geist der Herren „Notabeln“ des Landesauschusses entgegen, mit denen eben doch die Verwaltung und besonders die der Schule immer in erster Linie rechnen mußte. Im übrigen war diese liberale Bourgeoisie des elsäß-lothringischen Parlaments im Verein mit den Vertretern des katholischen Volkstums vorwiegend konservativ gesinnt, sodaß grundstürzende Reformen, vor allem auf dem Gebiete des Volksschulwesens, ausgeschlossen waren. Das Hauptanliegen für die Regierung konnte überhaupt nur darin bestehen, die Linie, die man am Anfang bei der Neugestaltung der Schulverhältnisse festgelegt hatte, auch gegenüber einer Volksvertretung inne zu halten, die Anschauungen durchzusetzen suchte, die sich sowohl kulturell als national mit der Anlage nach 1871 nicht vertrugen.

So beschränkte sich im Volksschulwesen die Leistung Albrechts im großen und ganzen auch mehr auf das Behaupten und Erhalten der überkommenen Struktur, wie sie der kulturellen und nationalen allgemeinen deutschen Grundrichtung entsprach. Es war demnach für Albrecht auch durchaus ausgeschlossen, daß er dem Drängen dieser Kreise auf Einführung des französischen Sprachunterrichts in die Volksschule nachgab, wobei er übrigens die gesamte Volksschullehrerschaft hinter sich hatte. Sie waren sich zu sehr darüber klar, daß die elsäß-lothringische Volksschule nur dann auf ihrem hohen Niveau, auf dem sie im besten Sinne erzieherisch wirken und ein größtmöglichstes Maß von Sachwissen vermitteln konnte, sich erhalten ließe, wenn man diese Belastung durch eine Fremdsprache von ihr fernhielt. Heute, wo die Volksschule den früher so ersehnten Segen des französischen Sprachendrills in aller nur denkbaren Fülle hat, ruft man wieder nach der Erziehung und dem Sachwissen, das die deutsche Schule den Kindern gab, doch Frankreich hat in dem wiedergewonnenen Lande fürs erste ganz andere Interessen. Darum ist man heute aber auch im Elsaß in der Lage, die Leistung der deutschen Schulverwaltung in den französisch sprechenden Gebieten, wo sie so geschickt und elastisch die Bedürfnisse der französischen Muttersprache mit den Interessen des deutschen Staatswesens auszugleichen verstand, zu würdigen, und wäre himmelfroh, wenn die französische Verwaltung sich die deutsche ein wenig zum Muster nehmen wollte. Daß derartige Gedanken heute öffentlich im Lande laut werden, ist allerdings etwas, was in den Augen der Innerfranzosen schon an Landesverräterei grenzt.

Weiter galt es kulturpolitisch die von Anfang an festgelegte Eigenart der Kirche gegenüber ganz verselbständigten, völlig unter Fachaufsicht stehenden Schule zu wahren und doch das wichtigste, vornehmste Erziehungsmoment, das religiöse, darin in jeder Weise zu pflegen und den Interessen und den Bedürfnissen der Kirchen durch die Pflege der Religion in der Schule entgegenzukommen. Ein gutes Verhältnis zu dem Katholizismus zu finden, das war für Albrecht, den Protestant, der als solcher natürlich von vornherein mit viel Mißtrauen zu kämpfen hatte, ein

stetes Anliegen; aber jemehr gerade in seiner Amtszeit der politische Einfluß des Katholizismus zunahm, wurden die Ansprüche auch größer und demzufolge seine Aufgabe schwieriger. Denn innerhalb der Lehrerschaft war das Selbstständigkeitsgefühl, das berufliche Selbstbewußtsein, der Korporationsgeist, in einem Maße gewachsen, daß man von dem obersten Chef in erster Linie erwartete, daß er der Anwalt der Lehrer wurde, gegenüber den Kreisen, die den Lehrer gern drunten hielten. Seine Stellung wurde umso schwieriger, als in der Landesvertretung die Säulen der ausschlaggebenden Partei den Forderungen der Lehrer nicht sehr freundlich gegenüberstanden, wengleich ein Lehrerhasser wie Wetterlé nicht die Gesamtmeinung der Partei darstellte. Man machte es dem verantwortlichen Chef der Schulbehörde auch zum Vorwurf, daß er nicht weit nachdrücklicher und unbedingter gegenüber der parlamentarischen Mehrheit die Interessen der Lehrer wahrnahm, und besonders auch nach der finanziellen Seite nicht mehr für sie sorgte, umso mehr, da es ein aus einheimischen Landeskindern bestehender Stand war, der wegen seiner Herkunft aus dem Volk von der Bourgeoisiofranzöseli nicht angekränkt war. Aber der Oberschulrat war unter ihm ein Organ des politischen Staatssekretariats geworden und nur im Einklang mit dessen Gesamtpolitik konnte er handelnd auftreten. Eine Verselbständigung des Oberschulrats wie sie früher bestand, wie sie die liberale Partei mit der Sozialdemokratie stets forderte, wäre von der herrschenden Partei auch unbedingt abgelehnt worden. Die Selbstständigkeit, die Initiative des Leiters des Unterrichtswesens war also von vornherein sehr beschränkt, doch war er für die Parlamentarier natürlich der Mann, an den sie sich in erster Linie hielten, der für alle Beschwerden, Kritiken, Rede und Antwort stehen mußte. Und in den Parlamentariskommisionssitzungen, in den persönlichen Verhandlungen und Besprechungen mit den Politikern, die damals das Wetter in Elsaß-Lothringen machten, hatte Albrecht vor allem Gelegenheit, seine politisch diplomatische Befähigung gepaart mit einer Kunst, durch Worte die Gedanken zu verbergen, in hellstem Lichte zu zeigen. Es war schwer, an ihn heranzukommen. Das vermehrte natürlich nicht die Liebe zu ihm in diesen parlamentarischen Kreisen. Ein heutiger Akademiedirektor in Straßburg hat es unendlich leichter als einst unser Albrecht. Er bleibt den Reklamationen der Pariser Deputierten gegenüber in unerreichbarer Ferne. Die Beschwerden einzelner Mitglieder des harmlosen „Conseil Consultatif“ nimmt der sehr höfliche und liebenswürdige Herr Alapetite entgegen, und die Sache bleibt wie sie ist.

Wer mit seinem Ressort unter dem Zwang der eigenartigen elsäß-lothringischen Verhältnisse so auf das politische Terrain zu liegen kam, und von Haus aus ausgesprochene politische Veranlagung besaß, der mußte auch, abgesehen von seiner amtlichen Eigenschaft, an dem öffentlichen Leben innersten lebendigen Anteil nehmen. Da seine Stellung ihm das Herausreten in die politische Öffentlichkeit verbot, griff er gern zur Feder, und mancher Artikel, besonders in dem großen rheinischen Blatt, das ihm nahe stand, ist auf ihn als Autor zurückzuführen. Je mehr man indes solche publizistisch politische Interessiertheit und Aktivität bei ihm in den Kreisen der politischen Gegner vermutete, desto gefürchteter war er ihnen auch wieder, sodaß man ihm vieles zutraute und zu-

schrieb, woran er wirklich unschuldig war. Wer nun einmal nicht als „Harmloser“ eingeschätzt wird, in politics, wie damals so mancher deutsche gute höhere Bürokrat, der muß es naturgemäß mit in Kauf nehmen, daß er für listreicher und gefährlicher gehalten wird, als er wirklich ist.

Das war Albrecht schon deshalb nicht, weil in dem politisch-versierten Verwaltungsbeamten doch immer das warme menschliche Empfinden, die Liebe zur Jugend, von der er ausgegangen, lebendig blieb. So trieb es ihn auch aus dem Verwaltungsbüro immer wieder heraus. Der Schulmann suchte die Schule. Nichts war für ihn belebender und erfrischender, als eine Schulreise, als die Teilnahme an den Prüfungen. Und das bloße Zuhören, die Passivität war nicht seine Sache. Der Schulmeister in ihm trieb ihn nach kurzer Zeit zum Eingreifen, oft genug zum Schrecken der Herren Examinatoren. Aber da er von seinem Posten an höchster Stelle auch wieder Distanz genug hatte zu dem eigentlichen Dienst der Schule, so blieb ihm die schulmeisterliche Pedanterie und doktrinaire Gesetzhärte fern, und so mancher, der nach den strengen Regeln der Sitté des Schulgesetzes, dem Verdammungsurteil der Schulgewaltigen verfallen war, verdankt ihm auf die eine oder andere Weise das Leben. Die „Zünftigen“ mochten ihn darum im Grunde auch

Armi Kinder. *)

Marie Hart.

II.

In d'r Famili.

D' Famili Unbestand wohnt im e kleine Fawrikdorf im Ower-Elsaß. Sie b'steht üs Babbe, Mamme un drei Kinder. Er isch Direkt'r in d'r einzige Fawrik vum Ort, un noch'm wahre Wort: Wes Brot ich ess', dess Lied ich sing, isch er au ehnder ditsch g'sinnt, denn sinner Fawrikherr isch e Ditscher.

Sini Frau het nix geje sini G'sinnung inzwende, nur b'steht se druf, daß d' Kinder d'heime französich redde. Alli bessere Lit redde doch französich, un 's isch au for ihr Furtkumme im Lewe notwendig, un wie sölle se — n — e mol mit d'r cousine Julie in Strooßburg, oder gar mit'm oncle Charles vun Paris verkehre, wenn se nit französich kenne?

Su Ansichte het se schun vertrete wie ihr ältschter Bue, d'r Adrien, noch gar nit uf d'r Welt isch g'sin; un wenn der gewißt häit, was for Prüfunge n'e in d'r Sproochefräuj erware, er wär gar nit uf d' Welt kumme. Siner zuekünftig Babbe het wohl versuecht em bizestehn, indem er gemeint het: d' cousine Julie un d'r oncle Charles könnte jo au ditsch lerne, awer er isch indigniert abgewiese wore. „Die lerne doch ken ditsch! was meinsch denn die Sach fertig!“

Küüm isch d'r Adrien e Jahr alt g'sin, zen — isch in sim Köpfel glich e großi Verwirrung entstande. Sinner Babbe un sini Mamme han mitmander ditsch geredt; 's Kindsmäidel het ditsch geredt, alli Litt um n'e rum hen ditsch geredt, nuer er allein het französich

*) Aus dem demnächst bei Greiner & Pfeiffer (Stuttgart) erscheinenden Buche: Erinnerungsland.

nicht, vor allem die Oberlehrer der älteren Generation hatten viel gegen ihn aufzurechnen. Er war ihnen zu sehr der Herrschgewaltige, der so manchen Petenten mit einem guten Worte entließ, das Mut und Hoffnung weckte, ohne daß immer auch die Erfüllung darauf folgen konnte. Aber wer so lange Jahre an solcher Stelle steht, der muß natürlich oft in die Lage kommen, Enttäuschungen zu bereiten. Viele wissen indes auch zu rühmen das rege Interesse, das er dem Einzelnen in seinem Dienstbereich widmete, das warmherzige Wesen, mit dem er Wünschen entgegenkam, wo er konnte.

Albrecht ist einer der wenigen, die von Anfang an die deutsche Epoche an Stellen, wo es besonders galt, dem deutschen Gedanken Boden zu bereiten, mitdurchlebten. Er hat das Aufsteigen des deutschen Sterns und seinen Niedergang mitangesehen. Sein eigener Stern ist damit gestiegen und gesunken. Die persönliche Demütigung war auch ihm nicht versagt. Aber es war ihm dann noch vergönnt, von der Altersstille aus zurückzusehen auf das Vergangene und das persönliche und das staatliche Glück und das Ende zu überdenken. Gewiß hat er auch das Bedürfnis empfunden, sein Erinnern festzuhalten. Sein Wort wird ein wertvolles Zeugnis aus der Geschichte des elsäß-lothringischen Staates und seiner Schule sein, die heute manche drüben mit andern Augen ansehen, wie ehemals.

redde sölle. Doch er het sich g'figt, denn selbscht im en Elsässer pur sang isch d'r Widerspruchsgeischt im erschte Lewesjahr noch nit e su entwickelt wie später.

's isch 'm au lichter worre, wie's Germaine au kummen isch, denn es isch im nämliche Fall g'sin wie er; un wie gar d'r Camille sinen Inzugg in d' Kinderstub g'halte het, do isch's noch besser gange, denn jetz sin se doch drei g'sin, wie d' nämlich Sprooch geredt han.

D'r Kampf isch ersersch losgange wie d'r Adrien in d' Volksschuel kummen isch, denn jetz het er nimmi ing'sehn, w'rum er en andri Sprooch redde soll als alli Kinder im Dorf. Zäh het er sich d'rgeje g'stipert, awer nit wen'er zäh het d' Mamme ihre Wille b'haupt:

„Adrien, parle le français! Adrien, dis cela en français“, su het's g'helfe vun morjeds bim Ufstehn bis z'naachts bim in's Bett gehn; un unermüdlich het d' Mamme die Mahnung wiederholt.

„Tu sais, Adrien“, het se — n — als zuem g'sait. l'allemand, c'est la langue de la rue et de l'école, mais le français, c'est la langue de maman!“

Des het awer den Adrien nit gerührt. un allewel wieder het er anfang ditsch redde.

Nooch em e Jahr isch's Germaine au in d' Volksschuel kumme, un do han die Ermahnunge muen verdoppelt were, denn es het's nit e Krimmele besser gemacht als d'r Adrien. Wie awer gar d'r Camille noch d'rzue kummen isch, do isch's fascht nimmi zuem üshalte g'sin, denn der het mit den ärgsichte Wackes angebändelt un het nit numme ditsch geredt, er het noch wueschti Wörter mit heimgebracht, su daß d' Mamme jede Daa wenischens einmal zue ihrem

Mann g'sait het: „Ich redd m'r noch d' Schwindsucht an de Hals mit dene Kinder!“

— „Weyewas losch se denn nit babble wie n' e d'r Schnawel gewachsen isch?“

„Nee, dies tue ich nit, un ich tue 's nit! sie were m'r noch e mol danke, daß ich nit noochgenn hab!“

Su het d' französch Sprooch kümmerlich bi n' e furtgelebt bis daß d'r Krieg kummen isch, un d'r Babbe einfach erklärt het: „Jeß isch fertig; jeß word nimmi französch geredt!“

D' Mamme het do nix meh mache könne, un d'r Kampf het ufgehört 's isch ere selwer wohl gewenn, daß jeß endlich Ruehj im Hüis isch.

D'r Herr Unbestand isch noch e jüngerer Mann, un mues furt zue de Soldate; gewiß ohne großi Begeisterung, awer d'r Gedanke wär m' au nit kumme, daß er do sini Pflicht nit tuen könn. 's word awer nit arig g'fährlich for n'e, denn er kummt in 's Badisch n' uwer an e Munitionsfawrik, un bliet dort während m' ganze Krieg. d' Madam Unbestand bliet lang allein, mit ihre Kinder. Die han's jeß guet! sie muen nimmi französch redde, noch d'r Schuele laufe se herum, un wachse d'r Mamme fascht uwer de Kopf. Uewerhaupt isch 's ganz Dorf in dere Zit in Ufrefung. d' Fawrik geht wohl noch, awer wie lang? m'r hört furchtbar lüt schieße, un ziter e Zitlang kummt 's nohter un nohter. Bi'm Melker drowe isch schun e Bumb in d' Schier g'falle, in d'r Kirich sin d' Fensterschiewe in Scherwe gange, un z' naachts im Bett meint m'r als, 's Hüis fällt eim uwer m Kopf zamme. Am e schöne Daa spiele d'r Adrien un d'r Camille grad Krieg un werfe Schützegräwe üs ganz hinte in d'r Leimegrueb, do kummt einer üs 'm Dorf hergerast: „D' Franzose sin do! dring im Dorf sin se, un d'r Hoch huckt bi eich!“

Wie d'r Sturmwind sin se heimgerennt, un d'r Adrien un d'r Camille finde d' Mamme in d'r Kiche, ufgerast un mit rote Backe.

D'r französch Offizier est bi uns z' naacht; allez vous laver, ihr muen jeß wieder französch reddet!“

D'r lieutenant vun de chasseurs alpins isch bi'm Naachesse üsg'suecht höflich mit d'r Madam Unbestand. Nie hätt er gedenkt, daß e su e schöni jungi Frau schun e su großi Kinder könnnt han! un wie schad, daß e su e schöne jungi Frau im e weltverlorene Dörfel versteckt mueß bliewe! Natierlich strahlt d' Madam Unbestand un wünscht numme, daß ihr Mann dies höre könnnt, do tät er doch sehn, was er an ere het. D'r Offizier fräujt d' Kinder wie se heiße: Adrien, Germaine, Camille! er isch hoch entzückt uwer die Name:

„Al Madame, je vois que vous avez conservé fidèlement les vieilles traditions françaises!“

D'r Owed isch uwerhaupt e Triumph for d' Madam Unbestand. Wie froh isch se jeß, daß d' Kinder denen Offizier verstehn un mit'm redde könne! jeß sin se doch nit for nix g'sin die vielen Ermahnunge in dene lange Johre! endlich, endlich isch se belohnt!

In dene'n acht Daa, wie d'r Offizier do bliet, muen d' Kinder e su viel französch redde, daß se fascht wieder lerne, was se vergesse han g'het. Awer wieder am e schöne Daa, wie d'r Adrien un d'r Camille in d'r Leimegrueb Soldatle spiele, kummt einer üs 'm Dorf ze rase un rufft: „D' Ditsche sin do!“ Jeß renne se sich fascht d' Herzkammer in un kumme grad d'r zue, wie e Stücker 50 Mann in's Dorf marschiere. Do werfe se d' Kappe in d' Höh, krische Hurra! un marschiere mit. 's Herz

bämmert n'en in d'r Bruscht — wenn's jeßt e Kampf gäb mit de Franzose, dies wär schön! awer die sin in aller Still üs'm anderen End vum Dorf nüis.

D'r ditsch Offizier est au z' naacht mit d'r Madam Unbestand un isch ewefalls arig artlig. Er fräujt se ob ihr Mann im Feld isch, wo er steht, un wer d' Fawrik dirigiert, während aß er fort isch. Natierlich will er au wisse wie d' Kinder heiße: Adrien, Germaine, Camille!

„Pfui Teufel!“ rufft er; „ihr seid doch keine Franzosen! Hadrian heißt du; und du, Kamillus! und das kleine Fräulein hat den allerschönsten Namen, sie heißt Germania!“

D' Kinder lache, awer die Theatername g'falle n'e nit, un d' Madam Unbestand macht e süür's G'sicht d'r zue.

E paar Daa druf kummt d'r Babbe un holt sini Famili ab. Es isch 'm ze g'fährlich for se in dem üs-g'seten Eck, un wiel er jeß e Wohnung for se g'funde het in Rohrheim, nemmt er se glich mit, un d' Möwel rollen in Möwelwaawe nooch.

Unterweils uf Kolm'r saat er zue sinere Frau: „Hör e mol, ich hab's glich gemerikt, mir Elsässer sin nit e su arig guet ang' schriewe bi de Badenser; wenn ich d'r e Rot kann genn, red huchditsch mit de Kinder un ruff au nit ihre Name lüt uf d'r Strooß, m'r könnnt licht unangenehmes bekomme!“

„Juu,“ saat sie, „jeß sälle m'r au noch hochditsch redde! dies haw ich satt, dies ewig Gewechsels; 's word nit e su g'fährlich sin drüwe.“ un sie fahrt furt mit de Kinder elsässisch zü redde. Awer schun in Alt-Breisach steije zwei unangenehmi Herren in, die fahre mit n'e bis uf Freiburg, un sie han küüm g'hört, wie d' Madame rufft: „Adrien, Germaine! wollen ihr ken Apfel esse?“ ze mache se schun Bemerkunge uwer Wackes, Spione, verdächtige Subjekte; sie wären als anziglicher, un einer fräujt den Adrien: „Seid ihr Franzosen, daß Du Adrieng heißt?“

„Der Bub ist ein Deutscher,“ saat d'r Babbe, „und heißt Hadrian; das andere ist nur ein Kosenamen.“

„So,“ saawe die, „dann ist's ja gut, denn Franzosen müßten wir sofort verhaften lassen!“

Jeß het d' Mamme awer Reschpekt! sie redt nur noch, wenn sie rede mueß, awer leider mueß se jeß e recht oft. 's isch ungläublich was die Kinder dumm sin! Sie kann noch e su oft ermahne: „Sprecht doch deutsch, Hadrian, Kamillus, Germania!“ es helft alles nix, sie fange alleweil wieder 's breitsch elsässisch an un ruffe sich untereinander Adrien, Germaine, Camille, was jedes mol e Brumme vun dene unangenehme Herre verursacht. Ja, mueß d'r Adrien nit in Gedanke uf einmol französch anfange redde, er wie schunsch e su schwer d'r zue ze bringen isch!

„Pscht! Pscht! sprich doch deutsch, du Dummkopf!“ rufft d' Mamme verschrocke, un sie hört au schun wie die Herre zuenander saawe: „Es sind doch verkaptete Franzosen!“

„Die Reis word m'r gedenke!“ saat se zue ihrem Mann wie se — n — endlich in Rohrheim zwischen ihre vier Wänd siße; „wenn ich uf de Mont-Blanc gekraddelt wär, täte m'r d' Bein nit e su loddle!“

In den erschte Woche wie se drüwen im Badische sin, het se — n — awer noch viel meh üszeg'stehn. Sie merikts ju selwer, do mueß se hochditsch redde,

un d' französche Name vun de Kinder därf se — n — au nimmeh saawe. Awer am Anfang isch's n'en allen e wahri Qual. Wenn se bi'm e Spaziergang oder im e Restaurant untereinander hochditsch redde un d'r Babbe mueß saawe:

„Hadrian, mein Junge, ich haue dir die Jacke voll, wenn Du noch einmal Nüsse stielst!“

Oder d' Mamme: „Germania, komm zu mir, Du verlierst Dein Strumpfband!“

Oder d'r Hadrian rufft: „Kamillus, ich wette, ich springe da hinüber!“ ze kumme se sich vor als täte se sich selwer e Kasperle-Theater vormache, un sie danke Gott, wenn se — n — endlich in ihrer Stub sin un babble könne wie ihr armer Schnawel n'e gewachsen isch.

Awer m'r gewöhnt sich an alles, selbscht an de Hadrian, Kamillus un d' Germania. Sie lewe sich nooch un nooch in Rohrheim in; d' Kircher gehn in d' Schuel un finde dort gueti Kamerade; d'r Babbe g'hört baal zue e kleine Stammtisch, un d' Mamme schließt Friendschaft mit d'r Frau Inscheniehr Rommeyer un mit der Frau Prokurischt Schneider. Sie wurd vun n'e zuem Malzkaffee ingelade, in alli Stadtverhältnis ingeweihnt un rejelmäßig mit Zitungen un Nejjigkeit versorgt.

Su vergehn die vier Krigsjohr ziemlich g'schwind for d' Famili Unbestand, un grad wie se sich ganz d'heime fühle in Rohrheim kummt unerwart d'r Zammebruch. Sie stehn also wieder vor eren Aenderung. Jeß was mache? 's Dorf, wo si drinne gewohnt han, isch mitsamt d'r Fawrik zamme g'schosse wore, un d'r Fawrikherr als Ditscher isch gar nimmeh im Land. D'r Babbe mueß sich en andere Platß sueche, un for sini Famili en anderi Unterkunft. Er meint er will e mol allein n'üwer un sich umsehn. Wenn er noo en Anstellung un e Wohnung het, so loßt er se noochkumme.

Su bliet d' Madam Unbestand zue m' zweite mol allein mit ihre Kinder; sie het awer ju ihri guete Friend, 's Herr Inscheniehr's un 's Herr Prokurischts, die lon se nit im Stich. Wenn d'r Herr Inscheniehr hamschtere geht, ze hamschtert er au for d' Madam Unbestand; un wenn d' Frau Prokurischt ihri Säuf meße loßt, krieje's Unbestands au e paar Würschtle. D' Kinder kann m'r jeß vun ditsche Kinder nit unterscheiden. Sie redde unverfälschtes badisch, han 'en Album mit „Unsere Helden“ un sin arig patriotisch. D' heime babble se wohl noch mit d'r Mamme elsässisch, awer vun französch isch uwerhaupt ken Red meh. 's Inscheniehrs Emil isch em Hadrian sin beschter Friend; d'r Kurt Schneider un d'r Kamillus machen ihri schlechten Ufgawe mitmader; un's Rommeyer's Hilde un's Germania han beidi de ganze Krieg for de Hindenburg g'schwärmt, un sin jeß gar nimmi üsenander ze bringe. D'r Mamme isch's ganz wohl in Rohrheim: sie isch mit 's Schneiders an e Lesezirkel abonniert un macht au Uesfluegg in d' Umgejed mit n'e; un's Rommeyer nemme se — n — oft mit in e Concert oder e Vortraa.

Dies düürt bis Oschtere 1919. D'rnoo kummt e Brief vun Babbe: er het jeß e gueti Anstellung in ere Fawrik bi Kolm'r un au e Wohnung. Er schickt n'e d' Erlaubnis for d' Möwel üszeführe un vier A. Karte for d' Mammen un d' Kinder. Sie sölle sich nuer tumme un mache, daß se herüskumme üs dem Hungerland. Awer im Elsaß solle d' Kinder doch

jo nit hochditsch redde, d' Schwoowe han jeß üsg'spielt dort, un sie könnnt unangenehms krieje, wenn m'r se for Ditschi halte tät.

Alle, d' Mamme tummelt sich su viel as se kann; d'r Möwelwawe word gepackt un rollt furt. Am letschte Daa esse se noch bi's Herr Inscheniehrs z'middaa, un bliwe bi's Herr Prokurischts uwer Naacht; noo fahre se furt, von beide Familie vollzählig an d' Bahn begleit.

„Adieh, Hadrian! bleib auch recht brav!“

B' huet dich Gott, Germaniale; mach deiner Mutter recht viel Freud! und du Kamillüsse, sel nit gar so wild!“

Su schwirrts durcheinander, d'r Zugg fahrt furt, un die wie furt gehn un die wie bliewe, han Tränen in den Aue.

Wie se nohter an's Elsaß kumme, saat d' Mamme: „Ihr wisse, Kinder, daß m'r jeß Franzose sin?“ Ja, sie wisse's; sie han's genue g'hört in d'r Schuele, un d'r Adrien macht e finschteres G'sicht.

„Muen m'r jeß wieder französch redde? fräujt er.

„Ach! Kinder; nit numme französch redde muen ihr; in dr Schuele lernen ihr vun jeß ab nuer noch französch.“

„Mueß ich am End mini latinischen Arweite ins französch uwerseße?“ fräujt der Camille, wie grad in d'r Quinta isch un Muehj genue het, sin latinisch ins ditsch ze bringe.

„Ja, ihr muen jeß nuer noch französch lerne.“

„Bisch dü froh drüwer, Mamme?“ fräujt 's Germaine. Ach nee, froh drüwer kann se noch nit sin; sie het schun e su oft ihri Meinung schanschiere muen, daß se ganz en Ekel vor'm schanschiere het. Wie se — n — in's Elsaß nin fahre, word's ere schwer de Kinder ze sawe, sie solle jeß nimmi hochditsch redde; es könnnt n'e schlecht gehn, wenn m'r se for Ditschi halte tät.

Sie saats n'en awer doch, un sie muen ere verspreche nuer noch elsässisch ze redde; awer d'r Camille isch d'r erscht, wie sich vergeßt!

„Du sollsch die Kränk kriege, wenn du nit vom Fenschter weg gehsch, Germania!“ rufft er im Zorn wie's Germaine em sine Platß nemmt, un glich stupfe sich d' Lit. E Dam saat verächtlich zue en andere: „Encore des Boches!“ un e Mann rufft ganz lüt: „Sin denn als noch Schwoowe do? sie sin bigott nit nüszebringe üs unserem Ländel!“

„Su,“ fräujt Mamme uf guet elsässisch; „darf m'r hie nit redde wie m'r will? ich hab gemeint, ihr han jeß liberté im Land?“

„Nit for d' Schwoowe!“ saat d'r Mann.

„Pas pour les Boches!“ die Damen im Eck. Do lupft sich alles in d'r Madam Unbestand, un sie saat n'en ihri Meinung uf französch un uf elsässisch, wie se's höre wölle. Noo zeijt se noch ihre Pack A. Karte, un loßt sich su wit furtrisse, daß se rufft:

„Ja, 's Guet han ihr vun de Schwoowe genumme; awer jeß, wo se — n — im Unglück sin, genn ihr n'e de Eselstritt.“

D'r ganz compartiment isch in Ufruehr uwer ihri Red. 's isch nummen e Wunder, daß die eind

Madam nit mit ihrer Huetnoodel uf se losgeht, un daß d'r Mann ere nit mit sim Barabee uf de Kopf hauf.

„Dies isch jetz d'zweit Reis, wie m'r gedanke word!“, saut se wie se — n — endlich in Kolm'r ankummt un vun ihrem Mann in's Hotel g'führt word. Sie het sich awer baal beruehigt un sich alli Muehigenn sich in d'neie Verhältnis ze schicke. For ihri

Güd elsässisch un ditsch isch eins!

Wie so vor e paar hundert Jahr
s'Elssaß züe Frankrich isch kumme,
do henn die Herre Franzose au glich
des Ländel in d'Kür genumme.
Sie henn in de Städt, in de Dörfle selbscht,
um schnell ze reformire,
e großes Dekret verlese lon,
daß alles franzeesch mueß parlire:
statt Burjermeischer „monsieur le maire“
„conseil municipal“ statt G'meinerot,
so heiß't's jetz. Un sie henn gemeint,
so kreye sie s'Ditsche bald dod.
Si henn sich awer gewaltig g'schnerrt,
— uf franzeesch heiß't des „trumpirt“,
Denn wie mer nooch siewezig ditsch wore sin,
het mer gar nit viel dervun g'spiert.
Landuf, landab het's iwveral noch
güet elsässer-ditsch geklunge;

Kinder fangt jetz in d'r Sproochefräu e wahres Martyrium an; awer d' Mamme helf't n'e getreulich jeden Owe bi ihre devoirs un redt nuer noch franzeesch mit ne. Su were se's baal e su wit bringe, daß se's hochditsch ganz verlernt, un ihri guete Friend in Ditschland ganz vergesse han. Wer wot do d'rweije Stein uf se werfe? Könne s — n — ebs d'rür, die arme Kinder?

in de Städt un de Dörfle het mer stolz
noch ditschi Liedle g'sunge.
Un Männer, wie Stöber, Oberlin, Spach,
die henn sich's Ditsche bewahrt,
sin ingetrete in Wort und Schrift
for ditsch-elsässischi Art. — — —
Jetz isch des Ländel widder franzeesch,
un siner Fahne isch blöij, wiß, rot,
un widder isch alles Dische verhaßt
un widder kreyt mer's nit dod.
Troß allem Verspreche, troß Drohung un Zwang,
Halbe d' Elsässer immer noch hoch,
was ken Friedesvertraa ine nemme kann:
ihri ditschi Müedersprooch! — — —
Ken Wunder! denn, liewi Litt, ich mein's
eich dittli genüie bewize ze henn:
Güet elsässisch un ditsch isch eins!

Fritj Eckert.

Bücherschau.

Archives alsaciennes d'histoire de l'art. Première année 1922.
Librairie Istra Straßburg-Paris.

Die Konservatoren des Straßburger Museums, Adolf Riff und Hans Haug, legen den ersten Band eines elsässischen Kunstjahrbuchs vor, das sich die schöne Aufgabe stellt, die elsässischen Denkmäler in ihrer Beziehung zur allgemeinen Kunstgeschichte zu studieren; darüber hinaus will es die Beziehungen des französischen und des deutschen Geistes erfassen, da ja das Straßburger ein hierzu geeigneter Beobachtungsposten sei. Wir begrüßen diese Fassung des Programms um so lebhafter, als die elsässischen Geschichts- und Kunstzeitschriften der 1918 zu Ende gegangenen Periode im allgemeinen unter einem zu engem Programm gelitten haben. Sie befaßten sich zwar ausgiebig mit prähistorischen und römischen Dingen, das Mittelalter aber und die französische Einstellung nicht bequeme Renaissance blieben unbehandelt, oder sie wurden nur sozusagen registrierend dargestellt. Lebendige Geschichte aus den Urkunden abzuleiten, wurde sorgsam vermieden. Erst mit dem Jahre 1681 begann für sie ein neuer als darstellungswürdig erachteter Geschichtsabschnitt; dem „Dix-huitième“ und seinem Nachklang im 19. Jahrhundert blieb das Hauptinteresse vorbehalten.

Die neuen „Archives Alsaciennes“ hingegen greifen mit der Geschichte der Straßburger Stadtfahne ins hohe Mittelalter zurück. Indem sie sich mit Schongauer und Baldung befassen, tauchen sie in die Blütezeit deutschen künstlerischen Schaffens hinein. Sie beleuchten das handwerkliche und künstlerische Getriebe des 18. Jahrhunderts und widmen schließlich der gegenwärtigen Kunst eine notgedrungen nach vielen Seiten hin komplimentierende-Betrachtung. Das theoretische Programm ist also in diesem ersten Bande in vollem Umfange verwirklicht. Doch wäre es sicher zum Vorteil der Sache gewesen, wenn jeder Mitarbeiter in seiner Muttersprache geschrieben hätte, wie dies zur Zeit der „botte allemande“ üblich war.

Die weiteste allgemeine Perspektive hat der Beitrag des Archäologen Perdrizet über „La vierge aux bras étendus“. Es handelt sich um die berühmten Straßburger Stadtfahnen, deren eine — 4 Meter hoch und 3 1/2 Meter breit — 1789 bei der Plünderung des Stadthauses zu Grunde ging, während die wesentlich kleinere Reiterfahne im Jahre 1870 verbrannt

ist. Wir kennen sie vorwiegend aus Beschreibungen und Stichen des 17. und 18. Jahrhunderts. Beide Fahnen waren in der Hauptsache gleichartig geschmückt; sie trugen auf beiden Seiten des Fahnenblattes das gemalte Bild einer Madonna mit hoch und weit ausgebreiteten Armen. Vielleicht darf man hinsichtlich der Majestät der Erscheinung dieses Straßburger Fahnenbildes einen Augenblick an die sechsinische „Madonna Raphaels, in der manche ebenfalls ein Fahnenbild sehen, erinnern. Perdrizets Aufsatz ist der erste ernste Versuch, das Alter der Fahnen und den Ursprung wie die Bedeutung des sehr merkwürdigen bildlichen Motivs festzustellen. Die Lokalhistoriker hatten sich an das äußerliche Merkmal einer Jahreszahl gehalten, die auf einem ikonographisch mit den Fahnenbildern nahezu identischen, 1870 ebenfalls verbrannten Altarblatte gestanden hatte. Sie war abwechselnd 1208, 1243 und 1248 gelesen worden. Welches immer die richtige unter diesen Lesarten gewesen sein mag, keineswegs konnte diese arabisch geschriebene Jahreszahl die Entstehungszeit des Bildes bedeuten. Weder das Altarblatt noch die Fahnenbilder haben ihrem Stil nach auf ein so hohes Alter Anspruch. Perdrizet meint, die Fahnenbilder seien nicht lange vor 1508 entstanden. Damals hatte Straßburg das Recht erhalten, Goldgulden zu prägen, und diese Münzen zeigen ein ähnlich gestaltetes Madonnenbild mit ausgebreiteten Armen. Materiell scheinen auch mir die beiden Fahnenbilder etwa der Wende des 15. Jahrhunderts anzugehören; das Altarbild dünkt mich etwas jünger, doch ist schon aus allgemeinen geschichtlichen Gründen eine Entstehung nach 1525 im protestantischen Straßburg ausgeschlossen. Nachdrücklich aber möchte ich betonen, daß weder die Fahnenbilder noch das Altarblatt stilistisch homogen sind. Der jüngste, natürlich für die Datierung maßgebende Bestandteil der Fahnenbilder ist in den auf das Ende des 15. Jahrhunderts hinweisenden Ranken am Thronisitz zu erkennen, hingegen ist es sehr wohl möglich, daß die Madonnenfigur ältere Bestandteile in sich schließt, daß die Madonnenfigur näher, als daß ein neugemaltes Fahnenbild liegt doch nichts näher, als daß ein neugemaltes Fahnenbild sich dem älteren, das es ersetzen sollte, genau anschließen mußte. Man denke doch wie berühmte Gnadengedächtnisse immer und immer wiederholt worden sind! Schon die Gewand- und bildung, wenigstens wie sie auf den Stichen von Seupel und Weis erscheint, gehört einer, um einige Jahrzehnte zurück-

liegenden Periode — etwa der Zeit vor 1450 — an. Vollends aber das Gesamtmotiv: das Sitzen mit gehobenen Armen, von denen die weiten Hängeärmel steil herabfallen! Diese wie die den Oberarm gürtenden Schmuckreifen sind Trachten-elemente des 11. und 12. Jahrhunderts. Perdrizet, der gelehrte Verfasser einer ikonographischen Studie „La vierge de la Miséricorde“ deutet Maria einfach als Fürbitterin, als Vermittlerin zwischen der Stadt und ihrem Kinde und zieht als Stütze für diese Deutung die Inschriften heran, die sich auf dem oben erwähnten Straßburger Gulden („Urbem tuam virgo serva“) und zwei Holzschnitten befinden, von denen der eine 1501 der Germania Wimpfelings, der zweite 1502 der Nova Germania Murners beigegeben war. Zugegeben, daß in diesen Inschriften, wie in der auf der kleineren Fahne („Venite ad Christum puerum omnes qui onerati estis“) Maria wesentlich als Vermittlerin zwischen dem schutzsuchenden Volke und ihrem Kinde erscheint, so bleibt es doch fraglich, ob in der volkstümlichen Vorstellung die Fürsprecherin und die Beschützerin sich so scharf getrennt haben. Keinesfalls scheint mir die Maria des Fahnenbildes, die doch mit allen Mitteln als Königin charakterisiert ist, eine bloße Orantin zu sein. Zweifellos ist Perdrizets Hinweis auf byzantinische Orantenbilder sehr beachtenswert. Stephan Beißel hat in seiner „Geschichte der Verehrung Marias in Deutschland während des Mittelalters“ auf eine Madonnendarstellung hingewiesen, die möglicher Weise den Keim des Straßburger Fahnenbildes enthält; meinerseits sei auf die betende Maria des Hortus Deliciarum (Tafel XL der Dacheux'schen Publikation) verwiesen. Aus den weit verbreiteten byzantinischen Bildern dieser Art könnte ein bedeutender Künstler die großartige Madonna entwickelt haben, die — so meine ich — gleichzeitig schützt und betet. Mit den sehr interessanten literarischen Erwähnungen, die Perdrizet zitiert, (besonders Murner ist wichtig!) zusammen, scheinen mir die bildlichen Gestaltungen zu beweisen, daß sich gegen Ende des 15. Jahrhunderts das Bild der Maria, wie es auf den Fahnen erscheint, in der volkstümlichen Vorstellung als Wahrzeichen der Stadt fixiert hatte. Sein Urbild aber ist mehrere Jahrhunderte älter. Vielleicht deutet auf dessen Entstehungszeit die Jahreszahl, die auf dem Altarblatt gelesen worden ist.

Die andern Aufsätze bedürfen keiner so ausführlichen Ausbreitung ihres Inhalts. Robert Forrer veröffentlicht als glücklicher Besitzer eine herrliche Zeichnung Martin Schongauers eine der klugen Jungfrauen darstellend. Von stilkritischen Argumenten geleitet, schlägt er vor, sie nahe dem Ende von Schongauers Schaffen zwischen die Kupferstichfolge der klugen und törichten Jungfrauen (die wir übrigens anders als Forrer, durchaus als religiöse Darstellung, keineswegs als Modelfiguren auffassen) und die törichte Jungfrau in Halbfigur einzureihen. Das mit größter Feinheit bis ins Letzte durchgeführte Blatt scheint mir nicht als Studie für einen Stich, sondern als selbstständiges definitives Kunstwerk entstanden zu sein. Den scherzenden Betrachtungen Forrers über Schongauers Kunst vermögen wir nicht beizutreten.

Eine methodisch mustergültige Abhandlung des Engländers K.-T. Parker macht eine im Besitz des South-Kensington-Museums in London bewahrte Visierung des Hans Baldung Grien für ein Kirchenfenster bekannt, das nach den überzeugenden Darlegungen des Verfassers für das Kloster auf dem Odilienberg bestimmt war, und dort — wahrscheinlich bald nach seiner Entstehung — im Bauernkrieg vernichtet worden ist. Die Beziehungen zwischen dem Zeichner des Entwurfs und dem Glasmaler, der den Karton für die Ausführung auf Grund der andeutenden Zeichnung des Künstlers zu machen hatte, werden in interessanter Weise beleuchtet.

Zu den wertvollen Bestandteilen des Bandes gehört die von Adolf Riff auf Grund eines Tagebuches verfaßte Biographie des Straßburger Malers Johann Jakob Sorg (1743 bis 1821), keines Künstlers von Rang, sondern eines mäßig begabten, von einem gewissen künstlerischen Ehrgeiz erfüllten Handwerkers, der aus engsten Verhältnissen ins Weite strebt und nach einigen Flügelschlägen wieder im Hafen der Heimat landet. Die Wanderlust führt ihn über die Kurpfalz, wo damals Karl Theodor regierte, nach Augsburg, wo er zum Katholizismus übertritt, dann weil er — immer in Werkstätten von Glasmalern, Kirchenmalern, Theaternalern tätig — in München und Regensburg und kehrt 1769 — nach fünfjähriger Abwesenheit — in die Heimat zurück. Hier findet er zunächst Beschäftigung bei den Dekorationsarbeiten, die durch die bevorstehende Ankunft Marie Antoinettes veranlaßt werden und ist von da ab, nachdem er einige Schwierigkeiten im Kampfe gegen die streng gehandhabte Zunftordnung der

*) Der Gedanke Perdrizets, die Gebärde der Madonna in Verbindung mit dem üblichen Art des Betens vor der Schwärzer Bundesgenossen der Straßburger für sich, würde auch der vermuteten frühen Entstehung des Madonnenotypus widersprechen.

Maler glücklich besiegt hatte, als Dekorationsmaler und Porträtist von sehr erheblicher Fruchtbarkeit tätig, nicht nur in Straßburg, sondern auch im Umherziehen auf dem Lande. Ueber all dies Kleinleben berichtet uns das von Riff nach der kunstgeschichtlichen Seite exzerpierte Tagebuch bis zu dem katastrophalen Augenblick, da seine Verheiratung seinen ganzen autobiographischen Drang von der Kunst ablenkt und seinen dreizehn Kindern zuwendet. Die letzten Jahrzehnte seines Lebens hat er in Mutzig verbracht.

Ein — wie übrigens der ganze Band — reich illustrierter Aufsatz von Hans Haug — bringt wertvolle Beiträge zur Geschichte der elsässischen Keramik. Insbesondere beleuchtet er sehr interessant die Beziehungen zwischen der Fabrikation der Hannongs und der lothringischen Schwesterfabrik in Niederweiler durch Schilderung der Schicksale dreier Mitglieder der Familie Anstett, von denen mindestens zwei abwechselnd in Straßburg und Niederweiler tätig waren und technische Kenntnisse wie künstlerische Gewohnheiten von der einen Fabrik zur anderen und wieder zurückvermittelten — eine konkrete Erklärung für die Gleichartigkeit des Blumendekors, der in Straßburg und Niederweiler auftritt. In einem zweiten Abschnitt schildert er auf Grund von Akten die kümmerlichen Schicksale einer von Franz Anton Anstett in Hagenau gegründeten Steingutfabrik, im dritten ein etwas besser geglücktes, auch durch einige erhaltene Arbeiten bezugetes keramisches Unternehmen eines Karl Amand Anstett in Kolmar. Eine andere Familie Anstett, die in Weißenburg marmorierte reliefgeschmückte Oefen hergestellt hatte, wurde durch die Revolution zur Auswanderung in das badische Nachbarland genötigt, wo sie ihre keramische Tätigkeit zu glücklicher Entfaltung brachte.

Auch die von S. Rocheblave veröffentlichten Listen der elsässischen Künstler, die zwischen 1765 und 1813 an der école académique in Paris studiert haben, sind eine dankenswerte Bereicherung unseres Wissens. Paris war damals — so formuliert es Rocheblave, immerhin etwas übertreibend — die „école normale“ der europäischen Kunst, und es ist nur natürlich, daß sich die Elsässer eher dahin, als sonst wohin wandten, um etwas zu lernen. Dafür, daß die elsässische Kolonie in besonderer Weise gehätschelt (accueillie, encadrée, choyée) worden sei, liefert der Verfasser nur wenige Beweise. Nur einige von den Kunstjüngern haben sich der Förderung durch vornehme Herren erfreut. Unter den 65, die in den beiden Listen genannt werden, sind mehr als die Hälfte Straßburger. Der Zuzug nach Paris hat wohl kaum vor 1740 begonnen und sich gegen das Ende des Jahrhunderts gesteigert. Die meisten sind, ohne irgend welche Spur in der Geschichte der Kunst hinterlassen zu haben, untergegangen. Mehrere werden als Schüler großer Bildhauer genannt. Drolling, die Guérins, der Kolmarer Kasimir Karpff, der Mülhauser Lithograph Engelmann heben sich allein über das kleine Maß der übrigen hinaus.

Georges Delahache endlich liefert Beiträge zur Kulturgeschichte des Straßburger Münsters im 18. Jahrhundert. Die Vorgeschichte der pseudogotischen Monumentalisierung der Läden, die sich an das Münster geklebt hatten, wird auf Grund der Akten geschildert, und ein nicht verwirklichtes Projekt für die Einrichtung des Münsters zum Tempel der Vernunft wird zum ersten Male veröffentlicht. Das Langhaus war als eigentlicher Festraum bestimmt; um den in der Mitte aufgestellten Altar des Vaterlandes sollten amphitheatralisch aufsteigende Bankreihen für 3000 Menschen angeordnet werden. Der Chor sollte den Sitzungen der Freunde der Freiheit und Gleichheit dienen, die Kapellen waren als Lesesäle, die Sakristei als Polizeiwache gedacht. Armes Münster!

Der inhaltsreiche Band ist schön gedruckt und reich mit Abbildungen ausgestattet. Die Anordnung ist streng chronologisch. Ohne daß die Herausgeber es beabsichtigen, gibt er eine deutliche Antwort auf die gerade heute uns naheliegende Frage, wo denn die Höhen der künstlerischen Leistungen des Elsaß liegen. Für die große französische Kunst des 18. Jahrhunderts ist es ein Kolonialland gewesen, dem sie von ihrem Reichtum mitgeteilt hat; im 15. und 16. Jahrhundert aber ist das Elsaß, wiewohl jenseits des Rheins und an der Peripherie des Reiches gelegen, ein Kernland deutscher Kultur und Kunst gewesen, das gleichermaßen empfangen und gegeben hat. Die „Archives Alsaciennes“ beweisen es von neuem.

Ernst Polaczek.

„Elsaß-Lothringische Hausbücherei“. (Herausgegeben vom „Wissenschaftlichen Institut der Elsaß-Lothringer im Reich“. Verlag Walter de Gruyter & Co, Berlin.)

„Es besteht in Deutschland ein Jung-Elsaß, das mit heißer Liebe an dem Lande seiner Geburt und seiner Jugend hängt und sich diese Liebe zur Heimat niemals aus dem Herzen wird

reißen lassen. Diese Jugend vor allem, aber auch ihre Eltern, alle diejenigen, die längere Jahre in dem schönen Lande in irgendeiner öffentlichen oder privaten Lebensstellung gewirkt haben, dort Freude und Leid erlebt, sie alle können das Land nicht vergessen, und sie wiederholen das Wort, das der Psalmist den nach Babylon verschleppten Bewohnern des heiligen Landes in den Mund legt: „Vergesse ich dein, o Jerusalem, so erstarrte meine Rechte; es klebe meine Zunge an meinem Gaumen, wenn ich dein nicht mehr gedenken sollte, wenn ich Jerusalem nicht setzte zur ersten meiner Freuden“.

Diesem „Jung-Elsaß“, wie es mit diesen Worten Albert Ehrhard in seiner Rede bei Eröffnung des „Wissenschaftlichen Instituts der Elsaß-Lothringer im Reich“ (12. Nov. 1921 in Frankfurt a. M.) gekennzeichnet hat, gelten die hübschen Bändchen der „Hausbücherei“ zunächst; dann aber jedem Deutschen im Reich und in aller Welt, allen denen, für die „das elsässische und lothringische Deutschtum eine ganz charakteristische Erscheinung im Deutschtum darstellt, dessen möglicher Untergang eine empfindliche Verarmung der deutschen Gesamtkultur zur Folge haben würde“.

Bisher sind sechs dieser Büchlein erschienen; in ihrer Mannigfaltigkeit geben sie schon jetzt einen gewissen Querschnitt durch den Begriff Elsaß-Lothringen. In ihrer Einfachheit und Gefälligkeit dürften sie der Aufgabe wohl gerecht werden, ein Stück deutschen Volkstums aus Elsaß-Lothringen in jedes deutsche Haus zu bringen. Das „Institut“ als Herausgeber und das Berliner Verlagshaus Walter de Gruyter & Co. als Verleger haben mit den bisherigen Veröffentlichungen bewiesen, daß der Gedanke einer solchen „Hausbücherei“ trotz der heutigen Ungunst der Zeitlage recht tragbar ist.

Fritz Bouchholtz hat in den ersten beiden Bändchen („Elsässische Sagen“, Band 1: Sagen des Ober-Elsaß, Band 2: Sagen des Unter-Elsaß) aus der unerschöpflichen Fülle elsässischen Sagens die schönsten und typischsten herauszugreifen versucht. „Burgen, Kirchen und Städte, Acker- und Weinbaugenden bilden den Hintergrund der lustigen und traurigen Gestalten, die gelegentlich ins Legendarische und Märchenhafte hinüberspielen“; so umschreibt Bouchholtz selbst im Vorwort das Gesamtbild. Stöbers Sammlungen, daneben die „Alsatia“-Jahrbücher, die Sagen der Gebrüder Grimm und die Veröffentlichungen des Vogesen-Clubs lieferten die Quelle, aus der die Auswahl mit Geschick und Heimatgeist geschöpft wurde. Die Anordnung ist rein geographisch: im ersten Bändchen von Pfirt und Altkirch über Mülhausen, Gebweiler, Ruchen bis Schlettstadt und Barr, im zweiten Bändchen finden wir u. a. die Sagen vereinigt, die den Odilienberg, Straßburg, das Straßburger Münster betreffen. — Im 3. Bändchen stellt Otto Mayer, der frühere Straßburger Dozent, „Die Kaiser-Wilhelms-Universität Straßburg. Ihre Entstehung und Entwicklung“ dar. Nur kurz wird auf die Vorgeschichte eingegangen, hier besonders auf die recht klägliche französische Vorgängerin, die „Akademie“, mit ihren Spezialschulen ohne organischen Zusammenhang, daher ohne den Anspruch auf die Bezeichnung „Universität“ im deutschen Sinne. Die „Gründung“ und die „weitere Ausgestaltung“ schildern uns der 2. und 3. Abschnitt der Schrift, der vierte „Die Neubauten und ihre Finanzierung“, ohne viel trockene Zahlen, lebendig und anschaulich. „Alte und neue Zusammenhänge“ weist der folgende Abschnitt nach; die Anknüpfung an die Vorläufer, also z. B. an das „Séminaire protestant“, die Auseinandersetzung mit dem Kapitel zu St. Thomas, mit dem Bürgerspital, mit dem Oberkonsistorium. Die neue Aufgaben, die die Kaiser-Wilhelm-Universität im Dienste der Erforschung der Landeskunde übernahm, werden aufgewiesen: Inventarisierung der Kunstdenkmäler in Elsaß-Lothringen, Kommission zur Herausgabe der elsässischen Geschichtsquellen, geologische Landesuntersuchung, meteorologischer Landesdienst, in diesem

Zusammenhang auch die bedeutsame Schöpfung der „Universitäts- und Landesbibliothek“ mit ihrer einzigartigen „Alsatica“-Abteilung. Die Errichtung einer katholisch-theologischen Fakultät (1902/03) findet die ihrer Bedeutung entsprechende Würdigung. „Mag auch jetzt alles untergegangen scheinen in einem trüben Meere, so wird das deutsche Volk nicht aufhören, den heimatlichen Glocken der versunkenen Stadt zu lauschen, deren Töne immer noch darüberschweben.“ (Schlußwort.) — Besonders wohl gelungen ist Band 4 der Sammlung, den wir Wilhelm Teichmann, dem früheren Straßburger Stadtbibliothekar, verdanken: „Straßburg. Ein Städtebild aus der Erinnerung“. Ein ganz einzig geartetes Denkmal der Liebe zu der wunderschönen Stadt, wissenschaftliche Gründlichkeit mit lebendiger Anschaulichkeit, Heimatgeist mit Weite des Blickes vereinend. In dieser Kürze das unübertroffene hohe Lied Straßburgs, wehmütig und stark zugleich: „Es klingt wie Hack' und Spaten; / sag, Bub, was ist das doch? / Sie schaufeln und sie graben / im Elsaß ein tiefes Loch. // Sie ändern Schild und Namen / und wechseln Kapp' und Kleid — / sie möchten gerne begraben / die deutsche Vergangenheit. // So grabt nur, grabt und macht mir / ja nicht zu klein das Grab. // Es muß ja ganz Alt-Straßburg, / das Münster muß mit hinab. // Das Münster und Alt-Straßburg / und sonst noch viel muß hinein. // Grabt zu! — Es läut indessen / das Wasser ab im Rhein.“

„Elsässische Erzählungen“ von Marie Hart bringt uns das 5. Bändchen. Unserer verehrten Heimatdichterin ein Loblied zu singen, wäre törichter noch als Tragen von Wasser in den Rhein; es genügt die Angabe der Titel der in dem Bändchen vereinigen Schilderungen elsässischen Kleinstadtlebens: „En Uewerraschung“, „s Gartehiesel“, und dann besonders die köstlichen Bilder aus dem „befreiten“ Elsaß: „D' wiedervereinigte Brueder“ und „D'r französich Himmel“. Fritz Bouchholtz hat der Sammlung eine kurze Lebensskizze der Dichterin beigegeben. — In dem bislang letzten Bändchen der „Elsaß-Lothringischen Hausbücherei“, dem sechsten, kommt eine Frühverstorbene zu Wort: Ilse Jacobs beweist durch ihre „Lothringischen Erzählungen“, wie verständnisvoll sie dem zu Unrecht so wenig beachteten lothringischen Teile des einstigen deutschen Reichslandes, dem Lande und seinen Menschen, gerecht zu werden vermocht hat. Mit welcher reifer Kunst sie die seelischen Untergründe des lothringischen Empfindens zu erfassen und darzustellen wußte, beweisen die beiden hier veröffentlichten Erzählungen: „Der RiB“ und noch mehr vielleicht „Der Zwiespalt“, wo sie uns die Seelennöte und die innere Zerrissenheit eines jungen Lothringers zeigt, der zwischen deutscher und französischer Neigung hin- und hergezerrt, im Kriege schließlich doch für Deutschland sich entscheidet, blutenden Herzens, aber um der inneren Aufrichtigkeit und Selbstachtung willen. „Was gäbe ich um ein einheitliches Gefühl! Wo man sich und seine Kämpfe vergißt und sich bedingungslos hingibt an die große Sache, Den großen Augenblick groß erleben können . . . nicht in Zwiespalt zerrissen!“ . . . „Wenn man nicht in einem Volke wurzelt, ist es ohnedies schwer genug, sich ihm einzufügen.“ Die ganze Tragik des elsäss-lothringischen Grenzvolkes schreit aus diesen Klagen: innere Zweifel, seelische Unklarheit, Zerrissenheit, alles Folgen der dauernden Mißachtung des Eigenwillens, Folgen der von außen herangebrachten Forderungen, die nicht innerlich im eignen Selbst begründet sind. Ilse Jacobs vermeidet mit Geschick, „tendenzlos“ zu sein, wie es in solchen Dingen leicht eintreten könnte; für sie sind nicht die Vertreter des Deutschtums von vornherein Engel, die Gegenspieler aber ebenso unrettbar finstere Teufel; solche geschmackvolle Rührseligkeiten überläßt sie ebenso wie Marie Hart, die Elsässerin, den Schablonendichtern der „idée française“. Es ist erfreulich, daß man der ganzen Sammlung der Hausbüchlein das Lob aussprechen darf, nicht in Tendenz zu verfallen. Karl Brill.

Presseschau.

*) Dieses Zeichen bedeutet in der Presseschau: Anmerkung der Schriftleitung.

Elsaß-Lothringen

„Freie Presse“, Straßburg, 21. Dezember 1922.
Die Autonomie des Rheinlandes.

„Revue du Rhin et de la Moselle“: „Der Rhein ist eine logische materielle Grenze. Das uns durch seine Sitten und Traditionen so nahe Rheinland ist völlig unabhängig von Deutschland. Durch die Proklamation seiner Autonomie würde Frankreich nicht nur unsere Zivilisation gegen die übrerrheinischen Angriffe sichern, sondern würde eine der exaktesten

historischen Traditionen heiligen. Auch proklamiert Frankreich nicht mehr wie früher die Einverleibung der Länder des linken Rheinuferes, es fordert nur die definitive Trennung von Deutschland. Ein autonomes Rheinland ist die unentbehrliche Garantie der Sicherheit Frankreichs.“

*) Verschleierte Annexion, weiter nichts. Für die Sicherheit Frankreichs gibts andere Wege.

„La République“, Straßburg, 8. Februar 1923

bringt einen Bericht über einen Vortrag des Député Altoffer in Lembach. Es ist interessant, etwas darüber zu hören, wie dieser evangelische Geistliche und Abgeordnete sich zur Ruhrfrage

stellt: „Der Höhepunkt seiner Rede waren die Ausführungen über die Ruhrbesetzung. Die meisten Leute haben darüber eine ganz falsche Vorstellung: Sie glauben nämlich, daß man in die Ruhr gegangen sei, um das herauszuholen, was uns Deutschland schuldig sei. Dies sei jedoch ein Irrtum, denn soviel sei gar nicht drin! Die Ruhrbesetzung sei vielmehr nur ein Druckmittel, um Deutschland zum Zahlen zu zwingen (also nun haben wir doch vergeblich auf die Milliarden gehofft!). Er selbst (Herr Altoffer) habe dafür gestimmt, weil „Wer A sagt, auch B sagen müsse“. Er sei auch der Ueberzeugung, daß von den 470 Abgeordneten, die für die Besetzung gestimmt haben, mindestens 300 nur dafür gestimmt haben, weil sie kein besseres Mittel wußten. Daß nun aber dadurch „unsri arme Buewe“ statt ein Jahr 18 Monate dienen müssen, sei sehr bedauerlich. . . . Die Lembacher Wähler schienen von den Ausführungen ihres ehemaligen Pfarrers nicht gerade sehr begeistert zu sein.“

„Freie Presse“, Straßburg, 1. März 1923.

Die Wirkung der Ruhraktion in Lothringen: Die Direktion der Rombacher Hüttenwerke hat am Freitag wegen Koksmangel den letzten in Maizières—Metz noch in Betrieb befindlichen Hochofen ausblasen lassen. Die Arbeiter werden größtenteils in den Rombacher Werken Beschäftigung finden.

„Straßburger Neue Zeitung“, 10. Februar 1923.

Der antinationaler Charakter des Streiks in Lothringen. Paris, 10. Februar. (Havas.) Die lothringischen Bergwerke stehen augenblicklich im Streik. Dieser extreme Beschluß, welcher gefaßt wurde, während die Besprechungen im Gang waren, begründet sich nicht einzig und allein auf professionellen Motiven. Das Datum, an welchem der Streik drei Tage nach dem des Saargebiets ausbrach, die zwischen den kommunistischen Führern Lothringens und denen des Saargebiets bestehenden Beziehungen, die Tatsache, daß die einen wie die andern in beständigen Beziehungen zu denen des Ruhrgebiets stehen, das zahlenmäßige Verhältnis der saarländischen und deutschen Arbeiter in den lothringischen Bergwerken, welches bis 40 Proz. erreicht, der vorwiegende Anteil dieser Elemente bei der Auslösung des Streiks, lassen in deutlicher Weise den antinationalen Zweck erkennen, welcher von denen verfolgt wird, welche die Streikbewegung mitten während der Unterhandlungen zum Ausdruck kommen ließen.

Der „Elsässer Kurier“, Kolmar, 4. März 1923

berichtet von einer Feier in der Kirche St. Roch in Paris zu Gunsten des Nationaldenkmals, welches auf dem Hartmannsweilerkopf errichtet werden soll. Der Straßburger Bischof Ruch hielt die Predigt: „Das Opfer der Helden, sagte Bischof Ruch, die ihr Blut gaben für die Befreiung des Elsasses, war ein Opfer der Liebe, welches das Opfer Christi in gewissem Sinne fortsetzte. Der Soldat vom Hartmannsweilerkopf darf heute das Wort Jesu wiederholen: „Ich bin gekommen, ich habe gesehen, ich habe gesiegt“. Er vernahm den Ruf des unterdrückten Elsasses: Wann kommst Du? Und er antwortete: Hier bin ich. Während vier Jahren betrachtete er unablässig dieses fruchtbare Land. Und das Elsaß rief und lächelte ihm zu. Die Helden harrten aus, und der Gott der Heere übergab ihnen das Elsaß.“

Monseigneur Ruch schloß mit dem Worte: „Es war ein Sieg der Lieben, denn unser Vaterland läßt sich nicht vom Hasse leiten“.

*) Als Kommentar zu dieser Notiz die folgende Meldung aus der Straßburger „Republique“, Straßburg, die am 19. Februar 1923 berichtet, daß der Straßburger Bischof Ruch einen päpstlichen Verweis erhalten habe, weil er sich s. Zt. für die von der französischen Regierung verfügten Retorsionsmaßnahmen auf elsäss-lothringischem Gebiet erklärte, die später wieder zurückgenommen wurden. Der Bischof, der während des Krieges Armeegestlicher war, wird im Volksmund gern Evêque-soldat (Bischof-Soldat) genannt.

„Straßburger Neueste Nachrichten“, 24. Februar 1923.

Ein autonomistisches Komplott. Unter diesem Titel schreibt Paul Bruche u. a. folgendes: „Dieses Beginnen ist nichts weiter als ein Gegenstück zum Vorgehen der Deutschen vor dem Waffenstillstande, als sie versuchten, Elsaß-Lothringen zu germanisieren. Dieses Vorgehen wird gewissenhaft von den „Agents Provocateurs“, die leider im Gefolge der Regierung nach Straßburg gekommen sind, fortgesetzt. Und um wieviel peinlicher und trauriger erscheint uns dies heute!“

„Die ersten Resultate sind schon bekannt. Die beiden Elemente, die selbst durch eine lange und schmerzliche Trennung einander nicht entfremdet werden konnten, und die nichts

mehr voneinander trennen zu können schien, beobachten sich gegenseitig mit Unruhe.“

Die Innerfranzosen sagen sich: „Also, das sind die Elsaß-Lothringer, deren Patriotismus man uns so sehr gerühmt hat; das ist ja recht schön! Werden wir jemals im Einvernehmen mit Leuten leben können, deren Gefühle, Geschmack und Charakter so wenig französisch sind?“

Die Elsaß-Lothringer ihrerseits rufen aus: „Also, das sind die Franzosen! Unsere Brüder! Eine schöne Gesellschaft! Einige Eiferer, die sich hier niederlassen, um uns zu verleumden, die die Ernsthaftigkeit unserer teuersten Gefühle in Zweifel ziehen oder lächerlich machen, als ob die Deutschen uns nicht lange genug Leides angetan hätten. Wenn man uns nur von diesen Uebeltätern befreien möchte!“

„Und eine Kluft tut sich unmerklich auf. Die schlecht beratenen Franzosen werden sich eines schönen Tages sagen, daß sie am liebsten auf dieses widerstrebende elsäss-lothringische Glied im französischen Volkskörper verzichten würden. Die Elsässer und Lothringer werden denken, daß wenn sie Herren in ihrem Hause wären, die „Agents Provocateurs“ die längste Zeit ihr Wesen getrieben hätten. — Hier beginnen die schwerwiegenden zweideutig separatistischen Folgen dieser tendenziösen Machenschaften.“

„Wir müssen wissen, wer ein solches Komplott subventioniert, wer diese „Agents Provocateurs“ unterhält. Wir müssen wissen, woher das Geld kommt. Wir müssen endlich wissen, welchen Zweck die Leute verfolgen, die die Kosten dieses schändlichen Unternehmens tragen, ob sie sich der lächerlichen, wenn nicht verbrecherischen Rolle, die sie spielen, bewußt sind oder nicht, und ob sie wissen, welchen Nachteil sie dem einigen, unzertrennlichen Frankreich verursachen. Wir werden es bald erfahren.“

*) Der Artikel nimmt bezug auf Casa Soprana und sein Revolverblatt „Le Cri de Strasbourg“.

„Freie Presse“, Straßburg, 21. Dezember 1922.
Die Lage im Elsaß.

Marcel Nast im „Journal d'Alsace-Lorraine“:

„Der schöne hemmungslose Elan, mit welchem sich nach der Armistice Frankreich und die befreiten Provinzen wiedergefunden haben, hat sich nach und nach verringert. Und infolge einer aktiven und interessierten Propaganda macht sich in einigen Milieus eine wirkliche Enttäuschung, eine gewisse Erkältung der Liebe zum Mutterlande und selbst etwas Mißtrauen bemerkbar. Die französische Idee hat nach und nach an Boden verloren.“

Wer ist der Schuldige, nach Herrn Nast? Eine gewisse „Propaganda“. Oh, wie bequem eine solche Auslegung immer ist! Wenn unsere politischen Leimsieder diesen dienstbaren und zu aller geistigen Prostitution bereiten Begriff „Propaganda“ nicht hätten, wie schwer fielen es ihnen, ihren Mangel an Erkenntnis der eigenen Unfähigkeit und Schuld zu verdecken!

„Und ist es nicht ein beunruhigendes Symptom, daß diese großen Namen von Zislin, Hansi und Blumenthal, Jean und so viele andere, durch die sich früher das Elsaß gegen Frankreich symbolisierte, und die die französische Idee so lebendig erhielten, nicht mehr genannt werden dürfen, — selbst in der Kammer — ohne Bewegung und Unterbrechungen hervorzurufen.“

O sancta simplicitas! Zislin, Hansi und Jean als „Große Namen“ und als Kronzeugen! Wundert sich da noch ein Elsässer über die Tolpatschigkeit der „Revenants“ und der von ihnen beeinflussten Regierung?“

„La République“, Straßburg, 20. Februar 1923.

Eine interessante Nachricht von der Presse. Herr Député Abbé Hackspill ist, wie der „Elsässer“ lakonisch meldet, dieser Tage aus der Leitung der „Lothringer Volkszeitung“ (früher „Lothringer Volksstimme“ und vorher „Metzer Presse“) ausgeschieden. Diese Nachricht trifft diejenigen, die über verschiedene Vorgänge und Verhältnisse etwas näher orientiert sind, nicht unerwartet. Unerwartet war eher die Verschiebung der schon seit langem fälligen Demission des bisherigen politischen Leiters der „Lothringer Volkszeitung“.

Wir haben vor wenigen Tagen erst den Zwiespalt ausführlicher behandelt, der im elsässischen klerikalen Lager klappt. Auch in Lothringen liegen die Verhältnisse ähnlich. Auf der einen Seite die Minorität der Nationalisten und eine Anzahl Politiker, die, ohne immer selbst in ihrem Innern nationalistisch zu fühlen, sich aus opportunistischen und machtpolitischen Gründen nationalistisch und regierungstreu gebärden; auf der andern Seite die große Masse, die instinktiv

fühlt, daß sie bei dieser ganzen Komb. (hier ist eine Druckzeile im Bericht der Straßburger Zeitung ausgefallen. Die Schriftl.), die den „dindon de la farce“ darstellt.

Dieser Zwiespalt hat sich seit geraumer Zeit auch innerhalb der Kreise bemerkbar gemacht, die über die Politik der „Lothringer Volkszeitung“ zu bestimmen haben. Das vom Klerus begründete Blatt war eigentlich als katholisches Blatt gedacht, und es machten sich immer mehr und heftigere Widerstände bemerkbar gegen die Politik des bisherigen Leiters, der sie fast ganz den Parteizwecken dienstbar zu machen versuchte. In einer der letzten Generalversammlungen kam es dieserhalb zu einer interessanten Verhandlung und Abstimmung, deren Resultat in dieser und in anderer Hinsicht eine deutliche Absage an die Politik Hackspill war. Man erwartete damals schon dessen Demission. Sie hat sich, wie man sieht, etwas verzögert, aber die heutige Mitteilung konsakriert nur eine Situation de fait, die längst bestand.“

„Freie Presse“, Straßburg, 19. Februar 1923.

Eine neue Zeitschrift.

Wir erfahren, daß ab Samstag, den 24. Februar, in Straßburg eine neue illustrierte Wochenschrift „L'Alsace illustrée“ erscheint.

Deutschland

Die „Ostdeutschen Monatshefte“ (Herausgeber Carl Lange, Oliva bei Danzig), bringen in ihrer Nr. 11 (Februar 1923) einen reich illustrierten Aufsatz von W. Kapp: „Elsaß-Lothringen, des deutschen Westens Schicksalsland“, das die unterschiedliche Widerstandskraft des deutschen Westens und Ostens einander gegenüberstellt. „Die Einbußen, Versuche, Abbröckelungen, die dieses Nagen feindlicher Fluten an den westlichen und östlichen Ufergestaden dem deutschen Volkstum im Laufe der Jahrhunderte schon brachte, bilden eines der trübseligsten Kapitel deutscher Geschichte“. Die Kolonialdeutschen des Ostens dünken Kapp „aus härterem Stoffe“, „im jahrhundert alten Kampf gestählt“. „Anders im Westen, wo germanisches Volkstum sich im jahrtausendalten ruhigen Besitz fühlt und allen Einflüssen einer alten, für germanisches Empfinden vor allem verlockenden und verführenden Kultur offensteht.“ „Da hat es die deutsche Seele, haben es die deutschen Instinkte schwer, sich so recht lebendig zu erhalten und zeugungskräftig zu bleiben. Sie werden in einem fort gehemmt und gelähmt durch innere Zwiespältigkeit. . . Was mit Hoffnung erfüllt, das ist die unleugbare Tatsache, daß die in jenem Boden stecken gebliebene Wurzel deutschen Stammestums doch immer wieder eine Triebkraft zeigt, die auf ein unverwüstliches Leben schließen läßt. In diesem Zusammenhang muß künftig auch Elsaß-Lothringen geschaut werden. Wie wird sich bei der staatlich-nationalen Gestaltung seit 1918 die ursprüngliche Lebenskraft deutsch-elsässischen und lothringischen Volkstums bewahren? Diese Frage muß in Deutschland lebendig bleiben, und sie sichert auch für die Zukunft dem Lande, das durch den unglücklichen Kriegsausgang wieder Frankreich überlassen werden mußte, das Interesse aller derer, die dem Deutschen in aller Welt, unter allen Nationen und Kulturgemeinschaften geistig zugewandt bleiben.“ Beleuchtung finden im Anschluß hieran Geschichte, Kultur, Parteipolitik usw. der elsässisch-lothringischen Vergangenheit und Gegenwart. „Man weiß heute im Elsaß und in Lothringen, was man ist, und was man hat, und will sich dies energisch und zäh behaupten.“ „Aus all dem dürfte klar genug hervorgehen, daß für die Franzosen das Glück des Besitzes des heißersehnten Elsaß-Lothringen mit reichlicher Sorge vermischt ist. . . Man hat geglaubt, daß man nichts Höheres begehre, als in den Strom des Franzosentums unterzutauchen und schnellstens alles abzutun, was ihnen noch von germanischen, „bochistischen“ Wesen anklebt. Und nun muß Frankreich erleben, daß diese Elsässer und Lothringer sich immer mehr auf ihre Art, ihre Sprache versteifen. . . Das verursacht den Franzosen um so mehr Unbehagen, als sie stets fürchten, daß Deutschland letztlich nur die Früchte dieses sich stets mehr versteifenden Widerstandes gegen die französische Assimilation ernten könnte.“ „Die Elsaß-Lothringer aber wissen, daß das, was hier zu tun ist, nur von ihnen geleistet werden kann, und sie vertrauen sich zu, als Elsässer und Deutschlothringer mit den Welschen schon fertig zu werden. . . Wer sich selber hilft, dem hilft Gott.“

Frankreich

„Le Radical“ (Paris) vom 20. Februar 1923 bringt einen „Elsässischen Brief“ aus der Feder von Yan Bel über die Verbote deutscher Zeitungen, die der General-

kommissar Alapetite auf Empfehlung der Interalliierten Rheinlandkommission ausgesprochen hat. Bei dieser Gelegenheit ist nach Ansicht des Berichterstatters der Unterschied zwischen der Mentalität der Elsässer und der der Innerfranzosen besonders deutlich geworden: Alapetite habe sich mit vollem Recht nicht darüber aufgeregt, daß fast alle Straßburger Blätter ihrer Verurteilung dieser Verordnung Ausdruck gaben. Er habe ihren Besten Frankreichs und besonders des Elsaß gehandelt. „Man wundert sich, daß Organe, die sich französisch nennen und es sind, ein Verbot bitter kritisieren, das notwendig war und immer notwendig erscheint.“ Wer nicht verstehen will, ist der Dummste, und das ist die einzige Entschuldigung für die Haltung der fast gesamten Straßburger Presse. Möchten diese Leute doch nachdenken, dann sähen sie ein, daß ein solches Verbot nicht nötig wäre, wenn Straßburg nicht von Deutschen unsicher gemacht würde (infesté d'Allemands). Diese Tausende, dank dem Versailler Vertrag Franzosen geworden, hassen Frankreich aufs tiefste und warten nur auf die Gelegenheit, ihm in den Rücken zu schießen. Ihre franzosenfeindliche Propaganda ist schon stark genug; die Regierung braucht ihnen nicht neuen Stoff durch die Zulassung der Schmutzereien rechtsrheinischer Blätter zu liefern.

Bedauerlich sei, daß diese Straßburger Blätter durch ihre unangebrachte Kritik Anlaß zu der Auffassung gäben, außer einem französischsprachigen Blatt seien alle andern verkleidete Boches-Blätter (à part un journal de langue française, les autres ne sont que des organes boches déguisés). Zweifellos sei das aber pure Verleumdung. Es genügt die Feststellung, daß alle Elsässer, die echten, die Ersten sind, die die lächerliche Milde (mansuétude ridicule) der Behörden kritisieren, im Lande all diese Elemente der Unordnung zu lassen, „alle diese zahlreichen Boches, geborene Boches, Boches, die es ihr ganzes Leben hindurch bleiben werden.“

Mit Freuden sei demgegenüber die Meinung der elsässischen Blätter über die Senatsberatung zu verzeichnen hinsichtlich der Entziehbarkeit des Staatsbürgerrechts Naturalisierter. Alle Altsässler — „die weder in München, noch in Berlin geboren sind“ — hätten dies Gesetz freudig begrüßt und erhoffen die endgültige Annahme. (Als Beweis führt Yan Bel die „France de l'Est“ in Mülhausen an, das Blatt Loucheurs). Das Elsaß werde an dem Tage wieder französisch, an dem die Regierung sich entschließt, die nötigen Ausweisungen — „sie werden zahlreich sein“ — zu verfügen; dann werden ja nur allein echte Elsässer zurückbleiben; das Elsaß werde dann „französisch“ sein, weil nur noch „Franzosen“ es bewohnen, sagt Yan Bel.

*) Vgl. Heft 2 unserer Zeitschrift, Nr. 37, Spalte 1 („Le Nouveau Rhin français“ vom 26. Jan. 1923).

Ausland

„Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur“, Zürich, Heft 10 (Januar 1923):

Ein Aufsatz von Alfred Schreiber, Genf („Mülhausen und Genf. Zwei Städte — ein Schicksal“), erinnert aus Anlaß der Abstimmung über das Zonenabkommen an „das gemeinsame Schicksal zweier Städte, von denen die eine endgültig und die andere vorübergehend der Schweiz verloren gingen: verloren durch die Mißachtung kleiner Gemeinwesen, die zwar während Jahrhunderten ihre Freiheit und Unabhängigkeit zäh behaupteten, jedoch dem Druck Frankreichs schließlich zum Opfer fallen mußten.“ Bis zur französischen Revolution blühte Mülhausens Handel und Industrie, und zwar trotz der Umfassung durch das französisch gewordene Elsaß, weil das Elsaß außerhalb des französischen Zollgebiets gelassen wurde. „Die Lage änderte sich mit der Revolution: Das Elsaß wurde mit den inneren Provinzen zu einem einheitlichen Zollgebiet verschmolzen. Die wirtschaftliche Existenz der Stadt erschien plötzlich bedroht. Umsonst machte sie geltend, die Weitergewährung eines Spezialregimes sei für sie eine Lebensfrage.“ Frankreich wollte dies nicht: „Die kleine unabhängige Republik mitten im oberrheinischen Departement war ihm ein Dorn im Auge, ein unlogisches Ueberbleibsel aus alter Zeit“. Bezeichnender Ausdruck: „Es gibt für die Nation nichts Unerträglicheres als ein Haufe draußestehender (Möngelgard, Mülhausen usw.); wenn sie nicht Vernunft annehmen, sollen sie ausgehungert werden.“ (Mengaud père 1791 an die Konstituante.) Dem „berechneten Wechsel von scheinbarer Güte und erneuter Härte während fünf Jahren“ unterlag die Stadt. „Die Zollsperrre hatte auf die Dauer ihre Wirkung getan. Rat und Bürger waren so weit gebracht worden, sich unter das fremde Joch zu beugen (März 1798)“.

Elsaß-Lothringen

Heimatstimmen

Herausgeber: Dr. Robert Ernst

Bezugspreis für das Vierteljahr:
Deutschland u. Dtsch.-Oesterreich
beim Bezug durch die Post 750 Mark
bei Streifbandbezug 1000 Mark

Jahresbezugspreis für das Ausland:
Frankreich 8 Frank (frz.)
Schweiz 4 Frank (schwz.)
Übriges Ausland 1 Dollar (amer.)

Bestellungen aus dem Ausland und für
den unmittelbaren Streifbandbezug an
die Schriftleitung
Berlin W 30, Postschließfach Nr. 5
Buchhandlungen 40% Rabatt

Zahlungen erbeten:
Deutschland:
Postscheckkonto Dr. Robert Ernst,
Berlin NW 7, Nr. 109 799.
Ausland:
Brieflich an die Schriftleitung
Berlin W 30, Postschließfach Nr. 5

Anzeigen:
die 4 gespaltene mm-Zeile 80 Mark
(Familienanzeigen 60 Mark)
Nachdruck
mit Quellenangabe gestattet.

Nummer 4

Berlin, April 1923

I. Jahrgang

Der kirchliche Protestantismus im französischen Elsaß. Eine Tragödie?

Von A. Krencker.

In einem beachtenswerten Aufsatz berichtete die erste Nummer dieser Monatsschrift klar und sachkundig über die gegenwärtige Lage der katholischen Kirche in Elsaß und Lothringen und wies auf die Gefahren hin, welche die staatlichen Veränderungen der letzten Jahre auch für sie heraufbeschworen haben: Frankreich, das vor bald zwanzig Jahren seine durch das Konkordat vom 19. Juli 1801 geregelten Beziehungen zu Rom abgebrochen hat und den Laiencharakter seines Staates mit einem an Religionshaß grenzenden Fanatismus überall zur Geltung bringt, wird sich schwerlich mit der Tatsache abfinden wollen, daß dasselbe Konkordat in den zurückeroberten Ländern zu vollem Recht bestehen bleibt und es sich also hier in eine gesetzlich einwandfrei bestimmte Begrenzung seiner kulturellen Machtbefugnisse fügen soll. Entgegen allen wortreichen amtlichen Versprechungen und sonstigen verheißungsvollen Geberden, mit denen die französischen Machthaber nicht gekargt hätten, führe die Praxis ihrer erbarmungslosen und raffinierten Assimilationspolitik vornehmlich in der Sprachenfrage und im Schulwesen schon jetzt unmittelbar in einen Kampf um Sein oder Nichtsein der kirchlichen Sonderstellung des katholischen Elsasses und Lothringens und damit zu einer fundamentalen Gefährdung des gerade hier im Gegensatz zum eigentlichen Frankreich fast in der Gesamtheit des katholischen Volkes so tiefgewurzelt und einer außerordentlichen rechtlichen und wirtschaftlichen Sicherung sich erfreuenden kirchlichen Lebens.

Es ist im Grunde die ernste Sorge um elementarste religiös-sittliche Güter des großen katholischen Teiles unserer Heimat, die aus diesen nur ihrer Tendenz nach knapp gekennzeichneten Ausführungen eindringlich spricht. Dieselbe Sorge wird — nur noch banger und unmittelbarer — den überkommen müssen, der als innerlich beteiligter Beobachter das Schicksal des elsässischen und lothringischen Protestantismus verfolgt. Die Probleme sind heute meist die gleichen. Aber die geschichtlichen und psycho-

logischen Voraussetzungen, von denen sie ihren Ausgang nehmen, sind hier ungleich verwickelter und bringen den Protestantismus im Elsaß doch in eine Lage, die nicht zu seinem Vorteil von der der katholischen Kirche in wesentlichen Punkten abweicht.

Zunächst gilt es, sich die schwerwiegende Tatsache zu vergegenwärtigen, daß die Geschichte den protestantischen Kirchen des Elsasses frühzeitig die Rolle von Diaspora- und Minderheitskirchen zugewiesen hat. Es waren Kirchen, die zufrieden sein mußten, wenn die andersgläubigen Majoritäten und deren jeweiligen politischen Organe sie einigermaßen in Ruhe ließen, und die in der Verteidigung ihrer Interessen die größten Rücksichten auf die Geistesverfassung dieser Umwelt nehmen mußten. Nur kurze Zeit ist hier der Protestantismus eine vorwärts stürmende, auf Eroberungen ausgehende Bewegung gewesen, damals nämlich, als noch keine übermächtige Reichsgewalt die Städte und Territorialherren hindern konnte, ihren und ihrer Untertanen Beitritt zur Reformation zu vollziehen. Schon gegen 1580 hat ihn die habsburgische Gegenreformation endgültig in die Defensive gedrängt, und er wäre nach menschlichem Ermessen verloren gewesen, wenn nicht im großen Kriege Gustav Adolf in die deutschen Händel eingegriffen hätte. Aber er fiel, und mit seinem Tode schwand im Elsaß jede Möglichkeit einer Sicherung des Protestantismus durch Glaubensgenossen. Dagegen führte die nunmehr mit allen Mitteln gegen Spanien-Oesterreich arbeitende französische Politik eine gewisse Klärung der konfessionellen Lage herbei. Sie bedurfte zur Verwirklichung ihrer auf die Schwächung des Kaiserhauses und die Verhinderung einer deutschen Reichsreform gerichteten Absichten des Bündnisses mit Schweden und mit den protestantischen deutschen Ständen. Und um dieser außenpolitischen Zwecke willen überwand sich Ludwig XIV. soweit, den elsässischen Protestanten, deren Herr er 1648 und 1681 wurde, ihre Religionsfreiheit förmlich zu gewährleisten. So kam es, daß die verschiedenen evangelischen Territorialkirchen bis

zur Revolution ein überaus bescheidenes und namentlich anfangs recht gedrücktes Winkeldasein fristen konnten, freilich auch dies nicht, ohne trotz aller rechtlichen Sicherungen bald hier, bald dort auf Umwegen ebenso planvoll wie empfindlich geschädigt zu werden. Ihre Aussichten besserten sich, als die Aufklärung ihren Kampf gegen die herrschenden geistigen und politischen Gewalten eröffnete. Sie machte Frankreich reif zur Revolution, deren Derwische jetzt freilich aufs Ganze gingen. Aufklärerisch und nationalpolitisch radikal zertrümmerten sie mit den alten Ständeherrschaften und städtischen Freiheiten auch die kirchlichen Organisationen des Elsasses samt ihren wirtschaftlichen Fundamenten, erhoben schließlich die fanatische Verneinung jeder positiven Religion zum Dogma und verfolgten die Widerspenstigen als Feinde der Nation. Erst Napoleon brachte Ordnung in das Chaos und strebte als überlegener Wirklichkeitsmensch im Interesse seines Staates und seiner Herrschaft danach, die großen Ideen der neuen Zeit mit der tatsächlich unüberwindlichen Macht der Religion und ihren geschichtlichen Formen möglichst zu versöhnen. Er gab den verschiedenen Kirchen klare Rechtsgrundlagen und verpflichtete den Staat und die Gemeinden zur auskömmlichen Unterhaltung ihrer Diener. Dafür aber zwang er ihr Finanzgebaren, ihre Verwaltung und Gesetzgebung in eine so vollkommene Abhängigkeit vom Staate, daß den kirchlichen Körperschaften die Lust an politischen Oppositionshandlungen fortan nur schwer aufsteigen mochte. Das Statut, das in solchem Sinn die kirchlichen Verhältnisse der Protestanten beider Bekenntnisse einheitlich regelte, besitzt in Elsaß und Lothringen heute noch volle Gültigkeit, während es in Innerfrankreich durch die Trennungsgesetze 1905 beseitigt worden ist. Es sind die sogenannten „Organischen Artikel“ von 1802. Mit ihnen ist der Mann, der den Protestanten ihre staatsbürgerliche Gleichberechtigung mit den Katholiken verschaffte, auch der eigentliche Gründer unserer beiden evangelischen Landeskirchen geworden. Die Zeiten des Druckes und der Unsicherheiten waren vorüber, und unsere Väter dankten es dem Kaiser durch treue persönliche Anhänglichkeit und vermochten nun auch seelisch im Leben der Nation aufzugehen und deren Schicksal als das ihre zu empfinden.

Es ist weithin anerkannt worden und muß auch hier als eine zur Beurteilung der Gegenwart ungemein wichtige Tatsache vermerkt werden, daß seit den Tagen Napoleons der französische und elsässische Protestantismus mit einem besonderen Eifer an den allgemeinen nationalen Aufgaben mitgearbeitet und jede Gelegenheit benutzt hat, seine Verpflichtung und seinen guten Willen der Nation gegenüber zu betonen. Es geschah dies um so mehr und um so nachdrücklicher, als das Bewußtsein, eine winzige, de facto machtlose Minderheit darzustellen, auch im weiteren Verlaufe des 19. Jahrhunderts ihn nie verlassen konnte: Reaktion und Romantik erweckten den konfessionellen Gedanken im ganzen Abendland zu neuem Leben, und damit begann in Frankreich jenes zähe Ringen katholischer Gläubigkeit mit dem Geiste Voltaires um die Seele und Machtrüstung der Nation, das trotz der heutigen Trennung von Kirche und Staat nicht beendet ist und bald diese, bald jene Weltanschauung ans Ruder brachte. Nun sind beide großen Gegner geneigt, die wirklich unverfälschte französische Eigenart nur in dem eigenen Lager dargestellt zu wahren und sofort volksfremde Einfuhr zu wittern,

wenn sie auf grundsätzlichen Widerspruch stoßen. Nun trennt in der Tat den kirchlichen Protestantismus, je erster er seine religionsfeindlichen Interessen bedenkt, von beiden Gruppen eine Welt. Zwischen ihm und der einen stehen geschichtlich längst geprägte Gegensätze; noch weniger aber vermag er letzten Endes der religionsfeindlichen Tendenz der anderen beizupflichten. Und so ist es ihm trotz aller in Worten und Taten bewährten nationalen Zuverlässigkeit nicht geglückt, die Stimmen zum Schweigen zu bringen, die ihn als Fremdkörper ausrufen und ihm so seine ideelle Daseinsberechtigung innerhalb des französischen Wesens absprechen. Am wenigsten kann sich die lutherische Kirche hiergegen wehren. Sie zählte von den 8 Inspektionen, in die sie bis 1870 eingeteilt war, im eigentlichen Frankreich und in Algerien nur die Inspektionen Mompelgard und Paris mit etwa 80 000 Seelen, die wie viele ihrer Pfarrer zum Teil aus dem Elsaß stammten. Hier im Elsaß lag durchaus und liegt heute wieder der Schwerpunkt des französischen Lutheriums, recht im Gegensatz zum Calvinismus, von dessen Bekenntnern kaum der 14. Teil in den zurückeroberten Provinzen sitzen dürfte. Das Elsaß aber und ein nicht unbeträchtlicher Teil Lothringens ist deutsches Sprachgebiet, und auf deutschem Volkstum baut sich das Kirchentum im Lande auf. Die ungeheure Mehrzahl der Elsässer beichtet, betet, singt, denkt deutsch. Nun ist die katholische Kirche wenigstens in dem Wesentlichen ihres Gottesdienstes unabhängig von den Volkssprachen. Im kirchlichen Leben des Protestantismus dagegen sind diese in einem später noch näher zu bezeichnenden Sinne von ungeheurer, ja absoluter Bedeutung. Das gilt für alle Formen. Aber während heute die allgemeine Gravitation des Calvinismus nach Westen, die Gemeinsamkeiten in Bekenntnis und Kultusformen, stark und zweckvoll betonte Erinnerungen wie die an den Vollblutfranzosen Calvin und seinen bedeutsamen Straßburger Aufenthalt manche Leute hoffen läßt, daß trotz der Sprachenfrage die kleine reformierte Kirche unseres Ländchens eben als solche assimilierend wirken wird, erscheint das lutherische Kirchentum des Elsasses durch seine ungleich innigeren Beziehungen zum deutschen Protestantismus für das französische Empfinden geschichtlich und wesentlich besonders belastet. Ob sie mehr auf Rasse und Stammesart der Elsässer beruhen oder mehr aus geschichtlichen Umständen zu erklären sind, die damit nichts zu tun haben, kann hier unerörtert bleiben. Es genügt, sie sich einmal konkret vor Augen zu stellen und zu bedenken, wie im Elsaß der lutherische Protestantismus von seinen Anfängen an bis zum Ausgang des Weltkrieges seine grundlegenden Gedanken ganz und seine geistige Nahrung überwiegend von Deutschland erhielt, und wie er in ununterbrochenem Zusammenhang mit den großen religiösen Bewegungen des deutschen Protestantismus, im Zusammenhang nicht zuletzt auch mit der deutschen theologischen Wissenschaft lebte. Und dem Bilde, das sich hiergestaltet, füge man das andere bei, wie nach 1871 das gesamte evangelische Leben im Elsaß und namentlich auch wieder das der Kirche Augsburgischer Konfession durch die Einwanderung von Tausenden kirchlich wertvoller, altdeutscher Familien eine außerordentliche Förderung erfuhr, und wie sich in der Gemeinde, im kirchlichen Vereinswesen, auf dem Felde der äußeren und inneren Mission Elsässer und Altdeutsche vielfach trotz unausgeglichener nationaler Gegnerschaft die Hände reichten zur

praktischen Arbeit am Reiche Gottes! Man überlege, daß schließlich von den 360 000 Zivilprotestanten in Elsaß-Lothringen annähernd ein Drittel, von den 300 000 im Elsaß ein Viertel bis ein Fünftel, von den 300 evangelischen Pfarrern etwa ein Fünftel altdeutscher Herkunft waren! . . . Wir ermaßen, welcher Abgrund sich 1918 auftat zwischen den unmittelbaren kirchlichen und religiösen Interessen des elsässischen Protestantismus namentlich lutherischer Färbung und den einschneidenden Maßregeln und Absichten, mit denen nach dem Siege der alle Masstäbe souverän nur sich selbst entnehmende französische Kultur- und Staatsgeist auf den Plan trat.

Der neue Rechtszustand in Elsaß-Lothringen.

Von M. Schwalb.

In einem eroberten oder abgetretenen Landesteile tritt nach völkerrechtlichen Grundsätzen nicht ohne weiteres das Recht des erwerbenden Staates in Kraft. Zunächst erhalten nur die für die Organisation seiner Staatsgewalt maßgebenden verfassungsrechtlichen Bestimmungen Geltung. In allen übrigen Beziehungen bleibt der Rechtszustand vorerst unverändert. Es ist eine Frage der Politik des erwerbenden Staates, inwieweit er die bestehende Gesetzgebung beibehalten oder durch seine eigenen oder durch anderweitige Gesetze ersetzen will.

Bei der Eingliederung des wiedergewonnenen Elsaß-Lothringens in das neue Deutsche Reich ließ sich dessen Gründer von dem späterhin leider zeitweise außer Acht gelassenen Gedanken leiten, daß die Elsaß-Lothringer am sichersten für Deutschland zu gewinnen seien, wenn man ihnen Gelegenheit gebe, in dessen Verband ihren urdeutschen und ganz besonders alemannischen Trieb zu landschaftlichem Sonderstaatsleben zu betätigen. Demgemäß wurde alsbald die in der bundesstaatlichen Natur des Reichs begründete Verteilung der gesetzgeberischen Zuständigkeit zwischen der Reichsgewalt und der Landesstaatsgewalt auf das Reichsland Elsaß-Lothringen übertragen und diesem schon nach wenigen Jahren eine besondere Volksvertretung gewährt. So konnte auf dem nach der Reichsverfassung der Landesgesetzgebung überlassenen Gebiete das im Jahre 1871 vorgefundene Recht in steter Fühlung mit den Wünschen der Bevölkerung und unter voller Berücksichtigung der besonderen Bedürfnisse und Verhältnisse des Landes weitergebildet werden. Auch in dem der Reichsgesetzgebung vorbehaltenen Bereiche fand eine Einführung neuen Rechtes zunächst nur in beschränktem Umfang statt, weil das junge Reich von seiner Zuständigkeit zur Schaffung einheitlichen Rechtes erst wenig Gebrauch gemacht hatte. Als das Reich dann im Laufe der Jahre einen der seiner Gesetzgebung unterliegenden Gegenstände nach dem andern für sein ganzes Gebiet einheitlich neu regelte, wurde der Abschied von den gewohnten alten Einrichtungen der elsäß-lothringischen Bevölkerung in der Regel dadurch erleichtert, daß die Neuordnung den Bedürfnissen der Neuzeit besser entsprach als die unter anderen wirtschaftlichen Verhältnissen entstandenen französischen Vorschriften. Auf weiten Rechtsgebieten, namentlich in großen Teilen des Verwaltungsrechts, dem Kirchen- und Schulrecht blieb das überkommene französische Recht bis zum Schlusse der deutschen Herrschaft in Geltung.

Ein ähnliches schonendes Vorgehen gegenüber dem bestehenden Rechtszustand und seinen Eigentümlichkeiten erwarteten weite Kreise der elsäß-lothringischen Bevölkerung von Frankreich. Wer aber die Geschichte des französischen Staates und Rechtes auch nur wenig kannte, mußte wissen, daß diese Erwartung bitter enttäuscht werden würde. Eine provinzielle Sondergesetzgebung oder gar ein provinzielles Sonderparlament sind mit dem Wesen des französischen Staates, der „république une et indivisible“, unvereinbar, und eine Aende- Staatsform und Staatsauffassung muß trotz aller in den letzten Jahrzehnten hervortretenden „regionalistischen“ Bestrebungen praktisch als ausgeschlossen erachtet werden. Dazu kommen

In welchem besonderen Sinn und in welchem Maße greift die mit unerbittlicher Klarheit und Folgerichtigkeit betriebene Assimilationspolitik der Franzosen in der Bevölkerungsfrage, Trennungsfrage, Schul- und Sprachenfrage an die Wurzeln des elsässischen Protestantismus, ja jeder religiösen Volkskultur überhaupt? Ueber welche Selbstbehauptungsmittel verfügt er? Wie haben sich die verantwortlichen kirchlichen Behörden bisher mit den ungeheuern Schwierigkeiten abgefunden? Wie weit geht ihr Widerstandswille, wie weit der des Kirchenvolks? Was tut not?

(Schluß folgt.)

im Falle Elsaß-Lothringen besondere politische Erwägungen: Die in der steten Furcht vor dem deutschen Angriffe lebende nationalistische Rechte kann nicht dulden, daß die Bevölkerung der am meisten ausgesetzten Ostprovinz eine gesetzliche Sonderstellung erhält, die es ihr erleichtert, ihre deutsche Sprache, Rechtsgewohnheiten und Kultur bis zu einer Zeit zu bewahren, wo der gefürchtete Nachbar neue Kräfte gesammelt haben könnte. Die Parteien der Linken bemerken unter den Sonder- einrichtungen, deren Erhaltung die Elsaß-Lothringer anstreben, vor allem die staatliche Bestreitung der Kultusaufgaben und die konfessionelle Volksschule, die sie als Verstöße gegen ihr Dogma vom religionslosen Staate verabscheuen.

Indessen setzt die große Mehrheit des elsäß-lothringischen Volkes dem Streben nach Beseitigung des geltenden Rechtes auf vielen Gebieten einen zähen Widerstand entgegen. Seitdem man die französische Verwaltung und Gesetzgebung aus der Nähe kennen gelernt hat, ist man sich der Vorzüge so mancher deutscher Einrichtungen und Gesetze bewußt geworden. Man wagt zwar nur in Ausnahmefällen die Aufrechterhaltung einer Rechtsverschiedenheit zu befürworten, aber um so häufiger verlangt man einen langen Übergangszustand oder empfiehlt die Einführung der elsäß-lothringischen Regelung oder gewisser Teile davon in Altfrankreich und die Vertagung der Aenderung des elsäß-lothringischen Rechtes bis zu dieser Reform des altfranzösischen Gesetzes. „Es gibt keine Klasse, welche nicht ihre Forderungen formuliert hätte, und darin sind die Kreise einbegriffen, welche die eifrigsten Verteidiger für den Gedanken administrativer und legislativer Assimilation aufweisen; die schönsten Formeln versinken vor der praktischen Wirklichkeit.“ sagt der lothringische Abgeordnete Schumann in seinem Bericht an die Deputiertenkammer über die Einführung des französischen Bürgerlichen Rechtes. So schmerzlich es für die Franzosen ist, das Ziel der Assimilation immer weiter hinausrücken und dabei noch die Vorzüge deutscher Einrichtungen und Gesetze vor den eigenen anerkennen zu müssen, so bleibt doch in manchen Fällen nichts-anderes übrig, als diesem Begehren Rechnung zu tragen. Die dem bloc national angehörenden 24 elsäß-lothringischen Abgeordneten bilden einen nicht unwichtigen Teil der Regierungsmehrheit. Auch könnte zu schroffes Vorgehen die im Lande herrschende Mißstimmung zu einem Grade steigern, der bei den nächsten Parlamentswahlen recht unliebsame Ergebnisse zeitigen und schon vorher Äußerungen hervorrufen könnte, die bei den ehemaligen Verbündeten und Neutralen die da und dort bereits aufschwebenden Zweifel an der Legende von der 48-jährigen deutschen Zwangsherrschaft und dem Glücke der Befreiung in befragten Fragen wird der Widerstand der elsäß-lothringischen Beteiligten auch von den Interessenten und Sachverständigen Altfrankreichs unterstützen, die in den elsäß-lothringischen Einrichtungen ihre eigenen, seit Jahren erfolglos verfochtenen Reformwünsche verwirklicht sehen und ihre Ausdehnung auf Altfrankreich fordern.

Wie lange Zeit unter diesen Umständen die Rechtsangleichung hintangehalten und inwieweit sie etwa auf dem Wege

der Uebernahme elsäß-lothringischer Einrichtungen nach Frankreich erfolgen wird, läßt sich einstweilen nicht absehen. Ihre bisherigen Ergebnisse sind immerhin für Politik und Geschäftsleben wichtig genug, um eine Besprechung auch in einer nicht rechtswissenschaftlichen Zeitschrift zu rechtfertigen.

1. Die Organisation des Landes.

Nach dem Abschluß des Waffenstillstandes hatte Frankreich kraft der ihm eingeräumten Besetzung des Landes nach völkerrechtlichen Grundsätzen die deutsche Staatsgewalt lediglich in dem Umfange an Stelle der deutschen Organe auszuüben, in dem dies zur Sicherung seiner Truppen und zur Erhaltung der Ordnung und des Wirtschaftslebens im Lande notwendig war. Die französische Regierung hielt sich aber nicht an diese Schranken, sondern legte alsbald sämtliche höheren deutschen Behörden still, indem sie den größten Teil der höherdeutschen Beamten auswies, und setzte an ihrer Stelle eigene Behörden ein, die die Verwaltung in ihrem ganzen Umfange selbst zu führen hatten. Durch die Dekrete der Präsidenten der Republik vom 15. und 26. November 1918 wurde die Leitung der gesamten Verwaltung dem Ministerpräsidenten übertragen, als dessen ständiger Vertreter der Unterstaatssekretär beim Ministerpräsidentium bestimmt wurde. Im Lande selbst wurde eine zentrale Behörde, wie sie Deutschland in der Form eines Generalgouvernements im Jahre 1870 im Elsaß geschaffen hatte und während des Weltkriegs in den meisten besetzten Ländern einrichtete, nicht eingesetzt. Vielmehr unterstanden dem Unterstaatssekretär die anstelle der deutschen Bezirkspräsidenten des Ober- und Unterelsaß und von Lothringen eingesetzten „Kommissare der Republik“ in Colmar, Straßburg und Metz unmittelbar. Der Kommissar in Straßburg hatte als „Oberkommissar“ nur gewisse, den drei Bezirken gemeinschaftliche Geschäfte zu führen.

Diese Verlegung der Zentrale außerhalb des Landes war um so bedenklicher, als man sich an den völkerrechtlichen Satz, daß die besetzende Macht das bestehende Recht soweit möglich aufrechtzuerhalten habe, keineswegs gebunden hielt, vielmehr alsbald eine Reihe von folgenschweren Eingriffen in das Rechts- und Wirtschaftsleben vornahm, die nicht ohne eingehende Prüfung der Verhältnisse vorgenommen werden durften. Man hatte im Hinblick auf diese Maßnahmen, die man zur Vorbereitung der Annexion für unentbehrlich hielt, dem Ministerpräsidenten im Dekret vom 26. November 1918 als beratende Körperschaft für Angelegenheiten von grundsätzlicher Bedeutung den „Conseil supérieur d'Alsace et de Lorraine“ beigegeben. Aber es erwies sich bald, daß diese Körperschaft, die ihren Sitz in Paris hatte und ausschließlich aus ernannten und größtenteils beamteten Mitgliedern bestand, für die Berücksichtigung der Wünsche und Interessen des Landes keine ausreichende Gewähr bot und der erforderlichen Führung mit der Bevölkerung entbehrte. Der „Nationalrat von Elsaß-Lothringen“, der sich in den Revolutionstagen aus der zweiten Kammer des Landtags gebildet und sich nach dem Einzuge der französischen Truppen den neuen Herren zur Verfügung gehalten hatte, war, da man partikularistische Kundgebungen von ihm befürchtete, nach wenigen Tagen zu stillschweigender Auflösung veranlaßt worden.

Schon nach wenigen Monaten mußte man sich zur Errichtung einer Zentralbehörde im Lande selbst entschließen. Durch Dekret vom 21. März 1919 wurde ein „Generalkommissar der Republik in Straßburg“ ernannt, dem die gesamte allgemeine Verwaltung der „territoires d'Alsace et de Lorraine“ unter der unmittelbaren Leitung des Ministerpräsidenten übertragen und die Kommissare der drei Bezirke unterstellt wurden. Der Generalkommissar wurde zum Vertreter des Ministerpräsidenten in den elsäß-lothringischen Angelegenheiten bestellt und erhielt, um ihm die persönliche Vertretung seiner Auffassung innerhalb der Regierung zu ermöglichen, für die elsäß-lothringischen Angelegenheiten ständigen Zutritt zum Ministerrat.

Es blieben die Beschwerden über die unzulängliche Vertretung der Bevölkerung bei gesetzgeberischen Fragen und über die fehlende parlamentarische Kontrolle der Verwaltung. Da man ihnen nicht durch Schaffung eines Landtags für Elsaß-Lothringen abhelfen wollte, beschleunigte man die Eingliederung des Landes in den französischen Staatsverband, durch die die

gesetzgebende Gewalt und die Kontrollbefugnisse der Pariser Kammern auf die „wiedergewonnenen“ Provinzen erstreckt wurden. Ohne das Inkrafttreten des Versailler Vertrages abzuwarten, das erst nahezu drei Monate später erfolgte, wurde im Gesetz vom 17. Oktober 1919 ausgesprochen, daß durch diesen Elsaß und Lothringen in die „unité française“ wieder einverleibt seien. Wenn aber hiermit ohne weiteres Aenderungen des bestehenden Rechtes der ordentlichen Gesetzgebung vorbehalten waren, so wurde von dieser Regel eine tiefgreifende Ausnahme getroffen, indem der Präsident der Republik ermächtigt wurde, in Dringlichkeitsfällen die Einführung eines französischen Gesetzes nach einer Aeußerung des Generalkommissars durch Dekret anzuordnen, das den Kammern lediglich nachträglich zur Genehmigung zu unterbreiten ist. Im Anschluß hieran wurde die französische Wahlgesetzgebung auf die zwei Provinzen erstreckt. Die Zahl der Vertreter des Landes wurde für den Senat auf 14 (je 5 für Unterelsaß und Lothringen, 4 für Oberelsaß), für die Deputiertenkammer bis zur nächsten Volkszählung auf 24 (9 für Unterelsaß, 8 für Lothringen, 7 für Oberelsaß) bestimmt. Im übrigen bestätigte das Gesetz den Ministerpräsidenten und den conseil supérieur für die Zeit der Ueberleitung in die französische Gesetzgebung in ihren bisherigen Befugnissen. Anstelle des letzteren wurde schon durch herigen Befugnissen. Anstelle des letzteren wurde schon durch ein Dekret vom 9. September 1920 der „conseil consultatif“ eingesetzt, der aber wiederum ausdrücklich als vorläufige Einrichtung bezeichnet wurde; er soll nur bestehen bis zur gesetzlichen Einführung eines conseil régional. Immerhin zur gesetzlichen Einführung dieser Körperschaft einen gebührenden Fortschritt im Sinne der Wünsche der Elsaß- und Lothringer, da sie ihren Sitz in Straßburg hat und überwiegend aus gewählten Mitgliedern besteht. Von ihren 35 Mitgliedern werden je 1 Senator und je 2 Abgeordnete von den Senatoren und Abgeordneten jedes Bezirks, 21 von den drei Generalräten, den ehemaligen Bezirkstagen, (8 vom Unterelsaß, 7 von Lothringen, 6 vom Oberelsaß) gewählt, 5 vom Ministerpräsidenten auf Vorschlag des Generalkommissars ernannt. Auch der conseil consultatif ist jedoch nur eine beratende Körperschaft und, wenn seine Anhörung unter anderm für das Budget und die Entwürfe zu Gesetzen und Verordnungen allgemeinen Inhalts vorgeschrieben ist, so wird seine Rechtsstellung wesentlich dadurch eingeschränkt, daß dem Generalkommissar seine Berufung, die Bestimmung der Dauer seiner Tagung, die Festsetzung der Tagesordnung und der Vorsitz vorbehalten ist.

Tritt in dieser ganzen Ordnung der Wille der maßgebenden französischen Gewalten klar zu Tage, Elsaß-Lothringen eine verfassungsrechtliche Sonderstellung nur in möglichst engem Umfange und nur für die Zeit der Ueberleitung seiner Sondergesetzgebung in das französische Recht zu gewähren, so bekundet sich in der weiteren Entwicklung ihr Streben, die Dauer des Uebergangszustandes zeitlich möglichst zu beschränken.

Von den 10 „Direktionen“, in die sich das Generalkommissariat bei seiner Begründung gliederte, ist bereits die Hälfte, darunter die für Justiz, Finanzen, Eisenbahnen, Post, aufgelöst und ihr Dienstbereich den zuständigen Pariser Ministerien angeschlossen worden, obwohl die Angleichung der Gesetzgebung auf diesen Gebieten zum Teil noch durchaus nicht durchgeführt ist. In diesen ganzen Verwaltungszweigen beschränkt sich die Tätigkeit des Generalkommissars nunmehr auf die Erstattung von Gutachten zu einzelnen besonders wichtigen Fragen. Ferner sind durch ein Dekret vom 17. Januar 1922 die Befugnisse des Ministerpräsidenten in elsäß-lothringischen Angelegenheiten auf den Justizminister übertragen worden. Das bedeutet, daß man das elsäß-lothringische Problem in Zukunft weniger als eine Frage der allgemeinen Politik denn als eine gesetzgebungstechnische Aufgabe der Rechtsanpassung ansehen will. Die Rechte des conseil consultatif sind wiederholt größtenteils außer Acht gelassen worden, indem man seine Aeußerung bei wichtigen Maßnahmen verspätet eingeholt oder nicht berücksichtigt hat. Dabei wird die Einführung der französischen Gesetzgebung mit möglichstster Eile betrieben und hierzu das Gesetzgebung mit möglichstster Eile betrieben und hierzu das nur für „Dringlichkeitsfälle“ zugelassene Verfahren des nachträglich zu genehmigenden Dekrets als Regel angewendet.

Die für Frankreich neu erlassenen Gesetze beanspruchen in der Regel nicht ohne weiteres in Elsaß-Lothringen Geltung

werden vielmehr, wenn sie dort Anwendung finden sollen, erst nachträglich durch ein Dekret des Präsidenten der Republik, das die gebotenen Sonderbestimmungen trifft, auf dieses erstreckt. Soll das Gesetz ohne weiteres auch auf Elsaß-Lothringen Anwendung finden, so wird dies zumeist ausdrücklich ausgesprochen, ähnlich wie die entsprechende Formel am Schlusse der Gesetze, die auf Algerien oder einzelne oder alle Kolonien Anwendung finden sollen, eingerückt zu werden pflegt. Man möchte meinen, es müßte die Elsaß-Lothringer seltsam berühren, daß ihre Sonderstellung, soweit eine solche anerkannt wird, in einer Formel zum Ausdruck gelangt, die sie mit dem bunten Gemenge der französischen Bürgerschaft Nordafrikas und den Negern und Mischlingen von Martinique gleichstellt. Aber sie wären, wie es scheint, jetzt schon zufrieden, wenn man ihnen nur ihre Sonderstellung gewährleistet und wenn sie nicht oft auch bei der Auswahl und dem Verhalten ihrer Beamten Wahrnehmungen machten, die an das französische Kolonialsystem erinnern.

Ein besonderer Landesfiskus von Elsaß-Lothringen besteht nicht mehr. Das Vermögen des Reichslandes Elsaß-Lothringen ist ebenso wie das in Elsaß-Lothringen befindliche Vermögen des Reichs dem französischen Staate zugefallen, und auf diesen sind auch die freilich sehr viel geringeren Schulden des Landesfiskus und die Verwaltungsschulden der elsäß-lothringischen Reichsbetriebe übergegangen, soweit sie nicht nach dem Friedensvertrag und den zu seiner Ausführung geschlossenen Abkommen Deutschland zur Last fallen. Demgemäß sind auch die Einnahmen und Ausgaben der Landesverwaltung Einnahmen und Ausgaben des französischen Staates. Das elsäß-lothringische Budget ist in den ersten Jahren noch gesondert aufgestellt worden. Seit 1922 aber werden die Ausgaben der einzelnen elsäß-lothringischen Verwaltungszweige den Spezialtats der zuständigen Ministerien angeschlossen. Vor allem aber: Die Festsetzung des Budgets geschieht durch die Pariser Kammern, die sich durchaus nicht scheuen, von der gutachtlichen Aeußerung des conseil consultatif abzugehen, ja im Jahre 1922 diese nicht einmal abgewartet haben. Hierdurch und durch die fehlende Selbständigkeit in der Führung seiner eigenen Geschäfte wird dem conseil consultatif auch die Möglichkeit genommen, die Budgetberatung zu einer eingehenden Kritik der Verwaltung zu benutzen, zu der die vielfachen schweren Mißstände wohl noch mehr Anlaß geben würden, als die im alten Landtage mit so viel Liebe und Erfolg behandelten „Fälle“.

Unter der deutschen Herrschaft hatte die verfassungsrechtliche Entwicklung trotz des allzu langen Stillstandes, der nach dem Jahre 1879 eingetreten war, Elsaß-Lothringen allmählich in eine Stellung geführt, die der vollen bundesstaatlichen Autonomie sehr nahe kam. Der im Jahre 1874 als beratende Körperschaft eingerichtete „Landesausschuß“ war schon im Jahre 1877 beschließendes Organ für den Bereich der Landesgesetzgebung geworden. Im Jahre 1879 hatte man den Oberpräsidenten, der die Verwaltung unter der Leitung des Reichskanzlers und des Reichskanzleramts für Elsaß-Lothringen geführt hatte, durch einen „Statthalter“ ersetzt, der als Minister des Kaisers für Elsaß-Lothringen dem Reichskanzler nicht unterstellt und nur dem Kaiser und dem Reichstage verantwortlich war, zudem zur Ausübung gewisser landesherrlicher Befugnisse ermächtigt wurde. Zugleich hatte die Landesregierung beratende Stimme im Bundesrat erhalten, nachdem schon im Jahre 1874 Abgeordnete der Bevölkerung in den Reichstag aufgenommen worden waren. Endlich, freilich viel zu spät, hatte dann die neue Verfassung vom 31. Mai 1911 Elsaß-Lothringen Stimmrecht im Bundesrat gewährt, den aus mittelbaren Wahlen hervorgehenden Landesausschuß durch einen Landtag mit einer auf dem direkten, allgemeinen, gleichen und geheimen Wahlrechte beruhenden zweiten Kammer ersetzt und die bis dahin noch wahlweise zugelassene Mitwirkung des Reichstages in Angelegenheiten der Landesgesetzgebung beseitigt. Von den „Bundesstaaten“ unterschied sich das „Reichsland“ nur mehr dadurch, daß seine Verfassung nicht auf eigener Willensäußerung, sondern auf Reichsgesetz beruhte, daß sein durch den Kaiser ernannter und abberufbarer Statthalter trotz seiner Unabhängigkeit vom Reichskanzler doch nicht die gleiche Selbständigkeit gegenüber Berliner Einflüssen besaß wie die bodenständigen Regierungen der Bundesstaaten, und daß aus diesem Grunde die Stimme seines Vertreters im Bundesrat außer Ansatz blieb, wenn sie zu Gun-

sten preußischer Anträge den Ausschlag gegeben haben würde. Diese Unterschiede konnten zwar gelegentlich recht fühlbar werden, machten sich aber im gewöhnlichen Laufe der Geschäfte kaum bemerkbar. Und auch sie wären, wenn das Land beim Reiche geblieben wäre, zweifellos alsbald nach dem Friedensschlusse beseitigt worden, da noch der letzte kaiserliche Statthalter von der Regierung des Prinzen Max von Baden die Zusage erwirkt hatte, daß das Land mit einer selbstgegebenen Verfassung in die Zahl der Bundesstaaten aufgenommen werden würde.

Es ist üblich geworden, den Generalkommissar als den neuen Statthalter zu bezeichnen, aber in der Tat ist sein Amt von jenem deutschen durchaus verschieden. Er ist nicht, wie es der Statthalter war, der oberste, dem Staatsoberhaupt und Parlament verantwortliche Leiter der Landesregierung, sondern der Untergebene eines allein verantwortlichen Ministers und an dessen Weisungen gebunden. Er ist also nur mit dem Oberpräsidenten der ersten deutschen Jahre gleichzusetzen, wie dieser nur eine provinzielle Zwischeninstanz zwischen der von der Hauptstadt aus wirkenden verantwortlichen Stelle und den Bezirksbehörden. Und ebenso findet der conseil consultatif sein Urbild innerhalb der deutschen Zeit nicht im Landtage der Verfassung vom 31. Mai 1911, sondern im beratenden Landesausschuß der Jahre 1874—1877, dem er nach Zusammensetzung und Zuständigkeit täuschend ähnlich sieht. Elsaß-Lothringen ist jetzt eine Provinz Frankreichs mit einem gewissen aus seiner deutschen Vergangenheit überkommenen Bestand an Sondergesetzen, aber ohne jegliche Autonomie in Gesetzgebung und Verwaltung und dazu ohne eigene Rechtspersönlichkeit und eigenes Vermögen. Es unterscheidet sich von den anderen „Regionen“ Frankreichs verfassungsrechtlich nur dadurch, daß ein Mitglied des Ministerrats neben seinem Hauptressort mit gewissen regionalen Angelegenheiten des Landes beauftragt ist, daß zwischen die Ministerialinstanz und die Präfekten in gewissen Angelegenheiten eine Provinzialbehörde sich einschleibt, und daß die zur Angleichung an den Rechtszustand Altfrankreichs bestimmten neuen Rechtsvorschriften der Begutachtung durch eine besondere beratende Körperschaft unterliegen. Auch diese Verschiedenheiten sind zudem in den Gesetzen, in denen sie angeordnet worden sind, ausdrücklich als Uebergangseinrichtungen für die Zeit bis zur Herstellung der vollen Rechtsgleichheit bezeichnet. Und erst im vorigen Jahre hat der Finanzausschuß der Deputiertenkammer in seinem Berichte zum elsäß-lothringischen Budget für 1922 beantragt, „die Regierung aufzufordern, die Beziehungen zwischen den Präfekten und den Verwaltungschefs in Paris nach dem Muster des übrigen Frankreichs zu regeln“. Freilich befürwortet er zugleich, „mit Rücksicht auf die besonderen Ueberlieferungen der ehemals annektierten Gebiete und die Versprechungen Frankreichs“, solange wie nötig, „einen hohen Vertreter der Regierung zur Leitung der Kultusdirektion und zum Vorsitz im comité consultatif de l'enseignement particulier à l'Alsace-Lorraine“ in Straßburg zu belassen. Ein so auf Kultusangelegenheiten beschränktes „Generalkommissariat“ und ein nur zur Begutachtung von Fragen des Religions- und allenfalls des Sprachunterrichts zuständiges comité consultatif wird aber wohl bald zu voller Bedeutungslosigkeit herabgedrückt werden, selbst wenn man seinen formellen Fortbestand noch längere Zeit als „nötig“ anerkennen sollte.

Aber einem wichtigen Teil der gegenwärtigen Regierungsmehrheit der Kammer geht selbst dieses Zugeständnis zu weit. Der vom ehemaligen Minister und Generalgouverneur von Algerien Jonnart geführte gemäßigte parti républicain, démocratique et social, der neuerdings, gestützt auf Kreise der Großindustrie und des Großhandels, im Elsaß Fuß zu fassen sucht, gibt hier die Losung der sofortigen Beseitigung des Uebergangszustandes und der alsbaldigen Einführung der französischen Kultus- und Schulgesetzgebung aus. Die gegenwärtig in der Opposition stehende radikale und sozialistische Linke verlangt schon längst die Beseitigung der partikularistischen Einrichtungen, die ihrem Unitarismus widerstreben und die Erfüllung ihrer kirchenpolitischen Wünsche erschweren. Die Kammerwahlen des nächsten Winters dürften über das Schicksal der regionalistischen Sondereinrichtungen Elsaß-Lothringens entscheiden und in Elsaß-Lothringen selbst vornehmlich unter diesem Zeichen ausgefochten werden.

M. Schwalb

Die Lage der Landwirtschaft im Elsaß.

Von K. Jung.

In den letzten Tagen des vergangenen Jahres dürften Vertreter der elsässischen Bauernschaft eine der bekanntesten Reisen nach Paris machen, wo man mit Reden und Trinksprüchen empfangen wird und wo man einen Kranz am Grabe des unbekanntesten Soldaten niederlegt. Im übrigen darf man dann auch seine Wünsche vorbringen bei den höchsten Stellen und erhält als Antwort darauf alle Versprechungen, die nötig erscheinen, die etwas wankende Zufriedenheit der erlösten Brüder und Schwestern wieder zu festigen. Dann wird man in der Lichtstadt herumgeführt, es wird einem Versailles gezeigt, und wenn man von den vielen Reden und den Millionen Eindrücken ganz erschöpft ist, darf man wieder nach Hause fahren. Dort erzählt man dann den gespannten Berufsgenossen am Sonntag mittag nach der Vesper, was die Minister versprochen haben, und unsere Bauern kratzen sich hinter den Ohren und fragen, ob man denn selber glaube, was die in Paris versprechen; sie hätten in den letzten vier Jahren so viel versprochen und — noch nichts gehalten. Und dabei denken sie an alles, was unsere Bauernherzen drückt seit Jahr und Tag. Der ganze Komplex von ungelösten Problemen steht vor ihren Augen und läßt sie nicht in die Zukunft blicken mit der Zuversicht und dem Mut, den wir Bauern vor allen Dingen nötig hätten, um diese Zeit der Krisen auch innerlich zu überwinden.

Wie steht denn eigentlich die Situation in der elsäß-lothringischen Landwirtschaft? Wir wollen von dem reden, wie wir es rings um Colmar sehen; die allgemeine Lage unterscheidet sich kaum von der des genannten Bezirkes. Das verlassene Jahr war kein gutes Erntejahr. Die übermäßige Feuchtigkeit hat den wohlverdienten Reinertrag sehr herabgemindert. Die Hauptlast der Arbeit lag auf den Schultern der zu wenigen Bauern und ihrer Familien. Fremde Arbeitskräfte werden immer rarer; denn die Städte locken mit all ihren Reizen, und andererseits sind die Löhne so hoch, daß sich der kleine und mittlere Besitzer kaum fremde Kräfte halten kann. Die Löhne der Tagelöhner, Knechte, Mägde und Melker sind um das 3—4fache gegen 1914, an manchen Orten um das 5—6fache gestiegen. Hinter uns liegt eine Epoche, in der es jedem Landwirt gelungen war, seiner Wirtschaft einen kräftigen Ruck nach aufwärts zu geben; die alten Schulden wurden abgetragen, der Grundbesitz konnte vergrößert werden. Nach Abschluß des Krieges hat mancher Bauer unserer Gegend noch um teures Geld Grundstücke hinzugekauft. Diese Schulden heute abzutragen, ist fast unmöglich. Nicht allein daß die Bodenpreise ständig sinken, auch der alte Geldwucher nimmt wieder überhand, und alle Produktionsmittelpreise gehen ständig in die Höhe. Wir erleben es wieder, daß strebsame Landwirte, besonders jüngere, in Zahlungsschwierigkeiten geraten, so wie in den schwersten Zeiten der Vergangenheit. Denn wenn auch die Preise allgemein steigende Tendenz zeigen, so folgen die Produktpreise bei weitem nicht der Steigerung des Aufwandes an Produktionsmitteln. Wir geben in folgendem einige Zahlen, die zeigen werden, wie groß der Unterschied ist zwischen Produktionsmittelkosten und den Preisen für die landwirtschaftlichen Produkte. Wir lehnen uns dabei an eine hervorragend instruktive Arbeit, die am 27. Februar im Colmarer „Democrate“ erschienen ist, und deren Zahlen bei Nachprüfung im allgemeinen als richtig beurteilt werden müssen. Im Vergleich zu den Preisen der Vorkriegszeit ergeben sich folgende Steigerungen: 1. Für Anschaffung kleiner Geräte und Reparatur an Maschinen eine durchschnittliche Steigerung um das Vierfache. 2. Reparaturen an Gebäuden u. dgl. das Vier- bis Fünffache. 3. Saatgut, Düngemittel, Futtermittel, Tierarzt und Apotheke, Steuern u. dgl. das Dreieinhalbfache. 4. Für die Versicherungen ergibt sich eine durchschnittliche Steigerung um das Dreifache. 5. Die allgemeinen Verwaltungskosten sind um das 4—5fache gestiegen. So kommt man zu dem durchschnittlichen Teuerungskoeffizienten von 4. Dagegen ergibt die Vergleichung der gegenwärtigen Preise der landwirtschaftlichen Produkte mit denen der Vorkriegszeit nur eine Steigerung von knapp dem Dreifachen. In dieser Spannung zwischen den Produktionsmittelpreisen und den Produktpreisen liegt ein

großer Teil der landwirtschaftlichen Not der Gegenwart begründet. Die Hauptsorge des Landwirtes ist die: Wie stelle ich meine Wirtschaft ein, daß ich eine Erhöhung der Rentabilität herbeiführen kann? Die naheliegende Antwort heißt für uns: Erhöhung des Aufwandes an Arbeitskraft. Und damit stehen wir vor der heute unüberwindbar scheinenden Schwierigkeit, mehr menschliche Arbeitskraft in den Dienst der Landwirtschaft zu stellen. Wir gehören dem volksarmen Frankreich an. Frankreich selbst hat nicht genug Menschen zur Bebauung seines Bodens. Anders kann man sich die Tatsache nicht erklären, daß man in der Gegend von Lyon große Güter mit prachtvollen Landhäusern verlassen antrifft. Da, wo vor wenig Jahren noch üppige Weizenfelder festzustellen waren, habe ich Unkrautwüsten angetroffen. Die Landbevölkerung des Elsaß ist gegenwärtig zahlenmäßig im Zurückgehen begriffen. Da hilft keine Beschönigung und keine Propaganda der „Pro Familia“. Der Ueberschuß ist schon früher in die Städte abemigert; heute wandert auch vom unbedingt notwendigen Bauernvolk ein großer Teil in die Städte, in die Industrie ab. Und so assimilieren wir uns auch hier immer mehr mit Frankreich, und wir stellen fest, daß heute im Elsaß zur Bebauung von 4—5 Hektar Boden nur noch eine Arbeitskraft zur Verfügung steht. Die Bauernorganisationen haben sich in der letzten Zeit an die elsässischen Abgeordneten gewendet, damit sie dafür eintreten möchten, daß dem Zuzug von ausländischen landwirtschaftlichen Arbeitern keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden möchten; speziell deutsche Arbeiter möchten wir nicht ausgeschlossen haben. Da wir aber trotz unserer Menschennot und unserer dringenden Bitten nicht auf ein Entgegenkommen unserer Regierung rechnen können, so müssen wir schweren Herzens der Frage der Arbeitskräfte so ausweichen, daß wir einen großen Teil des Ackerlandes brachen und andere Teile des Ackerlandes in Wiese und Weide umlegen. Dank dieser Extensivierung der Wirtschaft werden auch wir im Elsaß den Hektarertrag an Weizen von 13 Zentnern wie in Innerfrankreich erreichen, während er bisher wie in Deutschland 21 Doppelzentner betrug. Es ist somit nicht zu viel behauptet, wenn wir sagen, daß der Getreidebau des Elsaß in einer schweren Krise steht, die in der Hauptsache herrührt von dem Mangel an Arbeitskräften.

Der Kartoffelbau hat gerade auch im vergangenen Jahre sehr enttäuscht. Die Preise waren so niedrig, daß es in der Gegend südlich von Colmar einzelne Landwirte vorgezogen haben, ihre Kartoffeln nicht selbst zu ernten, sondern durch Liebhaber um eine geringe Entschädigung die Aecker abrenten lassen, weil sie bei Inanspruchnahme von fremden Kräften nicht auf ihre Kosten gekommen wären. Auch der Gemüsebau steht vor dem Zusammenbruch. Vor unserer Annexion durch Frankreich war das Hauptabsatzgebiet des Colmarer Gemüses Deutschland und die Schweiz. Die badischen Städte waren die sicheren Abnehmer der Frühgemüse aus der Gegend von Colmar, Schlettstadt und St. Ludwig. Deutschland als kaufkräftiger Industriestaat gab den Anreiz zu einer enormen Produktion der Frühgemüse sowohl vor, als auch während des Krieges. Weite Kreise haben ihre Wirtschaft rein auf den Gemüsebau eingestellt. Heute leidet der Gemüsebau des Elsaß — aber nicht nur er — besonders unter der Konkurrenz Südfrankreichs. Die anderen klimatischen Verhältnisse und andere Umstände bringen es mit sich, daß Südfrankreich seine Produkte weit unter unsern Preisen auf den Markt werfen kann, und daß wir somit, selbst auf unserm eigenen Markt, von Frankreich erschlagen werden. Natürlich kommt ein Absatz nach Frankreich nicht in Frage. Der deutsche Markt ist uns aber gänzlich versperrt, weil bei den gegenwärtigen Valutaverhältnissen Deutschland unsere Produkte nicht konsumieren kann. Es muß sich in den nächsten Monaten schon entscheiden, ob der elsässische Gemüsebau noch weiter existieren kann, oder ob er untergehen muß. In richtiger Voraussicht der katastrophalen Folgen wurde uns im Vertrag von Versailles das deutsche Absatzgebiet auf 5 Jahre offen gehalten. Davon haben wir aus oben genannten Gründen keinen Vorteil. Der

Absatz nach der Schweiz kommt durch hohe Einfuhrzölle nicht mehr in Frage; 100 kg Saat kosten z. B. 30 Fr. Zoll. Die Berufsvereinigungen zerbrechen sich die Köpfe darüber, ob es möglich wäre, die Produktionsweise möglichst schnell zu ändern. Viehzucht verbietet das Fehlen von Ställen, vor allem aber die Knappheit an flüssigem Kapital. Zudem sind die Erfahrungen der Viehzüchter in den Vogesen derart, daß sie uns in der Ebene nicht ermutigen können. Der neu auflebende Tabakbau kann nur in geringem Maße den Ausfall ersetzen. Die dringendste und brennendste Frage ist die des Absatzes. Es entbehrt nicht einer gewissen Komik, daß alle Hoffnungen auch hierbei immer wieder nach Deutschland gehen und daß am neunten Abend des landwirtschaftlichen Diskutierklubs in Colmar in allem Ernst die Frage diskutiert worden ist, was zu unternehmen sei, um den Versand von Frühgemüse in das Ruhrgebiet (!) schleunigst zu organisieren. Die Organisationen der Gemüsebauer wollen in ihrer Not auch an die Militärverwaltung herantreten, damit diese, anstatt ihr Gemüse selber zu pflanzen, den Bedarf für ihnen decken möchte. Aber alle diese Mittelchen sind Kurfuscherarbeit; es fehlt an nichts anderem für uns Elsässer, als an den natürlichen Verbindungswegen nach Deutschland, auf das wir immer angewiesen sein werden. Auch die Eisenbahntariffrage spielt bei der landwirtschaftlichen Not im Elsaß eine nicht unwesentliche Rolle. — Die Gemüsepflanzer haben einen teilweisen Ersatz für ihre Ausfälle gefunden in dem Tabakbau. Doch der Anbau von Tabak untersteht der Kontrolle des Staates und darum ist er mit viel unbequemem Beiwerk verknüpft. Dafür bringt er in einem guten Jahr dem Pflanzler eine schöne Einnahme. Für 100 kg Tabakblätter der letzten Ernte zahlte die Regie den Colmarer Pflanzern 335 Fr. Für die diesjährige Ernte ist ein Preis von 345 Fr. festgesetzt. Die Preise für den unterelsässischen Tabak bewegen sich auch in diesen Grenzen.

Verlassen wir das ebene Land um Colmar und sehen wir uns um in den Tälern unserer Vogesen. Viehzucht und Milchwirtschaft waren hier von jeher die Erwerbsquellen der Landwirtschaft treibenden Bevölkerung. Beide leiden heute unter der preisdrückenden Konkurrenz Innerfrankreichs und des Auslandes. Die Milchproduktion ist nicht mehr rentabel. Die welsch-lothringische Käseindustrie und die Butterindustrie der Bretagne und der Normandie erdrücken langsam den bescheidenen Wohlstand der Vogesenmilchwirtschaft.

Am allerschlimmsten aber ist der elsäß-lothringische Winzer dran. Schon vor 1870 befand sich der Weinbau in nichts weniger als guter Verfassung. Heute ist wieder ein ähnlicher Tiefstand erreicht. Die deutsche Zeit zwischen 1871 und 1918 war eine glückliche Epoche, wiewohl Jahre des Mißwachses und der Rebkrankheiten um 1910 herum den Weinbau in eine ernste Krise geführt haben. Alles Andersreden und Ableugnen ändert nichts an der Tatsache, daß in den Jahren vor dem Kriege Deutschland, besonders Süddeutschland, unsern Wein mit stetig steigendem Interesse aufgenommen, daß es vor allen Dingen die Preise in günstigster Weise beeinflusst hat. Weinfälschung und Kunstweinebereitung wurden durch eine strenge Gesetzgebung erfolgreich bekämpft; gegen die Reblaus wurde energisch vorgegangen.

Mit dem Abschluß des Krieges setzte dann die ernsteste Krise ein, die unter den heute gegebenen Umständen kaum zu überwinden sein wird. Die französische Gewaltpolitik, die es so weit gebracht hat, daß Deutschland als Konsument gänzlich ausgeschlossen ist, hat uns in diese Krise gestürzt. Kein französischer Staatsmann, der nach Waffenstillstand uns des Wohlwollens der Mutter Frankreich phrasenreich versicherte, kann uns heute den Weg aus der Krise weisen, hat auch den Willen nicht dazu; denn Frankreich bringt unsern Produkten nur Abneigung entgegen und hat selber Ueberfluß an Qualitätsweinen. Wenn wir einerseits keinen Absatz haben, weder nach Deutschland, noch nach Frankreich, so überschwemmt Frankreich uns andererseits mit seinen Strömen von Wein aus dem Süden und aus Algerien. Und nun stehen unsere Winzer vor ihren vollen Kellern und erleben es, daß sie trotz der überreichen Ernte des letzten Jahres bitterer Not ausgeliefert sind. Es will nichts heißen, wenn die Weinpreise bei dem kleinen Umsatz der letzten Zeit etwas steigen. Das ist eine natürliche Anpassung an die Entwertung des Frankens. Es wäre

ein Hektoliterpreis von 150 Franken nötig, wenn der Winzer auf seine Kosten kommen sollte. Dabei erzielt er Preise, die bei weitem hinter dieser Zahl zurückbleiben. Wenn an der Mosel, die ihre Weine früher der deutschen Schaumweinindustrie zugeführt hatte, im Herbst 12 Franken für 1 hl gezahlt wurden, so bedeutet das für den dortigen Winzer den Ruin. Im Jahre 1869 hat eine Umfrage im Elsaß ergeben, daß der elsässische Winzer im französischen Wein seinen Todfeind sehen müsse. Heute liegt die Situation genau so. Jeder Schuster kann in seiner Bude einen Weinverkauf und -ausschank einrichten; es werden von diesen Vertrieben nur minderwertige französische Weine vertrieben, und diese treten eben nur auf als Feinde unserer Gewächse. Es zeigt sich gerade hier schlagend, wie verheerend auf unsere Wirtschaftslage die Annexion unseres Landes durch Frankreich gewirkt hat. Es sieht jeder dumme Junge es ein, daß die natürliche Wirtschaftsgrenze nicht am Rhein, sondern auf den Vogesen liegt. Die Folgen könnten für Frankreich höchst verhängnisvoll werden, wenn der Rebmännstand, der eine wichtige Rolle spielt, sich durch die veränderten Verhältnisse seiner Existenz beraubt sähe. Und gerade im Rebland sind die Stimmen am lautesten, die die „Lösung“ der elsäß-lothringischen Frage von 1918/19 aufs schärfste verurteilen, womit durchaus nicht gesagt werden soll, daß das Volk sich zurücksehnte nach der deutschen Herrschaft. — Und so wie die Weinbauern haben auch die Hopfenpflanzer und Obstzüchter trübe Erfahrungen gesammelt in den Jahren der Zugehörigkeit zu Frankreich. Am 4. März hat Herr Poincaré einer Delegation elsässischer Winzer, die erneut mit ihren Wünschen nach Paris gepilgert waren, versichert, daß die Winzer des Elsaß auf die Fürsorge der Regierung zählen könnten. Wir glauben diesen Phrasen nicht. Warum hat die Regierung das Reblausgesetz aufgehoben, das uns bisher geschützt hatte vor dem gefährlichsten Feinde des Weinbaues? Unsere Gemarkungen werden immer schlimmer verseucht. War diese Maßnahme als „Fürsorge“ gedacht? Wir danken entschieden für die beruhigenden Phrasen, so entschieden, wie wir es uns verbitten, daß ein paar ordenshungrige Winzer im Namen der Allgemeinheit die Republik der unwandelbaren Anhänglichkeit des Elsaß an das wiedergefundene Vaterland versichern; denn sie lügen.

Man könnte ja eine Umfrage anstellen, wie sich die fast 30000 Kleinbrenner des Elsaß zu Mutter Frankreich stellen, das sie ihrer traditionellen Rechte zum Brennen ihrer in aller Welt berühmten Obst-Branntweine sozusagen berauben will. Ueber 100 000 Erzeuger führen zurzeit den Kampf um ihr Recht. Wenn Tausende von Zentnern Obst im vergangenen Jahre an den Bäumen und in den Chausseegräben verfault sind, so kommt das daher, daß die zu hohen Steuern die Destillation von Edelbranntwein einfach verbieten. Anstatt daß die Unmenge von Traubentrestern im vergangenen Herbst der Destillation zugeführt worden sind, wobei eine ungeheure Staatseinnahme erzielt worden wäre (bei einem mäßigen Steuersatz), haben wir Winzer die größte Menge dieser Trester auf den Mist oder in die Reben geworfen. So werden wir zur Vergeudung ungeheurer Werte geradezu gedrängt. Wenn wir die Worte des Député Seltz in der Kammer anführen, der sagt: Diese Steuerpolitik hat also eine doppelte Wirkung; sie vernichtet einerseits einen Reichtum des Landes, und sie entzieht andererseits dem Fiskus Einnahmen, so wollen wir unsere Meinung damit vor den Augen der Leser bekräftigen. Die Kleinbrenner sind erbittert, aber nicht nur wegen der Steuersätze, sondern mehr noch wegen der Art der Steuererhebung, die allgemein als lästig und schikanös beurteilt wird. Dép. Seltz sagt in der Kammer darüber: Unsere Bevölkerung ist empört, einer Durchsuchung seitens jedes Steuerbeamten auf den Straßen, in den Bahnhöfen ausgesetzt zu sein; denn oft überschreiten die Beamten das Maß. Man macht für diesen unangebrachten Uebereifer gewisser Beamten das System der Prämien für die Protokolle verantwortlich. Wir stimmen alle darin überein, die Abschaffung dieser Prämien zu fordern. Was also die elsässischen Kleinbrenner vor allem verlangen, das ist das Recht für alle, im eigenen Hause weiter brennen zu dürfen, und von den Plakereien und Scherereien seitens der Steuerbehörde sowie von den Mißbräuchen der Kontrolle verschont zu sein.

In diesem Falle kämpft das Elsaß wieder einen seiner regionalen Kämpfe aus, in dem es allein steht. Kämpft es doch gegen den rübenbrennenden Norden und gegen den weinbrennenden Süden. Also auch hier stoßen sich die Interessen des Elsaß mit denen Innerfrankreichs. Es wird noch lange dauern, bis das neue Brenneigesetz unter Dach und Fach sein wird. Innerfrankreich mag dem Elsaß keine Sonderrechte zugestehen; dagegen haben die höchsten Würdenträger ihr Wort verpfändet, daß an den Traditionen nicht gerüttelt werden soll. Es ist schwer, das alles unter einen Hut der „République une et indivisible“ zu vereinigen. Aber das haben

Otto Winkelmann.

Ein Nachruf von Johannes Ficker.

Mit Professor D. Dr. Otto Winkelmann, der am letzten Februar dieses Jahres in Freiburg, der Stätte seiner Zuflucht, von uns geschieden, ist ein ausgezeichnete Gelehrter, ein um die Sammlung und Ordnung, die Verwaltung und Verwertung des Straßburger archivalischen Besitzes und um die Erforschung der Straßburger Geschichte aufs höchste verdienter Historiker dahingegangen. Fast 40 Jahre hat er in Straßburg gelebt und gewirkt, 30 Jahre hat er dem Stadtarchiv vorgestanden, eine Anzahl von Jahren hat er auch daneben die Stadtbibliothek verwaltet. Anfang 1919 wurde er ausgewiesen. Das Straßburger Stadtarchiv verdankt ihm die Höhe seiner Entwicklung. Er hatte mit der Ueberführung des Archivs in die Räume der Stadtbibliothek (1890) die Neueinrichtung vollzogen; ihm gelang es, die einst (1806) an die kirchlichen Stiftungen ausgelieferten Akten politischen Inhalts wieder zurückzuerhalten; das Vertrauen zu seiner Persönlichkeit war es, das das Kapitel von St. Thomas veranlaßte, auch die übrigen Bestände des Thomasarchivs als Depositum dem städtischen Archiv zu überlassen, nachdem schon vorher von der Stadt die bis 1525 zurückreichenden Kirchenbücher überwiesen worden waren. Dazu kamen noch die reichen Archive des Stifts Unser Frauen, Werk und der Zivilhospizien, die letzteren allein mit 14 000 Pergamenturkunden. Damit waren die fürchterlichen Verluste, die das Archiv durch die französische Revolution erlitten hatte, mehr als wettgemacht und der an sich schon höchst wertvolle urkundliche Bestand der alten Reichsstadt in seiner Bedeutung erheblich gesteigert. In musterhafter Ordnung boten sich diese vereinigten Bestände der Benutzung dar, aber nicht als ein toter Apparat, sondern als ein Besitz, der in ihm lebendig war, und der mit der genauen Durcharbeitung, die er in Regesten vornahm, auch andern zur lebendigen Benutzbarkeit wurde. Winkelmann setzte das ordnende Werk seiner Vorgänger fort; er war der Nachfolger des wackern Brucker, der 1870 zusammen mit seiner Tochter selber die Schätze des Archivs in den Kellern geborgen hatte, während die grobe Fahrlässigkeit der Hüter der kostbaren Stadtbibliothek deren Untergang verschuldet hat. Brucker, dem freilich die ausreichende wissenschaftliche Vorbildung fehlte; hatte auch vier Bände Inventare des Stadtarchivs 1878—1886 erscheinen lassen. Winkelmann nahm die Aufgabe der Ordnung in noch weiterem Umfange auf und ermöglichte mit der methodischen wissenschaftlichen Durcharbeitung erst die Ausschöpfung des Reichtums des Stadtarchivs, die dem Mittelalter und der Reformationszeit neben andern Werken besonders in dem Urkundenbuche der Stadt Straßburg und in der „Politischen Korrespondenz der Stadt Straßburg im Zeitalter der Reformation“ zugute gekommen ist. In letzterem Werke hat er selbst zwei stattliche Bände bearbeitet, die Jahre 1531—1545, die Hauptzeit des Schmalkaldischen Bundes — bedeutende Leistungen, vorbildliche Editionen, die den ausgezeichneten Historiker bekunden. Wie der Eindruck seines Wesens war; die ruhige Gleichmäßigkeit, sichere Kraft, klare Gediegenheit, und wie seine klare, gleichmäßige, ruhig feste Handschrift, so diese mit größter Umsicht und Sorgfalt gearbeiteten Werke. Und ebenso spricht in ihnen die ungewöhnlich vielseitige Ausbildung, die er sich in weitem Umkreise der akademischen Stätten erworben und an der in der Geschichtswissenschaft glänzend vertretenen neuen Straßburger Universität zum Abschluß gebracht hatte, eine historische

wir vorausgesehen, daß die Interessen des Elsaß Frankreich im Wege stehen werden, und deshalb haben wir auch zu einer Zeit, als es noch nicht zu spät war, den einzig richtigen Weg für unser Volk gezeigt. Daß anders als im Interesse unserer Bevölkerung entschieden worden ist, hängt ab von der Vergewaltigung des Grundsatzes von dem Selbstbestimmungsrecht der Völker. Nochmals aber muß unterstrichen werden, daß die natürlichen Wirtschaftsgrenzen nicht am Rhein liegen. Die landwirtschaftliche Bevölkerung von Elsaß-Lothringen wird täglich auf diese Tatsache gestoßen.

Bildung von seltenem Umfange, auch auf dem rechtlichen und nationalökonomischen, kirchen- und kunstgeschichtlichem Gebiete. Ein Meister der Texte, der auch in die schwierigsten Handschriften eindrang (Was geben gerade Straßburger Hände, etwa die von Bucer und Gerbel, für Rätsel auf), und ein Meister des Stoffs, der die Arbeit nicht erledigt sah mit der Ausbreitung des vollständigen Materials, vielmehr dessen Sichtung, die Hervorhebung des Wesentlichen und des Neuen und die Zusammenfassung in sicheren Ueberblicken vollzog. Als ich erkannt hatte, daß für die noch kaum begonnene Handschriftenkunde des sechzehnten Jahrhunderts eine umfassende Sammlung notwendig sei, ein Werk das, aus dem Reichtume der Straßburger Archive geschöpft, zugleich eine sichere Grundlage für die ebenfalls nötige neue Geschichte der Straßburger Reformation werden sollte, konnte ich keinen besseren Mitarbeiter finden als ihn mit seiner sicheren Kenntnis der Straßburger Hände und Persönlichkeiten, den alten Kenner der Straßburger Geschichte. So entstanden die von uns beiden herausgegebenen zwei Foliobände: „Handschriftenproben des sechzehnten Jahrhunderts“, 1902—1905. Bekanntlich sind den mehr als zweieinhalbhundert Autografen die Lebensbeschreibungen der Persönlichkeiten beigegeben. Winkelmann hat die vorwiegend in das politische Leben gehörenden Männer behandelt, und er hat hier die lebendige Kenntnis seines Archivs niederlegen können — keine Vita in dem Werke, in der nicht Neues aus den Quellen verwendet ist.

Hatte er in seinem Buche über die Entstehung des Schmalkaldischen Bundes und in den Untersuchungen über die ersten Armenordnungen der Reformationszeit sich allgemeinere Aufgaben gestellt, so war und blieb doch Straßburgs Geschichte der Mittelpunkt seiner Arbeit, seine eigentliche Aufgabe, aber immer in dem großgezogenen Rahmen, in dem der rechte Geschichtsforscher das Einzelne schaut, und nach den verschiedenen Seiten der historischen Betrachtung, von der nur einiges herausgehoben werde: Die Straßburger Verfassung und Verwaltung im 16. Jahrhundert hat durch ihn die lichtvolle Darstellung erhalten; verschiedenen bedeutenden Bauten der Stadt wendete er seine Untersuchung zu, wiederholt dem alten Rathaus, aus der französischen Zeit z. B. der Entstehung der Orangerie, auch bedeutenden Persönlichkeiten wie Bucer, Jakob Sturm, Specklin; auch Briefe von Straßburger Frauen hat er herausgegeben; ein glänzendes kulturgeschichtliches Bild zeichnete er vom Straßburger Münster am Ausgange des Mittelalters. Er verschmähte es nicht, sich auch an einen breiteren Kreis zu wenden, in seiner Erörterung der Straßburger Straßennamen, in seiner Mitarbeit an Beckmanns Straßburger Führer, und ihm war auch die Neuherausgabe der von Borries'schen Geschichte der Stadt übertragen. Verschiedene historische Zeitschriften, zumeist die Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, haben Winkelmanns Aufsätze gebracht, ein jeder aus den Quellen geschöpft und Neues zu Tage fördernd, jeder in Gründlichkeit und Sachkunde, in seinem hohen geistigen Urteile wie in seiner Knappheit ein Muster historischer Arbeit. Sein bedeutendstes, zusammenfassendes Werk, die Arbeit vieler Jahre, zusammenfassend auch in dem Sinne, daß die verschiedenen Bestände des Stadtarchivs hier alle beigegeben haben, konnte er erst nach seiner Vertreibung zum letzten Abschlusse bringen: „Das Fürsorgewesen der Stadt Straßburg vor und nach der Reformation“.

Für die „Quellen und Forschungen zur Kirchen- und Kulturgeschichte von Elsaß und Lothringen“, deren Mitherausgeber Winkelmann war, in Aussicht genommen, ist es 1922 in den „Quellen und Forschungen zur Reformationsgeschichte“ gedruckt worden. Das Werk setzt Straßburg das Denkmal auf dem Gebiete des Wirtschaftslebens und der Barmherzigkeit, ergänzend das, was die andern Werke für die politische, religiöse und geistige Stellung der Stadt bezeugt hatten. Es war die Vollendung seiner Lebensarbeit. Es zum Drucke bringen zu können, war ihm eine besondere Freude, ein Trost dafür, daß man auch ihn von der Stätte seines Schaffens, mit der er äußerlich und innerlich verwachsen war, dem Inhalte der Arbeit seines Lebens, und von all den Wurzeln und dem Rüstzeuge seiner Forschung grausam losgerissen und verjagt hatte. Und es war ihm auch noch eine hohe Freude, daß die Heidelberger Theologische Fakultät ihn bei der Halbjahrhundertfeier der Gründung der Kaiser-Wilhelms-Universität Straßburg mit ihren höchsten Ehren auszeichnete.

Winkelmann war in seiner geistigen Art und Darbietung der rechte deutsche Gelehrte: schlicht, streng sachlich, von schärfstem Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit, nicht nachlassend, bis sein helles, kluges Auge die volle Klarheit geseht hatte, ruhig und ernst, aber mit einem hellen, frohen Klang in der Tiefe, bescheiden, zurückhaltend. Immer von gespannter Aufmerksamkeit im wissenschaftlichen Gespräche, Reformationsgeschichte trat: es sind die schönsten wissenschaftlichen Stunden, die wir, I. Bernays dabei als der Dritte und gelegentlich auch K. Schorbach, miteinander in den kleinen Räumen des Stadtarchivs verbracht haben, im gegenseitigen Austausch, in der Besprechung neuer Pläne, in gemeinsamer Arbeit. Ich danke ihrer mit tiefer Bewegung und in großer, herzlicher Dankbarkeit. Der andere Kreis, in dem er sich

ganz aufschloß, war der majestätische seiner Berge und die Gemeinschaft seiner alpinen Wandergenossen, in der er, der in der Jugend fast übermütig Frohe, an der Fröhlichkeit fröhlich teilnehmen konnte. Er war mit seiner nicht großen, kräftig gedungenen Gestalt, mit seiner ruhigen Sicherheit, mit dem Gleichmaße geschlossener Kraft und zäher Beharrlichkeit einer der besten Berggänger und hat eine stattliche Zahl größter Gipfel in den Alpen bezwungen. Auch als Bergwandler hatte er seine Lebenslinie ins Weite gezogen; er kannte die Karpathen und hatte auch im Kaukasus Besteigungen unternommen. Der eigentliche Gründer der Sektion Straßburg des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins, hat er dem Vorstande von Anfang an (1885) angehört, ihr Leiter von 1901 an, er die treibende Kraft bei der Erbauung der Straßburger Hütte im Vorarlberg und auch bei diesem Werke, wie es seine Art war, mehr leistend, als er auf sich genommen hatte. Ein treuer Freund seiner Freunde, ein Weggenosse von unbedingter Zuverlässigkeit, ob in den Bergen, ob in der wissenschaftlichen Arbeit, war er einer der tüchtigsten Männer, die am deutschen Werke im Elsaß gearbeitet haben. Wenn er mit der klaren Bestimmtheit, die ihm eigen war, auf die Erforschung eines begrenzten Feldes, der deutschen Reformation, seine Kräfte ein gestellt hatte, und wenn er in diesem Gebiete wieder auf Straßburg und seine Geschichte seine Arbeit geschlossen sammelte, so war es ihm, der mit dem Herzen an der alten Reichsstadt wie an der Reformation hing, ebenso eine persönliche als eine wissenschaftliche und deutsche Angelegenheit, die festen Grundlagen aufzuzeichnen, auf denen die Stadt mit der deutschen Reformation verbunden ist, was die Stadt der deutschen Reformation gewesen ist, und was sie der deutschen Reformation verdankt. Unvergängliches, Unverrückbares hat er mit seinem Lebenswerke hierfür getan und damit für die helle Erkenntnis von Straßburgs größter Zeit.

Wir Lothringer; die Legende von unserem schlechten Charakter. II. Teil.

Von Louis Bertrand.

Wir bringen im Nachstehenden den zweiten Teil des Aufsatzes, den die Pariser „Revue Universelle“ im Oktober 1920 veröffentlicht hat. Wir bemerken nochmals, daß der Verfasser, Louis Bertrand, ein Franzose lothringischer Abstammung ist, der den Franzosen die Widerstände erklärlich machen möchte, die sich in Elsaß-Lothringen bemerkbar machen. In diesem zweiten Teil wird noch deutlicher, wie sich Lothringen gegenüber Frankreich seelisch zurückhält, weil es sich für gesunder hält. Wir müssen unsere Leser erneut bitten, über die patriotischen Phrasen und die gegen Deutschland gerichteten gehässigen Ausfälle hinwegzusehen, im Hinblick darauf, daß der Aufsatz an Tatsächlichem so viel bietet, was uns das „Unbehagen“ beleuchtet, das „Einheimische“ und „Eingewanderte“ in gleicher Weise befallen hat. So offen Bertrand auch zu sprechen bemüht ist, er ist doch allzusehr Franzose, um dem Problem gerecht zu werden. Im übrigen verweisen wir auf das im Märzheft Gesagte.

Die Schriftleitung.

Gegen die „nouveaux venus“ habe ich überall in Lothringen — und auch im Elsaß — regelrechte Vorwürfe zu hören bekommen. Man schenkt ihnen nichts, man weist ohne Mitleid auf ihre Dummheiten und ihre Fehler hin; man unterstreicht boshaft, wenn sie sich im geringsten lächerlich machen, wenn sie leichtsinnig sind. Um mir diese Verleumdungssucht, diese Schärfe in der Beurteilung zu erklären, muß ich mich in die Jahre nach 1870 zurückversetzen. In den Straßen von Metz, in unsern Bürgerhäusern, bei den internen Zusammenkünften derselben Streng. „Sie konnten uns nicht häßlich, nicht elend, nicht grotesk, nicht schlecht erzogen genug sein! Konnte man sich Frauen vorstellen, die plumper gekleidet waren, Soldaten, die grobschlächtig und schmutziger waren, Offiziere, aufgeblassener von Hochmut und Arroganz, von bürlächerer Steifheit? ...“ Aber diese „nouveaux venus“ waren doch Deutsche! Unsere Lothringer dürften doch eigentlich Franzosen mit etwas

mehr Sanftmut behandeln. Aber man würde sie schlecht verstehen, wenn man ihnen aus dieser schonungslosen Strengem ein Verbrechen machen würde. Im Hinblick auf ihr vielgeliebtes und so sehr ersehntes Frankreich, unter den spähenden Blicken der Mutter, die ihre Tochter verheiratet; sie sähe diese schöne Verlobte gern ohne Fehler. Die kleinste falsche Falte gewinnt den Umfang eines nicht wieder gut zu machenden Unglücks. Und wenn sie sich einen Augenblick nicht recht hält, oder wenn sie ihre Reverenz etwas links macht, so bildet sie sich ein, daß alles verloren ist.

Und doch finden sich in ihren Kritiken viele richtige und verständige Beobachtungen, über die die Franzosen mit Vorteil nachdenken können.

Sie betrachten sich diese Armee genau, auf die sie trotz allem so stolz sind. Wenn sie unsere Offiziere mit den deutschen vergleichen, sind sie über ihre Nachlässigkeit, über den wenig ernsthaften, ja geradezu fastnachthaften Charakter unserer Uniformen betroffen. Sie klagen über die französische Knauserei, wenn sie feststellen, daß Leutnants sowohl wie Hauptleute dasselbe Tuch tragen wie der einfache Soldat. Wenn auch die rote Hose allem Anschein nach zum Tode verurteilt ist, man trägt sie noch zuviel in der Armee unter dem wenig erhebenden Vorwand, daß man seine alten Beinkleider aufräumen müsse. Hat denn Frankreich, so fragen unsere Elsaßler und Lothringer, nicht die Mittel, seine Offiziere würdig zu kleiden? Wie kommt's, daß diese alte Nation von Soldaten noch keinen schicklichen Anzug für ihre Soldaten gefunden hat? Warum sind die rote Hose und das Képi nicht schon seit langem beim alten Eisen? Ist es denn so schwer, eine wahrhaft militärische Haartracht und Kleidung zu finden? Warum denn diese schreienden Farben von schlechtem Geschmack, diese formlosen und unanständigen Kopfbedeckungen, diese ganz tingeltangelhafte Aufmachung? Was soll man da noch von der Schamlosigkeit und oft der Schmutzigkeit, von dem gassenhaften Aussehen so manches Mannes von der Truppe sagen? Wir haben in Lothringen in hohem Maße Sinn für

Haltung. Wenn wir davon einiges an ganz Frankreich abgeben könnten, so wäre das sicherlich nicht vom Uebel. Auf keinen Fall aber möge man sich über den Hintergedanken täuschen, der den Tadel eingibt: Man möchte, daß in der Haltung der glorreichen Armee alles wahrhaft des Sieges und Frankreichs würdig sei.

Man möchte, daß alles, was Frankreich verkörpert, einen Eindruck mache, wie es sich für eine große Nation geziemt, und das von oben bis unten in der Stufenleiter, vom kommandierenden General bis zum letzten Feldhüter. Warum haben unsere Gendarmen und Zollbeamten eine so wenig martialische Haltung, ein so linkisches Aeußere, das so wenig ihrer Aufgabe entspricht? Warum sind die Angestellten von Bahn und Post so schlecht erzogen und manchmal so widerlich? Woher kommt ein solcher Schlandrian? Haben wir die Achtung vor uns selbst verloren? Muß man da das Regime, den öffentlichen Geist anklagen, der in Frankreich seit bald hundert Jahren regiert? Ich habe wirklich Angst vor diesen Dingen. Während der Jahre der Annexion war es für den Lothringer, der über die Grenze ging, ein Herzeleid, eine wahre Erniedrigung, wenn er beim Verlassen der annektierten Heimat das Elend und den Schmutz unserer Bahnhöfe, die Unsauberkeit, die alberne Miene unserer Angestellten, Rückständigkeit und Zerfall in allem feststellen mußte. Diesen schmerzlichen Eindruck erhielten wir an allen Grenzen; in Hendaye wie in Vintimille war der Vergleich zwischen dem französischen und dem spanischen oder italienischen Personal recht schmerzlich für einen Franzosen.

Ein anderer Grund für die Enttäuschung ist der geringe Grad von Achtung, den die „nouveaux venus“ zivilen Charakters den wiedergewonnenen Provinzen erweisen. Man sähe in Lothringen und im Elsaß gerne im Franzosen ein Wesen von Ehre und Herrlichkeit. Man wäre stolz, damit auf die Deutschen Eindruck machen zu können. Und man wohnt enttäuscht dem Zuge dieser armen Beamten bei, die in Straßburg und Metz den Zug verlassen mit abgeschabten Kleidern und armseligen Koffern. Man sieht nicht ohne Trauer den zerlumpten Anzug unserer Arbeiter, ihren Hang zur Grobheit und ihre schlechte Haltung.

Diese Nachlässigkeit, diese Erschlaffung findet sich in allen Zweigen unserer Verwaltung. In diesem Lande, das an ein obrigkeitliches Regime von rücksichtslosem Durchgreifen gewöhnt ist, urteilt man, daß unsere Polizei schlecht organisiert ist, und daß ihre übermäßige Duldsamkeit ein Fehler ist, ein sehr großer Fehler, dessen Folgen sehr weitgehend sein könnten. Und so spotten die Deutschen unser. Sie singen vor unserer Nase ihre patriotischen Lieder, zeigen ihre Farben, schmuggeln unter den Augen der Zöllner. Kleine Mittel werden nicht weit helfen. Der Geist in der Leitung unserer Verwaltung ist schlecht, ist schwach und ängstlich. Während der Belagerungszustand nach der Meinung kompetenter Lothringer noch im ganzen Bereich der desannektierten Lande bestehen müßte, läßt man ihnen törichterweise das schlaffe Regime ganz Frankreichs angeheihen. Man läßt die C. G. T. von Paris im Einverständnis mit den deutschen Sozialisten im Elsaß wie in Lothringen abscheulichen Verrat pflegen. Man duldet, daß streikende deutsche Arbeiter oder von deutschen Drahtziehern beeinflusste Arbeiter antifranzösische Kundgebungen in unsern industriellen Zentren veranstalten. Man beleidigt unsern Unterpräfekten, ja man greift sie mit dem Messer an. Und wenn die lokale Obrigkeit die Bitte um Schutz an die Regierung richtet, so antwortet man ihr, daß Frankreich ein Land der Freiheit sei, und daß Kundgebungen in der Öffentlichkeit erlaubt seien. Um den Deutschen also die Straßen unserer elsässischen und lothringischen Städte auszuliefern, hat Frankreich sich 4 Jahre lang geschlagen, sind Millionen Franzosen gefallen! Man läßt zu, daß gehässige Blätter mit revolutionärem Schund, wie die „Volktribüne“ von Diedenhofen, unsere Armee und unsere Beamten verächtlich machen, ungestraft einen sozialen Krieg predigen, der in Elsaß-Lothringen nur ein nationaler Krieg sein kann. Gleichzeitig verbietet man lothringischen Turnvereinen, die französischen Fahnen im besetzten Saarland anlässlich einer militärischen französischen Feierlichkeit zu entfallen. Das ist zweifellos Nachsichtigkeit und Schwäche, die an Verblödung grenzen.

Dieselbe Lässigkeit zeigt die Aufsicht über die Kabarettis und die öffentlichen Stätten überhaupt. Unter deutscher Herrschaft duldete man kein Wort, das lauter als das andere gewesen wäre. Jetzt besteht völlige Zügellosigkeit.

Wir vergessen schließlich, daß diese Gebiete Gebiete strengster Lebensauffassung sind. Sie haben schon etwas von protestantischer Schwere an sich. Man überwacht genau die Sitten der Jugend. Selbst in den großen Arbeiterorten haben die Behörden höchstens einen Ball im Monat gestattet. Heute wird alle Sonntage getanzt, und wenn der Bürgermeister seine Genehmigung versagt, so holt man sie im Kreisort ein, bei dem jederzeit gefälligen französischen Beamten. Unglücklicherweise sprechen gegen uns, was die Sittlichkeit angeht, noch viel schwerwiegendere Erscheinungen. Einer meiner Landsleute, der den ganzen Krieg auf französischer Seite mitgemacht hat, sagte mir mit sicherlich übertriebenem, immerhin aber gerechtfertigtem Unwillen: „Deutschland hatte nach Metz und Straßburg die niedere Berliner Prostitution verpflanzt; wird Frankreich es noch schlimmer machen?“ Ich habe mit eigenen Augen von unsern Beamten und Einwanderern besuchte große Kaffees gesehen, und ich muß gestehen, daß die Zusammensetzung und die Manieren des Publikums, sowohl des männlichen wie des weiblichen, mir die Schamröte über mein Vaterland ins Gesicht getrieben haben.

Selbst die anständigen Frauen gefallen sich in auffälligen Toiletten, in Absonderlichkeiten des Benehmens und der Sprache und fühlen nicht, daß all das in den Augen der Elsässer und Lothringer ungebührlich ist. Die Ausschnitte unserer Mondänen werden von den Metzter Damen streng getadelt. Diese ersten Menschen besuchen unsere Offiziers- und Beamtenfrauen kaum wegen ihrer skandalösen Unbekleidetheit und wegen ihrer „windbeutelischen Sitten“, wie man in Lothringen sagt. Diese Geschiedenheit ist aber sehr schmerzlich, ist beklagenswert. Man sähe gern, daß unsere Französinen die Schuld daran nicht trügen. Und es sind nicht nur die Damen von Metz, die unsere entkleideten Schönen in den Bann tun. Der Lothringer, von dem ich eben sprach, ein alter Offizier und Vater von sechs Kindern, sagte mir noch mit der Rauheit des Landes: „Eure Pariserinnen sind widerlich. Eine Frau darf ihren Körper nur ihrem Gatten zeigen!“

Die Folgerung aus alledem haben mir einige sehr deutlich formuliert: „Wir wollen durch Frankreich nicht in Fäulnis geraten.“ Die das sagen, sind Leute, die den Krieg für Frankreich mitgemacht haben, oder die — in Lothringen verblieben — zwanzigmal in Gefahr waren, wegen ihrer offenkundigen Zuneigung zu Frankreich dauernd eingesperrt oder gar erschossen zu werden. Es sind dieselben, welche sich darüber beklagen, daß die Verbindung zwischen den desannektierten Provinzen und dem Mutterland so schwierig und so unzulänglich ist. Sie fühlen sehr genau, daß kein Widerspruch zwischen ihren Aeußerungen und ihrer so wunderbar ergebenden Haltung ist. Aus ihrer tiefen Liebe zu Frankreich wünschten sie es von all seiner alten Verderbnis geheilt zu sehen. Und viele von ihnen glauben geradezu, daß der so vollkommen gesundgebliebene Lothringer, dem so wenig die soziale und intellektuelle Fäulnis Frankreichs anhaftet, für dieses Frankreich ein guter Arzt sein könnte. Ja, Lothringen wird Frankreich gesund machen, regenerieren. Es wird es noch einmal retten, wie einst seine Jungfrau. Es wird es erobern, was es sich selbst wiederzulegen. Frankreich zu gewinnen, das war immer der Traum unserer Herzöge.“ So oder so, der alte lothringische Partikularismus kommt schließlich immer wieder zu seinem Recht.

Ich übertreibe mit Absicht, um sie deutlicher hervorheben zu können, Stimmungen, die sehr wirklich und sehr tief sind. Was jedenfalls vielen Lothringern unbestreitbar erscheint, ist, daß Frankreich von uns mehr zu lernen hat als wir von ihm. Ganze Karawanen lothringischer Schüler nach Paris zu schicken, ist sicherlich keine schlechte Sache. Aber besser wäre vielleicht noch, man schickte Karawanen französischer und Pariser Schüler nach Metz, Mülhausen, Colmar und Straßburg. Die Zeugnisse von Kraft, von Größe, von hartnäckiger Au-

*) Eine zeitlang erstrebten die Herzöge als Nachkommen der letzten Karolingerin den französischen Thron.

dauer, die die deutsche Regsamkeit überall im Elsaß und in Lothringen zurückgelassen hat, sie wären für diese Kinder eine eindringliche Lehre. Sie würden es mit eigenen Augen sehen, daß Frankreich in einer Fülle von Dingen der materiellen Zivilisation ein rückständiges Land ist, und sie würden vielleicht von dem patriotischen Wunsch ergriffen werden, den Vorsprung und die verlorene Zeit einzuholen. Es würde genügen, die alte Grenze zu überschreiten und von einem lothringischen zu einem französischen Dorfe zu wandern, um festzustellen, daß die Republik des Lichts und des Fortschritts ihr Volk in Unrat und schmutzigem altem Kram hat verkommen lassen.

Noch einmal — es ist wichtig, es zu wiederholen — die Leute, die so denken, sind von einer Loyalität, die über allem Verdacht erhaben ist. Ich habe nicht nur mit Bürgerleuten, sondern auch mit Arbeitern aus unserm Lande gesprochen. So zahlreich die Nuancen sind, alle dachten und fühlten dasselbe. Bergleute haben mich in ihrer Behausung und fühlten dasselbe. Bergleute haben mich in ihrer Behausung empfangen, in der man am Ehrenplatz ihre Photographie als deutscher Kavallerist oder Infanterist sah, und darunter die Bilder des Sohnes oder der Söhne des Hauses als französischer Husar oder Chasseur. Das könnte als Beweis für politische und patriotische Gleichgültigkeit erscheinen. Aber dieselben Leute brachten mir Erinnerungsbüchlein, in denen ich folgendes sehen konnte: eine Photographie, darstellend eine Kompanie lothringischer Soldaten in Berlin, und inmitten der Gruppe diese Inschrift in bunten französischen Lettern: „14. Juli 1895, Hoch die Lothringer! Mut, meine Freunde!“ Dieser 14. Juli, gefeiert in Berlin von armen kleinen lothringischen Soldaten in deutscher Uniform! Kann man sich etwas Rührenderes und Stolzeres vorstellen als Zeugnis der Treue zu Frankreich? ...

Ich sagte zu diesen tapferen Leuten: „Ihr wart ohne Zweifel recht unglücklich dort! Ihr littet unter der Disziplin, unter der Brutalität der Vorgesetzten.“ „Ganz im Gegenteil“, antworteten sie mir. „Die Disziplin war nicht zu hart.“ Die Vorgesetzten sprachen gern französisch mit uns. Sie behandelten uns nicht schlecht, ganz im Gegenteil.“ Und dennoch zogen diese Leute Frankreich vor, Frankreich, das sie nicht kannten, und das sie zu vergessen schien. Wenn junge Leute, die durch die deutsche Volksschule gebildet waren, so dachten, mit viel größerem Rechte noch die Lothringer alter Erziehung oder alter andere, von Metz bis Saargemünd, von Diedenhofen bis Mörreich hören können. Ob es sich nun um alte Aerzte oder alte Vikare, die frisch von den deutschen Universitäten kamen, sie all haben es mir wiederholt: „Sagt vor allem überall, wie glücklich wenn die Unterhaltung sich hinzog, so verrieten sie schließlich immer einen geheimen Gedanken, der sie beunruhigt, einen Gedenken, der mir schon halbblut und schmerzlich am Tage nach dem Waffenstillstand begegnet war: „Wenn das nur Dauer hat.“ Für die Dauerhaftigkeit unserer Rückkehr gibt es keine andere Gewähr als die französische Kraft. Man muß aber ge-

stehen, daß diese Kraft allzusehr in den wiedergewonnenen Provinzen fehlt. Das befremdet, das beunruhigt die Lothringer, die Metz vor allem, die an die gewaltigen deutschen Garnisonen gewöhnt waren. Unsere Armee zeigt sich nicht genug. Die militärischen Schauspiele sind zu selten in Elsaß und Lothringen. Der Anblick unserer Uniformen in geschlossenen Reihen, selbst eine einfache Parade genügt, um gewisse Befürchtungen zu beruhigen, um denen Vertrauen zu geben, die zweifeln. Aber es genügt nicht, die Stärke unserer Waffen dort unten herauszustellen. Es muß das mit dem französischen Können auf allen Betätigungsbereichen geschehen. Man hat allzusehr die quälende Empfindung, daß der Lebensstrom Frankreichs an der alten Grenze stockt. Die an sich so tätigen Gebiete erwarten von uns Antrieb und Beispiel, um mehr und mehr in Reichtum und Fruchtbarkeit aufzublühen.

Ich habe von den Klagen und Besorgnissen unserer Landsleute berichtet. Es bleibt noch übrig, zum Schlusse die Gründe, die Klagen und Besorgnisse künden einen Zustand unvermeidlichen Mißbehagens am Tage nach einer großen Krise, der sicherlich vorübergehen wird. Unsere Lothringer mögen Folgendes wohl beachten: Frankreich ist wie das Deutschland von heute nicht mehr, was es am Vorabend von 1914 war. Man lasse ihm Zeit, die deutsche Verwaltung in ihrer besten Zeit vielleicht noch mehr getadelt wurde als die französische. Auch sind die materiellen Bequemlichkeiten bei weitem nicht das letzte Wort der Zivilisation. Sie bedeuten nur ihre tiefste Stufe. Man gehört noch nicht deshalb einer überlegenen Kultur an, weil man einen unfehlbaren Telefonbetrieb besitzt. Hinsichtlich der höheren Formen aber wären Elsässer und Lothringer zu beklagen, wenn sie nicht einsähen, daß Frankreich ihnen das Höchste und Edelste bringt. Die Katholiken mögen, wie sie sagen, das Frankreich der Jeanne d'Arc dem revolutionären Frankreich vorziehen; wenn sie nur ein wenig Seele und Geschmack haben, so werden sie doch wohl anerkennen müssen, daß Frankreich im ganzen genommen selbst inmitten seiner schlimmsten Verirrungen doch die süßeste, die feinste, die menschlichste, die am meisten zivilisatorischste Nation bleibt, die die Welt je gesehen hat.

Schließlich aber — man muß es den Katholiken und den Konservativen aller Länder laut zurufen —, wenn eine Nation augenblicklich zugleich die Ordnung, den Fortschritt und die Freiheit in der Welt darstellt, so ist es die französische. Man muß für Frankreich gegen den Sozialismus sein, diese rückständige und entwürdigende Vorstellungsweise von menschlichen Dingen. Der Sozialismus, das ist Deutschland, und Deutschland ist der Sozialismus. Wenn trotzdem die Gleichsetzung nicht ganz stimmt, so ist doch nur allzusehr klar, daß die beiden Kräfte, die sozialistische und die internationale, durch ein und dieselbe geheime und bösartige Geldmacht geleitet werden. Mehr und mehr werden sie zwischen ihren Händen zu Werkzeugen der Knechtschaft und der Dunkelheit, die jedem Volke von Zivilisation ein Greuel sein müssen.

„Unser“ Ländel.

Es gitt in Europa e Ländel,
— in der ganze Welt isch's bekannt —
des het im Lauf von de Zitte
gewechselt von Hand z'Hand.
Z'erscht isch's e Teil g'sin von Ditschland,
dero hen sich's d'Franzose g'holt.
Drum hen die Ditsche „siowezig“
de Franzose s'Loch versohlt
un hen sich widder g'numme,
was 'ne vun Rechtswäje g'heert.
Doch dis Recht het jetzt d'r Weltkriej
widder in's Gejeteil verkehrt.
Wie d'Ditsche so docktre d'Franzose
an dem arme Ländel erum —
Es losst sich nit gern „verpreisse“
un nemmt au „s'Wewelsche“ krumm. —
Es geht em halt wie dem Kranke,
wo sich sperrt geje d'bescht Medizin,

wenn mer zue schnell sie verschreibt
un zue viel dervun git in. —
D'Ditsche so guet wie d'Franzose
hätte viel Aerjer sich g'spart,
wenn sie numme beacht' hätte
dem Ländel sini b'sunderi Art:
Dort halt mer noch foscht am Alte,
an Gebrüch', Sitte-n-un Sprooch
un ahmt vun de beide Noochbre
nur des, was guet isch, nooch.
Es lebt dort e kerng'sund's Völkol,
wo ken Dokter needig het,
un 's kann sich alleinig helfe,
wenn mer's nur losst; ich wett'.
Un der's emol selwer entscheide
iwer sin eije G'schick . . .
dero kann's vun allein schon ritte
un brecht sich sicher nit's G'nick. Fritz Eckert.

Um Oesterreichs Haltung (Elsässische Erkenntnisse.)

Immer wieder ist in der elsässischen Presse versucht worden, die heutige Lage in Oesterreich so darzustellen, als wäre dort der Wunsch nach einer Vereinigung mit dem deutschen Reich ein Kunstprodukt der deutschen Propaganda. Man scheint jetzt die Lage etwas anders zu betrachten: Der „Elsässer“, Straßburg, 22. Februar 1923 (aus einem Aufsatz des Wiener Korrespondenten unter dem Titel „Die Einheitsfront“):

„Natürlich wurde diese passive Resistenz der Deutschen im Ruhrgebiet wie ein Sieg gefeiert. „Die erste Etappe im Kampf gegen die welsche Räuberbande ist von unsern deutschen Brüdern gewonnen!“ Also las man in der Presse Oesterreichs.

Und dabei bleibt es nicht! Im österreichischen Landtag wurde Viviani, der Vertreter Frankreichs, durch den sozialdemokratischen Polterer Bauer öffentlich beschimpft.

Bis in die kleinsten Dörfer hinein werden zur Unterstützung des deutschen Widerstandes in der Ruhr erfolgreiche Kollektiven veranstaltet, und dies in dem Augenblick, wo der Vertreter der Wiener Regierung, Prälat Seipel, in Paris weilte, um Frankreich dem Wiederaufblühen Oesterreichs günstig zu stimmen! Prälat Seipel schildert in Paris das österreichische Elend, damit Frankreich Bürge sei für die Anleihe. Prälat Seipel wird vom Präsidenten der Republik empfangen, und zu Hause verstärkt sich in Stadt und Land eine beispiellose Hetze gegen Frankreich.

Etwas stimmt da nicht; die österreichische Regierung wird es über kurz oder lang selber einsehen.

Wir wissen ganz genau, was man sagen kann. Man kann vom Fehler reden, der zu Anfang gemacht wurde, ein Fehler, der seit Ribots Abweisung beim Friedensschluß wiederholt wurde. Man hätte Oesterreich anders als Deutschland behandeln müssen, wenn denn die Schuldfrage logisch gestellt wurde.

Wir sind die ersten, dem zuzustimmen. Es wäre nicht viel anders gekommen wenn der Friedensvertrag klüger, vorsichtiger geworden wäre.

Doch kann, was heute in Oesterreich geschieht, damit nicht entschuldigt werden. Die Deutschnationalen waren ja doch die ersten Feinde der Habsburger; man erinnere sich dessen, was die „Neue Freie Presse“ gegen Franz Ferdinand nach seinem Tode schrieb!

Worum es sich zurzeit handelt, das ist die einfache Frage der Sauberkeit. Oesterreich kann unmöglich mit der einen Hand bei den Franzosen um Geld anhalten und mit der andern Kot gegen sie werfen!

Oesterreich muß wählen. Die Regierung muß regieren. Sie darf diese durchaus antineutrale, vertragsfeindliche Stimmung nicht fort dauern lassen, ohne ihren Einfluß geltend zu machen. Sonst wird sie darin untergehen, von anderem ganz abgesehen!“

*) Der „Elsässer“ hat bisher, getreu seiner französischen Einstellung, die Lesart der Pariser Blätter mitgemacht, wonach nur „alldeutsche Machenschaften“ hinter den Nachrichten ständen, daß Oesterreich sich nach Vereinigung mit Deutschland sehne. Der obige Aufsatz zeigt, daß das Blatt doch seinen Lesern auf die Dauer die Wahrheit nicht vorenthalten kann.

Die elsäß-lothringischen Abgeordneten drohen mit Opposition.

Fünf Jahre hat das französische Parlament sich gesträubt, den elsäß-lothringischen Beamten und Lehrern ihr Recht zu geben. „Nach unzähligen Wirrnissen, Intriguen und Verschleppungen ist das Beamtenstatut von der Kammer votiert worden“, meldet die Straßburger „République“ vom 27. März. „Es wird nun natürlich erst noch dem Senat zugehen, und es ist nicht gesagt, daß es dort nicht noch einmal durch neue Amendierung zu Fall gebracht oder verschleppt wird.“

Ueber die interessante Vorgeschichte dieser Abstimmung schreibt der lothringische Abgeordnete Meyer-Walscheid der „Lothringer Volkszeitung“, daß noch ½ Stunde vorher zweifelhaft gewesen sei, ob es zur Entscheidung käme. Der Finanzminister hatte in letzter Stunde Einspruch erhoben. „Die Députés von Elsaß-Lothringen hatten sich deshalb zu einem energischen Schritt entschlossen, der auch seine Wirkung nicht verfehlte. Herr Poincaré wurde um 1 Uhr nachmittags benachrichtigt, daß, wenn der Einspruch nicht zurückgezogen würde, sämtliche Députés von Elsaß und Lothringen demnächst gegen die provisorischen Zwölflet ihr Votum abgeben würden, um so der Regierung ihre Mißbilligung zum Ausdruck zu bringen.“ Um 3 Uhr erschien dann der Finanzminister in der Kammerkommission und „trat schließlich den Rückzug an, allerdings mit einer verklausulierten

Erklärung, die weder gehopst noch gesprungen ist“.

Spöttisch bemerkt die „République“ zu dieser plötzlichen Energie: „Potz Teufel! Das ist allerhand. Wer hätte das je gedacht von unsern Députés! Der Finanzminister jedenfalls nicht. Mit einer solchen Möglichkeit hatte er gar nicht gerechnet. Es passierten Herrn de Lasteyrie und Herrn Poincaré in der letzten Zeit allerhand unerwartete Dinge. (!) Nun werden sogar die elsässischen Députés energisch. Und siehe da! Plötzlich ging's mit dem Beamtenstatut, sobald sie energisch wurden.“

Neues nationalistisches Organ im Elsaß.

Als „national-klerikales“ Blatt wird in Straßburg von französisch-elsässischer Seite eine Zeitung ins Leben gerufen, die als Gegengewicht gegen die wachsende „regionalistische“ Richtung in den katholischen Kreisen gedacht ist. Wie der Colmarer „Démocrate du Haut-Rhin“ meldet, wird diese neue Straßburger „National-Zeitung“ „die Richtung Müller-Haegy-Brom aufs lebhafteste bekämpfen“. Wir bezweifeln nicht die ebenfalls dort gebrachte Nachricht, daß binnen 10 Tagen 500 000 Frs. als erste Finanzierung zusammengekommen sind; an einem solchen Blatt interessierte kapitalkräftige elsässische (und französische) Kreise gibt es entschieden. Bezweifeln kann man aber, ob Haegy-Brom-Müller von dem neuen Blatt sich werden überzeugen lassen. Dem inneren Frieden, den Elsaß-Lothringen so sehnlich erwartet, wird auch diese französische Propagandaschöpfung kaum dienen!

„Der Elsässer“, Straßburg, 17. Februar 1923

berichtet, daß Adolph Krumholtz, Maire von Thann am 13. Februar verstorben ist. Er unterstreicht bei dieser Gelegenheit, daß Generalissimus Joffre am 24. November 1914 nach der Besetzung Thanns durch die Franzosen gegenüber dem Verstorbenen im Namen Frankreichs erklärte: „Unsere Rückkehr ist endgültig, ihr seit Franzosen auf immer. Frankreich bringt Euch mit den Freiheiten, die es stets vertreten hat, die Achtung Eurer eigenen Freiheiten, der elsässischen Freiheiten, Eurer Traditionen, Eurer Ueberzeugungen, Eurer Sitten. Ich bin Frankreich, ihr seid das Elsaß. Ich überbringe Euch den Kuß Frankreichs.“

Das „Mülhauser Tageblatt“, 15. Februar 1923

entnimmt der „Rheinischen Republik“, dem Organ der rheinischen Separatisten die folgende Charakterisierung der „Preußen“, um das elsässische Volk vor diesen Menschenfressern zu warnen: „Warum die Preußen Barbaren sind? Die eigentlichen Preußen sind bekanntlich das Volk Europas, das am letzten heidnisch-barbarisch geblieben und dem von den deutschen Ordensrittern mit Feuer und Schwert das Christentum aufgezungen wurde. Förmliche Kreuzzüge mußten zu einer Unterwerfung und Verchristlichung unternommen werden. Bis zum 13. Jahrhundert haben sie noch ihren Göttern Menschenopfer dargebracht, wie Mone (Geschichte des Heidentums im nördlichen Europa, S. 82, 92, 188), W. Wachsmuth (Allg. Kulturgeschichte, 11, 13) und F. W. Ghillang (Die Menschenopfer der alten Hebräer, S. 110) übereinstimmend bekunden. Ihre entsetzliche Grausamkeit zeigte sich u. a. darin, daß sie, wenn sie christlich deutsche Gefangene gemacht hatten, diese zum Hohn kreuzigten und ihnen alsdann wohlverstanden lebend den Bauch aufschlitzten und die Gedärme herausrissen. Im 17. Jahrhundert haben dort noch vereinzelt Fälle von Kanibalismus stattgefunden. Uebrigens beschuldigt Herodot schon die Skythen der Menschenfresserei. Dort ist auch im Jahre 1836 in Europa die letzte Hexe durch Ertränken hingerichtet worden auf der Halbinsel Hela in der Danziger Bucht.“

Die den Preußen benachbarten Pommern, denen von Deutschen und Polen beiderseits die Segnungen des Christentums zuteil geworden, machten aus ihrer Bekehrung ein lukratives Geschäft, indem sie, materieller Vorteile halber, mehrmals das Christentum annahmen und wieder aufgaben. Dorthier stammt ja auch der seinerzeit berühmte preußische Kriegsminister von Roon, der, als Bismarck 1870 die Emser Depesche umgefälscht hatte, bezeichnend hinzufügte: „Der gute alte Gott lebt noch!“ Man sieht, wie tief das Christentum bei diesen Leuten eingedrungen ist, deren Gott in Wahrheit Luzifer heißen sollte.“

*) Ein etwas starker Propagandaton!

Die „vernachlässigte“ Straßburger Kaiser-Wilhelm-Universität.

Für die Glaubwürdigkeit des aus Vorkriegszeiten bekannten französischen Straßburger Blattes „Journal d'Alsace et de Lorraine“ spricht nachstehende Gehässigkeit über die einstige deutsche Hochschule. Dieser Schwindel findet gewiß in Paris viel gläubige Leser, aber kaum an Ort und Stelle, in Straßburg selbst! Die Meldung spricht für sich selbst: „Journal d'Alsace et de la Lorraine“, Straßburg, 27. Februar.

Paris, den 26. Februar. In einem Gespräch mit einem Mitarbeiter des „L'Intransigeant“ hat der General und Senator Bourgeois erklärt, es gebe keine kläglicheren Laboratorien als die der Straßburger Universität. Er bemerkt, daß während der Annexion die Deutschen nichts versäumten, um nach Außen hin einen großartigen Eindruck hervorzurufen. In Wirklichkeit steckt aber gar nichts dahinter. Man müsse also große Opfer bringen, um den elsässischen Gelehrten die Mittel für ihren Unterricht und ihre Arbeit zu geben. Sicherlich fehlt auch in den französischen Laboratorien noch allzuviel. Aber man müsse doch ganz besonders bei dieser allgemeinen Notlage an die elsässischen Unternehmungen denken, wo die Deutschen unter dem Schutz einer Legende, die lediglich aus den schönen in Straßburg errichteten Gebäuden geboren war, nichts schufen und in denen sie nichts einzurichten wußten, ... als Räume für den Direktor.

*) Gut, daß hier endlich Klarheit geschaffen wurde!!

Der „Elsässer Kurier“, Kolmar, 18. Februar 1923 erklärt in einem Aufsatz über „Sparpolitik“, Präsident Poincaré habe die Parole ausgegeben von der „Erbarungslosen Sparpolitik“. Im Elsaß merke man davon wenig. Es sei unglücklich, in welchem Maße seit 1918 der Beamtenkörper im Elsaß verstärkt worden sei. So seien z. B. längs der Schweizer Grenze zwischen Rosenau und Dammerkirch früher 122 Zollaufseher verwendet worden, heute dagegen 398. Der Aufsatz schließt: „Unser elsässisches Volk zahlt bereitwillig seine Steuern, und es weiß, daß diese Steuern hohe sein müssen, nach den Verhältnissen, wie sie der Krieg gebracht hat. Aber es muß die Elsässer wurmen, wenn sie vor Augen sehen müssen, in welcher Weise Gelder ausgeworfen werden, die nach allen Regeln eines kaufmännischen Staatshaushaltes eingespart werden müßten. Kein privates Unternehmen, das auf sein finanzielles Risiko die Grenzüberwachung an der Schweiz heute zu übernehmen hätte, würde sein Budget mit einer solchen Verschwendung von Personal und Geld belasten.“

„La République“, Strassburg, 22. Januar 1923 bespricht den Plan, in Straßburg im Jahre 1924 eine „Internationale Mustermesse“ zu veranstalten. Sie schreibt hierzu: „Solange kein wahrer Friedenszustand zwischen Deutschland und Frankreich besteht, ist das Gelingen eines solchen Unternehmens sehr fraglich. Dieser Zustand muß allerdings einmal kommen, aber es kann noch Monate oder Jahre dauern, bis ein normaler Zustand geschaffen ist. Dann erst werden nicht nur unsere Freunde aus Polen, Tschechoslowakei, Serbien usw. nach Straßburg kommen, eine Mustermesse wird dann gleichzeitig als Versöhnungsplattform mit den Deutschen dienen, und unter diesen Umständen, sind Aussichten vorhanden, daß sie finanziell gelingen wird.“

Man kann also den Gedanken immerhin im Auge behalten, denn der Rhein wird nicht bis in alle Ewigkeit die Rolle eines Festungsgrabens behalten; es führen Brücken hinüber, und diese Brücken werden eines Tages wieder wirkliche Brücken sein, die verbinden. Die jüngeren Generationen sollen schon eht lernen, welche Rolle Straßburg infolge der geographischen Lage spielen kann und muß. Bleiben wir „Glacis“, so ist es unser Untergang, wenn es auch manche Hege noch nicht einsehen. Die jetzige Weillage ist ernst, die Völker müssen aber doch durchdringen zum Licht.“

Die „Straßburger Neue Zeitung“, 12. Februar 1923 berichtet über die Lage des lothringischen Weinbaues. In einer Versammlung in Ars, die stark besucht war, sprach der Landwirtschaftsdirektor Grand über den derzeitigen Stand. Er wies den lothringischen Weinbau günstiger gewesen sind als heute. Verlust produzieren. Was unsern Weinbauern fehle, das den Typus des Moselweines in Lothringen schaffen. ... Der Député Schumann versprach, nach der „Lothringer Volkszeitung“ Weinbau auch ein gewisser Kredit auf Lothringen entfallen im Jahre 1922 kein Centime nach Lothringen geflossen ist. Man wird sich in der Tat nicht verwundern, wenn darob Mißstimmung herrscht.“

Die Straßburger Pasteur-Ausstellung.

Pasteur, der als junger Gelehrter kurze Zeit an der Straßburger französischen „Ecole de médecine“ (vor 1870) gewirkt hat, wird von Frankreich als Paradiesstück gepflegt; sein Name wird ausgespielt als Gegengewicht gegenüber den Vertretern deutscher Wissenschaft, die von 1872 bis 1918 an der Straßburger „Kaiser-Wilhelm-Universität“ gelehrt haben; gegenüber Männern wie Laband, Schmoller, Delio, Schmiedeberg, Hoppe-Seyley usw.

Ende Mai wird in Straßburg eine große Pasteur-Ausstellung eröffnet. Sie gehört in den Rahmen der „Manifestationen, die ein nationales Interesse haben“, und wird deshalb aus dem Propagandafonds des französischen Budgets für Elsaß-Lothringen reich unterstützt. Eine Mitteilung an die elsässische Presse berichtet über den Stand der Arbeiten für diese „Internationale Hygiene-Ausstellung“. Die vier großen Hallen seien fast fertiggestellt. Der Pavillon der Stadt Paris, die Pavillons von Italien und der Tschechoslowakei, die Ausstellungshalle für militärische Gesundheitspflege, ebenso eine elektrisch eingerichtete Musterfarm seien ebenfalls der Vollendung nahe.

Ein Pasteur-Denkmal als Gegenstück zum Goethe-Denkmal wird vor dem aus deutscher Zeit stammenden Hauptvorlesungsgebäude der Universität seinen Platz finden. (Die bildhauerischen Arbeiten werden übrigens in Lyon ausgeführt!) Das Gebäude für ein Pasteur-Museum wird zurzeit ausgebaut.

Einzelne elsässische Blätter sprechen boshaft vom „Pasteur-Rummel“. Für den französischen Propagandadienst in Elsaß-Lothringen ist jedenfalls wieder Gelegenheit, seine „Notwendigkeit“ nachzuweisen.

Der „Elsässer Kurier“, Kolmar, 31. Januar 1923.

Die klugen elsässischen Kinder.

In seiner Nummer vom 27. Januar bringt der „Temps“ einen längeren Artikel über den Kampf um die französische Universität Gent. Derselbe erwähnt unter den verschiedenen Vorschlägen, die gemacht worden sind, einen Antrag, die Universität Gent und die Universität Lüttich völlig zweisprachig zu machen und sämtliche Kurse zweisprachig zu halten. Der Antrag soll zurückgehen auf den Herrn de Broqueville, der bekanntlich während des Krieges belgischer Ministerpräsident gewesen. Er geht darauf hinaus, für die intellektuellen Belgiens die Zweisprachigkeit durchzuführen. Der Antrag wurde in der Kammer „mit erdrückender Mehrheit abgelehnt, weil er sich auf die Gewalt stützt und weder den Tatsachen noch den Bedürfnissen des Landes Rechnung trägt“. Des weitern heißt es in dem Artikel:

„Was die praktischen Resultate angeht, würden sie völlig negativ sein, denn der Professor de Brouckere hat es jüngst trefflich gezeigt: „Zweisprachige Professoren, das gibt es nicht, weil man nur denken kann in seiner Muttersprache“ hat er gesagt. In einer Universität, wo die Hälfte der Kurse in jeder Fakultät französisch und flämisch wären, würde man dazu kommen, Diplome zu verleihen an junge Leute, welche weder französisch noch flämisch können, sondern sich in einem Kauderwelsch ausdrücken würden und von keiner wahren Kultur durchdränkt wären.“

Wir wollen über die Behauptungen dieses Artikels nicht in einen Streit eintreten. Bei uns im Elsaß weiß jedermann, daß es Leute gab und gibt, die bei richtiger Schulerziehung beide Sprachen beherrschten, wie das in Lothringen und Luxemburg und zum Teil in der Schweiz ebenfalls der Fall ist.

In einem hat der „Temps“ recht. Man denkt ganz anders in seiner Muttersprache, als in einer Fremdsprache. Professoren sollten es soweit bringen in der Zweisprachigkeit, daß sie auch in der Fremdsprache denken. Bei uns im Elsaß, im Paradies der „Méthode directe“, verlangt man das von sechsjährigen Schulkindern. Die sollen gescheiter sein als die Universitätsprofessoren in Belgien.

Wir danken schön für die Anerkennung elsässischer Genialität! Aber wir wissen, was dahinter steckt.“

„Elsässer Kurier“, Kolmar, 18. Februar 1923.

In der Zeitschrift „Alsace Française“ veröffentlicht der erst in letzter Zeit bekanntgewordene Charles Beckenhaupt, der älteste der elsässischen Journalisten, einen Artikel, der berechnetes Aufsehen erregen muß durch die Tiefe der Auffassungen und die reiche Lebensweisheit, die der greise, jüngst bekanntgewordene Journalist von der pfälzischen Grenze zum besten gibt. In dem Artikel ist u. a. der Spruch zu lesen:

„Die deutsche Sprache behauptet im Elsaß eine wichtige Rolle. Dies zu verkennen, hieße das nationale Interesse verkennen, welches mit dem Interesse des Elsasses identisch ist. Man würde sich besonders täuschen, wenn man die Bedeutung der Tatsachen umkehren würde: Der Elsässer hat keine

Muttersprache, aber sehr besondere Lebensbedingungen, welche man gründlich kennen, verstehen und mit der größten Sorgfalt lösen muß, welche sich aber normal in nationalem Sinne lösen werden."

Der Streit um die Muttersprache wäre damit entschieden: „Die Elsässer haben keine Muttersprache“. Sie unterscheiden sich dadurch von allen Völkern der Welt. Aber das sieht ihnen ganz gleich; das gehört zu dem bekannten elsässischen Partikularismus. Sie bringen keine Sprache mit auf die Welt, sondern nur Lallen. Was sie sprechen, ist nicht ihre Muttersprache, sondern ein zugelegter Dialekt.

Früher sind auch ganz angesehenen Vertretern des Elsasses in der Sache allerlei Verwechslungen passiert. So erklärte einst auch völlig irrtümlich in einer Landesausschufrede vom 6. Juli 1909 der Abgeordnete Winterer:

„Im Elsaß und in einem großen Teile Lothringens haben wir die deutsche Sprache als Muttersprache.“

Herr Charles Beckenhaupt, der noch ein Zeitgenosse des Herrn Winterer war, hat es versäumt, diesen rechtzeitig von der Entdeckung in Kenntnis zu setzen, die er erst heute der Öffentlichkeit zum besten gibt. Lieber spät als gar nie!

„Straßburger Neue Zeitung“, 27. Februar 1923.

Die elsässische Künstlerschaft hat einen schweren Verlust erlitten: Der Bildhauer Charles Jaeckle ist vierzigjährig dieser Tage in einem Krankenhaus in Basel gestorben. In Colmar geboren, hatte Charles Jaeckle zunächst in seiner Vaterstadt bei einem Goldschmied gearbeitet, sodann war er, wie zahlreiche seiner elsässischen Kameraden, nach München gezogen. Vor einiger Zeit wieder in seine Vaterstadt zurückgekehrt, schickte er sich an, größere Arbeiten in Angriff zu nehmen, als ihn der Tod ereilte.

Charles Jaeckle ist trotz seines großen Talentes wenig an die Öffentlichkeit getreten. Er gehörte zu jenen Stillen, die streng mit sich selbst, rastlos an ihrer Vervollkommnung arbeiten. Aller Reklame abhold, beschickte er auch Kunstausstellungen nur selten. Seine Arbeiten, frei von allem Konventionellen, zeichnen sich aus durch eine recht persönliche Auffassungs- und Ausdrucksweise. Schon auf der Straßburger Kunstausstellung von 1897, welche zum ersten Mal den Zusammenschluß der jungen elsässischen Künstler brachte, wurden zwei seiner Werke, eine „Heilige Odilia“ und die Büste eines alten Mannes viel bemerkt. Unter seinen späteren Arbeiten, Porträtbüsten, die er mit scharfem psychologischem Erfassen geschaffen hat, sind die bedeutendsten die des Abbé Wetterlé und die des Malers Hans Mathis. Die Stadt Mülhausen hat kurz vor dem Kriege den Entwurf zu einem Denkmal für den Dialektdichter Lustig zur Ausführung bestimmt.

Mit Charles Jaeckle hat das Elsaß einen seiner begabtesten Bildhauer verloren, der, allzufrüh dahingerafft, noch nicht die Höhe seiner künstlerischen Laufbahn erreicht hatte, und der gewiß seiner Heimat noch manches Meisterwerk geschenkt hätte.

Die „Freie Presse“, Straßburg, 26. Februar 1923

meldet, daß die Stadt Straßburg am Sonntag den 25. Februar dem Straßburger Historiker Rodolphe Reuß eine wohlverdiente Ehrung erwiesen hat. Eine Plakette wurde in der Stadtbibliothek im einer Feier enthüllt. Reuß ist am 13. Oktober 1841 als Sohn des bekannten Theologieprofessors geboren. Er war Professor am protestantischen Gymnasium zu Straßburg bis 1896 und Oberbibliothekar der Stadtbibliothek. 1896 ging er nach Paris, 1897 und 1898 gab er das große Geschichtswerk „L'Alsace au 17e siècle“ heraus.

Frankreich

Die Verwelschung Elsaß-Lothringens.

Der „Avenir“ (Paris) vom 21. Dezember 1922 verwendet sich in einem Aufsatz von André Ibels „Für die Elsaß-Lothringer, die ihre Namen französisieren wollen“. Anfangs des Krieges, als Tausende und Abertausende von Gesuchen an den „Référéndaire au Sceau“ gelangten, kam es zu einem Antrag Honorat, der auf die Erlaubnis hinfielte, „Namen mit germanischen Konsonanten“ zu französisieren. Ein Dekret war die Folge, das den „neuen Elsässern und Lothringern“ erlaubte, ihren Namen zu wechseln oder ihm eine französische Form zu geben. Die gleiche Erlaubnis erhielten aber die „alten Elsässer und Lothringer“ nicht, d. h. die, die früher schon in Frankreich lebten. So kam es aller Logik zuwider also dazu, daß gerade die Elsaß-Lothringer, die nach 1870 unter großen Opfern das Mutterland wieder erreichten, fortführen „einen Namen mit Konsonanten zu genießen, die sich im Klang recht schlecht mit der französischen Sprache vertragen“. So muß Herr Kaufmann weiterhin Kaufmann, Herr

Lessing Lessing heißen, schon allein wegen der hohen Gebühren, (1,560 frcs 25 cts), zu denen weitere Unkosten kommen. Allen Abgeordneten und Senatoren aus Elsaß-Lothringen müßte es am Herzen liegen, durch einen Gesetzentwurf Abhilfe zu schaffen, daß so wenige ihrer Landsleute ihren Namen haben ändern lassen. Einzelne könnten eigentlich mit gutem Beispiel vorangehen. Sie sähen dann, daß es für einen armen Kerl nicht möglich ist, Franzose zu werden, „Français sur toutes les coutures“. „Und wahrhaftig, in Frankreich ist es in gewissen ersten Stunden immer gefährlich, nicht auch dem Namen nach Franzose zu sein. Man erinnere sich nur der unzählbaren Fensterscheiben, die bei Kriegsausbruch in den Geschäften zerbrochen wurden, deren Inhaber Namen mit fremden Konsonanten trugen, die der unwissenden Menge (à la populace ignorante) immer als germanische Konsonanten vorkommen.“ „Es ist wohl nicht nötig hinzuzufügen, daß die Kinder der Herren Kaufmann, Lessing usw. täglich und reichlich als „Boches“ behandelt werden, denn die Jugend ist ohne Mitleid. . . Herr Lessing, der bis 1914 deutscher Untertan war, wartet trotz seiner (französischen) Sympathien nur darauf, daß seine Söhne etwas älter geworden sind, und er ist entschlossen, sie ihre Studien in Bonn oder Heidelberg beenden zu lassen, in einer Umwelt, wo ihr Name weder eine Schande noch ein Skandal ist, . . . und die Kinder des Herrn Lessing, lange genug von ihren kleinen Kameraden als Boches behandelt, werden wahrscheinlich in Deutschland bleiben.“ Und doch wäre es so leicht, alle Welt zufriedenzustellen und so leicht, Vollfranzosen zu schaffen.

*) Wir ersparen uns jeden Zusatz.

Wie die Elsässer zu Vollfranzosen gemacht werden sollen.

(Französische Sorgen.)

Im „Petit Parisien“ (Paris) vom 22. Dezember 1922 behandelt Jules Albert Jaeger, der Herausgeber des Straßburger Propagandaorgans „L'Alsace française“, die Frage: „Wie soll man dem jungen Elsaß die französische Sprache lehren?“

Die französische Schule ist ihm die schönste Seite des Werkes, das man die französische Wiederanpassung Elsaß-Lothringens nennen wird. Gehässige Angriffe haben sich ihr vergeblich entgegengestellt; die „Muttersprache“, diese über-rheinische Ware, die einige absichtlich nicht genannte Männer rühmend herausgestrichen haben, hat die Partie verloren.“ Die elsässische und lothringische Bevölkerung, die mit solchem Recht an ihren Dialekt hängt, will, daß das Französische die Sprache des Geschäftslebens, die offizielle Sprache sei. Sowohl in der Schule als auch in den Kursen weitestgehend alt und jung in der rührendsten Weise. Die heranwachsende Generation wird nicht nur wie die vorhergehenden dem Herzen nach, sondern auch der Sprache nach französisch sein. So sehr man also voller Vertrauen in die Zukunft blicken kann, so darf man doch die jetzige Generation nicht vergessen, die die französische Sprache nicht kennt. Mit rühmenswertem Eifer haben sich ihrer seit dem Waffenstillstand mit staatlicher Hilfe private Einrichtungen angenommen: die „Conférence au village“, die „Cigogne“, „Volkskurse“, „Renaissance Alsacienne“. Viel glückliche Erfolge, aber auch viel Fehlschläge, viel Nachlassen, teils wegen der Unzulänglichkeit der Lehrer, teils aber wegen der Schüler selbst, die geglaubt hatten, in sechs Stunden eine fremde Sprache zu lernen.

Die 18 Monate Militärdienstzeit müssen ausgenutzt werden, um hier einzugreifen. Auf Millerands Anregung hin gab es für die Jahresklasse 1919 für die jungen Soldaten in allen Garnisonen Sprachunterricht durch Professoren. 1920 unterblieb dies aus Mangel an bereitgestellten Mitteln, und jetzt versucht sich an dieser Aufgabe ein Unteroffizier ohne pädagogische Kenntnisse während des Dienstes, soweit die militärischen Interessen es zulassen. Dadurch schädigt man die elsässischen Soldaten. Beherrschen sie die Nationalsprache nicht, so kann man sie nicht befördern. Wo es doch geschehen ist, hat es „Unfälle“ gegeben.

Drei Forderungen: 1) Vom Budget her gesehen dürfen diese französischen Sprachkurse nicht dem Unterricht in den weit weniger wichtigen lebenden Sprachen (deutsch, englisch) gleichgestellt werden. 2) Als Unterrichtende muß man zivile Lehrer wählen und dazu die 100 elsäß-lothringischen Zöglinge der Normalschule, die dieses Jahr nach Abschluß ihrer Studien eingezogen wurden, und die für diese Aufgabe besonders geeignet erscheinen. 3) Für die praktische Organisation müßte gleichzeitig eine Schule geschaffen, die bestimmt wäre, durch intensiven Unterricht zum Unteroffizier und Korporal auszubilden. Dies fordert das „Comité alsacien d'études et d'informations“. Die Erfüllung ist von größerer Tragweite als die Gründung von „Zentren körperlicher Erziehung“

Elsaß-Lothringen

Heimatstimmen

Herausgeber: Dr. Robert Ernst

Bezugspreis für das Vierteljahr:
Deutschland u. Dtsch.-Oesterreich
beim Bezug durch die Post 750 Mark
bei Streifbandbezug 1000 Mark

Jahresbezugspreis für das Ausland:
Frankreich 8 Frank. (frz.)
Schweiz 4 Frank. (schwz.)
Übriges Ausland 1 Dollar (amer.)

Bestellungen aus dem Ausland und für
den unmittelbaren Streifbandbezug an
die Schriftleitung
Berlin W 30, Postschließfach Nr. 5
Buchhandlungen 40% Rabatt

Zahlungen erbeten:
Deutschland:
Postscheckkonto Dr. Robert Ernst,
Berlin NW 7, Nr. 109 799.

Ausland:
Brieflich an die Schriftleitung
Berlin W 30, Postschließfach Nr. 5

Anzeigen:
die 4 gespaltene mm-Zeile 100 Mark
(Familienanzeigen 80 Mark)
Nachdruck
mit Quellenangabe gestattet.

Nummer 5

Berlin, Mai 1923

I. Jahrgang

Von elsässischer Freiheit und Einheit.

Von Erich Sigwalt.

Unser elsässisches Heimatland ist ein kleines Land, das wie kaum ein anderes von der Natur dazu bestimmt scheint, eine politische Einheit zu bilden. Eingebettet zwischen Vogesen und Rhein, Jura und Pfälzer Wald, bewohnt von einer völkisch einheitlichen Bevölkerung, in deren Gemütsleben sich eine eigenartige Welt besonderer volkhafter Deutschtum gebildet hat, in deren Bewußtsein der Gedanke kulturpolitischer Einheit elsässischen Wesens lebendig ist, einer Bevölkerung, welche sich nach Osten wie nach Westen hin instinkthaf abgegrenzt hat und heute noch abgrenzt, bildet es eine Einheit, von der man meinen sollte, daß sie von dem Drang erfüllt sein müßte, nach dem Höchsten zu streben, was einem in sich geschlossenen Volkstum in der Welt werden kann: der Freiheit im eigenen Staate. Weiter im Süden liegt die Schweiz. Deutsches Volkstum desselben Stammes hat sich hier in zähem Kampfe politische Souveränität errungen und behauptet, das Elsaß aber hat das bis heute nicht vermocht. Und doch offenbart sich in seiner langen, leidvollen Geschichte immer wieder der Drang, sich auch in der Welt des politischen Lebens zu behaupten, nicht nur Objekt zu sein, sondern vielmehr Subjekt zu bleiben, zu werden, zu sein.

Subjekt sein heißt frei sein. Die Freiheit aber besteht darin, „daß man“, um mit R. Redslob, dem altelsässischen Staatsrechtslehrer, der heute an der französischen Universität Straßburg lehrt, zu sprechen, „eigenen Gesetzen gehorcht, die man selber will, ins Leben ruft, stärkt und beschirmt. Unfrei ist, wer den Zwang fremden Gesetzes erleidet. Unfrei ist, wer der unterdrückten Minderheit angehört, die es in jedem Staate gibt kraft der eisernen Notwendigkeit des Lebens, die im stetig wogenden Kampf den Starken über den Schwachen siegen heißt. Unfrei sind die Völker widerstreitender Provinzen. — Unfrei sind auch die Völker abhängiger Länder, nur in einer anderen Form, indem sie nicht zermalt werden wie jene im gewaltigen Prozeß der Bildung selber, durch die Gewalt im Entstehen, sondern durch die in sich fertige fremde Gewalt“. „Eigene Gersprüngher Herrschaft sich selber geben“. Darauf aber erwächst“. (R. Redslob, Abhängige Länder, eine Analyse des Begriffs von der ursprünglichen Herrschergewalt, Leipzig, Veit u. Comp., 1914, Seite 350.)

Dieses aber ist sicherlich in der Schweiz der Fall; es ist in Frankreich der Fall, es ist in den deutschen Staaten, im Deut-

schen Reich der Fall. Wie aber war das im Elsaß, und wie ist es heute, das ist die Frage. Von elsässischer Freiheit und im Zusammenhang damit von elsässischer Einheit soll im Folgenden die Rede sein.

I

Vom deutschen Mittelalter bis zum Ausgang der ersten Franzosenzeit.

Die drei Jahrhunderte vom Jahre 1000 etwa bis zum Jahre 1300 waren die „reichste Zeit der elsässischen Geschichte“ (Rudolf Wackernagel, Geschichte des Elsasses, 1919, Frobenius-schwäbische Herzogtum und das Herzogtum im Elsaß. Damals ruhte die „maxima vis regni“, die „größte Kraft des Reiches“, in dem Land zwischen Basel und Mainz und damit auch in unsern elsässischen Gauen. Zwar war der Stammsitz der schwäbischen Herzöge drüben im Schwabenland, sie kamen aber, und das ist wesentlich, „nicht als fremde Herren“ ins Land.) Sie waren im Elsaß selbst reich begüterter, konnten als elsässische Könige und römische Kaiser waren. Der Land und Volk eng verbundene Landesherr war Kaiser, der Kaiser war Landesherr. Das Elsaß erschien so gegenüber den übrigen Landschaften geradezu als „ein aus dem übrigen Deutschland herausgehobenes Glied“, in dem sich die Größe von Reich und Dynastie vor allem offenbarte. Die Staufer brachten „einen entschiedenen staatlichen Willen“ ins Land.) Sie faßten das Land zur Einheit Ministerialitätsverfassung zu großer Blüte. Wenn je, so waren die Elsässer damals frei; sie wollten die Landes- und Reichsgewalt, so wie sie war; sie unterstanden, indem sie sich vom Kaiserherzog führen ließen, „eigenen Gesetzen“; die Gewalt, die im Lande herrschte, war organisch gewachsene „ursprüngliche Gewalt“. Sicherlich waren sie auch damals gegenüber den andern Genossen im Herzogtum und im Reich ein Schlag besonderer volksdeutscher Art, aber sie standen mit zuvörderst im Reich und waren daher von stolzem Reichsbewußtsein erfüllt. Sie hatten so die Heimat, die traute Enge, und hatten zugleich das Reich, das die Weite bedeutete, in die sie hineingetragen wurden, und mit dem sie durch das große Kaisergeschlecht in

1. R. Wackernagel, a. a. O., Ste. 80.
2. Wackernagel, Ste. 6.

August 1787 in Straßburg eröffnet. Die Aufgabe war vor allem die Verteilung der Steuern, sodann die Vertretung aller „zum Wohl der Nation“ beitragenden Wünsche gegenüber dem König. Zunächst wählten diese Stände die zur Vorbereitung aller Gesetze im Einzelnen bestimmten Intermediarkommission. Im Dezember 1787 treten die Landstände nochmals zu einer Sitzung zusammen, dann aber nicht mehr. Dagegen blieb die Intermediarkommission an ihrem Platze und entwickelte eine eifrige Tätigkeit; ja schien die Verwaltung des Landes völlig in ihre Hand nehmen zu wollen.¹⁴⁾ Es ist das neue Elsaß des „Tiers état“, das sich in diesen „états provinciaux“ ankündigt, das auch in den gleichzeitig gebildeten Distrikts- und Gemeindeversammlungen das erste Wort führt. Aber auch das alte Elsaß der Reichsstädte und Reichsstände meldet sich noch einmal und fordert in zahlreichen Schriftstücken vernehmlich die Wiederbelebung des altständischen Wesens in den ehrwürdigen Formen der Vorzeit. Ganz allgemein aber verlangt man die Beibehaltung der Sonderstellung der Provinz. Auch in den „Cahiers de doléances“, die den elsässischen Deputierten nach Versailles mitgegeben werden, herrscht dieser durchaus partikularistische Geist.¹⁵⁾ „Alle elsässischen Gravamina waren in diesen Heften zusammengefaßt. Es war deren erste offizielle feierliche Äußerung des alten Elsasses. Seine Zustände wurden noch einmal vor der ganzen Nation zur Sprache gebracht, ehe es selbst dahinging.“¹⁶⁾

So schien denn das Elsaß in den Jahren 1787—1789 einen Anlauf dazu zu nehmen, sich als Provinz mit regionaler Selbstverwaltung zu konstituieren. Weiter reicht sein Freiheitsideal damals nicht mehr. Und Freiheit kam wirklich, aber es war eine andere; es war die national französische Freiheit, die die provinziellen Besonderheiten überflutete, das Volk Gesamtfrankreichs zur Staatsnation umformte und auch das Elsaß mit sich fortriß. Die Wirtschaftsgrenze gegen Frankreich wird aufgehoben, das elsässische Gebiet in Departements aufgeteilt, die alten Herrschaften und Gerichtsbarkeiten verschwinden, das Elsaß „verliert den Charakter der fremden Provinz“. „Es erfährt von der Seite Frankreichs die große Offenbarung einer neuen Staatsgewalt, an der es, gleichen Rechtes mit dem ganzen übrigen Frankreich, teilnehmen soll.“¹⁷⁾ Das Elsaß soll dafür aber sein altes Erbgut verbrennen, um seinen Leib völlig in den Frankreichs einzuschmelzen, auf daß es nicht mehr das Elsaß, sondern nur noch ein Teil Frankreichs sei. Das ist die Forderung, die Frankreich an es stellt!

Und in der Tat: das Elsaß hört auf eine „fremde Provinz“ zu sein; es wird ein regelrechter Teil des unitarischen Frankreichs. Es opfert seine partikuläre Einheit, um in die Einheit Gesamtfrankreichs miteinzugehen; es verzichtet auf regionale Autonomie, um an der französischen Freiheit teilzuhaben. Man hatte schon seit dem deutschen Mittelalter im Elsaß in der „Freiheit“ das Wesentliche gesehen, demgegenüber die Zuge-

hörigkeit zu dem die Freiheit anbietenden und schützenden Staate „das Zufällige und des Wechsels Fähige“ sei. Da sich Frankreich nun „als das neue Land der Freiheit vor die geblendeten Augen der Elsässer stellt“, erschien, wie der Colblender Reubel 1789 sagte, „der Name Franzose als der schönste, den man künftig tragen könne.“¹⁸⁾ Unter Freiheit verstand man nun nicht mehr die „deutsche Libertät“, die ständische Freiheit von Reichsstadt und lokaler Herrschaft, man verstand vielmehr unter ihr die individuelle Freiheit des Bürgers, die ihn von den Fesseln des mittelalterlichen Ständewesens befreie und ihn zum freien Bürger im souveränen Volksstaat mache. Da war nun auch kein Raum mehr für die Gedanken der regionalen Selbstverwaltung; man konnte nur noch die Einheit der Staatsnation wollen. So tauchte denn das deutsche Elsaß voll und ganz ein in das politische Denken des Westens, es verzichtete auf den Wunsch, für sich etwas zu bedeuten, und erfüllte sich mit dem Hochgefühl, Teilhaber an der „ursprünglichen Gewalt“ zu sein, die das souveräne Volk Frankreich über sich errichtete.

Wenn es sich so bereit fand, auf partikuläre Einheit und Freiheit zu verzichten, um an der Einheit und Freiheit Frankreichs teilzuhaben, so hörte es darum aber doch nicht auf, völkisch etwas für sich zu sein. Denn in den tieferen Bereichen des Lebens dauerte trotz der Einheit im Rahmen der Staatsnation Frankreich die Spannung, der Widerstreit fort. Der Kampf um Schule und Sprache, der noch in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts tobte, der seelische Zwiespalt, die Zerrissenheit, in denen Männer wie Spach, wie August und Schneegans, wie Reuß staken, offenbarten, daß Freiheit und Einheit im Staatlichen, so wichtig sie sind, doch allein die letzten Fragen noch nicht lösen. Im Tiefsten war das Elsaß so noch nicht erlöst, als es in der Zeit von etwa 1790—1870 Teil der französischen Staatsnation war. Es hatte zwar das Hochgefühl erlebt, in die weiträumige Welt eines großen Nationalstaats einzutreten und von dessen Führern, die es auch als die seinen ansah, wie einst in den Zeiten der Stauer, in die Welt großen politischen Geschehens und großer wirtschaftlicher Zusammenhänge hereingeführt zu werden. Aber es ward auch in diesen Jahrzehnten die Eierschalen seiner germanischen Geburt niemals so los, daß es voll und ganz im Strome des nationalen Lebens Frankreichs hätte mitschwimmen können. Die andere seelische Art schuf Hemmungen, die auch von dem beweglichsten elsässischen Geist nur schwer überwunden wurden. Für das Elsässertum hätte es, wenn es bei Frankreich geblieben wäre, doch wohl nur dann völlige Erlösung geben können, wenn es sich auch den letzten Rest seines deutschen Wesens aus dem Herzen und von der Zunge gelöst hätte, so daß es mit Frankreich nicht nur im Politischen, sondern auch im Völkischen eins geworden wäre. Das aber hätte den Unter- gang des Elsässertums bedeutet. Ob Frankreich das Elsaß schließlich auch zu diesem Verzicht gebracht hätte, ist eine Frage, auf die die Antwort nicht möglich ist. Es kam im Jahre 1870 das Deutsche Reich und stellte es vor eine neue Lage.

Der kirchliche Protestantismus im französischen Elsaß. Eine Tragödie? 2. Teil.

Von Prof. Dr. A. Krencker.

II.

Mit unbeirrbarer Tatkraft betreibt die französische Regierung die vollkommene Romanisierung der elsäß-lothringischen Bevölkerung. Sie handelt wie jeder entschlossene Eroberer fremdstämmigen Landes, aber darüber hinaus mit jenem pathologischen Eifer, den die Angst und das schlechte Gewissen gebiert. Die Lüge, daß wir Franzosen sind, muß triumphieren, koste es, was es wolle. Und diese Lüge wirkt wie ein Fluch. Sie zwingt die Franzosen; jusqu'au bout zu gehn und nahe-

liegende Kompromißmöglichkeiten nicht einmal zu erwägen, mit denen ihrer Ehre und unsrer Heimat und dem Weltfrieden besser gedient wäre. Sie müssen dem Völkchen, das sie zu lieben wännen, kerngesunde Organe aus dem Leibe reißen. Sie müssen ihm auch gewisse Hauptadern unterbinden, denn mit jedem Tage sehen sie klarer, daß darin deutsche Säfte kreisen und besonders geartete Prägungen der mit maßloser Leidenschaft als minderwertig geschmähten und doch maßlos gefürchteten deutschen Geistigkeit.

So empfindet das elsäß-lothringische Volk die als großzügige und notwendige Säuberungsaktion vorgegebene und so unruhlich durchgeführte Vertreibung der Deutschen im Stillen schon längst als eine Eisenbarke von übelster Wirkung und schämt sich gründlich der peinlichen Heldentaten, mit denen

damals altelsässische Schergen landfremder Interessen ihre und der Heimat Ehre besudelten. Mochten auch Tausende der von heute auf heute über den Rhein gejagten Menschen recht unwillkommene Gäste gewesen und geblieben sein, andere Tausende, unter ihnen die Besten, waren mit Leib und Seele unser geworden, und wieder andere waren im Begriff es zu werden. Kaum ein einziges der im Lande aufgewachsenen Kinder altdeutscher Eltern, das sich nicht auf gut Elsässisch mit den unsern geprügelt und vertragen hätte. Unser Stamm war daran, sie alle in sich aufzunehmen.

An den Folgen der barbarischen Amputation kranken mehr oder weniger alle Schichten und Kulturorgane des Landes, am schwersten aber wurden die evangelischen Kirchen getroffen. Man zählt etwa 150 000 aus Elsaß-Lothringen Vertriebene, darunter weit über 100 000 Evangelische, also ein volles Drittel zum mindesten aller Evangelischen des einstigen Reichslandes. So sind heute viele Gemeinden, namentlich in den größeren Städten und in Lothringen, nur noch blutlose und lebensunfähige Gerippe. Aus den Behörden und Lehrkörpern der höheren Bildungsanstalten, in denen durchaus nicht immer zur Freude der politischen Denkenden die Evangelischen überwogen, aus dem kaufmännischen und gewerblichen Leben, wo sie außerordentlich stark vertreten waren, sind durch die Verdrängung der Altdeutschen die Protestanten teils ausgemerzt, teils sind sie dort bedeutend zusammengeschmolzen. Solchem gewaltigen Verlust an Seelen und öffentlicher Geltung entspricht die noch fühlbarere Einbuße an geistiger Kraft, an arbeitsfreudigen, glaubensstarken und opferbereiten Persönlichkeiten, an kirchlich gesinnten und kirchlich brauchbaren Elementen aller Art. Kurzum: die Bevölkerungspolitik der Franzosen und der elsässischen Bourgeois hat dem elsässischen Protestantismus einen beträchtlichen Teil des Grundes, auf dem er stand, einen Boden, aus dem er 40 Jahre lang neue, heute unersetzliche Kräfte bezog, weggeschwemmt und ihn wieder in seine frühere Bedeutungslosigkeit zurückgeworfen.

Selbstverständlich mußten auch fast alle evangelischen Pfarrer altdeutscher Herkunft aus dem Lande weichen. Auf die kirchlichen Interessen der so geringen protestantischen Minderheit glaubte der Franzose jene zweckbewußte Rücksicht nicht nehmen zu müssen, die er nur zum Teil der katholischen Kirche gegenüber übte. Mit den protestantischen Kirchen konnte man um so diktatorischer verfahren, als man sich der Dienste angesehenen protestantischer Geistlichen und Laien aus der Sphäre der städtischen Bourgeoisie erfreuen durfte und nun natürlich keinen Anlaß hatte, deren glühenden patriotischen Eifer zu dämpfen. So wurde schon vor dem Einzug der Franzosen das Direktorium der Kirche Augsburgs Konfession mit seinem altdeutschen Präsidenten weggeführt. Die Geschäfte übernahm eine lediglich nach dem patriotisch-politischen Glaubensbekenntnis zusammengesetzte Direktorialkommission. Das Oberkonsistorium, diese oberste Vertretung des Kirchenvolks, durfte anderthalb Jahre nicht zusammentreten, und damit war jede Möglichkeit ausgeschaltet, kirchliche Bedenken und Wünsche, die nicht in das Schema der Nettoyeurs paßten, eindrucksvoll zur Sprache zu bringen. Es war eine schwere Verantwortung, die die Männer der Direktorialkommission auf sich genommen hatten. In jenen Tagen katastrophaler Verluste und allgemeiner Verwirrung und Ratlosigkeit galt es, für die Kirche zu retten, was zu retten war, und nur, wer willens war, ihre Sache gegen jedermann ohne Menschenfurcht zu vertreten, und wer unbeirrt durch nationale Leidenschaften jedweden willkommen hieß, der fähig und bereit war, ihr zu dienen, durfte sich mit ihrer Leitung betrauen lassen. Es wird zu den peinlichsten Erinnerungen der Geschichte des elsässischen Protestantismus zählen, daß die Direktorialkommission dies Gebot der Stunde nicht beachtet hat. Gewiß besaß sie nicht die Macht, die Franzosen an dem zu hindern, was sie für zweckmäßig hielten. Aber daß sie in einem Zirkular an ihre Pfarrer diese lediglich auf ihre politische Gesinnung ansprach und den deutschgesinnten unter ihnen nahelegte, freiwillig auszuwandern, bevor „Denunziationen sie der Strenge der bürgerlichen und politischen Machthaber anzeigten“, daß sie in demselben Zirkular offen erklärte, in den meisten Fällen auch nicht willens zu sein, sich für die mit Maßregelungen Bedrohten zu verwenden, daß sie das Verbleiben solcher Seelsorger im elsässischen Kirchendienst ohne weiteres

als eine Gefährdung der Interessen ihrer Gemeinden hinstellte und es in unmißverständlichen Wendungen in Gegensatz brachte zu den Geboten der persönlichen Wahrhaftigkeit, Würde und Ehre, daß sie schließlich das schwerste Geschütz aufbot, mit dem man einem christlichen Pfarrer kommen konnte und um sie bequemer loszuwerden, an ihr Gewissen appellierte und das ganze Schreiben in den salbungsvollen Wunsch ausklingen ließ: „... möge Gott Sie erleuchten und leiten!“, das alles bedeutet teils eine hemmungslose Kapitulation von Kirchendienern vor kirchenfremden Interessen, teils einen lieblosen und plumpen Eingriff in schwerste seelische Konflikte reifer Männer, teils eine ebenso naive wie sachlich unberechtigte Inkonsequenz in der Verwendung sittlicher Maßstäbe. Hatten es doch dieselben Herren, die die Schreiben ins Land schickten, mit ihrer Wahrhaftigkeit, ihrer Moral, ihrer Ehre und ihrem Gewissen für vereinbar gehalten, nach 1870 im Lande zu bleiben und öffentlich zu wirken, der Unterzeichnende gar, vierzig Jahre lang an der deutschen Kaiser-Wilhelms-Universität die theologische Jugend in christlicher Ethik zu unterweisen!

Tatsächlich hat auch eine stattliche Anzahl altelsässischer Pfarrer freiwillig die Heimat verlassen, und nicht wenige von ihnen haben diesen schmerzlichsten Entschluß ihres Lebens unter dem verheerenden Eindruck gefaßt, den das Zirkular der Direktorialkommission auf sie gemacht hat. Die fast allgemeine Auffassung, daß bei einem wirklich verständnisvollen und seelsorgerischen Eingehen der Kirchenbehörde auf die inneren Nöte der Pfarrer eine ganze Reihe bewährter Kräfte sich hätten halten lassen, trifft durchaus zu. Verteidiger hat jenes verhängnisvolle Schreiben kaum gefunden, und als endlich auch das inzwischen neue gewählte Oberkonsistorium in die Lage kam, sich mit ihm zu beschäftigen, gestaltete sich die Aussprache trotz ihres gedämpften und maßvollen Tones doch zu einer peinlichen Abrechnung mit den Schuldigen.

Heute stehen über 70 Pfarreien verwaist. Mit den Filialgemeinden sind das über 150 Gemeinden. Annähernd 80 Pfarrer und Pfarrkandidaten sind fortgezogen, also ein reichliches Viertel der ganzen evangelischen Geistlichkeit. Beängstigt wirkt ferner, daß der theologische Nachwuchs trotz der anspruchsvollen äußeren Aufmachung der heutigen Straßburger Fakultät — auf etwa 20 Studierende kommt ein volles Dutzend Dozenten — selbst den natürlichen Abgang immer weniger decken wird, und daß französische Pfarrer der Sprache wegen noch auf lange hinaus nicht in die Bresche springen können. Nun werden Gesichtspunkte geltend gemacht, von denen aus dies Bild vielleicht nicht so trostlos erscheint. Ein Vergleich mit den Verhältnissen der verschiedenen deutschen Landeskirchen ergibt für das Elsaß eine außerordentlich hohe Zahl selbständiger kleiner Pfarreien, die die Arbeitskraft ihres Pfarrers schwerlich ganz in Anspruch nehmen. Sollte da nicht eine Zusammenlegung solcher Zwerggemeinden zu größeren, dem Tätigkeitsbedürfnis des Pfarrers besser entsprechenden Gemeinden ohne Schaden für das kirchliche Leben möglich sein? Gibt es nicht auch eine Menge Pfarrstellen, die infolge der Massenausweisungen nahezu sinekuren geworden sind? Und wird nicht über kurz oder lang der französische Staat auch in Elsaß-Lothringen seine Trennung von der Kirche vollziehen und dann so wie so die Zahl der Pfarrstellen verringert werden müssen? — Solche Betrachtungen sind natürlich richtig und notwendig, vermögen aber das Verhängnisvolle des Pfarrermangels nicht zu beseitigen. Wenn aus Kirchengemeinden, die seit Jahrhunderten Pfarrsitze waren, die Pfarrer verschwinden, wird das Erbe an kirchlicher Sitte, an religiösen und sittlichen Erziehungskräften durch flüchtige Besuche des Pfarrers aus der fernen Gemeinde kaum zusammengehalten werden können, selbst wenn die Gefahren, die diesem Erbe drohen, weniger akut wären, als sie es heute sind und in der Zukunft sein werden. Der Kampf gegen die religionsfeindlichen geistigen Mächte der Gegenwart, die sich in die entlegensten Winkel Bahn gebrochen haben, der Kampf gegen kirchenfeindliche Sekten, deren durch ausländische Mittel gespeiste Propaganda immer mehr um sich greift, verlangt treueste Arbeit an den Einzelnen. Auch die Mischehenfrage, diese ernste Sorge aller Minderheits- und Diasporakirchen, ist durch den Umschwung der Dinge im ganzen Lande wieder besonders groß geworden, und auch sie fordert die Konzentration der Energien auf sorgfältige Einzel-

14. Wackernagel, Ste. 354.
15. Wackernagel, Ste. 357.
16. Wackernagel, Ste. 357.
17. Wackernagel, Ste. 358.
18. Martin Spahn, Elsaß-Lothringen. Ullstein, Berlin, 1919.

steht aber wenig Aussicht mehr, daß diese Wünsche durchdringen, vielmehr werden unsere Landsleute froh sein müssen, wenn sie in dem Verträge gewisse Bürgschaften für die Wahrung ihrer wirtschaftlichen Interessen und der Stellung der einheimischen Beamtenschaft durchsetzen.

7. Im Mittelpunkt des Kampfes um die Erhaltung der Eigenart des Landes und seines Rechtes stehen neben den Institutionen des Generalkommissariats und des Conseil consultatif Schule und Kirche. Der französische Radikalismus will die Bekenntnisschule, die außer in Straßburg und einigen anderen Städten allein gesetzlich zugelassen ist, durch die weltliche Volksschule des französischen Rechtes ersetzen; er will den anerkannten Religionsgemeinschaften die Vorrechte, die ihnen auf Grund des in Frankreich aufgehobenen, in Elsaß-Lothringen aber noch als Landesgesetz in Kraft stehenden Konkordats und der daran anschließenden napoleonischen Kirchengesetzgebung zustehen und deren wichtigstes die Zahlung der Besoldungen aus Staatsmitteln ist, nehmen. Beiden Forderungen widersetzt sich aber unter Vortritt der Geistlichkeit die große Mehrheit der auf außerhalb der klerikalen Kreise weithin kirchlich gesinnten Bevölkerung. Bis jetzt hat ein Vorstoß gegen den bestehenden Zustand auf dem Gebiete der Gesetzgebung noch nicht stattgefunden. Aber die völlig rechtswidrige Absetzung der altdeutschen Bischöfe durch Dekret der Regierung, die massenhafte Anstellung unkirchlicher oder sogar offen kirchenfeindlicher Lehrpersonen und deren Unterstützung durch manche Beamte der Unterrichtsverwaltung haben in Verbindung mit der radikalen Agitation ernste Zweifel an dem Willen der Regierung erweckt, die Zusagen zu halten, die wegen der Aufrechterhaltung jener Einrichtungen vor und bald nach der Besetzung gegeben worden waren. Die hierdurch hervorgerufenen heftigen Proteste, die in klerikalen Zeitungen und Versammlungen stellenweise bis zur Drohung mit Beschwerden an den Völkerbund gingen, haben den mit der Oberleitung der Landesverwaltung betrauten Justizminister Barthou veranlaßt, im letzten Herbst die Beibehaltung des gegenwärtigen Zustandes auf absehbare Zeit erneut zu versprechen. Aber neuerdings finden die radikalen Forderungen auch bei einem einflussreichen Teile der Regierungspartei Unterstützung, und die Stimmung der Kammermehrheit wird durch die Ablehnung der vom Conseil consultatif für 1922 beantragten, lediglich der Teuerung entsprechenden Erhöhung der Gehälter der Geistlichkeit deutlich gekennzeichnet.

Vielleicht ebenso sehr wie durch die drohende Verweltlichung der Schule wird die deutschsprachige Bevölkerung durch die Vernachlässigung ihrer Muttersprache im Unterricht erregt. Als bald nach Beginn der französischen Verwaltung wurde das Französische als alleinige Unterrichtssprache selbst für die unterste Klasse der Volksschule eingeführt und der Unterricht im Deutschen auf 4 Wochenstunden vom zweiten Schuljahr ab beschränkt. Die Folge dieser Anordnung ist, daß die Volksschüler im deutschen Sprachgebiete, namentlich auf dem Lande, wo sie fast durchweg keinerlei französische Sprachkenntnisse von Hause mitbringen, weder die deutsche noch die französische Schriftsprache beherrschen lernen und über dem öden Drill in der fremden Sprache auch in den anderen Fächern weit hinter den Erfolgen der deutschen Volksschule zurückbleiben. Die Beschwerden der Eltern, die die Zukunftsaussichten ihrer Kinder beeinträchtigt sehen, werden lebhaft durch die Geistlichen unterstützt, die sich infolge der unzulänglichen Sprachkenntnis der Kinder außer Stande erklären, den Religionsunterricht in befriedigender Weise zu erteilen, und die Sittlichkeit der neuen Generation, die Seelsorge an ihr sowie in weiterer Folge ihren eigenen Einfluß gefährdet finden. Eine Aenderung haben aber bisher weder die Forderungen der Presse noch die Bemühungen der Abgeordneten zu zeitigen vermocht.

8. Bei den Verbänden der weltlichen Selbstverwaltung sind nach dem Gesetze vom 17. Oktober 1919 die deutschen Vorschriften über die Wahlen durch die französischen ersetzt worden. Damit gilt auch die freie Wahl des Bürger-

meisters durch den Gemeinderat anstatt der in der Gemeindeordnung von 1895 vorgesehenen Ernennung durch die Regierung als eingeführt. So gern sich die Elsaß-Lothringer diese Aenderung haben gefallen lassen, so sehr widersetzten sie sich der geplanten weiteren Anpassung ihrer Gemeindegesetzgebung an das französische Recht, das die Gemeinden ohne Unterschied der Größe einer beengenden Aufsicht durch den Präfekten unterwirft. Eine Versammlung der Bürgermeister der großen Gemeinden hat im vergangenen Herbst einstimmig verlangt, daß das Landesrecht in der Uebergangszeit beibehalten werde, bis das altfranzösische Gesetz von 1884 „von Grund aus revidiert, reformiert und den neuzeitlichen Verhältnissen angepaßt sei“, und sie konnte sich auf wiederholte Beschlüsse des „congrès des maires de France“ aus den 2 vorhergehenden Jahren berufen, in denen „im nationalen Interesse“ mögliche Annäherung der französischen Gemeindeordnung an die elsass-lothringische gefordert worden ist. Wenn man sich erinnert, daß diese eine Schöpfung des ostelbischen Konservativen von Köller war, so entbehrt es nicht eines gewissen Humors, daß der sozialistische Bürgermeister Peirotos von Straßburg, der im Herbst 1918 von Begeisterung über die Befreiung vom deutschen Joch überfloß, in jener Versammlung seiner elsass-lothringischen Kollegen „die freiheitliche Selbstverwaltung der elsass-lothringischen Kommunen“ rühmt und die Tendenz tadelt, „an altgewohnten Einrichtungen zu rütteln, die uns zum Wohl und der Nation zum Vorteil gereichen“.

Selbst die vielgeschmähten Berufsbürgermeister der deutschen Zeit finden jetzt nachträglich Fürsprecher; man kann jetzt lesen, daß der gewaltige Vorsprung der deutschen städtischen Einrichtungen vor den französischen ihrer sachkundigen und unparteiischen Verwaltung zuzuschreiben und daß die straffe französische Gemeindeaufsicht, die die Entwicklung der Großstädte hemme, durch die Schwächen der Verwaltungsweise der Stadthauptern gewählt Partei großen zu erklären sei.

9. Die große Zahl von Gesetzesänderungen, das Zusammenreffen der vielfach von grundsätzlich verschiedenen Auffassungen ausgehenden zwei großen Rechtssysteme und die Beteiligung vieler nicht hinlänglich vorgebildeter Beamten an der Handhabung der Vorschriften mußte zu einer großen Unsicherheit auf dem Gebiete des öffentlichen Rechtes führen. Die französische Regierung ist deshalb noch vor Ablauf des Waffenstillstandes zu einer Neueinrichtung der Verwaltungspflege geschritten, deren obere Instanz, der aus Räten des Ministeriums bestehende Kaiserliche Rat, durch die Beseitigung des Ministeriums aufgelöst worden war. Als erste Instanz ist für das ganze Land ein Verwaltungsgericht in Straßburg eingesetzt worden, das mindestens 5 im Hauptamt angestellte Mitglieder zählt und in der Besetzung von 3 Mitgliedern entscheidet. Gegen seine Urteile ist teils Berufung teils Rechtsbeschwerde an den französischen Staatsrat zulässig. Die neue erstinstanzliche Behörde dürfte besser als die bisherigen drei mit Referenten der Bezirkspräsidien im Nebenamt besetzten Bezirksräte zur Begründung einer einheitlichen Rechtsprechung in der Lage sein, wogegen der Staatsrat seine Aufgabe wohl weniger in selbständiger Stellungnahme zu den noch auftauchenden deutschrechtlichen Problemen als in der Durchführung der vornehmlich durch ihn ausgebildeten Grundsätze des französischen Verwaltungsrechts erblicken dürfte. Das Verfahren der erstinstanzlichen Stelle ist in der Hauptsache unverändert geblieben. Die Zuständigkeit hat durch ein Dekret vom 18. April 1922 eine wesentliche Erweiterung erfahren, indem die bei der deutschen Justizreform im Jahre 1879 beseitigte Bestimmung des französischen Rechtes wiederhergestellt worden ist, wonach über die Streitigkeiten zwischen den öffentlichen Verwaltungen und ihren Unternehmern über die Bedingungen ihrer Verträge und zwischen Privatleuten und Unternehmern öffentlicher Arbeiten aus deren persönlichen Handlungen die Verwaltungsgerichte unter Ausschluß des ordentlichen Rechtswegs entscheiden. Im Sinne einer freiheitlichen Staatsauffassung liegt diese Aenderung freilich nicht.

Ein historisches Volkslied von Colmars Uebergang an Frankreich (1673).

Von Universitäts-Musikdirektor Dr. J. M. Müller-Blattau.

Unter Papieren, die ich aus dem Elsaß herüberbekam, fand ich einen alten Aufsatz über dies historische Volkslied. Eigentlich war es ein Anhang zu meiner Abiturientenrede gewesen. — Ich hätte nie geglaubt, daß es wieder aktuell werden könnte. Nun ist es doch geschehen, und der kleine Aufsatz erhält einen gewissen historischen Wert. Ich lasse ihn daher so, wie ich ihn fand, folgen.

Aus einer Verfallszeit des Volksgesanges stammt unser Lied. Das Elend des Dreißigjährigen Krieges hatte dem Volkslied den Todesstoß versetzt. Das geschichtliche oder besser politische Lied, um das es sich für uns hier handelt, war auf eine formal und inhaltlich sehr tiefe Stufe gesunken. Der trockene Berichterstatton, den wohl die Landsknechte ins Lied eingeführt hatten, bekam die Oberhand. Zum Singen war das Lied nur in den allerwenigsten Fällen mehr geeignet. Es hatte sich verwandelt in einen gereimten politischen Artikel, in dem sich die Zeitereignisse, oft allerdings einseitig und tendenziös, spiegeln. — Eine solche Entwicklung war schon einmal, allerdings bei einer anders gearteten Liedgattung, aus der Spannung hochpolitischer Zeiten hervorgegangen. Waren doch schon die Spielleute des 12. Jahrhunderts, selbst Walthar von der Vogelweide, in diesem Sinne „Journalisten.“ Sie verbreiteten von Hof zu Hof, von Stadt zu Stadt ziehend, die Tagesnachrichten und politischen Meinungen und waren wie unsere heutigen Zeitungen oft Sprecher führender Persönlichkeiten, welche die Politik in ihrem Sinne zu beeinflussen suchten. — In der Zeit unseres Volksliedes (der Verfasser von Wort und Weise ist nach alter Volksliedart ungenannt geblieben) hatte man es mit der Verbreitung merklich einfacher. Schon im vorhergehenden 16. Jahrhundert waren die erfolgreichsten Volkslieder auf sogenannte fliegende Blätter gedruckt und weit und breit im Lande verteilt worden. In noch weit höherem Maße überschwemmte nun im 17. Jahrhundert eine Flut von solchen politischen Liedzetteln das ganze Land. Wo irgend im Reich sich etwas Sensationelles oder politisch Bemerkenswertes ereignete, gleich wurde es in „gehörigen Reim gebracht“ auf eine bekannte oder neue Melodie, gedruckt und überallhin verzettelt. Diese in ihrer plumpen Mache manchmal sehr öden, manchmal auch köstlich offenherzigen und groben Zettel sind neben ihrer zeitgeschichtlichen Bedeutsamkeit bemerkenswert als direkte Vorläufer unserer heutigen Zeitungen. Eine große Anzahl dieser Zettel ist uns noch erhalten und gibt uns interessanten Aufschluß über die Anfänge unserer Presse.

Zu den besseren dieser gereimten politischen Nachrichten gehört auch ein fliegendes Blatt (Berliner Staatsbibliothek, vgl. Stöber Alsatia 1868—72, Seite 325), das eines der wichtigen Ereignisse aus der Geschichte der elsässischen Stadt Colmar besingt. Es ist mit einem anderen Liede zu einem Zettel vereinigt und erzählt, wie Colmar im Jahre 1673 an Frankreich gekommen und wie ihm dabei so übel mitgespielt worden ist. Hier der vollständige Titel und Wortlaut des Liedes:

Zwey schöne neue Lieder. Das Erste Von Colmar. „Colmar, wo wilt du jetzt hin“. Das Andere Von Rheinfelden. „Der Rheingraff und der Schwede“. — Ein jedes in seiner eigenen Melodey. Deren Namen, so die Stadt Colmar vor 18 Jahren treuloser weiss verkauft, und 1673 übergeben haben.

Emanuel Binder, Oberste Meister. Hans Jacob Jegert, Oberste Meister. Andreas Sandherr und N. Klein, beyde Stättmeister. Hans Heinrich Mock, so A. 1668 gestorben. Im Jahr Christi 1675.

Das Erste.

Das Rey ch.

Colmar, ach wo wilt du jetzt hin,
Dass du aufgibst die Freyheit deyn,
Denkst nicht wer dich hat frey gemacht
Und dich zum Römischen Rey ch gebracht.

*) Vgl. F. W. Bruinier „Das deutsche Volkslied“.

Colmar.

Es ist schon manches Jahr und Tag
Dass ich dem Rey ch geschworen hab
Jetzund will ich auch gehen hin
Ein ander Herr ist mir im Sinn.

Das Rey ch.

Wer ist er, ist er mir unbekant
Weist nicht wie er doch wird genant
Ist dir mein Herr dann nicht gut gnug
Ist er doch Kayser und Kayser Blut.

Colmar.

Ja freylich ist er wol bekant
Und wird König Ludwig genant
Er ist ein braver dapper Mann
Viel Gold und Silber that er han.

Das Rey ch.

Mein Herr Leopold hat auch ein Cron
Und ist doch auch kein Bauren Sohn,
Er ist vom Kayserlichen Blut
Das Rey ch er auch beschützen thut.

Colmar.

Im Elsass Colmar wol bekant
Hab 9 Rey chsstätt bey mir zuhand
Wir wollen jetzt zu Frankrey ch hin
Das Rey ch wir wollen schwächen fein.

Das Rey ch.

Colmar geh hin mit deinem Pracht
Man hat schon längst gehöret doch
Wie du dich hast gehalten schon
Eine kleine Ehr trägt du davon.

Colmar.

Was ich getan das weiss ich wol
Darum geh ich hin zu der Cron
Viel Volk hat er in seinem Land
Er wird mich beschützen vor des Kaysers gwalt.

Das Rey ch.

Dem Kayser hast ein gelübt gethan
Wie dass ihm wolst sein sein Garnison
Aber du bist ein arger gast
Dass du sie ihm ermördert hast.

Colmar.

Was ich gethan dass ist nun hin
Ich geh jetzt zu dem König
Ich nehm die Schlüssel von der Wand
Und bring sie ihm mit eigner hand.

Colmar.

Bonjour Monsieur ein guten Tag
Herr König reit nun in die Statt
Die Schlüssel nemmen zu der hand
Das Thor euch jetzt thut offen stahn.

Ich hab mein Schatz, mein Hab und Gut,
Mein Proviant
Mein Kraut und Loth
Feuermörsel und Carthaunen viel
Die ich euch jetzt verehren wil.

Der König wurd gar schön empfangen
Mit schiessen und mit vielem Trommeln
Das Volk stund gar schön in dem gwär
Es aber nicht lang wären thät.

Der König liess gewehr niederlegen
Und liess es in das Zeughaus führen
Da stuhnden die Burger und sahen schon
Dass es nicht recht werde zu gahn.

Die Thor wurden versehen wol
Die Soldaten schikt man darvon
Die zuvor da gewesen sind
Da war schon Jammer und Elend.

Gross Truppen schikt man von Hauss zu Hauss
Dass man das gwehr sol tragen auss
Da warn schon weinen und gross klagen
Sie sahen dass sie waren geschlagen.

Den Schatz thäte man tragen auss
Das Geschütz führt man aus dem Zeughaus
Viel hundert Wägen und Karren voll
Zu Breysach wird es verwacht gar wol.

Die Schuld must du jetzunder han
Dass du zu Rufach den Raub hast gethan.
Das Stättlein hastu ganz vertrent
Und ihnen gleich das schloss verbrent.

Die von Gerweil die klagen sich vast
Dass du sie ausgeplündert hast
Die Wäll und Mauren gebrochen ab
Dass bringt dir jetzund grosse klag.

Den Spott must jetz zum Schaden han
Kanst über alle Mauren gahn
Kein Schantz und Graben hindert dich nicht
Du kanst jetz laufen wann du wilt.

Den kleinei Reichsstätten gib ich kein schuld
Dass sie sich nicht gewehret han
Colmar und Schlettstatt ist es ein schand
Dass sie kein gwehr ergriffen hand.

Hagenaw,
Cronweissenburg sind auch da
Landaw könnt sich auch wehren schon
Aber sie haben sich bald ergeben
Ihr Geschütz zu Philipsburg thut liegen.

Ade
Reychstätt ihr seydt darvon
Hat es euch nicht gerauen schon
Dass ihr verlässt das Römisch Reych
Und macht underthänig gleich.

Die Burger von Colmar sagen schon
Wie dass sie seyen mit listen um alles kon
Von wegen denen grossen Herren
Die uns solten anführen.

Dass wir dem feind solten wehren
Und ihm den weg verspehren
Dieselben fürnehmsten Herren
Gehen gar krum und führen mich an den Wänden
herum
Bis dass ich mit listen um alles komm.

Ihr Burger und Bauren in dem Schweitzerland
Thund euch wol fürsehen
Dass es euch nicht also gang
Sonst ist es um euwere Freyheit geschehen.

Und dann die Jugend kratzt im har
Gott wöll uns allen gnädig sein darvor
Er wölle uns geben Gnad
Frid
Und Segen
Dass wir mögend selig werden
Amen.

Solch ein dramatisches Zwiegespräch, wie es der erste Teil des Liedes bringt, ist in den Volksliedern jener Zeit keine Seltenheit. Diese ernstesten Reden des Reiches, das sich alle Mühe gibt, die ungetreue Stadt zu halten und dem gegenüber die trotzigsten Antworten Colmars, die auf alles eine Widerrede bringen und zum Schluss die Verhandlungen kurz und barsch abbrechen, sind knapp und schlagkräftig gefasst. Recht ergötzlich zu lesen ist im Folgenden die trotzigste Begrüßung des französischen Königs durch Colmar, das seinem künftigen Herrn seine großen Besitztümer „verehren“ will. Ist die Anrede nicht eine kleine possierliche Andeutung der Zweisprachigkeit? — Nun aber, im zweiten epischen Teil sprechen die Ereignisse für sich. Der biederen Bürger schmerzliche Enttäuschung, die wir da von Vers zu Vers gleichsam anwachsen sehen, und endlich die Katastrophe sind recht wirksam dargestellt. Am Ende läßt der Dichter sich zu einer Nutzenwenduig freie Bahn.

Es bleibt noch die Frage zu beantworten, wie sich die wirklichen historischen Ereignisse abspielten. Wir sind erstaunt zu sehen, wie damals nach dem Dreißigjährigen Krieg, genau so wie in unserer Zeit wieder, französische Gewalt und der Wille einer kleinen Minderheit (deren Namen das Lied für Colmar sogar festgenagelt hat) über das Schicksal des Elsasses entscheiden. — Alle Anzeichen eines bevorstehenden Kampfes um das Elsaß waren schon 1648 durch den zweifelhaften Bescheid des westfälischen Friedens gegeben. Wohl erhielt hier der König von Frankreich die Landvogtei der 10 elsässischen Reichsstädte zu souveränem Besitz, der Fortbestand ihrer deutschen Reichsunmittelbarkeit aber wurde ausdrücklich gesichert. Und zunächst schien die politische Lage den Franzosen für die Verwirklichung ihrer Pläne noch nicht geeignet zu sein. Doch erfolgte schon 1658 ein erster entscheidender Schritt Frankreichs: Es errichtete in Ensisheim einen hohen Gerichtshof zur Entscheidung aller Zivil- und Kriminalen in Elsaß. Daraufhin erfolgten verzweifelte Anstrengungen der bedrohten Reichsstädte, sich des französischen Druckes zu erwehren. Eine führende Rolle dabei spielt Colmar, dazumal eine starkbefestigte Stadt mit zahlreicher waffengeübter Bürgerschaft. Es verdient wirkliche Bewunderung, wie die Mehrheit der Bürger 25 schwere Jahre hindurch gegen den großen Franzosenkönig treu zum zerfallenden Deutschen Reiche hielt. Eine kleine Minderheit nur konspirierte mit Frankreich. — Ein erster geharnischter Protest gegen die französischen Uebergriffe nützte nichts, ja 1662 zwang die französische Regierung sogar die elsässischen Abgesandten, dem König selbst den Huldigungseid zu leisten. Das Deutsche Reich war demgegenüber vollständig machtlos. Die Städte schlugen ein Schiedsgericht vor. Der König nahm es auf Vermittlung des Reiches hin an. Es brachte keine Resultate. Die letzte Hoffnung, daß Kaiser und Reich sich doch noch zur Hilfe auftraffen möchten, zerschlug sich. Die Gerüchte von einem bevorstehenden Ueberfall der elsässischen Städte durch Frankreich mehrten sich. Fortgesetzt wurde besonders Colmar, die stärkste und einflussreichste Stadt des elsässischen Städtebundes, die auch wegen der Nähe Breisachs, des französischen Stützpunktes am Rhein, eine besondere Bedeutung hatte, von den Franzosen beunruhigt und geschädigt.

So kam das Jahr 1673 heran. Das Gewitter zog sich über Colmar zusammen. Eine Aeußerung des vorbeireisenden Kriegsministers Marquis de Louvois, der die Stadt der königlichen Gnade versicherte, sofern sie derselben würdig wäre, ließ die reichstreue Mehrheit der Bürgerschaft das Schlimmste befürchten. Gegen ihren Willen ging der Magistrat auf das schlaue Ansinnen des Obristen Coulanges ein, die Kanonen vom Wall zu entfernen, um den König, dessen Besuch bevorstand, nicht noch mehr zu erzürnen. Ja man willigte sogar ein (und dabei war gewiß Verrätereie einflussreicher Männer der Stadt im Spiele), daß die Posten der Bürgerschaft vom Wall zurückgezogen wurden. Damit aber war die Stadt wehrlos einem Ueberfall preisgegeben. Der ließ auch nicht lange auf sich warten.

Am Abend des 18. August 1673 waren die 7 französischen Reiterschwadronen, die in der Nähe des heutigen Kanalhafens ihr Lager hatten, unter Führung des Obristen Coulanges zum Empfang des Kriegsministers ausgerückt. Nach dem Empfang ritten sie gegen das Deinheimertor, wie um sich in ihr Lager

zu begeben, sie hatten bereits die Schranke passiert. Da plötzlich — wenden sie, sprengen wieder auf die Schranke los, der eingeschüchterte Torwächter öffnet ihnen, hinein stürmen sie mit verhängten Zügeln. Vor dem Arsenal, vor dem Waagkeller, vor dem Münster werden Posten aufgestellt, die Tore besetzt, die Bürger in den Häusern gehalten. Am folgenden Tage rückten noch mehr Truppen nach, an eine Gegenwehr war nicht mehr zu denken. Damit war es um die Freiheit und Selbständigkeit der alten Reichsstadt Colmar geschehen, und das Schicksal der übrigen Städte des Bundes im voraus entschieden. — Die Franzosen nahmen am selben Tag noch sämtliche Ka-

nonen vom Wall, die Bürger mußten ihre Waffen abgeben, das ganze Kriegsmaterial wurde nach Breisach abgeführt. Dann begann die Schleifung der großen Stadtbefestigung, die der Stolz der Stadt gewesen war. Als Ludwig XIV. am 30. August die Stadt besuchte, war er ihr unbeschränkter Herr und Gebieter.

Es war hier geschehen, wie es seither sich wieder ereignet hat, daß das Schicksal der einen Stadt und des Landes infolge eines Umschwungs der politischen Verhältnisse durch Gewalt und nach dem Willen einer kleinen Minderheit, nicht nach dem der Mehrheit entschieden wurde. Es gibt nichts Neues unter der Sonne.

Das Oberelsaß.

Verträumte Berge in durchglühter Luft,
Gesäumt von Weiden, ein gewundner Bach,
Ein alter Turm, ein rotes Bauerdach
Ein lauer Wind, erfüllt von Rosenduft;

Ein Kaliwerk im weiten Ackerland
Und blaue Burgen auf gewelltem Kamm,
Ein Christuskreuz am weißen Straßendamm,
Verehrt von rauher pfuggewohnter Hand;

Ein Pappelrauschen, ein verliebtes Lied,
Auf blanker Tenne ein bewegter Tanz,
Ein Zitterspiel, ein bunter Erntekranz,
Wenn harte Arbeit mit dem Sommer schied;

Ein Volk, das treu der Väter Sitte wahrh,
In Schaffen und Genuß sich hat bewährt
Und seiner Priester milde Lehre ehrt: —
Das war und bleibt des Elsaß echte Art.

E. O. Püttmann.

D' Maiandacht.

Von Marie Hart.

Maiereije, mach mich groß!
singe d'Kinder, laufe nüs uf d'Strooß un lon sich
d' warme Tropfe uf de Kopf falle. Ja, Maiereije
macht groß! m'r sieht's an d'r Madam Gall ihre Bohne,
die sin in eim Daa in d'Höh g'schosse; un e ganzi
Reihj Schwertilie im Garte vun de katholische
Schweschtere sin üwer Naacht ufgange un leujen üwer's
Drohtgitter nüs e su frisch wie d'r Maiemorje selwer.
Awer gejen Owe were se-n-abg'schnitte un in d' Kirich
gebrootch, wo se-nuf'm Altar vun d'r Mueder Gottes
verbluehje were.

„Kumme Se mit zue d'r Maiandacht?“

„Ei joo, w'r um nit? wann fangt's denn an?“

„Hit Owed am achte; es soll e Fremder singe,
wie e schöni Stimm het“.

„C'est ça; do kumme m'r e bissel fruehjer esse;
hole se mich ab“.

Es rejht als noch, wie m'r z'oweds am achte in
d' Kirich gehn. Es isch awer ken langwieliger oder
trüüriger Reije; er patscht e su luschtig uf d'weiche,
neje Blätter, 's Gras glänzt wie Smaragd, in de Gärte
schiene d'rote Gichtrose durichs Grien, un üwerall
singe d'Amsle. Es fangt awer schun an e bissel
düschter ze were, wie m'r durich de bluemige Kirich-
hoft in d'Kirich nin gehn.

En ungewisses Dämmerlicht isch drinne; d'ganz
Kirich isch nur erhellt durichs Muedergottesbild, dies
strahlt in hundert Liechter un isch ganz ingerahmt
vun wisse Blueme. Nur uf'm Hauptaltar druewe
brenne zwei Kerze, schunsch isch d'ganz Kirich im
Dunkle drin. M'r kann d'Mensche, wie durichs wit
offe Tor herin gehn, nit erkenne. Wie Schatte be-
weje se sich vorwärts; im Mittelgang verneige se sich
tief vor'm Allerheiligste un hüsche noo still an ihri
Plätz. Da sitze se-n-alli im Finschtere, un sehn uf
de helle Glanz, wie vun d'r Muedergottes üsgeht.
D'Origel spielt schun, un baal fange se-n-an's Ave
Maria singe. Bi'm erschte Ton spiirt m'r schun
's Herz unruhig klopfe, un d'Sehnsucht verwacht.

* Aus dem demnächst bei Greiner und Pfeiffer (Stuttgart) erscheinenden Buche: Erinnerungsländ.

Sie han sich ju alli üs de Schmerze, de Sorje,
oder wenischstens üs'm Einerlei vum Alledaa dohere
g'flücht, for ihrer Seel ze genn, was ihri Seel begehrt.
Was het d'Seel vum e Mann wie d'r alt Scholler
d'heime in sim Hüß for Nahrung? Johrüs, johrin
mues er am vieren ufstehn, in de Stall, d'Roß fuedere,
putze, anspanne, un noo: Jüü! un hott! sine Waawe
fahre, bi Wind un Wetter, un alle Daa de nämliche
Weij. Owed's, wenn er g'esse het, schlooft er glich
in; un nur am Sunndaa findt sini Seel un e mol ihr
Reecht. Sie isch b'scheide wore, un duckt sich, un
verlangt nit viel; awer wenn er in d'r Kirich kniejt
un sieht die Bluemen un Liechter glänze un hört die
fromme Stimme singe, soo spiirt er, wie sich's mächtig
in'm rejht: es wurigst n'en ebs in Hals, er leiht
de Kopf in d'Hand un murmelt: „Heilige Maria, bitt
für mich!“

Ora pro nobis! singe se-n-uf d'r Origel, un unte
klingts in alle Herze nooch. D'rich Madam Kromeyer,
wie en eijene mit Sammt gepolscherte Stuehl in d'r
Kirich het, die halt ihre Körper hoch in Ehre. Sie
pfeijt n'e, sie hüllt n'en in schöni Kleider, sie git'm
guet zen esse, un er gedeiht prächtig d'rbi. Doch
ihri Seel isch ganz verkümmert. Awer jetz in dem
Dämmerlicht, wo ken Mensch ihre schöne siedene
Rock sehn kann, bi de Klang vun dem heilige G'sang,
rejht sich uf einmol im hinterschte Winkel ihri armi
unterdrückt Seel. Sie flattert ängstlich un will sich
in d'Höh ringe, un zwingt die eitel Frau niederzue-
knieje un's G'sicht in d'Hand ze vergraawe. Ganz
ditlich sieht se jetz d'Vergänglichkeit von allem Ir-
dische; ihr Körper word vergehn, ihre Richtum muess
se zurüeklon, un wie steht noo ihri arm Seel do?
Sie hebt de Kopf in d'Höh un leujt nüwer zuem
strahlende Muedergottesbild als e Verheißung un e
Troscht un sie bet inbrünschtig mit den andere: Ora
pro nobis.

Nit wit d'rvun, zelli jung Frau im Leid, die loßt
bitteri Träne uf ihre Rosekranz falle. Sie het ihr
Kind verlore un kommt mit ihrem wunde Herze zuer
Muedergottes; denn ach! nuer e Muederherz vun siewe

Schwerter durichbohrt kann's ganz Leid vun d'r Menschheit ermesse.

Un dies jung Maidel, wie morje sine Liebschte hieroote soll, dies bringt sin Glück an ihren Altar; denn wieder nuer e Mueder, wie's Jesuskind an ihr Herz gedrückt het, kann d'ganz Freid vun d'r Menschheit teile.

In ihrem Schmerz un ihrer Freid sin se-n alli glich; es git ken Ranges-un Standes-Unterschied hit Owed in d'r Kirich. Als schwarzi Schatte sitze se-n in d'r Dunkelheit; ob schön, ob wuescht, ob jung, ob alt, ob ärmlich oder rich, angeton, m'r kann nix erkenne. Nuer d'Muedergottes steht do im himmlische Glanz un leujt mild uf se herunter. Un was alles in n'e drängt un ringt, dies word in d'r Musik offebar. Ave Maria, Gracia plena! kummt's sehnsuchtsvoll vun owen erunter. Doch baal word d'Musik unruhiger; sie drängt, sie fleht in leideschaftliche Tön!

„Maria, Marial ora pro nobis in hora mortis nostrae! Bitt für uns in unserer Todesstunde!“

Es geht e Zittere durich d'Kirich; alles liejt uf de Kniej; alli Seele sin verwacht. Wann word mini Todesstund schlaawe?

Vun Kirichhoft drüsse kummt e Windstoß durichs offe Tor in d'Kirich nin. D'r Reije brüst in d'r

Luft; 's isch, wie wenn e Wimm're tät lüt were vun den arme Seele, wie drüssen unter 'm Gras un de Blueme schloofe. Sin die au verwacht un kumme noch e mol in ihri alt Kirich nin?

Wie oft sih se drinne g'sesse, wie se noch uf d'r Erd gewandelt sin! Was for schöni Strië het als's Blanke Marie for den Altar gebroocht! Wie het d'r alt Herr Hunsinger sich als in sinere Gerechtigkeit g'sunnt, denn er het nit zue de Sünder g'hört. Wie het's Dorne Julie do drinne geplärrt, wie sin Hochzitter 's het sitze lon, un was han's Bernauer's e Freid g'het, wie ihr erschter Sohn getaift isch worre!

V'rbei un vergesse! Es redt nieme mehr vun n'e; wie lang noch, un es word uns au e su gehn? O heiligi Muedergottes! bitt für uns in unserer Todesstund! Amen, amen! tönt's feierlich un getraawe. Langsam verklingt's Origilspiel, langsam verhallt d'r G'sang. D'Lichter weren üsgelöscht, un es word ganz dunkel. Stumm gehn m'r zue d'r Kirich nüs.

Jetzt isch's au drüsse schun finschter, doch kann m'r d'Kritz un d'Grabstein noch unterscheiden.

Es isch en unruhige Naacht; d'r Wind fahrt durich d'Baim, d'Blueme lon schwer ihri Köpf hänge, vun de Grallekränz falle großi Tropfe, un durich de Kirichhoft geht's wie e Sifze!

Ora pro nobis!

Bücherschau.

Millerands Buch über Elsaß-Lothringen.

Der Präsident der französischen Republik wird im Mai Elsaß-Lothringen besuchen, um an verschiedenen patriotischen Veranstaltungen, wie etwa der Eröffnung der Straßburger Pasteur-Ausstellung, teilzunehmen. Als eine Art von vorbereitender Empfehlung darf man da vielleicht das Buch ansehen, das er in diesen Tagen in der Bibliothèque Charpentier hat erscheinen lassen: „Die Rückkehr Elsaß-Lothringens zu Frankreich“. Das in zwei Teile zerfallende Buch bringt in seinem ersten Teil eine Darstellung der Lösung der elsäß-lothringischen Probleme, wie sie Millerand in seiner zehnmonatigen Tätigkeit als erster „Generalkommissar der Republik“ in Straßburg 1919 versucht hat, während der zweite Teil die Reden und Ansprachen wiedergibt, die Millerand in dieser Zeit über seine Auffassung der Frankreich gestellten Aufgaben gehalten hat.

Der Schlettstadter Senator Lazare Weiller bespricht das neue Werk im „Journal d'Alsace et de Lorraine“. Sein Urteil ist aus dem Grunde lehrreich, weil Weiller und das „Journal d'Alsace“ als Verfechter der raschesten „Assimilation“ bekannt sind, Millerand aber stets für schonendes, langsames, vorsichtiges Vorgehen eingetreten ist. Ein Satz des Herrn Weiller ist da besonders interessant: „Dies Buch kommt gerade im rechten Augenblick, am Vorabend von Veränderungen, deren Gegner man nicht deshalb ist, weil man sich weigert, ruhigen Herzens die Eile hinzunehmen, mit der gewisse Politiker sie vollführen zu wollen scheinen!“ In schlichten Worten heißt das doch wohl: Ueberstürzte Beseitigung der Sonderstellung Elsaß-Lothringens könnte recht bedenkliche Folgen für die Stimmung im Lande haben!

Im übrigen ist auch Millerand in Verkennung der Wirklichkeit gläubiger Anhänger der frommen Lüge, daß die Elsaß-Lothringer nur deshalb in deutscher Zeit für Ausbau ihrer Selbständigkeit, für die Pflege ihrer elsässisch-lothringischen Eigenart sich eingesetzt hätten und in deutsche Dienste getreten seien, um dadurch ihr Land um so sicherer für Frankreich zu erhalten; „wie sollte Frankreich daran denken, sich über einen Partikularismus zu beklagen, der die wirksamste Verteidigung gegen die deutsche Umklammerung darstellte!“

Besonders willkommen heißen das Buch Millerands die Verfechter der „regionalistischen“ Wünsche der elsäß-lothringischen Bevölkerung. Sie zitieren aus Millerands Reden die Worte, die ihnen als Bekräftigung ihrer Anschauung dienen, daß Frankreich nur dann seiner Aufgabe gerecht werden wird, wenn es

die regionale Sonderstellung des Landes anerkennt und ausbaut. „Getreu dem Gedanken, dem Leben der Region seinen weiten Platz einzuräumen im Leben der Nation, die Region mit den geeigneten Organen auszustatten und diese Reform zuerst durchzuführen in derjenigen der Regionen, die sich dazu anzubieten schien wie ein Land der Auserwählung“, wollte Millerand die eroberten Provinzen verwerten für den Versuch eines Regionalismus als ein Neubau-Experiment für ganz Frankreich. „Wie sollen Elsaß und Lothringen dazu gebracht werden, in die Formen der französischen Gesetzgebung einzutreten? Durch die Ueberzeugung. Nichts brüskieren, die Freiheiten respektieren, die Einrichtungen, die Gewohnheiten; es dazu bringen, daß die Elsässer und Lothringer selber mehr und mehr ihre vollständige Assimilation mit ihren Brüdern Frankreichs begehren.“ „Es gibt keine unüberwindlichen Schwierigkeiten. Es gibt nur schwierige, verwickelte Probleme; um dieselben zu lösen, bedarf es des Taktens und der Geduld.“ Deutschland hat in das ganze französische System von vor 1870 administrative, soziale, wirtschaftliche und politische Reformen tiefgreifender Natur eingeführt. Nicht von einem Tag auf den andern können die Eindrücke eines verschiedenen Lebens von 48 Jahren ausgelöscht werden. Die Vielfältigkeit und die Vieltätigkeit, die wir signalisiert haben, die äußerste Empfindlichkeit einiger derselben, beweisen genügsam, daß man neben der Geduld auch die nötige Zeit braucht.“

Man kann dieser Auffassung eine gewisse Großzügigkeit nicht absprechen. Ihr Hauptnachteil ist der, daß wenig Aussicht besteht, daß Frankreich diesen Weg beschreiten wird; nicht zuletzt wegen des unausrottbaren Mißtrauens, das allen regionalistischen Wünschen entgegengebracht wird, da man in ihnen mit mehr oder minder Recht verkappten Neutralismus wittert. Und doch besteht andererseits das Wort Dr. Buchers, des französisch-elsässischen Propagandisten, aus dem ersten Heft der „Alsace Française“, zu Recht:

„In Elsaß-Lothringen müßte eine Politik, welche nicht begründet wäre auf dem Bestreben einer regionalen Richtung schnell enden mit schrecklichen Mißerfolgen und mit der Entwicklung von separatistischen Programmen, die Frankreich schädlich werden würden.“

Die treffendste Kritik des Buches lautet denn auch im „Elsässer Kurier“ (Colmar, 13. April): „Die Gegner des Regionalismus werden es empfinden wie einen Steinwurf in ihren Garten.“

Politische Rundschau.

Straßburg, Ende April.

Mit einem gewissen schämigen Stolz auf den traurigen Rest unsrer ehemaligen weitgehenden Selbständigkeit haben wir drei Tage hindurch unseren „Landtag-Ersatz“, den „Conseil consultatif“, in Straßburg tagen sehen. Man hat sich in Paris wieder den Anschein gegeben, als lege man großes Gewicht auf seine Meinung und hat den Justizminister Colrat eigens zu seiner Begrüßung nach dem Elsaß entsandt. Die ausschlaggebende Rolle in den Fragen unseres Heimatlandes, die in deutscher Zeit dem Landtag, insbesondere der aus allgemeinen freien Wahlen hervorgegangenen Zweiten Kammer, zukam, ist dem Conseil consultatif ja natürlich nicht gegeben; heute entscheiden über unsere Angelegenheiten die Herren in den Pariser Ministerien, nicht aber wir selber. Wir wissen hier gut, daß man in diesem „beratenden Rat“ zwar reden, aber nicht entscheiden kann, trotzdem aber richten sich unsere Augen immer wieder mit einer mehr oder weniger offen eingestandenen Hoffnung nach den Männern, die hier im „Conseil“ von dem sprechen sollen, was uns am Herzen liegt.

Viel Freude hat uns die Debatte auch diesmal nicht gebracht; die Aussprache ist bei aller Heftigkeit und Gehässigkeit doch letzten Endes ausgegangen wie das Hornberger Schießen! Daß man für unsere im Krieg nach Frankreich verschleppten Landsleute nichts übrig haben würde, war zu erwarten. Aber es ist doch sehr angenehm empfunden worden, daß Professor Müller diese unrühmliche Geschichte wieder zur Sprache gebracht hat, und daß er der Verschleppung dieser Angelegenheit die stürmische Eile gegenübergestellt hat, mit der die paar „Proscrits“, die deutscherselbst interniert worden waren, eine Entschädigung für ihre „Leiden“ bekamen. (Natürlich auf Kosten der Deutschen, die man bewog, 25 Millionen Goldfranken für sie zu liefern!) Besprochen wurden noch gar manche Dinge, wie etwa die nun schon annähernd 5 Jahre schwebende Frage der Anerkennung der wohlverworbenen Rechte unserer einheimischen Beamtenschaft, dann Sequesterfragen (nebst zugehörigen „Kulissen-Einflüssen“), auch allgemein interessierende Steuer- und Budgetfragen. Das Wichtigste war jedoch die große Aussprache über die Schul- und Sprachenpolitik, für die Dr. Haegy Berichterstatter war. Dr. Haegy wies darin auf die bedeutsamen Kundgebungen hin, die in den vergangenen Monaten auf diesem Gebiet erfolgt sind. In Lothringen haben eine Reihe von Versammlungen der katholischen Volkspartei sich klar und unzweideutig dafür ausgesprochen, daß man endlich dem gesunden Menschenverstand folge und in unserem deutschsprachigen Land nicht wie bisher die deutsche Muttersprache unseres Volkes zum Untergang verdamme. Gerade wie diese lothringischen Volksversammlungen den Unterricht in der deutschen Sprache vom ersten Schuljahr gefordert haben, ist auch auf dem Delegiertentag der elsässischen Volkspartei in Schlettstadt im November des vergangenen Jahres diese so selbstverständlich anmutende Forderung aufgestellt worden „im Interesse der sprachlichen Ausbildung der Kinder und der Erteilung des Religionsunterrichts“. Peinlich, aber nicht ohne Berechtigung war dementsprechend die Frage: „ob diese Kundgebungen für die Schulverwaltung etwas bedeuten oder nicht“. Die Zweisprachigkeit sei der Wunsch der Bevölkerung, und man halte ihre Verwirklichung für durchaus möglich nach den Ergebnissen der mustergültigen Unterrichtsmethoden, die in deutscher Zeit in den Schulen des französischen Sprachgebiets angewandt worden sind. Wenn Generalanwalt Matter dem Berichterstatter in der Aussprache u. a. entgegenhielt, daß gegen die Einführung der französischen Sprache in den elsäß-lothringischen Volksschulen heute jeder Widerstand vergeblich sei“, so müssen wir Haegy zustimmen, der den Volksvertretern, die an den genannten Kundgebungen vorübergehen wollen, Vernachlässigung ihrer Pflicht vorwirft. „Es werde niemand bestreiten wollen, daß bezüglich der Volksschule in der Bevölkerung Beschwerden bestehen. Wenn sie keine Beachtung finden sollten, dann habe eben das Wort Demokratie keine Bedeutung.“ Herr Charles Frey, der „Demokrat“, war leider wieder auf der Seite derer, die unsere Eigenart in den Schlund der unersättlichen Mère-patrie werfen wollen, und hat sich von

Professor Müller, der ein klein wenig mehr von diesen Dingen versteht, sagen lassen müssen, daß die Zweisprachigkeit möglich und die dahingehende Forderung der Bevölkerung eben anerkannt werden müsse. Unser Generalkommissar Alapetite beendete die Debatte mit dem viel- und doch wieder nichts-sagenden Satz, daß die Regierung aus dem Gehörten ihre Folgerungen ziehen werde.

Freund Marcel Nast, der nach seinem kurzen Aufenthalt bei uns schon weit besser als wir selber weiß, wie es um uns steht, hat die Aussprache des Conseil consultatif zu einem längeren Leitartikel verwertet, der mit der bei ihm üblichen „Feinfühligkeit“ den Dingen auf den Grund geht. („Journal d'Alsace et de Lorraine“ vom 28. April.) „Der unvermeidliche Zusammenstoß“ („L'inévitable choc“) sei erfolgt; elegant führt Nast aus, was hinter all diesen erbitterten Debatten stand: „Das Problem der „Muttersprache“ wie alle anderen, die sich daran anschließen, sie führen im Grunde genommen zu der folgenden Frage zurück: Will man — ja oder nein — in Elsaß-Lothringen die unfranzösische Geistesverfassung aufrechterhalten und unseren Departements das Kleid bewahren, das ihnen die Preußen geschneidert haben? Unter dieser Form zeigt sich in der Wirklichkeit der Dinge der unvermeidbare Konflikt nicht als ein solcher zwischen den Franzosen aus dem Innern und den Elsaß-Lothringern, sondern als zwischen Franzosen (elsäß-lothringischen und solchen aus dem Innern) und einigen Elsaß-Lothringern, deren Stimme einen Widerhall in der sogen. elsäß-lothringischen Presse überm Rhein findet.“

Mit Herrn Nast vernünftig sprechen wollen, wäre zu viel Anstrengung. Dr. Haegy hat sich im voraus schon mit ihm in einem spöttischen Artikel seines „Elsässer Kuriers“ (25. April, „Die Sprachenfrage vor dem Conseil consultatif“) auseinandergesetzt. Die auch von uns erwähnten Resolutionen in Lothringen sind Herrn Guy de Wendel recht unangenehm, obwohl er nicht ableugnen kann, daß sie in Anwesenheit der Senatoren und Députés der Partei gefaßt worden sind, deren Vorsitzender er ist. „Es sind immer dieselben Leute, welche solche Resolutionen fassen, bemerkte Herr Député de Wendel. Das ist ganz richtig. Es sind immer die Unzufriedenen, welche nicht zufrieden sind. Die Leute, welche den deutschen Sprachunterricht verlangen, sind immer wieder die aus dem deutschsprachigen Lothringen, ihre Führer, die Katholiken, immer diejenigen, welche besorgt sind um das religiöse, moralische und wirtschaftliche Wohl der Bevölkerung. Immer dieselben! Zudem: „Spiegelberger, ick kenne dir!“ Man hört nie, daß diese Leute Propaganda machen für den französischen Sprachunterricht! Damit sind sie gekennzeichnet, bemerkt mit feiner Pointe Herr de Wendel. Dieser Trumpf ist nicht neu. Er ist schon ausgespielt worden, früher, zur Heiterkeit aller Kiebitze. Er ist gerade so raffiniert gescheit, als wenn bei öffentlichen Bittgebeten in Zeiten großer Trockenheit ein Fremder in Israel fragen würde, was denn das für Wassergigerl sind, die da immer um Regen beten; der Sonnenschein sei doch eine so schöne Sache.“

Einen wenig schönen Auftakt zur Tagung des Conseil consultatif hat die Rede des Ministers Colrat dargeboten. Mitten in einer Bankettrede am Vorabend der Eröffnung der Sitzungen hat er zur Verblüffung aller Beteiligten verkündet, daß in aller nächster Zeit von ihm in der Kammer ein Gesetzentwurf eingebracht werde, wonach das Generalkommissariat zum 1. Juli 1924 aufgehoben würde. Ein bescheidener Trost ist dabei gewesen, daß der Conseil consultatif das Generalkommissariat überleben soll. Selbst Herrn Wetterlé wurde es schwül zumute. Colrat habe, so erklärt er in einem Aufsatz vom 23. April im „Nouveau Rhin Français“, kein unglücklicheres Datum für das Verschwinden des Generalkommissariats wählen können. „Wir stehen vor den Wahlen. Diese sollen im Mai stattfinden, also zwei Monate vor dem Inkrafttreten des angekündigten Gesetzes. In den drei Departements wird sich der Kampf um diese so umstrittene Frage des Regionalismus drehen mit all seinen Rückwirkungen, die er auf die nationalen Gefühle der Bevölkerung haben kann. Hat man an höchster Stelle daran

gedacht?" Im Hühnerhof großes Gegacker. Aufgeregtes Flügel-schlagen. Auf dem Papier und bei festlichen Banketten in Paris macht es sich ja recht hübsch, wenn man als elsässischer Député versichert, man ersehne nichts mehr als möglichst baldiges Aufgehen im alleinseligmachenden Vollfranzosentum, aber wehe, wenn es an die Verwirklichung geht! Selbst Herr Michel Walter wird da unsicher (vgl. seinen Aufsatz: „Zur Tischrede des Herrn Colrat“ im „Elsässer“ vom 24. April).

Das Thema „Wilsonfranzosen“ hat der im Senat bereits angenommene Gesetzentwurf Eccard neu aufgerollt. In Ergänzung des Artikels 17 des Code civil bestimmt er, daß „der Eigenschaft eines Franzosen für verlustig erklärt werden kann jede Person, die auf ihr Verlangen oder auf das ihrer gesetzlichen Vertreter die französische Staatsangehörigkeit erworben hat, wenn sie sich aus Anhänglichkeit an eine fremde Nationalität Handlungen zuschulden kommen ließ, die sich mit der Eigenschaft eines französischen Bürgers nicht vertragen.“ Alle Nutznießer der Denunziationsperiode von 1919 wittern Morgenluft; man wird wieder in jenen seligen Zeiten an seinem Nachbarn und Konkurrenten sein Mütchen kühlen können. Um diesen Preis wird man sich diese offenkundige Umgehung klarer Bestimmungen des Versailler Friedensvertrags, der nur für die Boches unverletzlich erklärt ist, leisten. Die hiesige „République“ kennzeichnet dies Gesetz mit Recht als „ein Ausnahmegesetz für Elsaß-Lothringen, das Gegenstück zum einstigen deutschen Diktaturparagrafen“. Entgegen der von Eccard ver-

suchten Ablehnung stellt die „République“ fest, daß der Gesetzentwurf nicht allein die natufalisierten Deutschen in Elsaß-Lothringen unter ein Damoklesschwert stellt und damit die ruhige Entwicklung des Landes stört, sondern nach dem klaren Wortlaut des Gesetzes gegen uns Elsässer selber sich richtet. „Das ist zweifellos der Comble der ganzen Angelegenheit“, schreibt die „Freie Presse“, das hiesige sozialistische Organ, „und darin drückt sich die ganze Unverschämtheit aus, die jene elsässischen Elemente, die sich berechtigt fühlen, ihre Landsleute zu denunzieren, bereits in dem Verfahren der Commissions de triage bekundet haben.“ (9. April.)

„Das Entnaturalisierungsgesetz existiert und ist im Senat angenommen. Wir hoffen, daß sich in der Kammer ein elsässischer Député finden wird, um dagegen zu protestieren und auf die politischen Gefahren hinzuweisen, die seine Annahme auf nationalem wie auf internationalem Gebiete heraufbeschwören würde. In dieser Frage lassen wir nicht mit uns spaßen; die Heimatrechte der elsäß-lothringischen Bevölkerung sind im Versailler Vertrag verankert, und wir haben es schon einmal geschrieben: hier wird nicht gepapierfetzt.“ — (Camille Dahlet in der „République“ vom 15. April in einem Aufsatz „Unwürdige Elsässer“.)

Solange der chauvinistische Geist unserer französischen Herren nicht gedämpft worden ist, werden wir hierzulande immer wieder die ersten und hilflosen Opfer sein. Daß wir dem Ringen an der Ruhr deshalb mit einem nicht ganz uneigenen Interesse zusehen, ist wohl verständlich.

Presseschau.

Der elsässische Neutralist César Ley stellt sich dem französischen Gericht.

Am 20. April hat sich in St. Ludwig bei Basel dem französischen Grenzkommisär der elsässische Neutralist Ley selbst gestellt; nach Blättermeldungen ist er in das Untersuchungsgefängnis zu Straßburg eingeliefert worden. Da Ley vom Schwurgericht des Unterelsaß im Mai 1920 gemeinschaftlich mit den anderen Mitgliedern des „Exekutivkomitees der neutralen Republik Elsaß-Lothringen“ im Abwesenheitsverfahren „wegen Komplotts gegen die Sicherheit des Staates“ zu lebenslänglicher Deportation verurteilt worden ist, kann man das Aufsehen begreifen, das diese Selbststellung im Lande hervorgerufen hat.

Das „Journal d'Alsace et de Lorraine“ bringt die Meldung mit der Überschrift „Das Ende der neutralistischen Komödie“ und gibt ähnlich wie andre Blätter der Vermutung Ausdruck, daß Ley nur deshalb den gewagten Schritt unternommen habe, weil ihm die Mittel ausgegangen seien; die Vernehmung Leys werde gewiß wertvolle Aufklärung über die antifranzösische Propaganda in Deutschland ergeben und über die „Machenschaften des Heimatdienstes im Elsaß und in Lothringen“. Fraglich sei es jedoch, ob der Prozeß gegen Ley schon in der neuen Session des Schwurgerichts werde zur Verhandlung kommen können.

In französischen Kreisen wird man den Schritt mit etwas gemischten Gefühlen begrüßt haben. Ist man gewiß auch darüber erfreut, daß die Tätigkeit des „Baden-Badener Trios“ zu Ende ist, das mit seiner Flugblattpropaganda zeitweise doch recht unliebsam empfunden worden ist, verspricht man sich auch von der Ausragung Leys manche Enthüllung, so fürchtet man doch ganz zweifellos, daß durch die öffentliche Prozeßverhandlung und die unvermeidliche Erörterung der Angelegenheit in der Presse der Gedanke der Neutralität und Selbständigkeit Elsaß-Lothringens wiederum in den Mittelpunkt der Erörterungen treten könnte. Ob unter diesen Umständen der erwartete Prozeß bald zur Verhandlung kommen wird, darf als sehr fraglich bezeichnet werden. Französische Justiz hat bekanntlich Mittel und Wege, solch peinliche Dinge unauffällig zu „erledigen“.

Die Vermutungen über reiche deutsche finanzielle Unterstützung der Bewegung Rapp-Ley-Muth dürften sich als irrig erweisen; die Hauptgeldquellen der Bewegung, über die das Dunkel kaum je völlig gelüftet werden dürfte, sollen in Nord-

und Südamerika gelegen sein, wo man eigenartigerweise für elsäß-lothringische Dinge vielfach mehr Interesse findet als in — näher gelegenen Ländern.

Dem Gedanken der elsäß-lothringischen Neutralität wird durch Leys Ende durchaus kein Schade erwachsen; es wird nun die so bequeme Ausrede wegfallen, daß diese Idee „künstlich im Ausland mit fremden Mitteln genährt“ werde. Die Parole „Elsaß-Lothringen den Elsaß-Lothringern!“ verdankt ihre Zugkraft ganz andern Dingen als einer Handvoll amerikanischer Dollars!

Das Pasteur-Denkmal vor der Straßburger Universität, das in diesen Tagen in Gegenwart der höchsten Behörden Frankreichs pomphaft eingeweiht werden soll, findet aus allen Kreisen die schärfste Kritik. Man findet, daß es endlich mit der Gepflogenheit ein Ende haben müsse, kleinen Klippen zu erlauben, nach ihrem Willen Denkmäler und Büsten aufzustellen, die ohne Befragung der öffentlichen Meinung dem Elsaß aufgezungen werden. Selbst das chauvinistische Franzosenblatt, das „Journal d'Alsace et de Lorraine“, muß der Zuschreibung eines Lesers Aufnahme gewähren, die das Denkmal „ein Attentat gegen die Aesthetik, die Schönheit und das Andenken an Pasteur“ bezeichnet. Man könne nichts Abscheulicheres sehen als dieses Denkmal. Freilich sei es jetzt zu spät, heißt es im „Elsässer“, die Unterdrückung oder Verlegung des Denkmals vor den Festlichkeiten zu verlangen. „Aber ebenso unmöglich ist es, daß das Denkmal nachher da bleibt. Man darf nicht sagen, daß Straßburg nichts Besseres gefunden habe, um das Andenken Pasteurs zu ehren, als ein so unästhetisches, groteskes und scheußliches Denkmal. Es bleibt zu wünschen, daß sich einige finden, die eine Petition in Umlauf bringen, in welcher die Entfernung dieser roten Pyramide und der vergoldeten Männer verlangt wird; sie wird gewiß Tausende von Unterschriften finden.“ (8. Mai.)

Der erste Fall von Einmütigkeit von dem französischen Chauvinistenblatt über die deutschsprachigen katholischen Blätter zur sozialistischen „Freien Presse!“ Aber wir hegen keinen Zweifel, daß Millerand und Poincaré bei der Enthüllung des Schmarrens schmelzende Worte von französischer Kunst und französischem Geschmack finden werden, die mit vereinten Kräften bemüht seien, aus der von den Boches in den fünfzig Jahren ihrer Tyrannei boshaft verunstalteten „wunderschönen Stadt“ endlich wieder eine Stätte der Schönheit zu machen. Als Vertreter der beglückten Stadt Straßburg wird gewiß Herr Maire Peirotes nicht verfehlen, den tiefgefühlten Dank aller „guten Elsässer“ den Pariser Gebietern zu Füßen zu legen.

Elsaß-Lothringen

Heimatstimmen

Bezugspreis für das Vierteljahr:
Deutschland u. Dtsch.-Oesterreich
beim Bezug durch die Post 2400 Mark
bei Streifbandbezug 3000 Mark

Jahresbezugspreis für das Ausland:
Frankreich 8 Frank. (frz.)
Schweiz 4 Frank. (schwz.)
Übriges Ausland . . . 1 Dollar (amer.)

Bestellungen aus dem Ausland und für
den unmittelbaren Streifbandbezug an
die Schriftleitung
Berlin W 30, Postschließfach Nr. 5
Buchhandlungen 40% Rabatt

Herausgeber: Dr. Robert Ernst

Zahlungen erbeten:
Deutschland:
Postscheckkonto Dr. Robert Ernst,
Berlin NW 7, Nr. 109 799.

Ausland:
Brieflich an die Schriftleitung
Berlin W 30, Postschließfach Nr. 5

Anzeigen:
die 4 gespaltene mm-Zeile 200 Mark
(Familienanzeigen 30 Mark)

Nachdruck
mit Quellenangabe gestattet.

Nummer 6

Berlin, Juni 1923

I. Jahrgang

Das Elsaß und der Ruhrkrieg.

Offener Brief eines Elsässers an seine Landsleute rechts des Rheins.

. . . . , den 4. Juni 1923.

Die Präsidenten der Republik, Millerand und Poincaré, haben ihre Elsaßreise hinter sich. Ich weiß nicht, ob Ihr in Deutschland etwas davon gehört habt, wie die Repräsentanten Frankreichs auf unserem Heimatboden empfangen worden sind. Wir halten es ja für möglich, daß eine oder die andere Zeitung den Weg zu Euch gefunden hat. Dann habt Ihr gelesen von den begeisterten Empfangsreden, von Küssen, Freudentränen, Orden, Vivatrufen, von Elsässerinnen und Lothringerinnen in Nationaltracht, von nidlichen Mädchen, die ein Sprüchlein aufgesagt und einen blauweiß-roten Strauß überreicht haben, auch von den in den Farben der Republik prangenden Straßen und Triumphbögen. Kennt Ihr das nicht, mehr aus der Zeit, wo die „Befreier“ eingezogen sind? Die Regie war dieselbe, die Fahnen auch, nur leuchteten deren Farben nicht mehr so frisch und klar wie damals, und die Schreier waren auch weniger geworden. Und wer nicht mit Ohren- und Scheuklappen dem Schauspiel — ich sage bewußt und mit Absicht „Schauspiel“ — beiwohnen konnte, hat untrügliche Zeichen vom Gegenteil dessen feststellen können, was Millerand bei seinem Abschied von Straßburg pathetisch vom Stadthause der Menge zurief: „Ich werde niemals den Enthusiasmus und Eure Treue an Frankreich vergessen“ — „Elsaß, Dein Name ist Treue!“ — und in Zabern! „Die allgemeine Zustimmung des Elsaß kann die Regierung nicht weiter wundern; denn ganz Elsaß ist mit der Regierung in der Ruhr!“ — Ja, freilich, so haben alle Reden fast gleichlautend ausgeklungen; seien sie von den Lippen des Mühlhauser Bürgermeisters oder von denen seines Namens- und Amtbruders in Zabern, oder von Jourdain in Altkirch oder von sonst eines ordenshungrigen Würdenträgers Mund geflossen: „Wir, das Elsaß, gehen mit der Regierung bis zum glorreichen Siege in der Ruhr!“

Nach diesen Bekenntnissen war dem Ministerpräsidenten ein gut Teil Stoff zu seiner Sonntagsrede in Chaumont gegeben, wo er, ganz besonders an die

Adresse Amerikas gerichtet, sich und seinem Abenteuer das beste Zeugnis ausgestellt hat, und nebenbei auch die „frechen Lügen der Abgesandten des Reiches in den Vereinigten Staaten von der offenen Frage von Elsaß-Lothringen und dem angeblichen (!) Unbehagen der befreiten Provinzen“ auf Grund der Kundgebungen des Landes scharf desavouiert hat.

Ich höre Euch lachen. Das Elsaß ruhrbegeistert? Im Elsaß kein Malaise? Ich weiß wohl, daß Ihr Euch durch bestellte Kundgebungen dieser Art nicht irreführen laßt; aber in den Augen der Deutschen und, was uns politisch gefährlicher scheinen will, in denen des aufwachenden Auslandes, könnten wir doch als die erscheinen, die wir nicht sein wollen. Sagt es allen, zu denen Eure Stimme dringen kann, daß auf Regierungskreisen gehaltene Reden, die nichts anderes als Wahlvorbereitungen bedeuten, ebensolche Lügen sind, wie wenn die gekaufte Presse des Landebegrüßungsartikel schreibt, die den ekelhaftesten Bys zantinismus der Vergangenheit übertreffen. **Unsere elsässische Presse ist nicht das Sprachrohr des Volkes, sondern französischer Macht- und Interessengruppen. Unsere elsäß-lothringischen Abgeordneten sind nicht die Dolmetscher unserer Gefühle und Wünsche, auch nicht Herr Député Oberkirch, der nach einer begeisterten Rede „im Namen des elsässischen Volkes“ sich von Lebas das nur allzu wahre Wort hat an den Kopf werfen lassen müssen: „Reden Sie doch nicht vom Elsaß! Das Elsaß ist nicht hier in der Kammer; Ihr habt es durch Euer Wahlgesetz wohlweislich ausgeschlossen.“ (25. Mai).** Wir bitten Euch, sagt der Welt, wie wir uns in Wahrheit zu dem Ruhrunternehmen stellen! Und die Wahrheit ist die:

Die Seele des Elsaß ist auch in dieser Frage zerrissen. Auf der einen Seite stehen die, die mit der Regierung durch dick und dünn gehen, die Leute vom Nationalblock, Industrielle und deren Anhang, die Notabeln, und ein Teil des Bürgertums, das sich von jeher nach der Ziffer auf dem Steuerzettel zu orientieren pflegte und heute natürlich der Regierung, die

die Goldmilliarden aus dem Ruhrgebiet zu holen im Begriff steht, alles Gute wünscht — eben im Interesse des Steuerzettels. — Auf der anderen Seite stehen die rücksichtslosen Gegner des Ruhrkriegs, in erster Linie die Linksparteien, die in ihrer Presse in schärfster Form den Kampf gegen die Regierung führen, die mit dem Einmarsch in die Ruhr eine Epoche von politischen Katastrophen eingeleitet hat. Dazu kommt die breite Masse des Volkes, die mit **ängstlicher Spannung** der Abwicklung der deutsch-französischen Differenzprobleme zusieht und instinktiv fühlt, daß mit diesen Methoden von Gewalt und Brutalität nie und nimmer etwas Gutes geschaff wird. Wohl wagt auch in Frankreich der Kampf um das Ruhrunternehmen; aber im Elsaß geht die Bewegung tiefer. Es gibt auf der Welt kein Volk, das pazifistischer dächte als die Elsässer von heute, denn wir Elsässer sind bei jeder Auseinandersetzung zwischen Frankreich und Deutschland Ambos und Beuteobjekt zugleich. Und Poincarés Ruhrabenteuer; das erkennt heute bei uns jeder Bauer, jeder Arbeiter, jeder Rebmann, führt zum Krieg. Frankreich wird es nie gelingen, sein gefürchtetes Nachbarvolk so zu vernichten, daß es nie mehr in stande sein würde, seine Freiheit wieder zu erkämpfen. Uns will scheinen, daß die Energien im deutschen Volk, allem heutigen Anschein zum Trotz, größer sind als die des französischen. Wohl verstanden: wir erwarten den Krieg nicht für morgen; aber die andauernden Verletzungen der deutschen Souveränität, die brutale Kampfweise, vor allem die barbarische Ausweisungspolitik, häufen Affekte an, die einmal zur Entladung kommen müssen. **Und dann sind wir Elsässer wieder als die Ersten die Leidtragenden**, und wir dürfen nicht verhehlen, daß wir als den Schuldigen an der nächsten Katastrophe heute schon Frankreich erkennen. Darüber ist sich der übergroße Teil unseres Volkes einig, auch wenn man aus Angst vor Zuchthaus und Verbannung nicht laut davon zu sprechen wagt. Die begeistertsten Huldiger des Ruhrunternehmens in unserem Lande sind zu allererst Elsässer, die sich dieses Prädikates erst seit vier Jahren erfreuen, dann die oben Genannten, die mit den Welschen im „Journal d'Alsace et de Lorraine“ (es ist eine kleine Zahl) der Welt die „Meinung“ des Elsaß servieren.

Könntet ihr einen Blick werfen in Kreise der elsässischen Kleinrentner, könntet Ihr hören, was sie zu Frankreichs zerstörender Aktion in deutschem Lande sagen! Ihr wißt, wie viele Existenzen abhängig waren von den Zinserträgen aus deutschen Papieren.

Von elsässischer Freiheit und Einheit.

Von Erich Sigwalt.

II.

Im Deutschen Reiche. (1871—1918.)

Im August des Jahres 1870 drangen die deutschen Heere in Elsaß und Lothringen ein. Zu Ende des Jahres war das ganze spätere Reichsland in ihrer Hand. Damit war die deutsche Herrschaft aufgerichtet. So sehr die Deutschen im Rechte waren, wenn sie damals die Rückkehr des Elsass und Deutsch-Lothringens forderten, Tatsache ist doch, daß die neue Herrschaft ohne die Zustimmung der Bevölkerung errichtet wurde. Die Elsaß-Lothringer waren doch allzusehr in den Westen eingetaucht gewesen, als daß sie aus ihrer immer noch naturhaft volksdeutschen Art die Kraft hätten schöpfen können, sich im Augenblick der Auflösung der französischen Macht an

Diese Leute leben heute in den düftigsten Verhältnissen, sie leben von Almosen, sie hungern, weil Frankreichs Haß- und Rachepolitik die deutsche Währung — es sage uns niemand, daß Deutschland sich selber ermordet habe; denn ohne unsere Gewalthaber, wäre die Währungskatastrophe ausgeblieben — erschlagen hat. Vor vier Jahren hat Frankreich durch den Mund seiner Würdenträger die Valorisation der deutschen Werte garantieren lassen, es hat sein Versprechen nicht gehalten, wird es auch nie einlösen. Was uns aber immer mehr die Augen öffnet, über das wahre Wesen unserer Regierung, ist die **vollkommene Abschneidung unserer beiden Provinzen von Deutschland und seiner Presse**. Ja nicht einmal die neutrale Schweizer Presse hat bedingungslosen Eintritt in unser Ländchen, in dem an jedem Rathaus bald das Wort „Liberte“ glänzt. **Warum dürfen wir die andere Gelge nicht hören?** Unser Volk weiß es. Frankreich kennt genau, genauer als unser Volk selber, die Rückwirkungen auf unsere Stellungnahme zum Ruhrunternehmen. Wenn wir Gelegenheit hätten, die deutsche Wahrheit über das Schreckensregiment zu vernehmen. Und doch erfahren wir auf Umwegen ein gut Teil Wahrheit. Mit Abscheu erzählt man sich von den Justizmorden, von der mittelalterlichen Soldateska, vor allem von den Vertreibungen der ihrem Vaterlande treuen Bevölkerung. Haben wir nicht die Kulturohnmacht auch bei uns erlebt? Es gibt ja keine einzige Familie unseres Landes, die nicht mitbetroffen wären von der brutalen Ausweisungspolitik von 1918/19, selbst solche, die nicht genug schreien konnten: „Nüs mit ne!“ „Jeder het sine Schwob“, soll sogar Weiterlé bekannt haben. Die Bande zu Deutschland bestehen doch, und keine Paßschikane kann sie zerreißen, und sie werden uns mit Euch und Eurem selbstgewählten Vaterlande verbinden, so lange der deutsche Rhein abwärts fließt. Eure und Deutschlands Not ist es gerade, die neues Interesse an Deutschland weckt. Heute ist es Mitleid. Es wird morgen Liebe sein! Was ich Euch aber zum Schlusse sage, das sage ich im Namen des überwiegenden Teils unseres Volkes: **Wir lehnen das entsetzliche Abenteuer an der Ruhr ab, das Abenteuer, das in seinen Folgen unabsehbar sein wird, das Frankreich und ganz Europa dem Abgrund näher rückt. Wir lehnen es ab, weil es die niedersten Instinkte geweckt hat und in seinen Auswüchsen eine Kulturschande für alle Jahrhunderte sein wird.**

die Seite der Eindringlinge zu stellen. Die neue Herrschaft war daher ebenso wenig eine ursprüngliche im Sinne R. Redt- lobs (Abhängige Länder, Leipzig, Veit & Comp. 1914), wie es einst die Ludwigs XIV. gewesen war. Wie einst Frankreich, so dehnte jetzt Deutschland seine Gewalt auf Gebiete aus, die an der Begründung dieser Gewalt keinen Anteil gehabt hatten. Es darum zu schelten, wäre töricht: „Es gibt kein Gesetz der Natur, das ich kenne, keinen Parlamentsbeschluß des Himmels, wonach Frankreich allein unter allen irdischen Wesen nicht einen Teil seines geraubten Gutes zurückgeben sollte, wenn die Eigentümer, denen es entrissen wurde, Gelegenheit haben, es zurückzunehmen. Niemand außer Frankreich im gegenwärtigen Augenblick glaubt, daß ein solches Naturgesetz existiert.

Weder Elsaß noch Lothringen sind in so göttlicher Weise gewonnen worden, daß das wahrscheinlich wäre. Die Ränke Richelieus und das grandiose „lange Schwert“ Ludwigs XIV. sind die einzigen Rechtstitel Frankreichs auf diese Länder.“ so schrieb Carlyle 1870 in der „Times“. — Im Spiel der großen Mächte hatte diesmal Preußen-Deutschland den Sieg davon getragen. Elsaß-Lothringen, das volkdeutsche, war der Preis, den es aus volks- und staatspolitischen Erwägungen fordern mußte. Es war nicht nur in der Macht, es war im Rechte, als es dies tat. Für das Verhältnis der wiedergewonnenen Gebiete zum Deutschen Reich aber bildet doch die Tatsache den Ausgangspunkt, daß die deutsche Herrschaft durch Eroberung entstanden ist. Die Elsaß-Lothringer waren zwar noch immer in wesentlichen Aeußerungen ihres naturhaften Lebens volksdeutsch, es war aber das Bewußtsein, fremder Herrschaft unterworfen zu sein, erstarben, und dem Bewußtsein gewichen, mit Frankreich die Einheit der Staatsnation zu bilden. In langem Entwicklungsprozeß waren die Einwohner — jeder für sich — Teilhaber an der „ursprünglichen“ Gewalt geworden, die in Frankreich bestand, sie fühlten sich daher als französische Bürger, waren elsässische, lothringische Franzosen; sie hätten damals trotz ihres Elsässertums, ihres Deutschlothringertums ihr staatspolitisches Franzosentum freiwillig nicht aufgegeben. Die Tatsache der volkdeutschen Art des Landes gab Deutschland den Rechtstitel Frankreich und der Welt gegenüber, gab ihm außerdem berechnete Hoffnung, einst auch die Seele des Landes wieder zu gewinnen. Zunächst aber war diese Seele nicht bei alledem, was geschah. Die Gebiete waren Objekt und nicht Subjekt der neuen Herrschaft.

Es war die Frage, ob es der neuen Herrschaft gelingen werde, die Elsaß-Lothringer aus Objekten des Reichs zu Subjekten im Reich zu machen. Solange sie Objekte waren, standen sie trotz ihrer volkdeutschen Art außerhalb des staatlichen Rahmens, den die Nation sich im Jahre 1871 gegeben hatte, waren sie dem Reich nur angefügt, nicht eingefügt. Sie einzufügen, das war die Aufgabe, Staatliche Eingliederung aber ist nicht schon dann erfolgt, wenn der Herrschaftsstaat ein Netz der Herrschaft über ein neuerworbenes Gebiet ausbreitet hat, sie ist erst dann vorhanden, wenn der Begriff Herrschaft im Hinblick auf das Verhältnis der beiden seinen Sinn verloren hat. Das aber setzt den Einklang im Seelischen voraus. Doch dieser kann nicht erzwungen werden. Er ist vielmehr die Frucht der seelischen Entwicklung im Herrschaftsstaat sowohl wie im beherrschten Gebiet.

Das Reich mußte dem Lande eine Organisation geben. Da ist nun von allergrößter Bedeutung, daß es die eroberten Gebiete beisammen ließ. Es wurde nicht nur die territoriale Einheit des Elsass wieder hergestellt, die seit der französischen Revolution aufgelöst war, es wurde vielmehr dem Elsaß der Bezirk Lothringen beigegeben: es entstand die **elsaß-lothringische Einheit**, die bis 1918 bestand und von Frankreich nunmehr zerschlagen wird. Es war die Frage, ob die beiden von einander bisher abgekehrten Gebiete zu einer nicht nur verwaltungstechnischen, sondern auch volkpsychologischen Einheit würden verschmelzen können: das stille bedächtige, konservative, zunächst fast rein bäuerliche Lothringen und das lebhaft, demokratische, mehr bürgerliche Elsaß. Die Bewohner des deutschlothringischen Sprachgebiets waren Volkdeutsche wie die Elsässer; das romanische Land aber war den Elsässern innerlich fremd; es ist ein Hemmschuh geworden nicht nur für die Entwicklung zum Reich hin, sondern auch für die Bildung des elsäb-lothringischen Gemeinwesens. Aber auch die Deutschlothringer schauten nicht so sehr nach Straßburg hin; es wäre leichter gewesen, ihnen die Richtung nach Norden zu geben, wohin der Lauf von Saar und Mosel weist. So kam man sich auch in der deutschen Zeit trotz der Gemeinsamkeit der Geschichte und des Gemeinwesens so recht nahe nicht. Und eine neue Schwierigkeit trat hinzu. Rund 500 000 Menschen aus „Altdeutschland“ wanderten in das wiedergewonnene Land ein; sie wurzelten nicht in der neuen Heimat, waren Deutsche anderer Schläges, anderer Geschichte, siegreiche Deutsche, die in der Verwaltung, in der Wirtschaft, im Geistesleben gar bald eine große Rolle spielten, aber mit den Eingeborenen zunächst noch nicht recht zur Einheit des Heimatvolkes zusammenschmolzen. Territorial zersplittert war das Elsaß, war Loth-

ringen so nicht mehr, sie trugen aber Spaltungen bevölkerungspolitischen Ursprungs in sich, die die Bildung einheitlicher Seelenhaftigkeit ungemein erschwerten. Das hat zu schweren Spannungen geführt, die von heute auf morgen nicht auszugleichen waren. Es galt die Schaffung einer neuen Einheit: **der Einheit des in der Landschaft wurzelnden geschlossenen elsäb-lothringischen Staatsvolkes**. So weit aber waren wir auch 1918 noch nicht. —

So war denn das Elsaß aus dem französischen Staatsverband herausgelöst und auf sich gestellt. Dem Aufsaugungsprozeß durch Frankreich war ein Riegel vorgeschoben, das Elsaß war — mit Lothringen zusammen — eine in sich geschlossene Verwaltungsprovinz. Wie einst im ancien régime bei Frankreich, so lag es jetzt bei Deutschland, in gewissem Sinn wieder eine *province étrangère*. Noch bestand wie damals seine deutsch-elsässische Sonderart, bestand das kulturelle Sonderbewußtsein in Frankreich gegenüber, nur daß seine Menschen inzwischen Subjekte im französischen Staate gewesen waren, seine Menschen, nicht aber das Land als organische politische Einheit! Die Einheit der elsässischen Provinz hatte zerschlagen werden müssen, damit die elsässischen Menschen „freie“ Franzosen hatten werden können. Sie sollten nun aufhören, Franzosen zu sein, sahen sich dafür aber den engeren Bereich der Heimat als Feld politischer Betätigung wiedergegeben. Als Frankreich einst die elsässische Einheit geschaffen hatte, da hatte es sich als herrschende Macht über die autonomen Gebilde des Landes gesetzt und sie schließlich erdrosselt. Als Deutschland sie neu schuf, löste sie das in Departements zerschlagene Land aus dem französischen Einheitsstaat heraus und stellte die besondere territoriale Einheit wieder her. Aber wie damals, so war auch diesmal die elsässische Einheit kein Werk des Volkstums selber, sondern das Werk höherer Gewalt. Sie war eine Form, die nur dann Leben erhalten konnte, wenn das Volk Lust und Kraft bekam, sie mit Leben zu füllen. Damals ging der Weg zum zentralistischen französischen Einheitsstaate, diesmal konnte er zum Bundesstaat eigenvölkischer Struktur im Deutschen Reiche führen. Zunächst aber bedeutete das Ereignis vom Jahre 1870 ein Herausheben aus einem Erdreich, an das man sich gewöhnt hatte, in ein neues, das einem trotz der Gemeinsamkeit der Volkheit fremd geworden war. Denn das Deutsche Reich war nach einem ganz andern Prinzip gefügt, wie der französische Staat: es war ein Bundesstaat mit vielen Gliedern, erwachsen aus der genialen Verbindung der Erfordernisse des Tages mit den Gegebenheiten der deutschen Geschichte. Aus den Territorien des mittelalterlichen Reiches waren selbständige Staaten mit „ursprünglicher“ Herrschaftsgewalt geworden. Indem diese Staaten zum neuen Reich zusammengetreten waren, hatten sie sich einem neuen Staat unterworfen, den sie selber gemeinsam über sich erbaute hatten. Dabei blieb aber der Unterschied zwischen jedem einzelnen Volk und dem Gesamtvolk, das sich aus ihnen zusammensetzte, bestehen. Das Phänomen, daß ein Volk eine Herrschaft über sich baut, vollzieht sich im Bundesstaat von der gleichen Basis aus in doppelter Weise. Es bestehen zunächst mehrere Herrschaften. Jede dieser Herrschaft hat, wie natürlich, ihre Grundlage in einem Volk. Aber all diese Völker tun sich zusammen, um gemeinschaftlich eine neue Herrschaft zu errichten, die über ihnen allen steht. So hat jeder Untertan über sich zwei Gewalten. Beide sind ursprünglich, denn beide sind unmittelbar aus der Kraft eines Volkes hervorgewachsen, nicht durch eine schon organisierte Gewalt erzeugt.“ so schildert R. Redtlob (a. a. O., S. 21) die staatsrechtliche Lage im Bundesstaat.

Das war die Welt, der Elsaß-Lothringen 1871 angefügt wurde. Sie bot außerordentliche Möglichkeiten. Es war die Frage, ob die Wege gefunden wurden, sie zu verwirklichen. Begleiteten wir Elsaß-Lothringen auf seinem Gang durchs Reich.

Elsaß-Lothringen wurde durch das Vereinigungsgesetz vom 9. VI. 1871 dem Reiche unterstellt. Die Verfassung des Reiches aber war für den Bundesstaat geschaffen, seine Einrichtungen für das Zusammenleben von Oberstaat und Unterstaat, nicht für die Ausübung einheitlicher Herrschaft. Elsaß-Lothringen war aber kein Unterstaat, es war Territorium des Reichs. Das Reich übte hier also — im Widerspruch zu seinem eigenen

Wesen — die volle Herrschaft direkt aus. Zu diesem Zweck aber mußte es eine besondere Organisation schaffen. „Die Gesetzgebung wird durch den Kaiser und den Bundesrat ausgeübt, nicht durch Bundesrat und Reichstag.“ Die Exekutive wird dem Kaiser allein, nicht wie in der bundesstaatlichen Sphäre, dem Kaiser in Konkurrenz mit dem Bundesrat verliehen. Der Reichskanzler kontrahiert die Anordnungen und Verfügungen des Kaisers. Er trägt die Verantwortung. Er ist das Haupt der Verwaltung. Das Reichskanzleramt ist die oberste Verwaltungsbehörde. Das eroberte Land wird so „nach keiner Richtung in die Organisation des Reiches eingeschlossen“. „Es fehlt vor allem die charakteristische Teilung der Gewalt in eine partikuläre und in eine zentrale, für das ganze Reichsgebiet gemeinsame Sphäre“ (Redslob, a. a. O., S. 75/76). — Das war der Anfang. Elsaß-Lothringen war kein Unterstaat im Reich, es war „abhängiges Land“, war Land des Reichs, war Reichsland, beherrscht von einer vom Reich konstituierten Gewalt. Die Reichsgewalt war eine durchaus „partikuläre“, ohne daß die partikuläre Sphäre wie sonst von einer zentralen überwölbt worden wäre. Das war ein Zustand, der nicht dauern konnte. Die Sonderstellung Elsaß-Lothringens mußte mit der Zeit verschwinden, sei es dadurch, daß das Land zu einem oder mehreren der schon bestehenden Unterstaaten geschlagen, sei es dadurch, daß es selber in der Art eines Gliedstaates ausgebaut wurde.

Der zweite Weg wurde beschritten. Es war ein erster Ansatz insofern da vorhanden, als die Finanzwirtschaft des neuen Territoriums gleich im Anfang von der Finanzwirtschaft des Reichs vollkommen getrennt worden war. (Redslob a. a. O., S. 76 ff.) Durch Gesetz vom 8. I. 1873 aber ward nun auch eine besondere elsäß-lothringische Staatsangehörigkeit anerkannt, entsprechend der der Staaten des Reichs. Durch Gesetz vom 23. XII. 1873 ward das Reichsbeamtengesetz eingeführt, dem gemäß Landesbeamte von den Reichsbeamten unterschieden wurden. Und schließlich trat am 1. I. 1874 die Reichsverfassung auch in Elsaß-Lothringen in Wirksamkeit. Damit war „der erste große Schritt“ getan. „Die zentrale Verwaltung, die über den Gliedstaaten eingerichtet ist, wird fortan auch über Elsaß-Lothringen geübt“. Die bisher völlig „partikuläre“ Verwaltung von Elsaß-Lothringen geht nunmehr zum Teil in der Reichsverwaltung auf. Für den Rest aber bleibt das Reich vor die „außerordentliche Aufgabe“ gestellt, die sonst den Gliedstaaten überlassen ist, „eine vollkommen unmittelbare Regierung“ zu üben. Von nun an gibt es für Elsaß-Lothringen eine zentrale und partikuläre Verwaltung. Elsaß-Lothringen ist zwar kein Gliedstaat, es ist aber, um das Schlagwort der gegenwärtigen elsäß-lothringischen Politik zu gebrauchen, eine veraltungspolitisch in sich geschlossene Region. Auf diesem Wege geht es nunmehr weiter. Durch das Gerichtsverfassungsgesetz vom 27. I. 1877 wird derselbe Fortschritt auf dem Gebiet der Rechtsprechung vollzogen. Die Schaffung selbständiger Landesgesetzgebung war schon 1874 durch die Einrichtung des Landesausschusses vorbereitet, der mit begutachtender Funktion aus den Bezirkstagen gebildet wurde. Er wurde durch das Reichsgesetz vom 2. V. 1877 zum gesetzgebenden Faktor erhoben. So war denn ein neuer Weg für die besondere Gesetzgebung von Elsaß-Lothringen eröffnet: „Kaiser, Bundesrat und Landesauschuß sind Träger der Legislative. Durch ihre übereinstimmenden Willenserklärungen kommt ein Gesetz zustande“. Wenn es auch im Grunde nur eine Reichsgesetzgebung in Elsaß-Lothringen gab, so kamen doch fortan in Elsaß-Lothringen Gesetze auf zweifachem Wege zustande: „auf dem formalen Weg der Reichsgesetzgebung und auf dem formalen Weg der Landesgesetzgebung“. — So hat denn in den Jahren bis 1877 „das große Prinzip, nach welchem das Reich gefügt ist, auch in Elsaß-Lothringen eine rudimentäre Verwirklichung erfahren. Gesetzgebung, Rechtsprechung und Verwaltung sind in zwei Kreise aufgeteilt, deren einer gemeinsam, deren anderer eigentümlich ist. Die Sonderung ist in den großen Zügen durchgeführt; aber sie kann „graduell noch vervollkommen werden“. Je tiefer sie greift, je umfassender sie wird, um so mehr nimmt Elsaß-Lothringen die Form eines Gliedstaates an, um so mehr wächst es ins Reich hinein. (Redslob a. a. O., S. 81/82.)

Und nun kommt die Gesetzgebung des Jahres 1879. „Das Reichsgesetz vom 4. VII. 1879 über die Verfassung und Ver-

waltung von Elsaß-Lothringen räumt mit der partikulären Kompetenz auf, die der Reichskanzler besitzt; es beseitigt das Reichskanzleramt für Elsaß-Lothringen und den Oberpräsidenten. Das Amt eines Statthalters wird geschaffen. Der Statthalter wird vom Kaiser eingesetzt und abberufen. Ein Ministerium für Elsaß-Lothringen wird gebildet. An seiner Spitze steht ein Staatssekretär; sie alle werden vom Kaiser ernannt und ihres Amtes enthoben. Statthalter und Ministerium haben ihren Sitz in der Hauptstadt des Landes. Die Kompetenzen des Reichskanzlers, der obersten Reichsbehörden und des Oberpräsidenten gehen auf die neuen Organe über.“ Der Statthalter tritt an die Stelle des Reichskanzlers, das Ministerium übernimmt die Rolle der obersten Reichsämtler. Wie ein jeder Gliedstaat erhält das Land seine eigene Spitze. Der Statthalter ist das Verwaltungshaupt. Er ist als Minister Kollege des Reichskanzlers, er übt aber auch landesherrliche Rechte aus, indem er für den Kaiser selbst eintritt. Er ist also auch eine Art Regent. Seine Stellung fließt aber aus dem Willen des Reichs, nicht aus dem „ursprünglichen“ Willen der Bevölkerung: Elsaß-Lothringen ist einheitlich verwaltetes Territorium mit Gliedstaatform, ohne Gliedstaat zu sein. — Auch auf dem Gebiet der Gesetzgebung bringt das Jahr 1879 bedeutsame Fortschritte: „Es wird ein Staatsrat eingesetzt, um Gutachten über Gesetzentwürfe abzugeben. Damit wird neben dem Landesauschuß eine zweite mit legislativer Kompetenz begabte Institution geschaffen, die im Lande selbst ihre Wurzel hat. Sie kann die Tätigkeit des mit dem Lande nicht vertrauten Bundesrats bis zu einem gewissen Grad ersetzen und trägt in sich den Keim eines Oberhauses“. „Es werden drei Bevollmächtigte für das Territorium mit beratender Stimme im Bundesrat zugelassen“. „Die Kompetenzen des Landesauschusses werden ausgedehnt. Er erhält das Recht, Gesetze vorzuschlagen und Petitionen, welche ihm zugehen, dem Ministerium zu überweisen.“ „Der Landesauschuß wird durch das neue Gesetz erweitert, auf eine breitere Basis gestellt“. Während die Bezirkstage bisher mit 10 Mitgliedern vertreten waren, entsenden sie nun 34, außer ihnen aber bestimmen die Landkreise 20, die 4 großen Kommunen 4 Abgeordnete. (Redslob, a. a. O., S. 97/98.)

Es war ein großer Fortschritt: Die Regierung des Landes stand im Lande selbst. Vertreter aus dem Lande nahmen an der Bildung des Herrschaftswillens teil. Es war, als ob der vom Reich künstlich erzeugte Homunkulus des Reichslandes den Drang verspüre, aus der Welt des Scheins sich in die Welt des Seins zu verpflanzen, auf daß lebendiges Blut seine Adern durchfließe.

32 Jahre hat es gedauert, bis das Reich einen Schritt weiter ging. Das Reichsland war zwar gliedstaatähnliche geschlossene Verwaltungsregion; es war aber immer noch nicht wirklicher Gliedstaat im Reich, so sehr es auch den Anblick eines Gliedstaates gewährte. Immer noch hatten Reichstag und Bundesrat ihre legislative Kompetenz in Landesangelegenheiten, immer noch besaß Elsaß-Lothringen keine Stimmen im Bundesrat. Immer noch war der Statthalter der Beauftragte des Kaisers im Land und nicht ein Staatsoberhaupt analog denen der andern deutschen Staaten. Fielen diese Besonderheiten hinweg, so war das Bild des Gliedstaates fertig. Formte sich außerdem im Lande die Bevölkerung, soweit sie politisch in Betracht kam, zum elsäß-lothringischen Volk, erfüllte sie sich mit dem Willen zur Staatwerdung und schmolz sie mit der vom Reich gesetzten Form in eins zusammen, so war nicht nur ein Bild eines Gliedstaates, so war der Gliedstaat selbst vorhanden. Und in der Tat, es entwickelte sich eine Autonomiebewegung aus dem Volke heraus. Es begann sich ein neues Ideal elsässischer Freiheit zu formen: das der elsäß-lothringischen Freiheit im elsäß-lothringischen Eigenstaat. Träger dieser Bewegung war nicht so sehr der alte tiers état, der mit Frankreich hochgekommen war und seine Seele Frankreich allzusehr verschrieben hatte, als daß er der Führer in einer vom französischen zum deutschen Freiheitsideal hinführenden politischen Bewegung hätte sein können. Deshalb haben so manche aus ihm die Autonomiebewegung nicht ernst genommen, sondern sie nur als Deckmantel für ihre franzosenfreundliche Politik benutzt. Es war ein Mißbrauch, erklärlich nur, weil sie

nicht eigentlich mehr Elsässer und Deutsch-Lothringer, sondern Franzosen waren. Sie tragen die Verantwortung dafür, daß die Bewegung keinen eindeutigen Charakter hat annehmen können; dafür, daß es der französischen Propaganda gelang, die Behauptung von dem Erlösungsbedürfnis der „geraubten Provinzen“ zu einem Weltwahn auszugestalten, dafür, daß die elsäß-lothringische Frage den moralischen Deckmantel für die französische Revanchepolitik hat abgeben können. Es war vielmehr die große, breite Masse des elsässischen Volkes, die langsam aus ihrem Schlaf erwachte und instinkthafte zum Eigenstaat hindrängte. Schon die 70er Jahre hatten die Autonomiebewegung von Schneegans u. a. gesehen; sie war gescheitert, weil diesen Männern wohl wichtiger noch als die Autonomie die Durchsetzung ihrer liberalen Weltanschauung war, die damals auch in Deutschland den Kampf mit dem Kirchentum aufgenommen hatte. Nunmehr aber wurde die Bewegung auch von der katholischen Masse und ihren Führern aufgenommen. Es begann lebendig zu werden in der bisher so stillen Welt, die sich unter der Decke der französischen Herrschaft ihre mittelalterliche deutsche Art in Sprache und Gehaben in oft so überraschender Weise bewahrt hatte. Ein leichtes, schnelles, frisches Werden war es nicht. Dazu fehlte dem Volke die eigenstaatliche Tradition. Niemals bisher hatten die Elsässer sich dies Ziel setzen können: im geeinten — und nunmehr sogar um Lothringen vergrößerten — Elsaß ihr Leben als freie Bürger eines Staatswesens zu führen, dessen Gewalt im Lande selber wurzelte, „ursprünglich“ war. Dazu lastete die Einwanderung auch zu schwer auf dem einheimischen Volk. Immerhin kam um die Jahrhundertwende die Bewegung in Fluß. Das Deutsche Reich und das deutsche Volk aber waren damals allzusehr aufs Wirtschaftliche, aufs Formalistische eingestellt; sie hatten das Problem in seiner Tiefe kaum erkannt, obwohl es sich so nur im deutschen Reich, nicht in Frankreich stellen konnte; sie haben sich daher mancherlei Versäumnisse zuschulden kommen lassen. Im Reich, in Elsaß-Lothringen war drängendes Leben; die staatsbildenden Kräfte aber versagten. So raffte man sich denn erst im Jahre 1911 unter dem Druck der Bewegung in Elsaß-Lothringen zur Weiterbildung der Verfassung auf.

Elsaß-Lothringen erhielt drei Stimmen im Bundesrat. Reichstag und Bundesrat verloren ihre legislative Kompetenz in Landesangelegenheiten, die Gesetzgebung ward in die Hand des Kaisers und des Landtags gelegt. (Redslob, a. a. O., S. 100 ff.) Das Problem der Ausgestaltung einer eigenstaatlichen Spitze wurde also in Angriff genommen: es sollten die Bundesratsmitglieder nicht vom Kaiser, sondern vom Statthalter ernannt und instruiert werden. Schon die Einrichtung, daß der Statthalter kaiserliche Befugnisse hatte ausüben können, hatte einen Ansatz zu dieser Entwicklung bedeutet. Jetzt ward dem Kaiser ein Teil der Kompetenz genommen, die in den deutschen Staaten dem Landesherrn gehört. Der Statthalter wurde auf einem besonderen Gebiet „selbständiger Willensträger“. Das hätte von allergrößter Bedeutung werden müssen, wenn die Zeit noch vorhanden gewesen wäre, daß es sich politisch ausgewirkt hätte. War doch das Statthalteramt diejenige Einrichtung, um die sich der Kampf hätte entspinnen müssen, wenn aus dem gliedstaatähnlichen Gebilde wirklich der Gliedstaat werden sollte. Immer noch versuchte das Reich aber die bisherige Linie beizubehalten: die Gliedstaatähnlichkeit auszubauen, dabei Elsaß-Lothringen aber doch Reichsland ohne eigentlichen Staatscharakter bleiben zu lassen. Es war ihm daher unmöglich, dem Lande Bundesratsstimmen zu geben, die vollwertig gewesen wären. Der Statthalter wurde vom Kaiser, der zugleich König von Preußen war, ernannt. Wie sollte der Statthalter da sein Recht unabhängig ausüben können? Es bestand die Gefahr, daß die Stimmen nur dazu dienten, die preussischen Stimmen zu vermehren. Das aber sollte vermieden werden. Es wurde daher bestimmt, daß die Stimmen von Elsaß-Lothringen nicht zählen sollten, wenn Preußen nur durch sie die Mehrheit erlange. Gegen Preußen konnten die Stimmen im Grunde nicht abgegeben werden, wurden sie aber mit Preußen abgegeben, so wurden sie nur gezählt, wenn Preußen auch ohne sie die Majorität besessen hätte. Von praktischem Wert waren diese Stimmen fürs erste nicht. Es ward aber an dieser Stelle offenbar, daß das, was bisher geschaffen war, nur „ein Spiegel-

bild“ eines Bundesstaats, eine „Nachbildung“ „ohne eigenes Leben ohne eigene Seele“ war. (Redslob S. 104.) Die grundsätzliche Frage aber war gestellt, der Stein im Rollen. Es bedurfte der politischen Bewegung im Lande selbst, um ihn zum Ziel zu führen.

Die zweite Errungenschaft bestand in der Ausschaltung von Bundesrat und Reichstag. Ein Landtag wurde geschaffen, der mit dem Kaiser Träger der Gesetzgebung sein sollte. Und zwar bestand der Landtag aus einer Ersten und einer Zweiten Kammer. Die Erste Kammer trat in die Stelle ein, die der Bundesrat bisher eingenommen hatte. Das war ein großer Erfolg. „Der Bundesrat ist dem Lande fremd. Er wird durch eine Körperschaft ersetzt, welche ganz, oder mindestens zu einem starken Teil ihre Wurzeln im Lande selbst hat.“ (Redslob S. 111.) Es war „ein Schritt zu größerer Selbständigkeit“. „Je zahlreicher und stärker in einem Territorium die Institutionen sind, welche im Lande selbst ihre Wurzeln haben und welche die politische Meinungen der Bevölkerung repräsentieren, um so mehr wird das Territorium die Möglichkeit haben, seine Interessen zu wahren und seinen billigen Ansprüchen Nachdruck zu geben, um so mehr wird es in dem Sinn selbständig sein, daß es, wenn auch nicht durch eigene Gewalt, dennoch durch die in jeder gerechten Forderungen liegende Autorität auf sein Schicksal bestimmenden Einfluß gewinnen kann“. (Redslob S. 103.) Die Zweite Kammer wurde nach ganz andern Gesichtspunkten als der Landesauschuß gebildet. „Bisher haben wir eine Vertretung von Bezirken und Gemeinden, jetzt haben wir eine Vertretung des Volkes.“ Es wurde der Grundsatz der allgemeinen direkten und geheimen Wahl festgelegt. Dies war „ebenfalls eine Bürgschaft größerer Selbständigkeit“. „In noch größerem Maß als der Landesauschuß wird die Zweite Kammer eine moralische Kraft besitzen, mit welcher die Träger der Reichsgewalt rechnen werden, mag auch die Reichsgewalt noch so fest gefügt, noch so unabhängig von dem Denken und Fühlen des unterworfenen Volkes sein“, so schrieb der elsässische Staatsrechtslehrer, der als französischer Professor zu Straßburg nunmehr all das schwinden sieht, was an elsäß-lothringischer Selbständigkeit im Widerspiel von Reich und Land einst mühsam aufgebaut wurde.

So war denn im Jahre 1911 ein großer Schritt voran getan. Es war nicht nur die Gliedstaatähnlichkeit des Territoriums so weit ausgebaut, als es möglich war, ohne dem Lande den Charakter des „Reichslandes“ zu nehmen; es waren auch Einrichtungen geschaffen, die der Bevölkerung die Formung eigenen politischen Willens ermöglichten. Im Landtagsgebäude zu Straßburg versammelten sich die auf Grund allgemeinen, gleichen und geheimen Wahlrechts gewählten Vertreter des Volkes, berieten und beschlossen wie die Landtage in den andern deutschen Bundesstaaten über die Angelegenheiten des Landes, setzten sich mit der Regierung auseinander und bildeten so die Verkörperung des politischen Willens ihres Volkes. Wenn die Verfassung auch eine vom Reich gegebene war, so daß staatsrechtlich alle durch sie geschaffenen Einrichtungen durch Reichsgesetz wieder hätten genommen werden können, so war das doch nur mehr graue Theorie; in Wirklichkeit ruhte der Landtag auf dem Willen des Heimatvolkes. Keine Reichsregierung hätte es mehr wagen können, ihn zu zerschlagen. Ein Zurück war nicht mehr möglich, es gab nur noch ein Vorwärts auf dem Wege, den das Reich beschritten hatte, als es dem Lande die Richtung auf den Gliedstaat gegeben hatte. Das Land selbst hatte mehr gewollt; es konnte die Verfassung vom Jahre 1911, da sie nicht ein Werk des Volkes war, nicht als das letzte Wort betrachten. Es war unvermeidlich, daß es darauf hindrängte, daß das Reich sich überhaupt aus der partikulären Sphäre zurückgezogen und ihm den Weg zur Bildung eigener „ursprünglicher“ Gewalt freigegeben hätte. Schwere Kämpfe waren im Anzug im Land und mit dem Reich. Sie hätten aber im Grunde dem Aufbau eigenen völkischen und eigenstaatlichen Wesens gegolten, das die Voraussetzung war für die Vollendung des 1870 aufgenommenen Werkes: aus den völkischen Menschen Elsaß-Lothringens ein stammhaft und staatlich eigenartiges Gebilde im Kreise der deutschen Eigen-

staatsvölker herauszubilden, über denen das Reich sich schirmend wölbte. Elsaß-Lothringen war daran, die Entwicklung nachzumachen, die die deutschen Bundesstaaten schon durchlaufen hatten, als sie das Deutsche Reich gründeten. Auf diese Weise wäre es ein in sich geschlossenes politisches Eigengebilde mit „ursprünglicher“ Gewalt geworden, Subjekt nach innen, im Reiche und nach außen. Viel war erreicht, das letzte höchste Ziel winkte in absehbarer Ferne.

Elsaß-Lothringen war an die Schwelle der Eigenstaatlichkeit gelangt. Eigenstaatlichkeit aber ist das höchste politische Gut, das einer Gemeinschaft werden kann. Es ist Freiheit unter selbstgegebenem Gesetz, in der „das Gleiche“ sich „frei und leicht und freudig bindet“. Sie kann einem letzten Endes nicht gegeben werden; sie muß aus der tiefen Sehnsucht und aus dem Willen der Volkheit selber hervorgehen, muß, wenn sie sich soll behaupten können, eine Tat des Volkes sein; sie hätte auch in Elsaß-Lothringen eine Tat des Volkes sein müssen. Sich auszureifen, auf daß sie diese Tat hätte tun können, das war die Aufgabe, die der Bevölkerung von Elsaß-Lothringen gestellt war, als der Weltkrieg kam und die verheißungsvolle Entwicklung unterbrach. Ihre Seele hätte noch stärkeres Leben erzeugen, hätte den Reichslandstaat erfassen und sich gemäß umformen, hätte sich so den eigenen Körper schaffen müssen. Was die Verfassung von 1911 bedeutsam gefördert hatte, das hätte durch die einheitliche Willensanstrengung der politischen Kräfte des Landes zum guten Ende geführt werden müssen. Das Deutsche Reich hätte sich nicht versagen können, da das

was in Elsaß-Lothringen sich zu runden begann, dem „großen Prinzip“ entsprach, nach dem es selber geworden war.

Als die Elsaß-Lothringer im Jahre 1871 zum Deutschen Reiche kamen, da gab es — politisch gesehen — nur elsäß-lothringische Menschen, kein elsäß-lothringisches Volk, auch kein elsässisches. Der Weg zur politischen Einheit und Freiheit war durch die französische Revolution verriegelt worden. Unter Frankreichs zentralistischem Regime war die elsässische, die deutsch-lothringische Gesellschaft politisch atomisiert worden; es hatte nur mehr ein individuelles Freiheitsideal geben können. In den 48 Jahren aber der Zugehörigkeit zum Deutschen Reich begann an die Stelle dieses Freiheitsideals das andere, das Ideal organischer Volk- und Staatshaftigkeit zu treten. Es entsprach dem, was immer noch naturgegeben war: der stammesmäßigen kulturellen, in der Landschaft verwurzelten Sonderart der Bewohner. Das Elsaß war — mit Lothringen vereint — daran, im Schoße der deutschen Mutternation, von der es volkhaft immer noch ein Teil war, Staatsvolk mit „ursprünglicher“ eigener Gewalt zu werden. Das erste Mal in seiner leidvollen Geschichte. Der Widerstreit zwischen seiner völkischen Natur und der Staatsnation, in die es hineingewachsen war, schien beseitigt. Es schien das Ziel zu winken, daß die Menschen des Elsasses und Deutschlothringens politisch frei sein könnten, ohne sich völkisch aufzugeben. Die Schwierigkeiten, die Frankreich heute im Lande erwachsen sind, gehen alle darauf zurück, daß dies im Rahmen Frankreichs unmöglich ist.

Der neue Rechtszustand in Elsaß-Lothringen.

Von Geh. Ober-Justizrat Dr. M. Schwalb.

III. Gerichtsverfassung und Gerichtsverfahren, Strafrecht und Privatrecht.

1. Die Grundzüge der Gerichtsverfassung sind bis jetzt im wesentlichen dieselben geblieben. Die Amtsgerichte sind in „tribunaux de bailliage“, die Landgerichte in „tribunaux régionaux“, das Oberlandesgericht in Colmar in „tribunal supérieur“ umbenannt worden, aber die Einrichtung dieser Gerichte ist nur insofern verändert, als die Amtsgerichte in Strafsachen ohne Schöffen und die Landgerichte stets in der Besetzung mit nur 3 Richtern entscheiden. Auch die alten Bezirke der Land- und Amtsgerichte, die erheblich größer sind als die der entsprechenden französischen Gerichte, sind beibehalten worden. Man unternimmt sogar in Altfrankreich eine Verminderung der Zahl der Friedensgerichte durch Zusammenfassung von je zwei Zwergbezirken, wobei die Verwaltung freilich solchen Widerständen zu begegnen scheint, daß sie ihren ursprünglichen Plan bereits erheblich hat einschränken müssen. Die Zuständigkeit in bürgerlicher Streitiger und freiwilliger Gerichtsbarkeit ist gleichfalls unverändert. In Strafsachen ist eine Aenderung insofern eingetreten, als nach dem Dekret vom 25. November 1919 die Amtsgerichte nur mehr über Uebertretungen, die Landgerichte nur mehr über Vergehen urteilen und sämtliche Verbrechen den Schwurgerichten überwiesen sind. Die Auswahl der Geschworenen geschieht seit dem Gesetz vom 12. Februar 1920 nach den französischen Vorschriften, nach denen die Geschworenen französisch müssen lesen und schreiben können, eine Bedingung, die namentlich auf dem Lande nur ein kleiner Teil der Bevölkerung erfüllt. Mit dem „nationalen“ französischen Interesse fällt hier wie so vielfach das der elsäß-lothringischen Bourgeoisie zusammen.

An die Stelle des Reichsgerichts, das beim Inkrafttreten des Friedensvertrags selbstverständlich ausgeschaltet werden mußte, wurde schon in den ersten Wochen des Waffenstillstandes der Kassationshof in Paris gesetzt, der im Rekursverfahren des französischen Rechtes entscheidet.

Die Staatsanwaltschaft bei den Kollegialgerichten wurde zunächst durch „commissaires du gouvernement“, und wird seit der Einführung der französischen Strafprozeßordnung durch „procureurs de la république“ und deren „substituts“ versehen.

Ziemlich einschneidende Aenderungen haben die Vorschriften über die Befähigung zum Richteramt erfahren müssen,

da seit der alsbald nach der Besetzung des Landes wider alles Völkerrecht verfügten Suspension aller höheren Justizbeamten 218 von 266 Richtern und Staatsanwälten das Land, größtenteils als Ausgewiesene, verlassen hatten. Da die Zahl der zurückgebliebenen Alt-Elsäß-Lothringer und der zurückkehrenden Emigranten und Altfranzosen mit französischer Richterqualifikation bei weitem nicht zur Besetzung der offenen Stellen ausreichte, so sah man sich genötigt, auch einheimische „gradués en droit local“ (Referendare) und französische „licenciés en droit“ (die etwa den Referendaren gleichstehen) ohne weiteres als Richter zu bestellen. Gegen die Mißstände, die aus der mangelhaften Vorbildung mancher von diesen Beamten, insbesondere ihrer unzulänglichen Kenntnis des Landesrechts zu befürchten waren, suchte man dadurch einen Schutz zu schaffen, daß man die Ernennungen nur „à titre temporaire“ vornahm und die Mitwirkung eines einheimischen Richters oder Referendars beim Landgericht, zweier einheimischer Richter beim Oberlandesgericht vorschrieb. Die letzteren Bestimmungen hat man auch noch in Geltung lassen müssen, nachdem man seit dem Inkrafttreten des Friedensvertrags die feste Anstellung von Richtern wieder hat zur Regel werden lassen.

Die Anstellungsverhältnisse der einheimischen und der zugewanderten Beamten, die in diesem Dienstzweige zu ebenso unerfreulichen Vergleichen und Beschwerden Anlaß geben wie in den anderen, hat man, weil ein solcher Zustand in dieser Verwaltung besonders unhaltbar erschien, durch ein Dekret vom 21. April 1921 vorläufig geregelt. Man hat dabei für die Einordnung der einheimischen Richter die französische, fast ausschließlich nach der Bedeutung der Gerichte abgestufte Gehaltsordnung mit dem deutschen System der Dienstaltersstufen zu verbinden versucht, indem man den an Gerichten der zweiten und dritten Klasse angestellten Richtern bei einem bestimmten Dienstalter das Gehalt der ersten oder zweiten Klasse persönlich verlieh. Zugleich wurden ihnen ihre Rechte auf Pension, Gnadenquartal, Urlaub, Reise- und Umzugskosten gewährleistet und zum Ausgleich mit den „indemnités de résidence“ und „de charges de famille“ ihrer Kollegen aus dem Innern eine Funktionszulage von $\frac{1}{4}$ des Gehalts bewilligt. Schon nach wenigen Monaten ist aber diese Bewilligung dadurch hinfällig gemacht worden, daß durch ein neues Gesetz vom 18. Juli 1921 die zu ihrer Verwirklichung erforderlichen Budgetkredite „annulliert“ wurden, ein Vorgang, der für die französische Art der Gesetz-

gebung ebenso bezeichnend ist wie für das den alt-elsäß-lothringischen Beamten von der Mehrheit der Kammern entgegengebrachte Wohlwollen.

Auch im Notariat und der Rechtsanwaltschaft hat man, obgleich die Austreibung der Deutschen und Deutschgesinnten hier weit geringere Lücken verursacht hat, französische Bewerber aufnehmen und die Anforderungen an die einheimischen Bewerber herabsetzen müssen; letzteres war freilich auch deshalb geboten, weil in Altfrankreich für die Zulassung zu diesen Berufen nur eine Prüfung vorgeschrieben ist. Von den einheimischen Anwärtern wird jetzt neben der Referendarprüfung nur eine zweijährige Stage bei Notaren, Rechtsanwälten oder Gerichtsbehörden, von den Bewerbern mit französischer Befähigung die Ablegung einer Prüfung im Landesrecht und in der deutschen Sprache verlangt. Für die Notare sind bereits im Jahre 1920 die französischen Bestimmungen über die Buch- und Kassenführung und in der Hauptsache auch die französischen Gebührenvorschriften, die eine Regelung im Verordnungswege nach Oberlandesgerichtsbezirken vorsehen, eingeführt worden. Die im Jahre 1871 beseitigte Käufligkeit der Notariatsstuben ist noch nicht wieder eingeführt.

Innerhalb der Rechtsanwaltschaft ist die in Frankreich ebenso wie in England herrschende Trennung der Advokatur von der Anwaltschaft noch nicht erfolgt: es gibt nur „avocats-avoués“, die sowohl den formellen Prozeßbetrieb für die Parteien als auch die mündliche Ausführung der Parteirechte in der Verhandlung besorgen. Ein Gesetz vom 20. Februar 1922 hat aber auf diese avocats-avoués die französischen Bestimmungen über die Disziplin und Organisation des Anwaltschaftsstandes ausgedehnt. Diese untersagen den Advokaten im Unterschiede von der deutschen Gesetzgebung und Uebung die Uebernahme entlohnter Stellungen sowie jede geschäftliche Tätigkeit und die gemeinschaftliche Ausübung ihres Berufes. Sie sehen ferner im Unterschiede zur deutschen Rechtsanwaltsordnung nicht eine einzige Anwaltskammer für jeden Oberlandesgerichtsbezirk, sondern ein „barreau“ für jeden Landgerichtsbezirk vor. Wenn jenes Verbot zweifellos geeignet ist, dem französischen Rechtsanwalt einen gewissen Schutz gegen Versuchungen zu gewähren, denen er nach seiner Anlage vielleicht mehr als sein deutscher Berufsgenosse ausgesetzt ist, so ist der Unterschied der Organisation namentlich für die Einheitlichkeit der Stellungnahme gegenüber den in Elsaß-Lothringen drängenden politischen und gesetzgeberischen Fragen von Bedeutung. Dieser Gesichtspunkt dürfte auch für die französische Regierung bei dem Erlasse des Gesetzes maßgebend gewesen sein. Die elsäß-lothringische Anwaltschaft hat die Gefahr, die ihr und den von ihr zu wahren rechtspolitischen Interessen aus der Zersplitterung ihrer Berufsvertretung droht, offenbar nicht verkannt; sie hat aber unter der Führung der jetzt in ihr tonangebenden nationalistischen Elemente nicht die Kraft gefunden, dem Drucke, der auf sie ausgeübt worden zu sein scheint, zu widerstehen. Sie hat der Aenderung zugestimmt, „um die schnelle und endgültige Organisation der Barreaux zu sichern, obgleich die Beibehaltung der alten Ordnung vorzuziehen gewesen wäre“.

Als Gerichtssprache ist durch eine Verordnung des Ministerpräsidenten schon am 2. Februar 1919, fast ein Jahr vor Inkrafttreten des Friedensvertrags, das Französische anstelle des Deutschen bestimmt worden. Man hat zwar von vornherein gewisse Ausnahmen vorsehen müssen; bei den Kollegialgerichten kann der Vorsitzende den Gebrauch „des örtlichen Dialekts oder der deutschen Sprache“ in der mündlichen Verhandlung von Fall zu Fall gestatten, wenn alle Beteiligten erklären, daß sie Deutsch verstehen und das Französische nicht hinreichend beherrschen; für Amtsgerichte kann der Landgerichtspräsident auf Antrag der Staatsanwaltschaft allgemeine Ausnahmen zulassen. Es ist aber klar, daß die enge Begrenzung des ersten Falles und die Beteiligung der Aufsichtsbehörde und der Staatsanwaltschaft im zweiten Falle eine Sprachenpraxis, die den Bedürfnissen einer zu mehr als $\frac{1}{2}$ deutschsprachigen Bevölkerung entsprechen würde, nahezu ausschließen. Tatsächlich sind denn auch die Klagen über die Unverständlichkeit der Verhandlungen und Entscheidungen in den die Masse der Bevölkerung vertretenden Zeitungen sehr häufig. Für die außerhalb der Öffentlichkeit stattfindende notarielle Beurkundung ist man weitherziger gewesen; sie kann auf Verlangen aller

Beteiligten in deutscher Sprache erfolgen, wenn diese erklären, daß sie das Französische nicht verstehen. Offenbar ist aber die deutsche Urkundensprache — zum mindesten in den ersten zwei Jahren nach der Einführung des Französischen — in weit größerem Umfange beibehalten worden. Eine Entscheidung des Obergerichts in Colmar vom 22. Juni 1922, die eine ohne förmliche Feststellung der gesetzlichen Voraussetzungen in deutscher Sprache aufgenommene notarielle Urkunde für nichtig erklärte, hat lebhaftere Erörterungen veranlaßt, in deren Verlauf von kundiger Seite erklärt wurde, daß bei Anwendung dieses Grundsatzes die Hälfte aller seit dem 2. Februar 1919 errichteten notariellen Urkunden als nichtig behandelt werden müßte. Die französische Regierung hat sich dann auch genötigt gesehen, durch ein Dekret vom 15. Mai 1922 die Gültigkeit der in vorschriftswidriger Weise in deutscher Sprache aufgenommenen Urkunden anzuerkennen und den Notaren nur für künftige Verstöße gegen die Sprachenverordnung Disziplinarstrafen anzudrohen.

Daß auch die Standesregister in französischer Sprache zu führen und die Vornamen, soweit eine französische Form für sie besteht, in dieser einzutragen sind, ist in einer Verfügung vom 9. Dezember 1919 den Standesbeamten eingeschärft worden. Die Verfügung geht aber noch weiter und ordnet auch die Eintragung der Familiennamen in französischer Form an. Verballhornungen wie „Stieffatre“, „Chemidlin“ u. a. dürften danach in kurzem überhandnehmen.

2. Das deutsche Strafrecht ist kraft des Dekrets vom 25. November 1919 durch das französische ersetzt worden. Doch hat man mit Rücksicht auf die noch in Geltung befindlichen verwaltungsrechtlichen und bürgerlichrechtlichen Bestimmungen des „droit local“ weitreichende Ausnahmen zulassen müssen. Beibehalten sind namentlich die Strafvorschriften, die sich auf den öffentlichen Unterricht, den Kultus, das Arbeiter- und Sozialrecht, den Konkurs, die Handelsgesellschaften, das Gesundheitswesen und die Feld-, Forst- und Jagdpolizei beziehen. Die bedingte Strafaussetzung ist bereits durch das Dekret vom 6. Dezember 1918 den Gerichten übertragen worden. Das für Altfrankreich erlassene Amnestiegesetz vom 29. April 1921, das für eine große Zahl von leichteren oder durch die Verhältnisse der Kriegszeit bedingten Straftaten Strafflosigkeit gewährte, hat man auf Elsaß-Lothringen ausgedehnt. Es ist aber bezeichnend, daß, während das für Altfrankreich erlassene Gesetz eine Reihe von leichteren Desertionsfällen berücksichtigt hat, die Elsaß-Lothringer, die unter der deutschen Herrschaft in die Fremdenlegion eingetreten und aus diesem fremden Kriegsdienste entwichen waren, in der Verordnung vergessen worden sind. In der Tat werden nicht selten solche „Deserteure“, die manchmal schon Jahre vor dem Kriege in die Heimat zurückgekehrt waren, dort von der französischen Gendarmerie aufgespürt, verhaftet und ihrem Truppenteil und dem Militärgericht zugeführt. Dagegen hat man ein besonderes Gesetz für angebracht gehalten, um den Deserteuren aus dem deutschen Heere und den anderen, unter deutscher Herrschaft wegen politischer Straftaten verurteilten Elsaß-Lothringern die Reinigung ihrer Akten und ihres Strafregisters zu ermöglichen, indem dem Urteil und der Registereintragung auf ihren Antrag der tönende Vermerk „condamné pour la France; jugement annulé“ beigeschrieben wird. Für sie hat man auch die schöne Medaille der „fidélité française“ gestiftet. Nur mußte trotzdem das „Journal d'Alsace et de Lorraine“ neulich zu seinem Schmerze feststellen, daß in unterelsässischen Dörfern bei der Einweihung von Denkmälern für die im Kriege Gefallenen die Kinder der auf französischer Seite Gebliebenen in die hinterste Reihe gestellt wurden.

3. Zugleich mit dem französischen Strafrecht ist auch das französische Strafverfahren bereits durch Dekret vom 25. November 1919 eingeführt worden. Nur das deutsche Strafbefehlverfahren wurde beibehalten.

Sowohl das französische Strafrecht als auch das französische Strafverfahren stammen ihrer Hauptmasse nach aus der großen Kodifikation Napoleons I. und sind im Vergleich zu dem Strafgesetzbuch und der Strafprozeßordnung des Deutschen Reichs, so verbesserungsbedürftig uns diese jetzt in manchen Beziehungen scheinen, in hohem Grade veraltet. Wenn ihre Einführung, die einen zweifellosen Rückschritt bedeutete, von den Elsaß-Lothringern widerspruchslos hingenommen wor-

den ist, so erklärt sich dies wohl daraus, daß ein Jahr nach der Besetzung die Lust, sich assimilieren zu lassen, noch lebhafter und die Kritik an französischen Einrichtungen noch schlichter war als jetzt, auch eine Begutachtung durch den conseil consultatif damals noch nicht stattgefunden hatte. Immerhin schreibt schon wenige Monate, nachdem das neue Verfahren in Wirksamkeit gesetzt worden war, ein offenbar recht sachkundiger Anonymus in der „République“ vom 13. März 1920, es sei leider nicht zu leugnen, daß der Angeschuldigte hinsichtlich der Untersuchungshaft jetzt weniger Garantien habe, als er sie unter der bisherigen Strafprozeßordnung besaß; man habe „den in vielen Punkten veralteten Code d'Instruction Criminelle“ überhaupt allzu schnell eingeführt.

4. Weit behutsamer ist Frankreich bis jetzt auf dem in alle wirtschaftlichen und persönlichen Verhältnisse eingreifenden Gebiete des **Privatrechts** vorgegangen, wenn man von der überstürzten Valorisation absieht, die, von ihrer ungeheuerlichen Ungerechtigkeit gegen die deutschen Einwohner zu schweigen, unzählige rechtliche Beziehungen in Verwirrung gebracht und dem französischen Staate eine schon jetzt auf 2½ Milliarden Franken festgestellte Ausgabe verursacht hat. Durch französisches Recht sind ersetzt worden die deutschen Gesetze über das **gewerbliche und geistige Eigentum**, deren Weitergeltung eine für den Verkehr zweifellos schwer erträgliche Rechtsverschiedenheit zur Folge gehabt hätte. Ferner ist auf dem für das Land so wichtigen Gebiete des **Bergrechts** das deutsche System der Bergbaufreiheit durch das in Frankreich während des Waffenstillstandes eingeführte System der zeitlich begrenzten Konzession ersetzt worden, eine Aenderung, die auch in Deutschland von mancher Seite befürwortet wird. Im **Gesellschaftsrecht** hat man eine Angleichung an Altfrankreich auf dem für die Rechtssicherheit innerhalb des Landes freilich nicht unbedenklichen Wege angebahnt, daß man durch Art. 10, 13 des Gesetzes vom 24. Juli 1921 nicht nur die Errichtung neuer Gesellschaften nach französischem Rechte, sondern auch die Annahme der französischen Bestimmungen durch bestehende Gesellschaften im Wege der Satzungsänderung gestattet hat, so daß die Beteiligten nunmehr zwischen den Gesellschaftsformen des französischen und deutschen Rechtes die Wahl haben, aber auch im Verkehr mit beiden Formen rechnen müssen. Für den **Eisenbahntransportvertrag** sind neuerdings durch mehrere Dekrete vom 22. Januar 1923 die französischen Bestimmungen anstelle der deutschen „Verkehrsordnung“ vom 23. Dezember 1908 in Geltung gesetzt worden. Endlich hat man hinsichtlich der Fürsorge für verlassene und verwahrloste Kinder, der Namensänderungen und der Tumultschäden die französischen Bestimmungen eingeführt. Dagegen hat man durch Gesetz vom 18. März 1919 die deutsche Einrichtung des Handelsregisters auf Altfrankreich ausgedehnt, wobei man allerdings die Vorschriften des deutschen Rechtes über die bürgerlichrechtlichen Folgen der Eintragung oder Nichteintragung nicht übernommen, sich vielmehr mit strafrechtlichen „Sanktionen“ begnügt hat.

In der Hauptsache gelten sonach zurzeit in Elsaß-Lothringen auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechtes und des Handelsrechts noch die Vorschriften der deutschen Zeit; vor allem das Bürgerliche Gesetzbuch nebst dem elsäß-lothringischen Ausführungsgesetz, das Handelsgesetzbuch und die Wechselordnung. Indessen wird dieser Zustand voraussichtlich nur mehr von kurzer Dauer sein. Den französischen Kammern liegen bereits Gesetzentwürfe vor, durch die der Code civil und der Code de Commerce in Elsaß-Lothringen am 1. Januar 1924 in Kraft gesetzt werden sollen. Grundsätzlicher Widerspruch gegen diesen Plan ist auch weder im Conseil consultatif noch in der Presse erhoben worden. Wohl aber wird als Ausnahme für weite Teile jener Rechtsgebiete die Aufrechterhaltung des bestehenden Rechtes wegen seiner praktischen Vorzüge vor dem französischen Rechte verlangt. Im Bereiche des bürgerlichen Rechtes wehrt man sich namentlich gegen die Einführung des französischen Immobilienrechts mit seinen völlig unübersichtlichen Hypothekenregistern, seinen nicht eingetragenen Generalhypotheken und seinem Erneuerungszwang für Hypothekeneinschreibungen sowie gegen das französische Vormundschaftsrecht mit seinem kostspieligen und umständlichen, aber zu einer sachlichen Kontrolle sehr wenig befähigten Familienrat. Auch auf

das Güterrechtsregister, den Erbschein, die deutsche Regelung der Binnenschifffahrt, des Privatversicherungsvertrags und der Aufsicht über die Versicherungsgesellschaften will man nicht verzichten. Im Bereiche des Handelsrechts wünscht man vor allem die Formen der Gesellschaft mit beschränkter Haftung und eingetragenen Genossenschaft, das dem Publikum größere Sicherheit bietende deutsche Aktienrecht sowie die in sozialer Beziehung vorgeschrittenere Gesetzgebung über die Handlungsgehilfen, die Handlungslehrlinge sowie die Kaufmanns- und Gewerbegerichte beibehalten zu sehen. Bei manchen von diesen Bestimmungen wird auch von den französischen Sachverständigen und Interessenten die Ausdehnung auf Altfrankreich befürwortet. Der Ausschuß der Kammer schlägt in Uebereinstimmung mit dem Conseil consultatif die Lösung vor, eine Anzahl von Vorschriften, unter denen sich namentlich die oben erwähnten befinden, zum Teil allerdings mit weitgehenden, der Anpassung an das französische Recht dienenden Abänderungen während 10 Jahren in Geltung zu belassen und diese Frist zur Prüfung der Frage ihrer Ausdehnung auf Altfrankreich zu benutzen. Die Entscheidung dürfte auch in diesem Sinne fallen, vorbehaltlich der Bestimmung der einzelnen vorläufig aufrechterhaltenden Vorschriften. Ob aber bei Ablauf der Frist die Ausdehnung der vorläufig aufrechterhaltenen deutschen Einrichtungen auf Altfrankreich gelingen wird, darf man angesichts der Schwerfälligkeit der französischen Gesetzgebung und der Schwierigkeiten, die sich bei manchen Gegenständen — so namentlich beim Immobilienrecht aus der Unzulänglichkeit des französischen Katasters und der Gewohnheit der privatschriftlichen Grundstücksverkäufe — ergeben werden, bezweifeln.

5. Nahezu unangetastet blieb bis jetzt das Verfahren in bürgerlichen Rechtssachen. Für die Angelegenheiten der **freiwilligen Gerichtsbarkeit** und die **Grundbuchsachen** sind Aenderungen der Verfahrensvorschriften bis jetzt überhaupt nicht eingetreten und auch für die Zeit nach der Einführung des Code civil wenigstens während der zehnjährigen Uebergangsfrist nicht beabsichtigt. In **streitigen Rechtssachen** ist an Aenderungen bis jetzt nur etwa die allgemeine Ermächtigung der Gerichte zur Bewilligung von Zahlungs- und Vollstreckungsaufschub, die Einführung eines obligatorischen Sühneversuchs vor dem Amtsgericht, von dem nur in Landgerichtssachen der Präsident befreien kann, und die Einführung der französischen Bestimmungen über die Lohn- und Gehaltspfändung zu erwähnen. Die Erstreckung des französischen Code de procédure civile auf Elsaß-Lothringen wird von der französischen Regierung eifrig betrieben, und es ist ihr gelungen, im Conseil consultatif einen von einem französischen Professor der Straßburger Universität ausgearbeiteten Entwurf zur Annahme zu bringen, der diese Erstreckung im Grundsatz ausspricht und nur für eine Uebergangszeit von 10 Jahren eine allerdings recht beträchtliche Zahl von Vorschriften des deutschen Prozeßrechts mit weitgehenden Aenderungen in Geltung lassen will. Dieser Lösung widerspricht indessen die elsäß-lothringische Rechtsanwaltschaft einstimmig. Sie weist mit Recht darauf hin, daß der von 1806 datierende Code de procédure völlig veraltet ist und wegen seines Formalismus und der Kostspieligkeit seines Verfahrens einen großen Rückschritt gegenüber der deutschen Zivilprozeßordnung bedeuten würde. Mit Recht wendet sie ferner gegen das vorgeschlagene Uebergangsrecht ein, daß die äußerliche Zusammenschweißung von Vorschriften zweier grundverschiedener Rechtssysteme in Wirklichkeit eine neue, zudem weder theoretisch folgerechte noch praktisch brauchbare Regelung ergebe, und daß jedenfalls solange kein Anlaß bestehe, dem Lande ein solches, von dem Altfrankreichs verschiedenes Recht aufzudrängen, als noch völlig zweifelhaft sei, ob dasselbe in Altfrankreich nach Ablauf der Uebergangszeit Aussicht auf Annahme habe. Diese Stellungnahme findet den vollen Beifall weiter Kreise der französischen Advokatur. Das Comité der nationalen Vereinigung der Rechtsanwälte Frankreichs hat im Herbst v. J. den Wunsch ausgesprochen, daß das elsäß-lothringische Zivilprozeßverfahren bis zur Abänderung des französischen vorläufig in Kraft bleibe, und daß die Reform des letzteren möglichst bald in Angriff genommen werde, „um allen Franzosen ein einfaches, klares und modernes Zivilprozeßrecht zu geben“. Bei dem großen Einfluß der Advokatur im französischen Parlament darf man vielleicht noch hoffen, daß diese sachliche Auffassung einer hervorragend sachkundigen Stelle gegenüber dem Assimilationsdrang eines

öden Nationalismus in dieser Frage die Oberhand behalten wird. Einstweilen freilich hat der Wortführer der elsäß-lothringischen Anwaltschaft sich ernstlich gegen den vom Verfasser des streitigen Entwurfs erhobenen Vorwurf partikularistischer Gesinnung und des Strebens nach „Germanisierung“ des französischen Prozesses verteidigen müssen, ein Vorwurf, der um so grotesker wirkt, als der Betroffene derselbe Senator Eccard ist, der zur Annahme der französischen Standesorganisation durch die elsäß-lothringische Anwaltschaft in besonderem Maße mitgewirkt und neuerdings wieder die Unerschütterlichkeit seiner angeborenen französischen Gesinnung durch die Einbringung der famosen Vorlage über die Ausbürgerung der „unwürdigen“ Neufranzosen betätigt hat.

René Bech — Ein elsässisches Künstlerleben.

Prof. Dr. Ernst Polaczek.

Aus den Briefen und Bildern des prächtigen und vortrefflich ausgestatteten Bandes *) wächst vor dem eindringlichen Leser die Gestalt des im sechsunddreißigsten Jahre von jäher Krankheit dahingerafften Künstlers zu voller Deutlichkeit auf. Liest man die Briefe, so meint man, ein feiner Dichter — keineswegs ein bloßer Schriftsteller — sei mit ihm dahingegangen. Betrachtet man die Zeichnungen, so empfindet man die Stärke des linearen Ausdrucks und die Fülle des malerischen Empfindens. Ihm selbst gegenübergestellt, wie er auf Photographien und auf den gemalten Selbstbildnissen erscheint, denkt man: eine Vollnatur, stark und fein zugleich, bereit, in vollen Zügen zu genießen und doch geneigt, die Dinge scharf und klug anzusehen. Unter den Papieren seines Nachlasses lag ein Zettel mit Cézannes melancholischem Wort: „Je ne me suis pas réalisé.“

In der Tat, er ist nicht fertig geworden, und man darf fragen, ob er, auch wenn ihm ein längeres Leben gegönnt gewesen wäre, das Problematische, das von Anfang an in ihm war, besiegt haben würde.

Die ältesten Aufzeichnungen des Bandes, zu dem sich sein Münchner Freund Wilhelm Hausenstein und — als Kenner des Ursprungsgebietes — seit Straßburger Landsmann Hans Haug zusammengetan haben, stammen aus dem Jahre 1905. Bech stand damals im 20. Jahre, hatte die Lehrzeit bei einem Goldschmied, hatte Lehrjahre an der von Anton Seder geleiteten Straßburger Kunstgewerbeschule hinter sich und studierte nun, durch ein Regierungsstipendium gefördert, in München bei Halm, dem Radierer, bei Stuck, dem Maler und Bildhauer, und bei Habermann, der wesentlich Maler war und ist. Auf einer Photographie, die aus dieser Zeit stammen soll (er sieht allerdings über die Jahre gereift aus), glaubt man einen klugen und scharfen Beobachter mit weit geöffneten Sinnen (die beiden Pole seines Wesens) zu erkennen. Er korrespondiert mit seiner Mutter und Großmutter und mit dem Herrn Pfarrer, dem er sich offen und natürlich darbietet. Das Wertvolle dieser ersten Münchner Jahre ist nicht nur in dem enthalten, was ihm mindestens der eine seiner akademischen Lehrer gegeben hat, sondern auch und vor allem in der intensiv im Kreise von Künstlern und Literaten betriebenen Auseinandersetzung mit Problemen, die ihn in Straßburg, wohin nur selten eine letzte schwache Welle gegenwärtiger Kunst drang, noch nicht berührt hatten. In merkwürdigen Reflexionen spaltet er in sich den Menschen und Künstler, trennt das Glückbewußtsein und Glückstreben des einen von dem des andern ab. „Ich lebe hier einsam mit meiner Arbeit und meinen Büchern und bin fast glücklich“, schreibt er im Februar 1909. „Ich komme mir selber hier unheimlich vor in meiner kleinen Stube mit der fremden dunkeln Welt vor den Fenstern.“ „Ich habe schon jetzt das Gefühl, ganz allein zu sein; abgeschieden — und alle Wege zu den Menschen und der lauten Vitalität in ihren Kreisen von innen heraus verschüttet.“ Ein tief-schmerzliches Liebeserlebnis dieser Jahre, von dem mancher Nachhall in diesen Briefen erklingt, mag die Neigung zu melancholischer Weltbetrachtung verstärkt haben. In den Briefen des Jahres 1909, größtenteils Ferienbriefen aus dem Elsaß nach München gerichtet, erscheint er besonders besinnlich und nachdenklich, manchmal tief lyrisch. In einer neuen Herzensbeziehung gewinnt er Heilung und seelisches Gleichgewicht zurück. Einmal sitzt er auf dem Königstuhl (unweit Rappoltsweiler)

*) **Zeichnungen, Briefe, Bilder.** Einleitungen von Wilhelm Hausenstein und Hans Haug. Mit 29 Lichtdrucktafeln. Verlag R. Piper & Co., München 1922.

Aber nicht allzu viele von den ehemaligen elsäß-lothringischen Franzosenfreunden hängen mit solcher nur durch ein Mindestmaß von Föhlung mit der Masse zu erklärenden Unbeirrbarkeit wie Eccard an der Doktrin von der französischen Wesensart des elsäß-lothringischen Volkes. Immer häufiger ist es zu hören und zu lesen, daß Frankreich in 4 Jahren mehr zur Zerstörung der Anhänglichkeit an Frankreich getan habe als Deutschland in 48. Und wer die Aenderungen, die seit November 1918 im Rechtszustande des Landes vorgenommen worden sind oder haben abgewehrt werden müssen, oder jetzt noch vorbereitet oder angestrebt werden, an der Hand dieser Aufsätze durchmustert hat, wird diese Wirkung der Franzosenherrschaft auf die Stimmung des Volkes nur zu sehr begreifen.

„Im vollen Angesicht der Ebene“, und hier wird er ganz eins mit der Natur, die ihn umgibt. Er liebt die Vogesen, den bayrischen Wald (nicht, scheint es, oder doch nur aus der Ferne, das Hochgebirge), vor allem aber liebt er — ohne es zu kennen — Südfrankreich. „O, mein liebes, liebes, heimatliches ersehntes Südfrankreich!“ ruft er einmal aus. Was mag ihm diese Sehnsucht geweckt haben? Vielleicht Bilder von Cézanne (dessen Einwirkung die Selbstbildnisse des Jahres 1910 erkennen lassen) und von van Gogh, die man damals in München sehen konnte. Aber diese Sehnsucht ist zweifellos ein bestimmender Zug seines Wesens geblieben; dazu dann die Sehnsucht nach Afrika und später die Freude an der Kunst der Neger und Javaner. Das Primitive und Starke in der Kunst dieser Völker zieht ihn an.

Er sehnt sich nach dem Lichte des Südens, und ein elsässischer Kunstfreund, dessen Namen man wissen möchte, um ihm zu danken, gibt ihm die Mittel zu einer Reise nach Algier. Bech, damals 24 Jahre alt, flieht vor dem Abziehenden und Aufreibenden starker menschlicher außerkünstlerischer Erlebnisse; er will sich von ihnen nicht beherrschen lassen, er will sich sein Künstlertum unabhängig von ihnen bewahren. Im Herbst 1910 bricht er auf, im Sommer 1911 kehrt er zurück. Das Buch „M'Barka. Briefe eines Malers aus Algerien“ (München 1913) ist die Frucht dieser Reise. Es sind Briefe, untermengt mit Skizzen (die man besser Notizen nennen könnte), in denen er Form- und besonders Bewegungseindrücke fixiert, Schilderungen eines Lebens, einer Landschaft, die nicht die seinen sind, die durchweg außer ihm bleiben. Diese Objektivierung ist sein Wille, er will nicht seelisch von der Welt, die um ihn ist, berührt werden. Licht und Farbe entzücken ihn, aber es scheint nicht, daß er damals ihre malerische Bewältigung im Großen in Angriff genommen habe. Die Menschen und Tiere packen ihn in der Primitivität ihres Daseins, in der Energie ihres Elends, ihrer Armut, ihres Hungers. Er schildert sie in primären Skizzen, die eine sehr unmittelbare Gegenwart und eine sehr rasche Form haben. Die Feder ist sein Werkzeug, nur hier und da unterstützt durch Pinsel und Farbe. Benutzt er sie aber, um zu schreiben, dann bedient er sich — trotz großer Unmittelbarkeit — einer sehr gepflegten Sprache, der man wohl anmerkt, wie viel er schon gelesen hat. Aber nicht nur dies, sondern auch die ursprüngliche Schärfe und Feinheit von Auge und Ohr, wie die große Darstellungskunst wird an tausend Stellen klar. Er beschreibt die Landschaft so, daß wir sie selbst zu sehen meinen; nie ausführlich, sondern stets mit sehr gewählten Accentuierungen. So schildert er auch die Straßen und das Straßenleben von Biskra und Constantine, so auch die Wüstenritte, die er unternommen, und die andern großen und kleinen Erlebnisse, auch die im Kaffeehaus und bei den Tänzerinnen und bei den Soldaten. Er schildert, ohne zu beschönigen. Enthusiastisch wird er nur, wo er vom Lichte des Südens, von der Durchsichtigkeit der Luft, von der Leuchtkraft der Farben redet, von der Weite des Horizonts: „... am stärksten möchte ich unter freien Kreaturen leben, an Horizonten, die unermeßlich sind, in Ländern, die frei von Städten sind, an Flüssen ohne Brücken, unter einem Himmel, der vor Zepellinen sicher ist...“ Pathetisch wird er, wo die Sehnsucht aus ihm redet.

In vollem Bewußtsein, wie sehr ihm der Süden fehlen werde, wenn er ihn verlassen habe, kehrt er nach München zurück. Er findet hier neue starke künstlerische Eindrücke. Greco vor allem, mit dem verglichen ihm alles andere, selbst Rembrandt, „fast läppisch“ erscheint; van Gogh und Cézanne be-

schäftigen ihn von neuem. Aber das Leben um ihn herum stößt ihn ab. Er sehnt sich bald nach wirklicher, selbstverständlicher Kultur, die er in Paris vermutet, bald nach Primitivität; München scheint ihm damals ein Zwischending zu sein. „Nicht der größte Misthaufen der Welt, nicht das groteskste Tier, der schuftigste Araber oder Neger konnte mein Gefühl so verletzen durch den bloßen Anblick wie hier buchstäblich jeder zweite Mensch, die Menge der konventionellen Lügen, der verdrehten Lebensweisen, der stumpfen und unedlen Gesinnungen.“ „Der hiesige Sommer hatte nach einer Statistik sechzehn wolkenlose Tage. Durch die Maschen einer solchen Existenz dampft der Nebel in alle Funktionen des Gehirns.“ Es ist aber nicht das schlechte Wetter allein, das ihn hemmt, sondern die Reflexionen, die ihn plagen. Er ist sich selbst problematisch geworden, vielleicht, weil er zu viel sieht, Marc, Picasso, Hodler (den er abschätzig beurteilt). Von sich selbst sagt er: Meine Näherung an das Neue nach Cézanne hat an Wahrscheinlichkeit gewonnen. Er malt fleißig, besonders Stilleben (von denen er die meisten nachher wieder vernichtet), er verwertet die algerischen Studien zu Kompositionen, die über die unmittelbaren Naturaufnahmen hinaus malerisch gerundet, im linearen Ausdruck verschärft erscheinen. . . . Dieser Art sind großen Teils die Zeichnungen von Löwen, Schakalen, Hyänen, Geiern, die den vorliegenden Band begleiten. Bilder aber im landläufigen Sinne schafft er nicht.

Da bricht der Krieg aus, wie für viele Elsässer, so auch für Beeh eine Nötigung, sich zu entscheiden. Sein Wesen ist deutsch, wengleich seine Illusionen irgendwo in die Ferne, teils nach Frankreich, teils nach dem Orient zielen. Zunächst veröffentlicht er — wohl durch fremde Initiative getrieben — eine Mappe Lithographien unter dem irreführenden Titel „1914“ (München, Goltzverlag). Es sind durchweg Bilder aus Algier, militärische Szenen, auch solche von ernsterer Art, vermutlich aus den Notizen seines afrikanischen Jahrs bildmäßig, zum Teil mit beträchtlicher Kraft und Eindringlichkeit entwickelt. Dann aber wird er selbst Soldat und verbringt 3½ Jahre in Frankreich und Belgien. Sie bedeuten ein fast völliges Aufhören seiner künstlerischen Tätigkeit, eine schmerzhafte und widerwillig ertragene Unterbrechung seiner Entwicklung; denn da er den Krieg innerlich nicht mitmacht, sondern immer nur den einen Wunsch hat, daß er zu Ende sei, gewinnt er wohl aus ihm dies oder jenes Studienmaterial, aber nichts anderes. „Ach lieber Freund, ich glaube, niemand, keiner hätte das Ende des Exils so notwendig, so bitter notwendig als ich.“ Sein wichtigstes künstlerisches Kriegserlebnis ist die vierwöchentliche Rückfahrt auf einem Kanalschiff, das ihn an Charleroi, Namur, Lüttich vorbeiführt. Eine melancholische Fahrt mit langen Rasten in den Häfen und in den Schleusen. Es ist Oktober und November 1918. Das Schiff gleitet durch die schönen Wasseralleen, indessen Beeh die zärtlich trüben Bekenntnisse Alfred de Mussets liest. „Vor uns eine Schleuse, dahinter eine gewölbte schlanke Steinbrücke, die Ufer erhöhten sich und das Tor der hohen Bäume schien riesenhaft, fast unwahrscheinlich.“ „Auf dem Ufer reden die Leute von nichts als von den Evakuationen. Wie soll die Bitternis in diesen Landstrichen gegen uns wohl je wieder schwinden?“ Dann eine häßliche Kohlen- und Industriegegend. „Alles schwarz und grau, kalt und Mißbehagen ausströmend.“ „Was für ein grauer, freudloser unfeierlicher Sonntag über diesem freudlosen Land!“ Manchmal packt ihn wohl die Angst der Ungewißheit vor dem furchtbaren Ende, das damals im Herannahen war. Aber noch am 4. November schreibt er, bereits diesseits von Namur: „Seit wir wieder fahren, ist es unbeschreiblich schön am Himmel, und schön genug auf der Erde! Diese Landschaft! Diese fliehenden Anblicke, diese Schönheit, die mich betrübt, weil ich nicht als freier und nicht als unbeschwerter Mann an ihr vorbeikomme.“

Und trotzdem in keinem der Briefe Erschütterung über Deutschlands Schicksal sich zeigt, kehrt er nach dem Kriege nach München zurück, zu der, die inzwischen seine Frau geworden war. Irgend etwas muß ihn abgehalten haben, von seiner Zugehörigkeit zu dem „Siegerstaat“ den vorteilhaften Gebrauch zu machen, der möglich gewesen wäre. Er nennt sich selbst — nach Gontscharows berühmten Roman — eine

D'r Deifel soll d' Eltere hole.

(Zür halboffene Thür nüs:) „Bonjour, madame; bonjour monsieur“ (mer hert e Kinderschrey) „Bonjour, kleiner Mann“ (macht d' Thür züe) „Gehn züem Deifel! Oh! die Eltere! . . . un die Kinder! . . . awer bsundersch d' Eltere! . . .“

(macht e kleini Paus un betracht sine Rock, wo

Oblomownatur, und in der Tat scheinen Zeiten von großer Aktivität mit solchen der Entschluß- und Arbeitsunlust abgewechselt zu haben. Im Ganzen hat er doch wohl geglaubt, daß, wenn ihm nur von Zeit zu Zeit eine Escapade in den Süden ermöglicht würde, doch München der rechte Ort für sein künstlerisches Gedeihen sei. An graphischen Aufträgen fehlte es nicht. Noch 1918 hatte er eine grausame Geschichte von Jeremias Gotthelf, „Die schwarze Spinne“ mit Zeichnungen ausgestattet, an denen eine zu kräftigem Aufschrei fähige Phantasie sich beteiligt zeigt. Dann veröffentlicht er eine Mappe Lithographien zu Strindbergs „Inferno“, in denen er mir aus seiner Bahn gerissen scheint, und ein Gottfried Keller-Bilderbuch, von dem er selbst sagt, daß es den Schweizern zu modern sei und ihrem Begriff, dem bürgerlichen, von Gottfried Keller zu wenig entspreche. Die Notwendigkeit des Broterwerbs mag ihn zu diesen und andern Arbeiten geführt haben. Aber an sich lag ihm die Verbindung von Wort und Bild ganz natürlich. In seinem Erstlingswerk M'Barka ist ja bereits beides aus eigener Wahl verbunden, und mancher wird finden, daß hier das Bildkünstlerische vom Literarischen — und zwar nicht nur der Menge nach — übertrifft wird. Vielleicht hat gerade die Doppeltheit seiner Begabung die ganz starke Entfaltung nach einer Seite gehindert.

Mehrere graphische Werke, ein Cyclus „Der exotische Hafen“ und ein Bibelwerk waren in einer vielversprechenden Vorbereitung begriffen, von der einige sehr starke Zeichnungen des vorliegenden Bandes eine vortreffliche Anschauung geben. Da bot ihm zum zweiten Mal der landsmännische Mäzen, der Beeh's Nöte verstand, die Möglichkeit zu der als Rettung empfundenen Reise nach dem Süden. Das Gefühl der Befreiung, des Wiederganzwerdens und Sichganzfühlers überkommt ihn, überwältigt ihn. Und doch wirft er nun nicht hilflos und zuchtlos die begonnene graphische Arbeit bei Seite, sondern, klug das der Entwicklung seiner Kunst Förderliche bedenkend, wünscht er, ehe er reist, wieder einige Monate gemalt zu haben. Er geht nach Paris, nach Berlin, klettert in Tirol und rüstet sich dann zur Reise nach Straßburg und dem Süden. Nach einigem Schwanken hatte er Süditalien als Ziel gewählt. „Es ist sonderbar“, so schreibt er im Herbst 1921, „je näher nun der Süden für mich als Wirklichkeit rückt, um so phantastischer und geradezu ein wenig unwahrscheinlich und fast undenkbar erscheint es mir, daß ich nun so bald dort herum gehen werde.“ Seine Skepsis hat Recht behalten. Im Januar 1922 nahm den herkulisch gebauten Mann in Straßburg die Grippe hinweg. Hauff's Märchen waren das letzte Buch, das seine Hände gehalten hatten.

Diese Skizze ist aus den Werken und Briefen des Künstlers selbst abgeleitet. Der Gedenkband beginnt mit zwei Einleitungen, von denen die größere Wilhelm Hausenstein zu verdanken ist. Es gibt manche, die mit diesem subtilen Stilisten, der über die Dinge hinweg zu huschen scheint (scheint, sage ich!) sich nicht ganz zu befreunden vermögen. Aber es ist durchaus lohnend, sich um seine Worte Mühe zu geben, auch wenn ihre feinste Bedeutung nicht immer ganz leicht zu fassen ist. Hausenstein ist sicher derjenige, der Beeh am besten kennt, der nicht nur mehr als irgend ein anderer zu seinen Werken, sondern auch zu seinen Absichten und Hoffnungen den Zugang gefunden hatte. Zehn Jahre hat ihr freundschaftlicher Umgang gedauert. Es ist lebhaft diskutiert worden in den verschiedenen Ateliers. Und etwas von der Atmosphäre dieser Gespräche hat Hausenstein in seinem Essay aufgefangen. Nicht mit naturwissenschaftlicher Kälte hat er die Problematik der Persönlichkeit, des Menschen und des Künstlers auseinandergelagt, sondern sie mit der Wärme und Zartheit des verstehenden Freundes mehr angedeutet als ausgesprochen. Die zweite, französisch geschriebene Einleitung von Hans Haug sucht in zwei kurzen Seiten den im Elsaß so gut wie unbekannt gebliebenen Elsässer auch denen nahe zu bringen, die die Sprache, die Beeh gesprochen hat, wie man nur seine Muttersprache, die Sprache seiner unmittelbaren Empfindung, sprechen kann, nicht mehr verstehen oder nicht mehr verstehen dürfen. Er hat sie wohl deshalb französisch geschrieben.

o nasse Fleck het): „Dr Rock isch fütli . . . ich kann ne nimmi anzeye . . . noch dem, was grad passirt isch . . .“

Henn Ihr d' Eltere gern? . . . d' Eltere, wo Kinder henn? . . . kleini Kinder? . . . und wo sie zaye . . . und babble mache? . . . und wo sie bewundere? . . .

Ich kann sie nit üsstehn!
S'isch Tatsach . . . min ganz Lewe bin ich e Opfer vun de Kinder un de Bébés gsin . . . lüye, grad vor e paar Minüte (zayt sine Rock) hab ich welle nett sin mit de Eltere . . . ich hab eins uf de Arm genomme . . . keins vun de Eltere . . . e Kind . . . jetzt hab ich die B'scherung! . . .“

(Nooch ere Paus) Am schlimmschte sind d' Eltere, wo intelligenti Kinder henn . . . un alli Eltere, wo ich kenn, henn intelligenti Kinder! . . . Wenn d' Eltere nit wäro, tät mer's gar nit merke, awer sie zwinge sie, ihri Intelligenz zu zayel . . . Wenn Ihr wisse täte, wie des amüsant isch!

Lüye, züem Beispiel, s' Müllers . . . Kenne Ihr s' Müllers! . . . S'isch nix B'sunders an dene Litt . . . Dr Herr Müller isch nit grad . . . er isch awer au nit . . . un sini Frau isch grad wie er . . . kurz un güet, sie sin wie anderi Litt au . . . sio sin's wenigstens gsin . . . awer zitter daß sie sechs Kinder henn, sin sie nimmi züem Üsgstehn! . . . Wie kann mer iwerhaupt numme sechs Kinder henn! Des isch doch züem Lachel! . . . Un doderbi könne sie ihre Hüsizin nit bezahle! . . . Sie müen awer bal üszeze! . . . denn jeds Jahr, cracl bringt dr Storch e Bubbele! . . . Noch emol sechs Jahr un's Dutzend isch voll . . . Zwölf Kinder! Des isch jo schreckli! Awere noch schrecklicher isch, daß die sechs Kinder, wo sie schun henn, alli so intelligenti sin, sogar des, wo noch an dr Bruscht leyt . . . d'reinschte Weltwunder! . . . un wenn's Müllers Visit henn, zeyt er ihri Intelligenz. Ich kann eich ebbes dervun verzehle!

Denke Eich numme, dr Müller lehrt sie, d' Famili nooch ze mache. Isch des en éducation! (macht de Herr Müller nooch) . . . „un wie macht dr Großbabe?“ (macht e Kind nooch wie hüescht wie en alter Mann). „un wie macht s' Mammele?“ „un wie macht dr Unkel Adolf? Allez, dü hesch's jo geschtere noch, so scheen gemacht . . . ah, dü witt nit? . . . ja, derno isch nix ze mache, wenn er nit will, derno will er nit . . . do bißt ken Müs e Fade ab . . . Oh, er het schun sine Dickkopf! . . .“

Derno rüeft dr Müller sine Zweite. Der isch Spezialischt in Tierstimme! . . . Wie macht d' Ent? un dr Hund? . . . un d' Katz? . . . un dr Ochs? wie macht dr Ochs? . . . un dr Hahn? . . .“

Dr ganz Bürehoft kummt dran . . . gar nix wurd mer g'schenkt . . . Ja, der jung Mann lehrt e Mol alli Sprooche! . . .“

Dr Müller isch ganz üs em Hiesell! . . . Jetzt soll der Dritt noch e Liedel singel! . . . noch so e Tortür! . . .“

Henn ihr d' Kinder gern, wo Liedle singe? . . . Ich, für min Teil, hab d' Tierstimme-Imitation liewer, des dürt nit so lang. Züem Glick het der Müllerle lang bettele losse, awer schließli het er doch g'sunge: (buckt sich e bissel un macht e näselndi Kinderstimm nooch)

Buchbesprechung.

Straßburger Lieder eines Vertriebenen.
Eine Erinnerung an Straßburg. Fünf Lieder von Otto Baensch. Musikverlag C. A. Klemm, Leipzig-Chemnitz (1922).

Das starke Band, durch das die verjagten Elsaß-Lothringer, Einheimische wie Eingewanderte, auch in der Ferne an ihre Heimat gefesselt sind, kommt in zahlreichen stimmungsvollen, von Wehmut und Hoffnung erfüllten Veröffentlichungen zum

„Sah ein Kna—ab ein Rößlein stehn,
Rößlein auf der Heiden . . .“

Dr Babbe, d' Mamme, dr Unkel Adolf sin ganz stolz. Derno will dr Unkel, er soll noch d' Gschicht verzehle vum Josef, wie er von sine Brieder verkauf't isch worre. Züem Glick hett er sie vergesse ghet. . .

Un ich hab mine Hüet un Stöck genomme, hab en Attaque vun Inflüenza pretextirt . . . un bin furt. (Noch ere kleine Paus) Des isch awer alles noch gar nix: wer d' Eltere ercht kenne lehre will, der müeß e Reis mit dr Isebahn mache, e langi Reis . . . un, wenn's geht, z' Nachts.

Also, am Zehn oweds isch mer ab'fahre: Jetzt isch's zwei Uhr z' nachts, s' Coupé isch endli leer! Dr Schloof, wo mer bis jetzt nit het finde kenne, packt eine; mer streckt sich zefridde uf der Bank üs un denkt: jetzt kummt niemes meh.

Dr Zug fahrt wittersch . . . Uf einmol halt er an ere kleine Station uf „inge“, „heim“, „dorf“ oder „stad“, d' Tür wurd ufgerisse un mer heert e Stimm: Kumm doher, Babbe, do isch noch Blatz! Und derno steye hinterenander in d' Mamme, dr Babbe un ein, zwei, drei, manchmol sogar vier kleini Kinder, wo d' Isebahn au noch umsunscht fahre löst . . . numme, um d' reisende Jungg'selle ze ärjere.

Dr Zug fahrt widder, mer versüecht widder inzeschloofe . . . ja, heb di Seppel! . . . Eins vun de Kinder fangt an, uf dine Füess erumzelaufe . . .“

Dr Babbe, mit ere Stimm, wo e Tote ufwecke kennt, schreyt: „Scharele, kumm dohere, dü wecksch jo done Herr ufl! . . . Wil dr Scharele awer immer noch uf de fremde Füess erumpaziere meeht, zeyt mer sie schnell zeruck. Küm merkt des dr Scharele, ze rüeft er strahlend: „Babe, er schlooft jo gar nit!“ „Halt's Müel“, rüeft dr Babbe, „oder ich hau dr eini runter!“ . . . Awere jetzt geht erscht dr Spektakel los! . . . Dr Scharele un sini Brüeder brüelle wie d' Wilde, z'erschd daß dr Scharele ken Schmier kreyt, un derno, wiel er se kreyt het.

Dr Babbe droht jetzt, d' ganz Famili durchzohau do, was bleibt eim andersch üwri, verlangt mer noch selwer Schonung für die „Engele“, . . . wo schuld dran sin, das mer am andere Morje Kopfweh un stiffi Knoche het! . . .“

Kurzum ze Füess, ze Pferd, im Waue, in dr Isebahn . . . iwerall treff ich Kinder vun . . . andere Litt an. S'isch wie e Verhängnis . . . des isch ken Lewe meh . . . ich weiß awer jetzt, was ich mach': Ich hieroot, nit üs Neigung un nit üs Vernunft, sondern üs Rachel! . . . Ich bin jetzt genüv von de Eltere embetire worre, fur dass ich's Recht hab, sie jetzt au ze embetirt . . . Ich wurr jetzt au Babbe un so schnell wie meyli . . . un alli mini Kinder sin derno intelligent . . . ich zwing sie derzue . . . un derno müen sie Tierstimme noochmache un ihri Famili, un Liedle singe, . . . un sogar Monolog hersaue . . . un ich find derno des alles au charmant!

Otto Baensch, von Geburt ein Norddeutscher, aber den Straßburger akademischen und künstlerischen Kreisen wohlbekannt, Privatdozent und Professor der Philosophie an der Straßburger Universität vom Herbst 1906 bis zu ihrem Schluß Ende 1918, jetzt in München wohnend, hat im vorigen Jahr unter dem Titel „Eine Erinnerung an Straßburg“ fünf Lieder erscheinen lassen, die er gedichtet und komponiert hat, und in denen eigenes Erleben und allgemeines Schicksal in wahrhaft künstlerischer Weise zusammenfließen. Das schön ausgestattete, mit dem alten Straßburger Stadtwappen geschmückte Heft enthält auch ein erläuterndes Nachwort, in dem der Autor selbst folgende Andeutungen macht: „Die vorstehenden fünf Lieder bilden eine zusammenhängende Einheit als lyrische Kundgebungen der gleichen Seele in verschiedenen Abschnitten eines von ihr durchlebten Schicksals. Hoffnung, Werbung, Eheglück, Mißverstehen, Nacht der Ferne; mit diesen Stichworten lassen sie sich so bezeichnen, daß ihre Folge ohne weiteres als Ausdruck einer wohlverstandlichen seelischen Entwicklung erscheint. Daß dieser Entwicklung zugleich eine symbolische Bedeutung innewohnt, wird nicht nötig sein, näher darzulegen“.

Wir wollen versuchen, mit einigen Strichen eine Vorstellung von dem Inhalt zu geben. Das erste Lied, überschrieben „Dulcis virgo Maria Argentinensis“, wendet sich an das Bild der Jungfrau Maria am Hauptportal des Münsters und hofft von diesem Wahrzeichen des alten Straßburg Ruhe im Sturm des Lebens und die Erfüllung der edleren Wünsche des Herzens; mächtig ertönen in der Begleitung die schweren Münster-

glocken, bis sie zum Schluß leise und verheißungsvoll mit einer Anspielung an das „O sanctissima“ verklingen. Das Lied Nr. 2, „Preußenstrenge“, bringt einen humoristischen Ton: die kleine Elsässerin, die den Preußen neckt und ihn doch gefangen hält; köstlich wirbeln da in der Musik die verschiedensten Themen durcheinander, Anklänge an „Sambre et Meuse“ und die Marseillaise mit solchen an das Preußenlied, den Torgauer Marsch und „Deutschland, Deutschland über alles“. Folgt Nr. 3, „Die selige Marienlob- und Liebeweise“, ein schlicht-einfacher Satz, der die Erfüllung alter Träume in seligem Sichfinden und Sichgehören zu bedeuten scheint; in der Form einer Meistersinger-Bar führt uns die Musik in eine Art wunschlose Weihnachtsstimmung, deren ruhige Harmonie an die Tage gemahnen mag, da man das Elsaß innerlich und für alle Zeiten dem deutschen Vaterland wiedergewonnen glaubte. Nun aber kommen trübere Töne. Nr. 4, „Elsässischer Wintertag“, bringt die seltsame, fröste und doch milde Stimmung des oberrheinischen Winters in feiner Empfindung, über die sich der Reif einer bangen Erwartung legt, zum Ausdruck. Nr. 5 schließlich, „Oh Straßburg!“, enthält das Ende: der Traum ist ausgeträumt und nur die Sehnsucht geblieben.

So fügen sich in diesem kleinen Zyklus Heiterkeit und Ernst, Freude und Leid zu einer schicksalsschweren Einheit zusammen. Das fühlende Gemüt tritt unter den starken Eindruck einer echten, innerlichen Empfindung. Sie ist überwältigend für denjenigen, der gleiches Leid um die alte stolze deutsche Reichsstadt Straßburg im Herzen trägt.

Univ.-Prof. R. Holtzmann.

Politische Rundschau.

Straßburg, Mitte Juni.

Die vergangenen Wochen standen im Zeichen der Mille- randreise und der damit in Verbindung stehenden Pasteur-Jahr- hundertfeier. Beides war der äußere Anlaß zu vielen Festlich- keiten, vielen Festreden und vielen Zeitungsartikeln. Der innere Anlaß zu dem allen aber war das Empfinden der Propaganda- stellen; es muß der Stimmung in Elsaß-Lothringen durch mög- lichst lautes Trara wieder einmal auf die Beine geholfen wer- den, und es muß der Welt zum soundsovielten Male vorge- wiesen werden, wie kernfranzösisch Land und Leute bei uns im Elsaß und im Lothringischen sind.

Pasteur, der Wohltäter der Menschheit, dessen allenthalben in der Welt bei der hundertsten Wiederkehr seines Geburts- tages gedacht wurde, ist mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit von den Franzosen und ihren Helfern bei uns überraschender- weise urplötzlich angedichtet worden, er und sein Werk seien unauf löslich mit Straßburg und dem Elsaß verbunden. Das riecht sehr stark nach Machte und weckt auch in uns harmlosen Gemütern den Gedanken, daß der ganze Zweck der Uebung gewesen sein mag, das Andenken der deutschen Straßburger Universität und der Namen, die durch sie in der Tat auf immer mit Straßburg verknüpft sind, hinter dem strahlenden Glanz der Persönlichkeit Pasteurs verschwinden zu lassen! Denn wenn Millerand in seiner Straßburger Rede nichts weiter für diese Beziehung Pasteur—Straßburg zu sagen wußte, als daß er als junger Dozent einmal 5 Jahre in Straßburg Lehrer an der Faculté des Sciences und an der Chemischschule gewesen ist, daß er damals Arbeiten in der Kristallkunde, die er auf der Normalschule begonnen hatte, weiter führte, und daß er „14 Tage nach seiner Ankunft in Straßburg um die Hand einer der Töchter des Universitätsrektors, Herrn Laurent (!) anhielt“, ferner, daß er durch die Losreißung des Elsasses von Frank- reich 1871 „tief erschüttert“ war, so ist das doch eine etwas schwächliche Begründung. Es wäre ehrlicher gewesen, wenn man den ganzen Straßburger und elsässisch-lothringischen „Pasteur-Rummel“ — der Ausdruck stammt von einem gut französischen Blatt — ausgegeben hätte als das, was er tat- sächlich war und ist: als eine treffliche Gelegenheit zur Auf- wärmung abgestandener Phrasen von der urkeltischen, urfran- zösischen Bevölkerung, von der „unverbrüchlichen Treue zur Mutter Frankreich“ und zur reklamehaften Arrangierung von Kundgebungen, Huldigungen usw. usw., aus denen das unbeschreibliche Glück der „Befreiten“ hervorleuchten soll. Es ist recht nett, daß man durch die Pasteur-Ausstellung und durch die mancherlei Kongresse, die während ihrer Dauer stattfinden, Fremde nach Straßburg zieht, dessen Geschäftswelt einem Anreiz in dieser Richtung nicht gram sein kann, aber ehrlich und offen bleiben (oder werden)!

Daß man ausgerechnet Herrn Millerand ins Elsaß geschickt hat, das war sehr klug ausgedacht. Der französischen Einge-

wanderten und frankophilen Leser des „Nouveau Rhin fran- çais“ und des „Journal d'Alsace et de Lorraine“ ist man als Staffage an sich ja schon immer sicher; bei Millerand kamen aber als weitere Statisten für den Begeisterungsbetrieb die ganzen Kreise derer hinzu, die im gegenwärtigen Präsidenten der Republik so etwas wie den Schutzheiligen des wirtschaft- lichen, kulturellen und politischen Regionalismus sehen, da- mit also mit anderen Worten als den Vertreter der Richtung in Frankreich, deren Erfolg allein die Aussicht böte, auch im französischen Staat Elsässer und Lothringer bleiben zu können!

Diese Berechnung stimmte; fast die begeistertsten Be- grüßungshymnen im Chor der elsässisch-lothringischen Blätter haben die Zeitungen ertönen lassen, die Freund und Feind als die typischen Vertreter des Elsaß-Lothringer Regionalismus gelten, an ihrer Spitze der „Elsässer Kurier“ in Kolmar. Die Berechnung stimmte andererseits aber doch auch wieder nicht, denn nun sind wieder die verschuppt, die die Treuesten unter den Treuen sein wollen, die Assimilationsfanatiker, denen Re- gionalismus nicht nur eine außenpolitische Gefahr bedeutet, sondern die sich in dem heutigen Zustand als „Franzosen zweiter Klasse“ vorkommen, weil sie in den Fragen der engeren Heimat — genau so wenig zu sagen haben möchten, wie die Franzosen in Altfrankreich. Sie, die „Français tout courts“, „nichts als Franzosen“ sein wollen, sehen darin eine persön- liche Kränkung, daß noch ein Restchen unserer Selbständigkeit aus der jüngsten deutschen Vergangenheit übrig geblieben ist!

Ueber all die Dinge im einzelnen zu berichten, die die Millerandfahrt prunkhaft umkleidet haben, hat wenig Zweck: daß Kriegskreuze an Gemeinden verliehen wurden, die sich „um das Vaterland wohl verdient gemacht“ haben, daß Truppen defiliert und alle Kirchenglocken geläutet haben, daß eine Ge- denktafel für Pierre Bucher, den Vorkämpfer der französisch gesinnten Bourgeoisie, enthüllt wurde, daß Mgr. Ruch, der französische Straßburger Bischof, den Vertreter des laizistischen Frankreich, im Münster als Herrn dieses Hauses der Freude begrüßte, daß Trachtenzüge, mit Musik der Vereine, statt- fanden und daß Denkmäler und Ausstellungen eingeweiht wur- den, daß in den Reden Frankreichs Friedensliebe dem schlech- ten Willen Deutschlands gegenübergestellt würde, und daß der Ruhrkrieg der Pariser Regierung als gerecht, zweckvoll und er- folgreich gepriesen werden würde und schließlich, daß „Pro- criis alsaciens“, Märtyrer der französisch-elsässischen Idee, vor- geführt werden mußten — das alles sind Dinge, die nun ein- mal zum Repertoire der französischen Ministerreisen ins Elsaß gehören, Dinge, über die man nicht mehr spricht, weil sie all- gemach geradezu von selber aufmarschieren, wenn auf den dazu gehörigen Propagandaknopf nachhaltig gedrückt wird.

Aber eine Neuigkeit ist doch zu verbuchen: Das „Journal d'Alsace“ hat tränenden Auges geklagt, daß die bösen „Trium- viren von Colmar“, an der Spitze der Allerböseste, Dr. Haegy, es verstanden hätten, bei der diesmaligen Reise sich überall in

den Vordergrund zu schieben! Mit Absicht hätte man dem gutgläubigen Präsidenten immer Leute vorgewiesen, die für die Aufrechterhaltung der Sonderstellung Elsaß-Lothringens seien, immer „regionalistisch“ verkappte Saboteure der idée française. Die echten, ganz echten Elsässer aber hätte man schamloserweise gar nicht zu Worte kommen lassen. So allein soll es sich erklären, daß Herr Millerand genau so gesprochen habe, wie es ihm der „Elsässer Kurier“ geschickt vorgemacht habe; immer wieder habe Millerand geglaubt, beschwichtigen zu müssen; immer habe er sich veranlaßt gefunden, zu ver- sichern, daß Frankreich weder der deutschen Muttersprache — beim „Journal d'Alsace“ heißt das: „leur Muttersprache“ — noch auch der kirchlich-religiösen Tradition des Landes etwas antun werde. Die Schlußbilanz zieht das Blatt dahingehend, daß das elsässische Problem so schwer sei wie die Quadratur des Kreises, und daß die Präsidentenreise in keiner Weise dazu beigetragen habe, das „Unbehagen“ in Elsaß-Lothringen auch nur in irgendeiner Richtung zu mildern.

Wenn die „Journal“-Leute unzufrieden sind, müßten eigent- lich die Leute vom „Elsässer Kurier“, von der „Lothringer Volkszeitung“ usw. unerhört zufrieden sein. Sie stellen sich ja auch, als seien durch Millerands Reden alle Besorgnisse zer- streut; Millerand hat ja doch offen gesagt, die deutsche Mutter- sprache im Grenzland sei etwas für Frankreich Wertvolles — peinlicher Nachsatz: „selbstverständlich muß die Bevölkerung aber französisch denken und sprechen“ — und: Frankreich könne ein Aufleben des Kulturkampfes unmöglich wünschen, Religion und Kirche würden die gebotene Achtung finden. Auch hat Millerand wiederum betont, man könne nicht einfach von einem Tage zum andern die ganze elsäß-lothringische Gesetz- gebung aus der deutschen Zeit durch die französischen Gesetze ersetzen, ja, es könne sehr wohl der Fall eintreten, daß um- gekehrt (deutsche) elsäß-lothringische Gesetze als geeignet zur Uebernahme nach Frankreich erachtet würden. Auch hat er wiederum erklärt, man dürfe nichts überstürzen und nicht ge- waltam und stürmisch vorgehen. Aber erstens mal hat die Metzter Rede reichlich weniger regionalistisch und zurück- haltend geklungen, und dann: ... Reden sind Reden! Von fran- zösischen Ministerreden gilt das erst recht. Und dann: Ist nicht die französische Verwaltungsmethode die Methode des Sabo- tierens und Hinauszögerns und der selbstherrlichen, bürokrati- schen Eigenmächtigkeit und der Intrige??

Am 7. Juni „tröstet“ denn auch sehr mit Recht im „Elsässer Kurier“ Dr. Haegy die besorgten Gegner des Regionalis- mus:

„Unsere Gegner können sich trösten. Das was Herr Mille- rand gesagt hat, ist cum grano salis zu nehmen. So denkt und so spricht Millerand. Aber er ist heute nicht mehr General- kommissar in Straßburg und hat auch in Paris das Ruder nicht mehr in der Hand. Das Schiff der elsäß-lothringischen Verwal- tung wird von den Büros gelenkt und von den Direktionen ge- leitet. Unsere elsässer-reinen Verwaltungen werden schon da- für sorgen, daß mit der Politik Millerands jenen Kreisen nicht zu wehe getan wird. Ein inniges Zusammenwirken mit den Eingeborenen des Landes ist das Ideal des Herrn Millerand. Aber wo sind die Elsässer in den leitenden Kreisen unserer Verwaltung, im Commissariat Général und dessen Direktionen, in unserer Schulverwaltung, sowohl in der Straßburger Direk- tion als in den departementalen Büros? Man suche sie, aber man nehme eine gute Laterne mit. Und wenn man sie dann nicht gefunden hat, dann frage man sich, wo jene Zusammen- arbeit gefunden werden soll, die Präsident Millerand wünscht.“ „Die Zweideutigkeit bleibt, so überschreibt das Journal d'Al- sace-Lorraine einen ingrimigen Artikel. In Millerands Reden ist nichts zweideutig; aber faktisch hat der Artikel doch recht.

Presseschau.

Millerands Elsaß-Lothringen-Reise.

Vom 28. Mai bis zum 2. Juni ist Millerand in Elsaß-Loth- ringen. Seine Reise führt ihn von Altkirch über Thann, Mül- hausen, Colmar, Münster nach Schlettstadt und Straßburg, wo Millerand u. a. der Einweihung der Pasteur-Ausstellung und des Pasteur-Denkmal bewohnen wird. Der 1. Juni ist Saar- burg und Metz, der 2. Juni Chateau-Salins gewidmet. Das Programm der Reise weist neben zahlreichen Empfängen, Ban- ketts und Ansprachen die Verleihung des Kriegskreuzes an eine Reihe von elsässischen und lothringischen Gemeinden auf, die auf diese Weise für ihre „unbeirrbar Treue zur Mutter Frank- reich“ belohnt werden.

Es bleibt die Zweideutigkeit zwischen der Politik, welche Mille- rand im Namen Frankreichs im Elsaß proklamiert, und den Praktiken, wie sie geübt werden von gewissen Verwaltungsk- reisen. Wir wagen leider nicht zu hoffen, daß in ihrer Hal- tung praktisch etwas geändert wird nach den Reden Mille- rands. Sie wissen alles anders. Ihnen fehlt der Geist Mille- rands, sein Weitblick, seine warme Sympathie für unser Land und unsere Bevölkerung. Namens der Elsässischen Volkspartei danken wir Herrn Millerand für sein Reden. Er wird dem 'Elsaß in vielen seiner Schwierigkeiten nicht helfen können, aber es tut wohl zu wissen, daß man verstanden wird von einem Mann wie Millerand.“

Für die Inszenierung von patriotischen Kundgebungen in Elsaß-Lothringen gibt es bekanntlich außer den immer reich- lich fließenden privaten Mitteln im französischen Budget den hübschen Posten: „für Subventionen und Unterstützung für Ver- öffentlichtungen, Vorstellungen und Manifestationen, die ein nationales Interesse haben“. Bei Gelegenheit der diesjährigen Präsidentenreise haben wir für die etwas dunkle Verwendung dieser Gelder einen gewissen Beleg — unfreiwillig — erhalten, aus dem wir wenigstens das eine Erfreuliche herauslesen kön- nen, daß auch einmal Gelder dieser Art im Lande selbst ver- bleiben.

Die „Freie Presse“ — sie hat diesmal Opposition markiert, obwohl der ihr nicht ganz fernstehende Herr Peirotes, sozia- listischer Maire von Straßburg, mit Herrn Millerand zusammen beim Einzug ostentativ in dessen Wagen mitfuhr — hat in ihrem nicht unbegründeten Aerger über die Bourgeois-Festlich- keiten die Katze aus dem Sack gelassen. In einem Aufsätze vom 2. Juni: „Nach dem Feste“ berichtet sie:

„Diese Art der Pasteur-Würdigung glied einer gut organi- sierten großen Vereinsmeiereifestlichkeit mit politischem Hin- tergrund. Das ist Pasteurs unwürdig. Doch wir abstrahieren davon die Leute, die Freude an dem Umzug haben und mit Stolz sich mit Fahne, Schärpen und im Vereinskostüm zeigen und bewundern lassen. Das fällt unter das Kapitel Sensations- schwangerkeit.“

Wie kamen die festlichen Umzüge aber zustande? Es er- ging von des Sous-Präkten an die einzelnen Gemeinden ein- offizieller Rundschreiben mit der Bitte an die Maires, bei der Feierlichkeit in Straßburg im Ornat zu erscheinen und junge Leute ihrer Dörfer aufzufordern, kostümiert am Pasteur-Umzug sich zu beteiligen. Diesen in Elsässertracht kostümierten jungen Leuten stellte man eine Tagesvergütung von sieben Francs und Bezahlung der Reise und Unkosten in Aussicht. Wir sind stolz auf unsere Elsässertracht und sehen sie immer gern. Selbst beim Umzug hätte niemand etwas dagegen gehabt. Es wären sicherlich auch Leute aus rein patriotischem Empfinden ohne Bezahlung erschienen. Wir finden es aber höchst geschmacklos, durch eine solche Bezahlung das Elsässerkostüm zu degra- dieren.“

Die „Freie Presse“ findet das Pasteurs unwürdig; denn die- ser selbstlose Diener der Humanität könne „wohl verlangen, daß man ihm zu Ehren keinen politischen bezahlten Lappen zur Schau trägt“. Man kann der Ansicht sein, daß einem als Elsässer noch „unwürdiger“ erscheint, daß man unsere schöne alte deutsche Elsässer Bauertracht dazu hergibt, französische Reklame-Feiern zu verschönern, wie man auch der Ansicht sein muß, daß wir Elsässer Besseres zu tun hätten, als gutmütig dumm immer unsere braven Elsässer Buben und Maidle zu Statisten für Pariser Propagandamätzchen „mit politischem Hintergrund“ herzuleihen. Aber über den Punkt Heimatstolz und Heimatehre wollen wir lieber im heutigen Elsaß nicht reden; es ist zu schmerzlich und beschämend, dies Kapitel.

Sitten und Ueberlieferungen der elsäß-lothringischen Bevölkerung achte. Jedes andre Vorgehen, sei es auch noch so patriotisch verbrämt, werde unweigerlich zum Verderben führen.

Als diesen verständnisvollen Kenner der wahren elsässischen und lothringischen Verhältnisse begrüßt die Presse den Präsidenten der Republik (zum Leidwesen der Fanatiker, die die Ausrottung alles echt Elsässischen nicht schnell genug betreiben möchten). So heißt es im „Elsässer Kurier“, dem großen deutschsprachigen oberelsässischen Blatt: „Wer die Verhältnisse überschaut, weiß zu würdigen, was das Elsaß verloren hat dadurch, daß Herr Millerand nicht zehn Jahre, sondern bloß zehn Monate in seinem Amt als Generalkommissar verbleiben durfte. Kein französischer Staatsmann steht dem Herzen des elsässischen Volkes näher als Herr Millerand. Die Wertschätzung aller aufrechten Elsässer ist dem früheren Generalkommissar gesichert. Wenn man sich fragt, was ihm diese Achtung verschafft hat, dann muß die Antwort lauten: Das Elsaß hat in Millerand den Mann erkannt mit dem aufrichtigen, warmen Wohlwollen, dem klaren Blick und dem energischen Arbeitseifer. Er ist nicht in das Land gekommen mit einer Schablone in der Tasche und mit einigen bequemen Formeln. Er ist gekommen, um die Verhältnisse zu studieren, die Bedürfnisse und Wünsche Elsaß-Lothringens kennen zu lernen und denselben nach bester Möglichkeit gerecht zu werden. Als Regionalist ist Millerand zu uns ins Land gekommen, als überzeugter Regionalist, der im Regionalismus gehen wollte bis an die Grenze des Partikularismus. Er sah im Regionalismus ein Stück jener großen Verwaltungsreform, nach der in Frankreich alle Welt ruft. Elsaß-Lothringens schien ihm der geeignete Boden für ein prächtiges Experiment dieses Regionalismus. Die Eigenheiten unseres Landes, das Selbstständigkeitsverlangen unseres Volkes, herangereift in 50jähriger politischer Arbeit, die spezielle Mission der Grenzbevölkerung in der Ostmark am Rheine fanden bei Millerand tiefes und volles Verständnis. Die Elsaß-Lothringer sollten mitreden über all die Fragen der Einführung ins französische Staatsleben, über die Änderungen, die vorgesehen werden mußten.“ Der Begrüßungsaufsatz des „Kuriers“ endet mit dem Satze: „Habt Vertrauen zu den Elsässern und den Lothringern! Diese Mahnung geht durch alle Reden Millerands hindurch. Vertrauen wird mit Vertrauen gelohnt und Sympathie mit Sympathie“. Diese Feststellung erhält ihr Gewicht, wenn man sich vor Augen hält, daß das heutige Kennzeichen des Verhältnisses zwischen Elsaß-Lothringern und Frankreich das des unverhohlenen gegenseitigen Mißtrauens ist; wie es mit der „Assimilation“ steht, soweit dabei nicht rein äußerliche Dinge in Frage stehen, ist damit zugleich angedeutet.

Der Begrüßungsartikel des französischen Straßburger Blattes, des „Journal d'Alsace et de Lorraine“ ist auf einen anderen Ton eingestellt; das Blatt fühlt sich zu der Warnung an den Gast des Elsasses veranlaßt, ja nicht auf das zu hören, was man ihm einreden werde. Nicht Aufrechterhaltung und Pflege der Traditionen des Elsasses, nicht liebevolle Pflege der volkstümlichen Eigenart tue not, sondern schleunigste restlose Verschmelzung, raschster Abbau der trennenden Sonderrechte aus deutscher Zeit. Wer anders rede, haben nicht die Majorität des Landes hinter sich. Das Blatt versteigt sich gar zu der grotesken Behauptung, man werde Millerand auf seiner Reise immer nur die kleine Gruppe der Freunde der „Muttersprache“, die Anhänger einer Sonderstellung des elsäß-lothringischen Landes, die mehr oder weniger versteckten Feinde der wahren französischen Idee gegenüberstellen! Diese Behauptung kann nur zum Lachen reizen; als ob bisher jemals jemand anders „im Namen des Elsasses“ gesprochen hätte als das kleine Grüpplein der städtischen Bourgeoisie, das sich um das wehklagende „Journal d'Alsace“ reiht! Und als ob irgendwer glauben wollte, daß es diesmal weniger potemkin-mäßig zugehen werde!

Der Fall Georg Wolf — Dammron.

Seit einem Monat ereifert sich das Straßburger Franzosenblatt „Le Journal d'Alsace et de Lorraine“ über etwas, was der weniger hitzig veranlagte „Elsässer Kurier“ mit sehr viel Recht „eine kleine Affäre“ genannt hat.

Die Inspektion der Straßburger Neuen Kirche hatte am 3. Mai zwei Vertreter zum Oberkonsistorium zu wählen. Auf-

gerecht stellte ein „offener Brief“, am 2. Mai in dem „Journal d'Alsace“ fest, daß die vorbereitende Pfarrerkonferenz dafür u. a. Herrn Georg Wolf, den früheren Landtagsabgeordneten, benannt habe, der sich in der Zeit vor dem Kriege und während desselben durch seine alldeutschen Reden bei zahlreichen offiziellen Anlässen und durch so manchen deutschfreundlichen Zeitungsbeitrag als Boche-Freund erwiesen habe. An den Herren Wählern sei es, die Konsequenzen zu ziehen.

Die „Herren Wähler“ hatten die häßliche Meinung, daß Herr Georg Wolf trotz allem für den Posten geeignet sei; mit 42 von 59 abgegebenen Stimmen haben sie ihn ins Oberkonsistorium gewählt! Zugleich auch Herrn Dammron, bekannt aus seiner Tätigkeit als Gemeinderatsmitglied in der Zeit vor der Annexion Elsaß-Lothringens an Frankreich.

Seither vergeht nun kein Tag, an dem nicht ein anderer Ueberpatriot mit oder auch ohne Namensnennung seiner Entzündung darüber Ausdruck verleiht, daß man dem durch und durch französisch (!?) gesinnten elsässischen Protestantismus die Beleidigung habe zufügen können, solche Männer in eine kirchliche Körperschaft des französischen Elsaß zu entsenden. Denn was hat dieser furchtbare Herr Georg Wolf z. B. in einem Aufsatz „Das deutsche Elsaß erwacht“ zu schreiben gewagt, den er am 8. August 1914 in der Straßburger „Bürger-Zeitung“ veröffentlichte? Daß Deutschland durch Frankreich, Rußland und England in die blutige Arena gestoßen worden sei; daß Elsaß-Lothringern wie ein Mann den Tag begrüßt hat, der die Durchbruchsstunde des deutschen Nationalbewußtseins erweckt hat, indem er die Schranken zwischen Altelsässern und Altdeutschen niederriß; daß es sich diesmal darum handle, Frankreich niederzuschlagen und ein für alle mal zu vernichten; daß wie die Bayern, Preußen und Württemberger die Elsässer sich als Deutsche fühlen, als Söhne des großen deutschen Vaterlandes, bereit, es bis zum letzten Atemzug zu verteidigen! Und Herrn Dammron werfen die gleichen patriotischen Franzosen-Elsässer vor, daß er im Kriege der begeisterte Führer der „Jugendwehr“, der Straßburger „Boy-scouts“ (Pfadfinder) gewesen sei, daß er mit seinen deutschen patriotischen Reden die heranwachsende elsässische Jugend vergiftet (!) habe, daß er zwei Söhne habe, die preußische Leutnants waren und daß er selber „bayrischer Hauptmann der Landwehr“ gewesen sei.

Aus den nicht anders als schmutzig und schamlos zu nennenden Artikeln des „Journal d'Alsace“ seien die folgenden Perlen niedergehängt: Ein offener Brief des Apothekers Alfred Stoll an den geistlichen Inspektor Pfarrer Unsinger in Schiltigheim bei Straßburg, der die beiden Kandidaten namhaft gemacht hatte, droht diesem altverdienten Pfarrer mit dem Disziplinarverfahren. Er solle ja nicht vergessen, daß die französische Regierung nicht gezwungen sei, Ernennungen aufrecht zu erhalten, die in deutscher Zeit ausgesprochen worden seien; auch lebe man im Elsaß — leider — noch unter dem Konkordat, so daß also die französische Regierung das Recht habe, „Sanktionen“ zu ergreifen! „Vergessen Sie nicht, Herr Unsinger, daß Sie Beamter sind, und daß Sie vor die Disziplinarkammer zitiert werden können, weil Sie Kandidaten vorgeschlagen haben, deren antifranzösische Gesinnungen den Unwillen aller französischen Protestanten erregt haben. Indem Sie so heißt die Herren Dammron und Wolf, Ihre Freunde, empfohlen haben, haben Sie die Verantwortung für die Vergangenheit Ihrer Schützlinge übernommen.“

Eine Zuschrift vom 27. Mai glaubt hervorheben zu müssen, daß gerade die protestantische Kirche sich am meisten zurückhalten sollte, sie, die doch schon genügend bloßgestellt sei durch die mehr oder weniger zweifelhafte Haltung gewisser geistlicher und Laienmitglieder (!!). Diese pathetische Epistel schließt mit dem anmutigen Satze: „Endlich erinnern wir zum Schlusse an ein Wort, das wir ganz besonders dem Nachdenken empfehlen: Wehe dem Sohne, der sich einbildet, er könne seiner Mutter ungestraft ins Gesicht speien. — Und diese Mutter ist für Sie, Herr Dammron, wie für den Schreiber dieser Zeilen — Frankreich.“

Schließlich heißt es in einer liebevollen weiteren Zuschrift vom 29. Mai: „Gehen Sie, Herr Dammron, in das Land, das Sie so sehr lieben! Gehen Sie auf die andre Seite des Rheins, man kann es für zehn Sous tun; das Elsaß wird dadurch nur gewinnen, denn es wird einen Pangermanisten weniger beherr-

bergen! Gehen Sie doch zu Ihrem Sohn und Schwiegersonn, die in der Bochie — ihrem wahren „Vaterland“ — mit Sehnsucht die Rückkehr des Elsasses zu Deutschland erwarten! Mut und gute Reise!“ — Also wieder einmal maßen sich lausbubenhaft veranlagte Leute an, ihre eigenen Landsleute außer Landes zu jagen.

Wir möchten alle diese Schmutzfinken, denen das „Journal d'Alsace“ wieder einmal so bereitwillig seine Zeilen geöffnet hat, die Worte zurufen, die bei anderer Gelegenheit kürzlich Herr Camille Dahlet in seiner Straßburger „République“ einem andern Fanatiker ins Stammbuch geschrieben hat: „Wir Elsässer waren hier vor tausend Jahren und werden in tausend Jahren noch hier sein. Unsere Heimatberechtigung ist der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht, und wir werden für sie einzutreten verstehen, was sich auch ereignen möge! Wer es nicht tut, ist — um einen derben Ausdruck zu gebrauchen — ein Hundstott.“

Herr Georg Wolf hat inzwischen, „um der protestantischen Kirche seiner Heimat nicht zu schaden“, — leider — sein Amt niedergelegt. Herrn Dammron wird man im Lande der Freiheit wohl auch noch dazu bringen. In einem Lande, dem man die Selbstbestimmung versagt hat, und wo nur die blau-weißen Schreier etwas zu sagen haben, ist das nicht schwierig; da geschehen noch ganz andre Dinge, „pour corriger la fortune“.

Zur weiteren Veranschaulichung zwei Auszüge aus „Offenen Briefen“:

1. „Journal d'Alsace et de Lorraine“ vom 15. Mai 1923:

Die Ernennung des Herrn Georg Wolf zum Vertreter der Inspektion der Neuen Kirche im Oberkonsistorium bedeutet einen Akt von der höchsten Wichtigkeit, den man nicht genug bedauern kann, und zwar sowohl vom Standpunkt des Protestantismus aus als auch aus politischen Gründen. Man kann zugeben, wenn man viel guten Willen aufbringt, daß die 42 Wähler der Herren Wolf und Dammron entweder schlecht über die Vergangenheit dieser beiden Kandidaten unterrichtet waren, oder daß sie mit einer unverständlichen Leichtfertigkeit gehandelt haben. War ihnen die Schwere ihrer Entscheidung bewußt, und haben sie die Folgen wohl überlegt, die sie nach sich ziehen kann? Wenn sie nach reiflicher Ueberlegung gehandelt haben, ist es schlimm: sie haben bewiesen, daß sie ihrem Vaterland und unserm Protestantismus wenig zugetan sind! Wenn sie leichtfertig gehandelt haben, so ist es noch schlimmer: dann haben sie bewiesen, daß sie sich von einem kleinen Ausschuss, vor allem von Pfarrern, haben leiten lassen, das die Kandidaten seiner Geistesart entsprechend bezeichnet hat. Man errät leicht, welcher politischen Richtung diese Drahtzieher zuneigen, und welches das Ziel ist, das sie verfolgen: es ist immer das gleiche Ziel, ob es sich nun um die Zeit vor dem Kriege, während des Krieges oder nach diesem handelt; das Ziel ist Frankreich wenig günstig. Unnötig mehr zu sagen und Genaueres... Ich weiß wohl, daß es zahlreiche Ausnahmen gibt, und ich vergesse nicht, daß ich unter den protestantischen Geistlichen zahlreiche Freunde zähle. Ich kenne sie; sie bedauern ebenso sehr wie ich die Ohrfeige, die der aufrichtige und aufgeklärte Protestantismus hier bekommen hat. Leider ist die Zahl derer groß, die heute Frankreich begrüßen, und die morgen, wenn das Unglück es wollte, Deutschland noch lauter begrüßen würden. Werden wir nicht müde, ihnen die Maske vom Gesicht zu reißen und die aufzuklären, die zu vertrauens sind! Die letzten Wahlen gleichen in allen Punkten denen, die vor wenigen Jahren stattgehabt haben, und wo sei es im Unterelsaß, sei es in Lothringen, alle Kandidaten zweifelhafter politischer Gesinnung gewählt worden sind... An der Regierung und an den Protestanten allgemein ist es nun, in jeder Hinsicht die Schlüsse zu ziehen aus diesen bedauerlichen, beklagenswerten Wahlen. Es ist zu hoffen, daß die Regierung nicht untätig und gleichgültig bleiben wird. Sie zahlt die Beamten; an ihr ist es auch, über sie zu richten. Fern liegt mir der Gedanke, Ratschläge zu erteilen. Was mich betrifft, so müßte die Antwort auf diese Wahlen sein: Ungültigkeitserklärung, falls dies gesetzlich möglich ist, und danach Proklamation der Trennung von Kirche und Staat in Elsaß-Lothringen. Vorerst protestiere ich laut und mit aller Kraft gegen das Er-

gebnis dieser Wahlen, ich protestiere im Namen aller wohlgesinnten Protestanten des Elsasses, im Namen aller derer, die ihr Land und Frankreich lieben, im Namen derer, die die Religion anders auffassen denn als Selbstsucht, Knechtsgeist und ungesunden Ehrgeiz (!!). Nein, das sind nicht die wahren elsässischen Protestanten, die Wolf und Konsorten gewählt haben, das sind einige Interessierte oder einige Gleichgültige, die aus Furcht, den Frieden ihrer Gemeinde zu stören oder die Gunst ihres Pfarrers zu verlieren, nicht zurückgeschreck sind vor einem folgenschweren Akt. Haben sie nicht durch ihre Abstimmung Frankreich und die wahre Religion verleugnet?

... Vielleicht gelingt es diesen Zeilen, die zu trösten, die durch die letzten Wahlen entmutigt worden sind, und tragen sie bei zu einem einstimmigen Einspruch gegen sie. Möge eine tatkräftige Abhilfe geschehen! Es ist zu hoffen, daß die Regierung hier eine unmittelbare Gefahr erkennt. Solche Wahlen führen leicht vom Gebiet des Kirchlichen auf das Gebiet der Politik. Die Leute, die sich blind führen lassen, wenn es sich um die Kirche handelt, werden nicht mehr Widerstand leisten, wenn es sich um Politisches handelt... Ein Alt-Elsässer.

2. „Journal d'Alsace et de Lorraine“ vom 4. Juni:

Offener Brief an Herrn Fr. Ernwein, Präsident des Oberkonsistoriums und des Direktoriums der Evangelischen Kirche Augsburger Konfession.

Herr Präsident!

Wissen Sie, Herr Präsident, daß Ihr Kollege im Oberkonsistorium, Herr Dammron, die Kühnheit besessen hat, zu sagen, er verstehe nicht, weshalb Herr Georg Wolf seinen Rücktritt erklärt hat?

Wissen Sie, Herr Präsident, daß Herr Dammron in bezug auf seine Wahl zum Oberkonsistorium gesagt hat: „Hier bin ich, hier bleibe ich! Herr Georg Wolf hätte meinem Beispiel folgen sollen und standhalten“.

Also? Er macht sich im Oberkonsistorium über die öffentliche Meinung lustig! Und Sie, Herr Präsident, werden Sie durch Ihr Stillschweigen die Handlungen solcher Menschen guthießen? Und Sie, Herr Präsident, hätten den Mut, heute neben solchen Provokateuren (!!!) zu sitzen? Was sagt Ihr Gewissen eines guten Bürgers und französischen Protestanten dazu? Alfred Stoll, Apotheker.

„Deutsche Allgemeine Zeitung“, Berlin, 7. Juni.

(Im Anschluß an die Vorwürfe, die man in den Offenen Briefen des „Journal d'Alsace et de Lorraine“ Georg Wolf und Dammron wegen ihrer „alldeutschen“ Haltung gemacht hat, schreibt das Blatt:)

„Vom Standpunkt eines französischen Chauvinisten sind das zweifelloso Verbrechen; wenn man aber den guten Namen eines Elsässers durch den Schmutz ziehen kann, weil das deutsche Blut in ihm laut und deutlich gesprochen hatte, dann beweist das wohl nur das eine: die französische „Lösung“ der elsäß-lothringischen Frage ist ein Verbrechen gegen den wahren Geist des Elsassertums. Mögen sich die Leuten des „Journal d'Alsace“ doch nur nicht einbilden, daß sie auf diese Weise der elsässischen Starrköpfigkeit Herr werden könnten! Hysterisches Gezeter hat noch niemals auf die Elsässer überzeugend und gewinnend gewirkt.“

„Der Deutsche“, Berlin, 2. Juni.

„... Georg Wolf hat es, wie gesagt, für seine Pflicht gegenüber der elsässischen Kirche seiner Heimat gehalten, sein Amt nicht anzutreten. Angesichts des kläglichen Niveaus, das das heutige politische Leben in Elsaß-Lothringen aufweist, muß man es nur bedauern, daß aufrechte Männer sich von Hetzern und Fanatikern in ihrer Haltung bestimmen lassen. Den Luxus, die Mehrzahl seiner erfahrenen Männer von der Tätigkeit in der Öffentlichkeit deshalb fernzuhalten, weil sie in deutscher Zeit nicht von Franzosenliebe erfüllt waren, kann sich das Land auf die Dauer nicht leisten. Die Versumpfung und Verprovinzlererei wird nur durch Mannhaftigkeit und Standhaftigkeit verhindert werden können. Wenn das Elsaß vor jedem Franzosen und Französling zurückzuckt, wird es dem Geschick nicht entgehen, das ihm die Deutschgesinnten stets für den Fall der „Rückkehr zur Mutter Frankreich“ vorhergesagt haben; das Zurücksinken in den toten Winkel, in dem es in der ersten Franzosenzeit dahinvegetierte, wirtschaftlich, geistig und seelisch lahm und träge! Der Fall Georg Wolf ist ein Fanal!“

Airikareise der elsäß-lothringischen Journalisten.

Am 28. Mai sind die elsäß-lothringischen Journalisten von der großen mehrtägigen Reise nach Frankreich zurückgekehrt,

die sie auf Einladung des „Matin“ durch das französische Nordafrika unternommen haben. Die Fahrt begann mit einer Reise quer durch Frankreich nach Bordeaux, führte von dort über Casablanca, Marrakesch, Rabat, Fez nach Oran, Algier, Constantine und Tunis, von dort mit dem Schiff nach Marseille.

Der Zweck der Reise war wie alle diese Propagandaunternehmen, bei den Elsaß-Lothringern den Eindruck hervorzurufen, daß in allen Teilen Frankreichs der Name ihrer Heimat immer wieder Begeisterung erwecke, daß man allerwärts in französischen Ländern die Elsässer und Lothringer als Brüder und Schwestern, als Teile der großen und unteilbaren Republik Frankreich betrachte. Diesem Gedanken dienten die geschickten Empfänge und Bankette, die auf allen größeren Stationen der Reise vorgesehen waren. Es gehört zu der wohlbewährten Regiekunst der Franzosen, daß sie dabei fast nie versäumt haben, einen einstmals ausgewanderten Elsässer oder Lothringer zu präsentieren, der durch seine Person erneut bekunden sollte, daß Frankreich und Elsaß-Lothringen untrennbar und eins seien.

Besonders wirkungsvoll war, wie aus allen Berichten hervorgeht, daß man in Algier und Tunis die Elsässerdörfer aufsuchte, die nach 1870 gegründet worden sind. Im fremden Lande plötzlich die Laute der Heimat zu hören, das konnte seine Wirkung nicht verfehlen. Daß man sich verschiedentlich gar zu der etwas gewagten Behauptung verstieg, die Elsässer geradezu hätten Frankreich das Kolonialreich geschaffen, wird wohl nur bei den ganzen unkritischen Teilnehmern, also etwa bei dem Herrn Gasser vom „Mülhauser Tagblatt“ Eindruck gemacht haben, der seinem Blatte darüber in Fettdruck berichtet.

Etwas programmwidrig wird den Impresarios des Unternehmens die Rede des Marschalls Lyautey in Rabat erschienen sein, hat er doch in seiner Ansprache den „gesunden Geist der Dezentralisation und des Regionalismus“ gelobt, den die Elsässer bewiesen hätten. Das Wort „Regionalismus“ hat wohl für einen Elsässer einen guten Klang; für die französischen Drahtzieher der Reise kam es aber entschieden auf etwas anderes an. Ihnen klingt das Wort zu sehr nach „Autonomismus“ und „Neutralismus“.

Da man zur Teilnahme an der Reise nicht die ersten Besten genommen hatte, wird der Zweck erreicht worden sein; durch noch strammeres Eintreten für die französische Sache werden sich die glücklichen Nutznießer des französischen Propagandafonds für die Liebesswürdigkeit ihrer Gastgeber erkenntlich zeigen. Wenn das Elsässertum dabei etwas zu kurz kommt, nun ja — was schadet das. Après nous le déluge!

Einige boshafte Bemerkungen der Straßburger „Freien Presse“ sind im Zusammenhang damit von Interesse: In einem Aufsatz „Die Sultansorden“ (vom 2. Juni) heißt es:

„Wie wir schon bei Anlaß der Rückkehr der Journalisten von der marokkanischen Propagandareise vermerkt haben, haben Seine Majestät der Sultan von Marokko, eine der vielen Puppen im großen Puppensaal unserer Kolonialpolitik, allerniedrigst geruht, einer Anzahl Journalisten einen Orden zu verleihen. In Marseille hat man den Herren Kollegen diese aus Silber und Email angefertigten Kinderspielzeuge in die Tasche gesteckt.

Selbstverständlich hat man, wie sich's bei Sultansorden gehört, die schönen Anhängender nach Rangstufen vergeben. Mit der höchsten Rangstufe wurde der Herr Chefredakteur eines gut gouvernementalen Straßburger Blattes behaftet. Er nimmt den Rang eines Kommandeurs des Sultanordens ein. Diese Klasse wird nur Europäern verliehen. Andere Kollegen hingegen, die anscheinend in der Regierungsgunst weniger gut stehen, wie unser geschätzter Kollege Camille Dahlet, hat man in eine geringere Ordensrangstufe einklassiert und hat ihnen einen „Pläpper“ übergeben, den man nur einheimischen marokkanischen Sidsis verleiht.

Wir wissen nicht, ob Seine Majestät der Sultan damit diesen Kollegen das marokkanische Ehrenbürgerrecht hat verleihen wollen, oder ob er damit der Meinung Ausdruck geben wollte, daß für einen gewöhnlichen Europäer die für die Eingeborenen bestimmte Rangklasse jenes Ordens noch gerade genug sei.

Die also von Seiner Majestät auf den Rang der marokkanischen Berberstämme heruntergeehrten Kollegen sollen beachtlichen, Seiner Majestät die glitzrigen Dinger mit der nächsten Post wieder zurückzuschicken.

Wir wissen nicht, ob der Inhaber des Kommandeurkreuzes sich mit seinen Kollegen aus der Berberklasse solidarisch erklären wird.“

„Franzosen zweifelhafter Moralität“

Elsässische Blätter glossieren einen Erlaß des Pariser Ministeriums des Innern, wonach „es unter den bestehenden Verhältnissen angebracht ist, Franzosen zweifelhafter Moralität den Zutritt zum besetzten Gebiet zu verweigern“. Im „Republikaner“ (Mülhausen) und in der Straßburger „Freien Presse“ wird es als erwünscht bezeichnet, daß man etwas näher angeben würde, welches die „Franzosen zweifelhafter Moralität“ sind. „In den Augen der Verwaltungsstellen, die hierüber zu entscheiden haben, werden zu dieser neuesten Kategorie von Franzosen sicherlich alle jene gehören, die Gegner der Ruhrbesetzung sind. Schieber, Wucherer und alle jene Volksausbeuter aber, die aus dem Ruhrabenteurer irgendeinen Vorteil zu ziehen hoffen und deshalb begeisterte Anhänger dieser Pfänderpolitik sind, werden in diesem Falle „Franzosen mit zweifelhafter Moralität“ sein, denen man das Reisen erleichtern wird, und wenn sie gleich ins Zuchthaus gehörten.“ Und die Straßburger „République“ wirft die Frage auf, ob über die Moralität wieder einmal der Gendarm entscheide oder etwa Herr Sébille, der Generaldirektor der politischen Polizei in Elsaß-Lothringen! „Wir wollen hoffen, daß die ganze Verordnung nicht einfach wie nach dem Waffenstillstand darauf hinausläuft, den Franzosen aus Paris und Marseille etc., die Geschäfte machen wollen, das Reisen in die besetzten Gebiete zu gestatten und ihnen die Bahn frei zu machen, während man es den Elsässern und Lothringern, wenn sie nicht gerade zufällig hohe Verbindung spielen lassen können, untersagt.“

„Freie Presse“, Straßburg, 9. März.

Aus einem Aufsatz: „Von Heimkriegern, Neupatrioten und Defaitisten“.

Es hat im Elsaß viele Elsässer gegeben, die die Rückkehr zu Frankreich in stiller, vornehmer Art gefeiert haben. Es hat auch solche gegeben, die einige Zeit brauchten, um sich von anderer Anschauungsweise in das Neue hineinzuwenden. Und es hat schließlich solche gegeben, die sehr laut und mit hysterischen Gebärden ins nationale Horn bliesen und vor lauter „Vive la France“-Rufen sich in kurzer Zeit heiser geschrien hatten. Die Leute, die dieser Kategorie der Ueberpatrioten angehören, sehen sich mit Recht stets der Gefahr ausgesetzt, daß man ihren patriotischen Versicherungen gegenüber mißtrauisch bleibt, darum wohl, weil die Umstellung bei ihnen in etwas gar zu schroffer Weise vor sich ging. Mancher Zuschauer, der sie vorher kannte, und der ihr Treiben heute beobachtet, steht Kopf vor soviel Behendigkeit in Sachen nationaler Anpassungsfähigkeit.

Wenn dann gar einer von denen, deren lauter Patriotismus etwas neuen Datums ist, den Mund gar zu voll nimmt, und von der nationalen Ueberzeugung anderer Leute in verächtlichem Ton spricht, so wehrt sich dagegen das Empfinden aller Anständigdenkenden, und jeder macht sich seinen Vers zu den Harlekinaden solcher großen Ueberpatrioten.

Solchen Leuten steht es auch schlecht an, mit Bezug auf andere das Wort antinational und defaitistisch in den Mund zu nehmen. Um beim Beispiel zu bleiben: Der französisch geformte Patriotismus des Herrn Michel Walter ist, wie männiglich bekannt, noch so jungen Datums, daß der Herr in seinem eigenen Interesse davon absehen sollte, mit Bezug auf die Leute vom Linksblock von antinationaler Haltung und von Defaitismus zu reden. Solche grobschlüchtige Verleumdung aller Jener; die z. B. wie wir Sozialisten vom ersten Tag an die Ruhrpolitik mißbilligt haben, weil wir der Ueberzeugung sind, daß das Reparationsproblem durch solche Abenteuer nicht gelöst, sondern daß dessen Lösung hinausgeschoben wird, nehmen sich im Munde des Herrn Michel Walter äußerst sonderbar aus, . . . wo der französische Patriotismus des Anklägers so jungen Datums ist und sich in so verdächtig marktschreierischer Form kundgibt.

* Dieser Kennzeichnung der Männer, die sich heute anmaßen dürfen, „im Namen des Elsaßes“ zu sprechen, haben wir nur das Eine hinzuzufügen: Es gibt solche überpatriotische Neulinge auf dem hohen Roß der blau-weiß-roten Phrase auch — im Lager der „Freien Presse“ selber, wie sie wohl nicht gerade leugnen wird. Bei der Kennzeichnung der verschiedenen Haltung der Elsässer gegenüber der Annexion Elsaß-Lothringens durch Frankreich ist dem Blatt übrigens ein weiteres Versehen unterlaufen; sie hat die Gruppen vergessen, die sich innerlich überhaupt niemals werden „von anderer Anschauungsweise in das Neue hineinzuwenden“ vermögen. Daß sie in der Heimat heute noch mundtot gemacht sind, ändert daran natürlich nichts.

Elsaß-Lothringen

Heimatsstimmen

Bezugspreis für das Vierteljahr:
Deutschland u. Dtsch.-Oesterreich
beim Bezug durch die Post 2400 Mark
bei Streifbandbezug 3000 Mark

Jahresbezugspreis für das Ausland:
Frankreich 8 Frank. (frz.)
Schweiz 4 Frank. (schwz.)
Übriges Ausland 1 Dollar (amer.)

Bestellungen aus dem Ausland und für
den unmittelbaren Streifbandbezug an
die Schriftleitung
Berlin W 30, Postschließfach Nr. 5
Buchhandlungen 40% Rabatt

Herausgeber: Dr. Robert Ernst

Zahlungen erbeten:
Deutschland:
Postscheckkonto Dr. Robert Ernst,
Berlin NW 7, Nr. 109 799.

Ausland:
Brieflich an die Schriftleitung
Berlin W 30, Postschließfach Nr. 5

Anzeigen:
die 4 gespartene mm-Zeile 200 Mark
(Familienanzeigen 30 Mark)
Nachdruck
mit Quellenangabe gestattet.

Nummer 7

Berlin, Juli 1923

I. Jahrgang

Das nationalistische Frankreich und Elsaß-Lothringen.

Von Robert Ernst.

Im Juni-Heft der „Schweizerischen Monatshefte für Politik und Kultur“ hat Eduard Blocher eine anregende Studie über den „Irrtum des Nationalismus“ veröffentlicht. Man wird sich zum Grundgedanken seiner Ausführungen bekennen, ohne Blochers Ansichten in jeder Hinsicht zu teilen. So möchte ich bezweifeln, ob Eduard Blocher zu Recht behauptet, unter die Gebiete, die aus wirtschaftlichen, geographischen oder geschichtlichen Gründen nicht zerrissen werden können, gehöre unter anderem Böhmen, was mit anderen Worten bedeutet, daß man dem deutschen Volk das Recht nicht zuerkennen könne nach Einbeziehung der 3½ Millionen Deutscher des heute im tschechoslowakischen Staate organisierten Böhmen in das Deutsche Reich zu streben, und somit seine Staatsgrenzen mit seinen Volksgrenzen zur Deckung zu bringen. Und ist in der Tat die Forderung deutscher Volkskreise nach Vereinigung der Deutsch-Oesterreicher mit den Deutschen des Bismarckischen Reiches in einem größeren deutschen Staate als „Nationalismus“ zu bezeichnen, wenn man mit Blocher unter „Nationalismus“ das selbstsüchtige Streben nach Macht versteht, im Gegensatz zum „Patriotismus“, der die Menschen gleicher Art und Sprache in der Liebe zu ihrem Heimatboden zusammenschweißt? Uns will scheinen, als ob hier der Schweizer Eidgenosse sich in seiner Beurteilung des Großdeutschen Gedankens und Strebens allzusehr von der Befürchtung leiten läßt, die großdeutsche Idee müsse über das Deutschland der Sudetenländer und Oesterreichs hinweg auch zu einer Gefährdung der Schweiz führen. Es kann auf diese Fragen hier nicht näher eingegangen werden. Nur soviel sei gesagt, daß von einer solchen Gefährdung nicht die Rede sein kann. Die Oesterreicher verlangen den Anschluß an das Reich, die Sudeten-Deutschen werden von einem rassenfremden Volke unterdrückt, in der Schweiz jedoch lebt ein Teil des alemannisch-deutschen Volksstammes in völliger Freiheit in einem aus seinem Willen erschaffenen und stolz verteidigten Staate.

Wir Elsässer und Lothringer sind heute dem französischen Nationalismus schutzlos preisgegeben und so liegt uns daran zu hören, wie der alemannische

Volksgenosse aus Basel den französischen Nationalismus kennzeichnet. Für Blocher steht fest, daß die Franzosen an der Spitze der nationalistisch denkenden Völker marschieren. An einer Reihe von Beispielen führt er aus, wie nationalistische Selbstüberschätzung im französischen Volke seit langer Zeit gezüchtet wurde und breite Schichten erfaßt hat:

„. Der bekannte Satz — man führt ihn auf Henri de Bornier zurück —, daß jeder Mensch zwei Vaterländer habe, das seinige und Frankreich ist in die Schulbücher übergegangen, also recht eigentlich zum Gemeingut der Nation geworden. Ähnliche Gedanken finden sich auch sonst in Schulbüchern: „Frankreich ist das Herz der Welt, seine Aufgabe der Fortschritt“, und zwar, „vor allem“ wegen seines „Volkscharakters“, denn die Franzosen sind „le peuple le plus sociale des temps modernes“, — so steht es in der „Géographie“ von H. Favre. Auch der Satz, daß „Frankreich die höchste sittliche Persönlichkeit der Welt“ sei, ist der Schuljugend vorgesetzt worden, und zwar in einer öffentlichen Rede bei einer Preisverteilung, vor der Jugend und der Elternwelt, von keinem Geringeren als dem angesehenen Gelehrten Ernst Lavisse. Derber wird derselbe Gedanke ausgedrückt von den Zeitgenossen der großen Revolution, die (nach Albert Sorel) sagen oder denken, daß „die Franzosen die einzigen vernunftbegabten Wesen“ sind.

Der Nationalist zweifelt nicht daran, daß sein Volk das erste der Welt sei. Ihm genügt es nicht, daß es auf irgend einem Gebiet, etwa in den Naturwissenschaften oder in der Malerei oder in der Kolonialverwaltung oder im Schulwesen andere überrage; es ist ihm schlechthin das erste. Diesen Sprung ins Allgemeine tun wieder die Franzosen mit besonderer Leichtigkeit. „Nirgends ist so wie bei uns der menschliche Rohstoff von überlegener Güte“, sagt René Bazin. „Die Franzosen haben tatsächlich den Genius der überlegenen Rasse, der Rasse, die herrschen muß, nicht durch die Macht des Könnens, sondern durch die der Wissenschaft“, schreibt H. Cyral. Das eigene Land und Volk ist „die Perle der Nationen“, „die Zierde der Menschheit“, „das beneidete Vorbild der Welt, so schön, daß alle Völker der Erde von ihm entzückt sind, und so gütig, daß es mit vollen Händen die Gaben seines Genius austellt“ (Rede eines Generals nach „Echo de Paris“ 1910). „Die ganze Welt liebt Frankreich; deshalb ist dieses die Erzieherin der Welt“, erklärt man auf der Versammlung der Amitiés françaises. „Die französische Kultur ist das Werk einer übermenschlichen Auslese, und die einmal daran teilgenommen haben und wieder darauf haben verzichten müssen, behalten unheilbares Heimweh nach ihr. Wenn Frankreichs wundervolles und heiliges Blühen ihnen eines Tages nicht mehr leuchtet, so weinen sie blutige Tränen, die Welt ist fortan für sie verblaßt, das Leben trostlos“, heißt es in den „Marches de l'Est“.

Und wir sollen der Hoffnung leben, daß dieser französische Nationalismus den elsässischen, den lothringischen Heimatgedanken inmitten seines Nachbarreiches ertragen wird? Wir sollen glauben, daß Frankreich unseren elsässisch-lothringischen Patriotismus, unsere Liebe zu der uns von den Vätern überkommenen deutschen Sprache und Art, zu unserem Volkstum erdulden wird? Die Erfahrungen der letzten Jahre haben uns wahrlich gelehrt, daß es dem französischen Nationalismus nicht allein darauf ankommt, den französischen Staat auszudehnen, sondern weiterhin seine Sprache, seine Art, sein Volkstum zur Macht zu erheben. Höhnisch hat man uns vom französisch-überlegenen Standpunkt aus zugerufen, wir sollten dankbar sein, wenn wir, koste es auch die Verdummung von ein bis zwei Generationen, zu dem Glück gezwungen werden, ganz im Franzosentum, im „Menschentum höherer Art“ aufzugehen. Die heute in der Tagespolitik führenden Männer Elsaß-Lothringens haben sich mit schwerer Verantwortung beladen, weil sie den Kampf um unsere Eigenart gegenüber den Trägern des französischen Nationalismus stets in Form von Rückzugsgefechten geführt haben, indem sie von „vorübergehender“ notwendiger Beibehaltung der deutschen Sprache in Schule und Verwaltung, von „Zweisprachigkeit im Grenzgebiet“ redeten, anstatt der Wahrheit die Ehre zu geben, und für ihren Volksstamm mit berechtigtem Stolz freie Entfaltung seiner Art, seines Volkstums zu fordern. So hätte jeder Elsässer und Lothringer handeln müssen, auch wenn er sich innerlich als Staatsbürger voll und ganz zu Frankreich bekannte. Um seiner Liebe zu Frankreich willen, durfte kein Führer seinen Volksstamm völliger Entwurzelung mit ihren moralischen und seelischen Schädigungen preisgeben. Das aber bedeutet es, wenn heute Frankreich uns unsere Sprache und Art vernichtet.

Weil wir Altelsässer und Altlothringer, die wir auf deutschem Boden leben, für diese elsässische und lothringische Selbstbehauptung einzutreten wagen, hat uns der französische Nationalismus schärfsten Kampf angesagt. **Unsere Zeitschrift ist am 10. Juni in Elsaß-Lothringen verboten worden. Im Lande der Freiheit verboten!** Wo bleiben heute die Männer, die früher um der elsässischen und lothringischen Freiheit willen am lautesten klagten! Sind sie wirklich Elsässer und Lothringer, oder waren sie stets nur Franzosen, die heute ihr Ziel in der Vernichtung ihrer angestammten Art sehen? Uns schmerzt dieses Verbot nicht deshalb, weil uns nun die Verbindung mit unseren Volksgenossen erschwert wird — wir werden auch weiterhin für die Wahrheit einstehen —, uns schmerzt das Verbot, weil es uns aufs neue zeigt, daß unsere Heimat einem zügellosen Nationalismus ausgeliefert ist. Und doch schöpfen wir neue Kraft aus der Maßnahme unserer Herren. Offenbart sie doch, wie schwach sie sich fühlen.

Das „Journal d'Alsace et de la Lorraine“ hat durch eine Reihe von Veröffentlichungen das Verbot unserer Zeitschrift herbeigeführt. Auszüge aus dieser Hetze möchten wir hier wiedergeben:

Das Blatt schreibt am 14. Juni:

Bis wann?

Zu wiederholten Malen haben wir unsere Leser mit den Ergüssen des Herrn Doktor Robert Ernst unterhalten, des bekannten Deutschenfreundes, der früher im Elsaß „operierte“ und jetzt seit dem Waffenstillstand in Berlin operiert. Wir haben berichtet, daß der junge Herr Doktor Ernst die Ereignisse in Elsaß-Lothringen sehr genau verfolgt und sie

auf seine Art in seiner Monatsschrift „Elsaß-Lothringer Heimatstimmen“ beleuchtet.

Dieses Blatt behauptet, daß das Elsaß nicht französisch sei, und predigt seinen Wiederanschluss an das Deutsche Reich. Jetzt versucht es, sich im Elsaß einzuführen. Wir erhalten sie selbst. Wenn wir davon sprechen, so geschieht es im Interesse des Publikums, um es gegen derartige Verleumdungen (Hcalomnies) zu warnen.

Aber die elsässische Oeffentlichkeit, so tief patriotisch, entrüstet sich. Sie ist es müde, jeden Monat die Erzeugnisse des Doktor Ernst zu erhalten.

„Man versteht nicht“, schreibt uns ein guter Patriot, „wie eine solche Boche-Broschüre nach Frankreich kommen kann. Zahlreiche Personen haben sie erhalten. Wir sind ein Grenzland. Es gibt hier viele Deutsche. Macht man sich an hohem Ort nicht klar, welch verhängnisvolle Wirkung eine solche, von Alldeutschen geschriebene Broschüre haben kann?“

Wir unterbreiten den Fall der wohlwollenden Aufmerksamkeit der Behörden. Die Faust, bitte sehr!

Am 21. Juni unter dem Titel:

Deutschland verzichtet auf nichts.

Bisher verfügten die „Elsaß-Lothringer“ im Reich — d. h. das Dutzend echter Elsässer, die Deutschland Frankreich vorgezogen haben, und die 200 000 Deutschen, die zufällig zwischen 1871 und 1919 in unseren drei Departements geboren waren oder hier Bürgerrecht erworben hatten — für ihre Propaganda nur über zwei periodische Zeitschriften: die „Elsaß-Lothringischen Mitteilungen“ und „Unsere Heimat“, das erste Organ des Hilfsbundes der Elsaß-Lothringer im Reich, das zweite eine Wochenschrift mit dem Ziel, ihre wirtschaftlichen, kulturellen und geistigen Interessen zu verteidigen und darzustellen. Es bestand eine Lücke, da die eigentlichen „Elsaß-Lothringer“ kein eigentliches Sprachrohr (porteparole) hatten.

Diese Lücke ist ausgefüllt, seit die Monatsschrift „Elsaß-Lothringen“ erscheint, mit dem Untertitel „Heimatstimmen“, die ein gewisser Dr. Robert Ernst, ein bekannter Deutschenfreund, herausgibt, der früher im Elsaß operierte und seit dem Waffenstillstand Berlin zum Manöverfeld gewählt hat.

Wie der Titel angibt, nimmt sich die neue Zeitschrift, deren erste Nummer im Januar dieses Jahres erschienen ist, vor, nicht allein die Deutschen im Reich über alles, was im Elsaß und in Lothringen vorgeht, „genau“ zu unterrichten, die Ereignisse in Elsaß-Lothringen genau zu verfolgen und sie auf ihre Weise zu kommentieren, sondern auch den Elsässern und Lothringern, die getreu ihrem Ursprung und ihren französischen Traditionen in ihrer Heimat geblieben sind, ihre Artikel und ihre systematisch tendenziösen Nachrichten „zugutekommen“ zu lassen.

Zu diesem Zweck versucht das Blatt, sich im Elsaß einzuführen, man versendet gratis Tausende von Exemplaren an die Zeitungen und Privatleute. Das Reich, das kein Geld für die Reparationen findet, hat keine Schwierigkeiten, solche Blättchen zu finanzieren und ihre freie Ausfuhr zu erlauben. „Ausfuhrfrei“, so heißt in der Tat die Etikette auf den Exemplaren, die ich vor mir liegen habe.

(Nach Anführung einiger Aufsatztitel aus den bisherigen Heften heißt es dann:) In einzelnen Artikeln fordert man die Neutralität des Elsasses, in anderen verlangt man ohne Umstände die Rückkehr Elsaß-Lothringens zu Deutschland.

In jeder Nummer findet man eine anonyme, aus Straßburg datierte Politische Rundschau, in der freundlichst die Ergüsse der Helden des Partikularismus wiedergegeben werden, insbesondere die Artikel, in denen diese die „Muttersprache“, d. h. das Deutsche, die konfessionelle Schule und insgesamt alle deutschen Einrichtungen verteidigt werden.

Man fragt sich, wer die Persönlichkeit ist, die unter dem Schutz der Anonymität so jeden Monat Gift und Galle über das Elsaß ausgießt. Denn, sonderbare Sache, während die deutschen Zeitungen nicht dem Scherbengericht (!) der französischen Behörden haben entgegen können, hat die Zeitschrift „Elsaß-Lothringen“ seit der Ruhrbesetzung bis jetzt ungestraft sich in unser Land einschleichen können. Glücklicherweise hat man sich dank der energischen Forderung des „Journal d'Alsace et de Lorraine“, etwas spät freilich, entschlossen, sie auf den Index zu setzen.

(Der Verfasser, Ambroise Got, führt dann eine Reihe deutscher Pressestimmen an, die die neue Zeitschrift begrüßt haben, und schließt:)

Wir könnten die Anführungen vervielfachen. Wozu? Ach, sie zeugen von einer solch traurigen Geistesverfassung und einem so schlechten Willen, daß man an der Entwicklungsmöglichkeit des deutschen Volkes zweifeln möchte (!!). Deutschland verzichtet nicht nur auf keinen seiner wahnsinnigen Pläne, sondern versucht auch mit allen Mitteln, die gegen uns gerichtete Bewegung der öffentlichen Meinung gegen uns zu verstärken.

Möge es immerhin das berühmte Sprichwort nicht vergessen, das man im Ueberfluß in seinen Zeitungen findet, und das besonders auf es selbst paßt: „Wer Haß säet, kann nur Haß ernten“.

Am 22. Juni:

„Celui qu'on n'attendait pas...“ „Herr Doktor Robert Ernst aus Berlin“: Die Juninummer der „Elsaß-Lothringer Heimatstimmen“ kommt uns gerade eben in die Hände. Da die Regierung ihre Einfuhr nach Elsaß-Lothringen untersagt hat, so versendet sie der Dr. Ernst in offenem Umschlag mit der Aufschrift „Ausfuhrfrei“; man sieht, welche Mühe die Regierung des Reichs sich um die deutsche Propaganda in unseren befreiten Provinzen gibt.

Gestern hat unser Mitarbeiter Ambroise Got — einer der seltenen französischen Schriftsteller, die die deutsche Mentalität kennen — die infame Propaganda des Dr. Ernst gekennzeichnet, der behauptet, die Anschauungen der Elsässer und Lothringer darzustellen, und der in Wirklichkeit nur die von Deutschen wiedergibt, die zufällig in Elsaß-Lothringen geboren sind, und die nun seit dem Waffenstillstand endlich im „Reich“ sind.

Dieses Individuum freut sich über die übertriebenen regionalistischen Tendenzen gewisser Elsässer, und plötzlich findet Herr Doktor Haegy eine unerwartete Unterstützung in der Person des Boche Ernst“.

(Zum vollständigen Abdruck kommt dann die im Juniheft gegebene lediglich berichtende Darstellung der Begrüßungsartikel der elsässischen Blätter anlässlich der Millerandreise durch Elsaß-Lothringen.)

„... Herr Abbé Dr. Haegy erhoffte sicher eine so wohl autorisierte Anerkennung? Wir wären — für unser Teil — neugierig, zu wissen, was man in den offiziellen Kreisen in Straßburg und Paris von diesen Berliner Würdigungen hält.“

In der gleichen Nummer der „Elsaß-Lothringer Heimatstimmen“ beschäftigt man sich natürlich mit dem „Fall Georg Wolf-Dammron“, und man führt auch die Kommentare der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ und der Zeitung „Der Deutsche“ in Berlin an.

Wir müssen, um unsere Leser zu erbauen, den Schluß der Zeitung „Der Deutsche“ anführen, die schreibt: „Der Fall Georg Wolf ist ein Fanal.“

Am 26. Juni:

Wir halten stand.

Unsere Aufsätze, die die deutschfeindliche und franzosenfeindliche Propaganda des Doktor Ernst im Elsaß und in Lothringen enthüllen, haben nicht das Glück gehabt, den Deutschen (?) zu gefallen, die noch in unseren Departements wohnen.

Wir haben gestern einen Brief aus Pfirt erhalten, gezeichnet V. H., wo unter andern liebenswürdigen Dingen der Verfasser dieses Schreibens sagt: „Wir sind hier und im Sundgau eine große Zahl von Beamten, die vom „Unbehagen“ ergriffen sind. Wir sind entschlossen, die „Heimatstimmen“ zu beziehen und sie über Mülheim hereinbringen zu lassen, um den Verfolgungen Ihrer Häscher zu entgehen.“

Dieser drohende Brief regt uns nicht auf. Er ist auf alle Fälle der genaue Beweis für die verhängnisvollen Wirkungen der Propaganda des Doktor Ernst.

Er ist für uns eine Ermutigung mehr, auf dem geraden Weg voranzugehen. Nous maintiendrons.

Schon in einem Leitartikel vom 8. Februar hatten die „Alsace-Lorrainer“ mich als Pangermanisten abgetan, indem sie mich durch „geschickte“ Verwechslung mit dem Metzger Arzt Dr. Ernst als eingewanderten Deutschen abzuschreiben suchten. Sie mußten sich vom Kolmarer „Démocrate“ erzählen lassen, daß ich in der Tat Altelsässer sei. Das stört die Herren nicht. Ich bin und bleibe der „Boche Ernst“. Es macht den Herren schon an sich alle Ehre, mit diesem hübschen Ausdruck „Boche“ um sich zu werfen. (Man nennt das „französische Ritterlichkeit“, „civilisation française“!) Es ist aber recht interessant, daß sie auch ihnen unliebsame Elsässer mit diesem Ausdruck zu beschimpfen suchen. Beschimpfungen von dieser Seite schmerzen uns nicht, sie ehren uns. In elsässischen Blättern wurde erst vor kurzem festgestellt, daß das „Journal d'Alsace“ den letzten Elsässer aus seiner Redaktion entlassen habe. Mit Nationalisten aus Paris streiten wir nicht über elsäß-

lothringische Dinge. Sie haben dazu kein Recht. Nun hat das „Journal d'Alsace“ allerdings wieder einen Elsässer in der Direktion Daniel Blumenthal! Es wäre nicht unangebracht, eine kleine Schrift über die „politischen Wandlungen des Herrn Blumenthal“ zu veröffentlichen. Er soll 1914 im Elsaß auch andere Töne geblasen haben als die französischnationalistischen des heutigen „Journal d'Alsace“. Ob nicht das Sprüchlein: „Wess' Brot ich ess', dess' Lied ich sing'“, das mir das „Journal d'Alsace“ ins Stammbuch schreibt, etwas besser auf den „Elsässer“ Blumenthal passen dürfte? Aber Personen spielen in diesen Kämpfen nur eine nebensächliche Rolle. Es geht um Höheres als um Einzelpersonen. Immerhin wäre es gut, wenn die Herren vom „Journal d'Alsace“ solche Schnitzer wie den „Boche Ernst“ vermeiden würden, und ich rate ihnen betr. meiner Person sich in meinem Straßburger Verwandtenkreis, der sich vielleicht sogar zu ihrer Partei bekennt, nach mir zu erkundigen; sie stehen — die Architekten Wagner, der Zahnarzt Wagner, oder auch mein Pate, der Conférencier an der Straßburger Universität Robert Will — gewiß national-politisch auf ganz anderem Boden als ich, aber sie werden mein Elsässertum nicht ableugnen. Es sei denn, daß meine Verwandten mütterlicherseits sich deshalb den Vorwurf „Boches“ machen lassen müßten, weil die Familie Anfang des 19. Jahrhunderts aus der Pfalz eingewandert ist. Dann kann ich mich immer noch mit demselben Recht als Elsässer bekennen, wie etwa der Senator Eccard, dessen Familie väterlicherseits aus Bayern nach dem Elsaß eingewandert ist. Man lasse diese „Boche-Kampfweise“ beiseite.

Man wird wohl auch den Autonomisten Ley als Boche abfertigen? Am 12. Mai erhielten wir von ihm einen Brief aus dem Straßburger Untersuchungsgefängnis. Ley, der seit Jahren von Deutschland aus für die Selbständigkeit seiner Heimat eingetreten war, wurde von den Franzosen „in contumaciam“ zu lebenslänglicher unbedingter Deportation verurteilt. Er hat sich jetzt der französischen Behörde zur Wiederaufnahme seines Verfahrens gestellt. Aus diesem Briefe geht mit aller Deutlichkeit hervor, daß er gewiß nicht für eine deutsche Sache, sondern lediglich für die elsässische Selbstbestimmung und Selbstbehauptung kämpft, für die Erhaltung der auf uns überkommenen Rechte unserer Vorfäter, der Bürger der elsässischen freien Reichsstädte. Wielange wird man ihn in der Untersuchungshaft halten? Das elsässische Volk hat sein Schicksal nicht selbst bestimmt, und so ist ein Mann wie Ley kein Hochverräter. Unser Volksstamm ist wie eine Figur auf dem Schachbrett verschoben worden! Daran ändern auch die Festlichkeiten vom November 1918 nichts. Daß Frankreich eine Volksabstimmung verhindert hat, beleuchtet seine Ziele. Nicht um Menschenrechte hat Frankreich gekämpft, sondern um Boden und Macht. Auf der elsässischen Position am Oberrhein baut es seine annexionistische Rheinlandpolitik auf. Wir Elsässer und Lothringer sollten uns der ungeheuren Verantwortung bewußt werden, die auf uns ruht gegenüber unseren Stämmen und den europäischen Völkern. Gelingt es uns nicht zwischen die Völker zu treten, um in der Lösung der elsäß-lothringischen Frage durch den Willen unseres Volkes Frankreichs Machtpolitik zu zerstören, dann wird, mag auch Deutschland heute noch so tief gesunken sein, in absehbarer Zeit ein neuer Krieg Europa durchrasen. Unsere Heimat wird in den Flammen mit aufgehen.

Eine neutrale Republik Elsaß-Lothringen. Eine Chimäre?

Von A. Gilg (früher Stadtrat in Colmar).

Im Februarheft unserer „Heimatstimmen“ hat unser Mitarbeiter J. Greiner Auszüge aus der im Dezember 1870 von dem französischen Publizisten Comte Agénor de Gasparin veröffentlichten Broschüre „Die neutrale Republik Elsaß“ veröffentlicht. Dies geschah, wie der Verfasser selbst sagte, nicht als kritische Stellungnahme zu dem Inhalt der Broschüre, sondern um diesen in der jetzigen Zeit weiteren Kreisen zugänglich zu machen und letztere hierüber zum Nachdenken anzuregen. Die Presse unserer Heimat, soweit sie bodenständig ist (die französische propagandistische Reptilienpresse verdient keine Beachtung), die, durch Erfahrung gewitzigt und von Geschäftsklugheit geleitet, wie der Frosch im Mühlbach das Schweigen zur „rechten“ Zeit übt, hat in ihrer Mehrheit nicht nur das Erscheinen unserer Zeitschrift selbst, sondern auch den genannten, an eines die „mère patrie“ am empfindlichsten berührenden Probleme erinnernden Berichtes klug übersehen. Doch hat der „Démocrate du Haut Rhin“ in Colmar in einem besonderen Artikel, wenn auch mit Mißtrauen und scharfer Ablehnung einer etwa durch uns einsetzenden Propaganda, durch die eine Störung der politischen Ruhe in unserer Heimat erfolgen könnte, die Bedeutung unserer Zeitschrift zugestanden und aus diesem Grunde zu dem bedeutsamen Bericht über den im Jahre 1870 vor dem gewaltsamen Verlust des Elsaß in Frankreich aufgetauchten Neutralisierungsvorschlag in einer Reihe von Artikeln seines Chefredakteurs Paul Risch kritische Stellung genommen und hierzu auch einen Brief des Kammerdeputierten und früheren Chefredakteurs des „Elsässer“ Herrn Seltz in Straßburg, der es vorzog, statt die Spalten des ihm nahestehenden Blattes diejenigen des ihm sonst parteipolitisch nicht sehr sympathischen „Démocrate“ in Anspruch zu nehmen, veröffentlicht. Da ein elsässischer Redakteur mit der Frage der Neutralisierung Elsaß-Lothringens sich nur befassen kann, wenn er sie aufs schärfste verneint, so er nicht Gefahr laufen will, zu einer den Pariser Machthabern gelegenen Zeit in einem französischen Untersuchungsgefängnis oder Zuchthaus zu verschwinden, so werden unsere Leser es für ganz selbstverständlich finden, daß der damalige Chefredakteur des „Démocrate“ den Neutralisierungsgedanken voll und ganz ablehnt. Seine Argumente hätten vielleicht an durchschlagender Kraft gewonnen, wenn er, statt erst am Schlusse seiner Artikelreihe in fast beiläufiger Bemerkung den Verfall ohne Angabe seiner Nationalität zu nennen, schon zu Anfang seiner Ausführungen seinen Lesern mitgeteilt hätte, daß der von ihm kritisierte Bericht der „Heimatstimmen“ nur die Zusammenfassung der Gedanken eines französischen Schriftstellers aus der Zeit der Niederlage Frankreichs war, und wenn er die Argumente dieses Franzosen wenigstens in ihren Hauptpunkten mitgeteilt und zu widerlegen versucht hätte.

Trotzdem verdienen die Ausführungen des „Démocrate“ Beachtung und Würdigung und — obgleich der „Démocrate“ inzwischen infolge Verkaufs des Verlages an die „Neuesten Nachrichten“ sein Erscheinen eingestellt und Herr Paul Risch vorläufig von seiner Tätigkeit entbunden ist —, soll darum nicht unterlassen werden, die Stichhaltigkeit seiner Ausführungen zu untersuchen. Wir kennen nur ein Ziel, das Wohlergehen unserer Volksgenossen, und wir erachten es darum — unbekümmert um die Machtinteressen irgend eines Nachbarstaates noch um bequeme Tagesmeinungen außerhalb oder innerhalb unserer Heimat — für unsere ernstlichste Pflicht, durch Aufhellung der Wahrheit dem dauernden Glück unserer Heimat, in der unser ganzes Sein und Wesen wurzelt, und der echten und wahren Freiheit unserer Landsleute, mit denen wir in Volksgemeinschaft untrennbar verbunden bleiben, allein zu dienen. Wir sehen uns veranlaßt, diese Verwahrung vorzuschicken, nicht weil wir vielleicht glauben uns entschuldigen zu müssen, sondern weil die Erfahrung zeigt, daß alle Meinungen und Stimmungen in der Welt, die in der französischen Gewaltpolitik nicht das Heil der Menschheit erblicken, als Folgen deutscher Propaganda verdächtigt werden und weil auch in den Artikeln des „Démocrate“ gegenüber unseren Veröffentlichungen diese Verdächtigung mehrfach wiederkehrt und dabei die Notwendigkeit der kritischen Betrachtung unseres früheren Berichtes mit der angeblich hinter ihm steckenden

Tendenz begründet wird. Wir sehen uns aber auch schon deshalb verpflichtet, jede tendenziöse Propaganda abzulehnen und jede propagandistische Tendenz von unserer Zeitschrift fernzuhalten, weil wir von einer solchen höchstens Augenblickserfolge, je nach den politischen Schwankungen der Weltlage, und damit neues Unglück für unser vielgeplagtes Heimatland, niemals aber eine dauernde friedliche Lösung der elsäß-lothringischen Frage erwarten könnten.

Aber, sagt der „Démocrate“ teilweise in Fettdruck, „ein internationales Problem Elsaß-Lothringen gibt es nicht mehr. Es besteht noch eine elsässische und lothringische Frage, aber diese gehört ausschließlich in den Rahmen der französischen Innenpolitik. Und sie zu lösen, möge Deutschland ruhig unsere (d. h. der Elsaß-Lothringer) Sorge sein lassen.“ Diese Schlußsätze der Artikelreihe des „Démocrate“ klingen uns sehr vertraut. Sie sind vor dem letzten Kriege — allerdings mit Umtausch der Worte deutsch und französisch — oft genug in elsäß-lothringischen Blättern — auch in dem Vorläufer des „Démocrate“, dem „Elsässer Tagblatt“ des gleichen Verlages, auch von dem Verfasser dieser Zeilen selbst geschrieben —, zu lesen gewesen. Auch damals haben wir, wie Herr Paul Risch jetzt wieder, oft genug gesagt und geschrieben, „daß die übergroße Mehrzahl der Elsässer und Lothringer es satt hat, immer und immer wieder (wenn auch in verschleierte Weise) als europäische Angelegenheit ausgespielt zu werden. Unser Land bedarf mehr denn je der Ruhe und des Friedens. Man lasse uns beides!“ Trotzdem aber die gesamte Bevölkerung Elsaß-Lothringens vor dem letzten Kriege mit Ausnahme einiger persönlich verärgerter oder von Frankreich bezahlter Hetzpostel nur Ruhe und nichts als Ruhe wollte und die große Mehrheit des Volkes, wie die Wahlen von 1911, 1912 und 1914 und das Auftreten unserer Abgeordneten im Reichstag und Landtag bewiesen, die elsäß-lothringische Frage nur als eine Frage der deutschen Innenpolitik betrachtete und entschlossen war, sich ihre völlige politische Freiheit und Selbständigkeit innerhalb des deutschen Reiches selbst zu erkämpfen, hat Elsaß-Lothringen seither nicht nur die furchtbaren Schrecken eines entsetzlichen Krieges, schlimmer als alle früheren, sondern abermals seine gewaltsame Losreißung von dem großen Ostreiche und die Wiedervereinigung mit dem sieghaften Westreiche mit all der damit verbundenen Zerrüttung seines Wirtschaftslebens, der schmerzlichen Zerrüttung zahlreicher Familienbände, der Weckung der niedrigsten Instinkte der Habsucht, der Rachsucht, der Denunziation, der Plünderungs- und Zerstörungslust, wie Paul Risch im ersten seiner Artikel selbst so treffend es schildert, sowie an Stelle der immer schmerzlich empfundenen, aber schon durch den natürlichen Verschmelzungsprozeß erträglich gewordenen Ueberfremdung durch eine Herrschaft von zwar etwas anderer Staatsauffassung, aber doch gleichem Volkstum, eine neue Ueberfremdung mit einer auch in der Staatsauffassung wieder entfremdeten Herrschaft eines zwar in sympathischer Erinnerung stehenden, aber trotzdem innerlich fremd empfundenen Volkstums über sich ergehen lassen müssen. So hat die elsässische Frage zwar ihr Gesicht gedreht, aber sie ist darum nicht weniger als früher eine Frage der europäischen und der Weltpolitik geblieben. Eine Frage dieser Art wird eben nicht dadurch gelöst, daß man sie als nicht bestehend erklärt, und nicht dadurch aus der Welt geschafft, daß man vor ihr die Augen verschließt, statt ihr klar und offen ins Gesicht zu sehen. Auch Friedenstraktate sind zumeist keine Lösungen. Sie sind Instrumente in der Hand des Stärkeren; aber diese Instrumente müssen zerbrechen, wenn die Macht des Stärkeren zusammenbricht. Und wie rasch ein solcher Zusammenbruch erfolgen und wie rasch durch die Gunst der Weltlage das Hinübergleiten der Macht in die Hand des einst Besiegten erfolgen kann, hat die letzte Zeit doch genugsam erwiesen. Frankreich, das Elsaß-Lothringen erst von 1648 an in hundertfünfzigjährigem Prozeß von List und Gewalt sich angegliedert und kaum 80 Jahre lang sich staatlich und wirtschaftlich, nicht aber völkisch, assimiliert hatte, konnte nach dem Verlust dieser neugewonnenen Provinzen weder seine Minderung an Prestige

und Machtstellung am Rhein, noch an Land und Volk verschmerzen, und viereinhalb Jahrzehnte lang war seine Außenpolitik beherrscht von dem Gedanken an das Verlorene, bis durch die Gunst der Weltpolitik sein Sehnen erfüllt wurde. Kann man erwarten, daß das deutsche Volk, in dessen alter Reichspolitik Straßburg und das Elsaß stets und zeitweise auch Lothringen während fast eines Jahrtausends eine hervorragende Stellung einnahmen, dem sie, wie schon gesagt, zur Zeit seiner Schwäche mit List und Gewalt stückweise entrissen und einen im Leben der Völker verhältnismäßig so kurzen Zeitraum politisch entfremdet waren, und dem sie im Augenblick der Wiedergewinnung seiner Kraft und seiner Einigung im preußisch-deutschen Reiche Bismarcks wiedergewonnen wurden, um gemeinsam mit ihm den Höhepunkt seines Aufschwunges zu erleben, — den Verlust dieses alten deutschen Kulturbodens und der ihm stammverwandten Bewohner leichter verschmerzen wird? Werden nicht die politischen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich trotz allen Kopf-in-den-Sand-Steckens auch in der Zukunft durch die elsäß-lothringische Frage beherrscht werden, und wird diese Frage trotz aller Verwahrung von der einen Seite darum nicht immer nur eine innerfranzösische, sondern eine für Frankreich auch außenpolitische, eine deutsch-französische und damit eine europäische und weltpolitische Frage sein?

Zwar hat Frankreich in Vorausahnung dieser Zukunftsgefahr und seine besondere Stellung unter den Siegermächten ausnützend, alles getan, sich im Friedensdiktat von Versailles ein Instrument zu schaffen, um Deutschlands Wiedererhebung für alle Zeit unmöglich zu machen. Man hat es in einer alle Phrasen vom Recht der Völker ins Gesicht schlagenden Weise sinnlos zerstückelt, der Quellen seiner Wirtschaft beraubt, auf eigenem Boden rechtlos gemacht und ihm unerschwingliche Reparationslasten auferlegt, um ganz nach dem System der Zeiten nach dem Dreißigjährigen Kriege, es bei jedem Anzeichen der Neuerstarkung immer aufs Neue zerstückeln und aussaugen und so seinen Wiederaufschwung für immer unmöglich machen zu können.

Aber was sind solche Friedensschlüsse? Was gelten heute noch die Grenzfestsetzungen der europäischen Friedensschlüsse von 1648, 1713, 1801, 1815 und 1870 und der ungezählten dazwischenliegenden Sonderfrieden, die alle nach dem Zeugnis und vorgeblichen Willen der Vertragsschließenden auf „ewige Zeiten“ abgeschlossen wurden? Alle diese Friedenstraktate beweisen uns nur den ständigen Wechsel der Machtverhältnisse. Solche Friedensinstrumente haben nur solange Bestand, als die Interessen aller abschließenden Parteien dieses nützlich erscheinen lassen und kein Teil die Macht hat, sich ihnen zu entziehen. Und die Welt lebt heute, da der elektrische Funken in Sekundenschnelligkeit alle ihre Nerven durchzuckt, rascher als in den vergangenen Jahrhunderten.

Mit diesen Ausführungen befinden wir uns in vollem Einverständnis mit dem „Démocrate“, der selber schreibt: „Man weiß ja, was Verträge gelten, solange nicht die rohe Gewalt hinter ihnen steht, bzw. solange die heutige Auffassung über das internationale Recht nicht durch eine ganz neue Mentalität ersetzt ist und solange nicht ein Völkerbund, der diesen Namen wirklich verdient, den Weltfrieden garantiert.“ Aber wir ziehen aus dieser Erkenntnis die entgegengesetzten Schlußfolgerungen. Wir halten sie nicht für ein Argument gegen die Neutralisierung Elsaß-Lothringens, sondern als den ersten entscheidenden Grund für dieselbe. Soll Elsaß-Lothringen, wie nunmehr seit fünfzig Jahren, als Grenzland dauernd der Zankapfel zwischen den zwei rivalisierenden Großmächten Deutschland und Frankreich bleiben; soll sein Schicksal immer wieder statt durch eigenen Willen durch fremde Gewalt bestimmt werden; soll es dauernd der fremden Bevormundung unterliegen, soll es immer wieder, halb und halb hineingewachsen in ein großes fremdes Staatswesen, losgerissen und innerlich verblutend und moralisch entnervt, eine Beute des Siegers werden? Oder soll es, auf eigene Kraft gestellt, sich selbst seine Zukunft bauen und, losgelöst aus dem Staatsverbande beider um die Machtstellung am Oberrhein ringenden Großmächte, nicht mehr Ausfalls- und Verteidigungsglacis der einen und winkende Siegesbeute der anderen sein, sondern, als neutraler Boden für die friedliche Begegnung beider sich zwischen sie schiebend, nicht nur dem Waffenfrieden, sondern

auch dem friedlichen Austausch aller wirtschaftlichen und Kulturgüter und damit, wie dem Wohle beider und seinem eigenen Wohle, auch der höheren Menschheitskultur dienen? Wie der Franzose Comte Agénor de Gasparin diese hohe Friedensmission einer neutralen elsässischen (wir sagen elsäß-lothringischen) Republik so vortrefflich überzeugend schildert, möge im Bericht unseres Landsmannes Greiner nochmals nachgelesen werden; der „Démocrate“ hat, wohl fühlend, welche leicht mitklingende Saite im Gefühl unserer Landsleute er berühren würde, diese Ausführungen wohlweislich verschwiegen.

Wir deutschen Elsässer haben aber außer dem politischen noch einen zweiten, ebenso wichtigen Grund für die Forderung der Neutralisierung des Elsaß. Es ist der völkische. Gewiß hat der Abgeordnete Seltz nicht ganz unrecht, wenn er uns jetzt vorwirft, daß wir zu einer Zeit, wo der Neutralitätsgedanke einen Ausweg aus den Kriegsnotén hätte darstellen können, ihn damals nicht öffentlich vertreten haben, und wenn er hinzufügt: „Wer neutral sagte, als es zu spät war, sagte vorher deutsch.“ Aber Herr Seltz sagt selbst, daß sogar französische Parteien sich vor dem Kriege ohne Krieg mit der Autonomie Elsaß-Lothringens im deutschen Reiche zufrieden gegeben hätten, und Gustave Hervé, der sich zwar im allgemeinen infolge seiner Wandelbarkeit oft als herzlich schlechter Prophet, aber doch als klarer Beobachter und naiv deutlicher Darsteller der tatsächlichen Stimmungen erwiesen hat, hat in seinem 1913 auch in deutscher Uebersetzung erschienenen Werke „Elsaß-Lothringen und die deutsch-französische Verständigung“ festgestellt, daß damals alle Elsaß-Lothringer als Ziel ihrer Heimatpolitik die Autonomie Elsaß-Lothringens im Rahmen des deutschen Reiches erstrebten. Allerdings vermüßte er, besonders auch vom elsäß-lothringischen Landtag, die klare Aussprache darüber, ob man sich mit dieser Autonomie endgültig zufrieden geben würde.

Wir wissen, daß damals nur ein kleiner Teil der Bevölkerung, jener Teil der Bourgeoisie, der in den kurz vorhergegangenen Wahlen kläglich unterlegen war, deh heute offen ausgesprochenen Hintergedanken hegte, durch diese Autonomie die weitere Verschmelzung mit Deutschland und damit die leichtere Ermöglichung des Wiederanschlusses an Frankreich offen zu halten. Die große Mehrheit des elsäß-lothringischen Volkes hätte sich aber damals wirklich mit der staatlichen Autonomie innerhalb des deutschen Reiches begnügt, wenn sie auch — vielleicht unbewußt infolge einer gewissen Gefühlsfremdheit gegenüber dem preußisch-bismarckischen Staat und der althistorischen Beziehungen zur Eidgenossenschaft, dem Muster eines neutralen selbständigen Kleinstaates verschiedener Nationalität —, sich diese Autonomie etwas freier dachte, als sie im damaligen deutschen Reiche zu erlangen gewesen wäre. Aber soweit sich damals die Elsaß-Lothringer des letzten Umstandes bewußt waren, hofften sie, von einer fortschreitenden Demokratisierung Preußens und des Reiches die weitere Erfüllung ihrer Hoffnungen. Damals redeten sie nicht von Neutralität, nicht nur, weil sie — wie auch Hervé sich treffend ausdrückt, und wie es für die jetzige Stimmung in Elsaß-Lothringen auch vom „Démocrate“ wieder als charakteristisch hervorgehoben wird — jeden Krieg um ihre Befreiung verabscheuten und eine andere Möglichkeit für die Erfüllung eines solchen Wunsches als durch die Gewalt der Waffen sich nicht zu bieten schien, sondern auch, weil die Autonomie innerhalb des deutschen Reiches, wie sie sie erstrebten, ihnen nicht nur jede persönliche und politische Freiheit verhielt und sie von dieser nicht nur keine Gefahr für ihr Volkstum und ihre Eigenkultur, sondern eher eine Befruchtung und Förderung ihres Volkstums erwarten konnten, wobei eine zu erwartende Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich auch eine freiere Bahn zur Erhaltung und festeren Knüpfung der Kulturbeziehungen zum Westen eröffnet hätte.

Das waren die Gründe derjenigen, die damals deutsch sagten, während sie, als es nach den Worten des Abgeordneten Seltz zu spät war, neutral sagten. Es war durchaus nicht, wie Herr Seltz in seinem Briefe an den „Démocrate“ behauptet, „ein Häuflein interessierter, verwirrter, ängstlicher Leute“, das in der historischen Sängerversammlung eine Depesche an Wilson abgehen ließ, — nicht, wie Seltz sagt, mit der Versicherung, die Meinung des Landes zu vertreten im Wunsche nach Neutralität, sondern mit der Forderung, das von den Siegermäch-

ten als Ideal verkündigte Recht der Selbstbestimmung der Völker praktisch auch Elsaß-Lothringen zu gewähren. Als einer der Mitunterzeichner jener Depesche, über deren Schicksal uns nichts weiter bekannt geworden ist, kann ich Herrn Seltz versichern, daß an jenem Beschluß im Sängersaal Männer teilnahmen, die klar und bestimmt wußten, was sie wollten, und auch seither in ihrer Ueberzeugung nicht wankend geworden sind. Sie sahen die Gefahren, wie sie Elsaß-Lothringen durch die abermalige Annexion bedrohten, mit all ihren politischen, wirtschaftlichen und moralischen Folgen voraus und wollten ihr Land und Volk davor, soweit es in ihren Kräften stand, bewahren, und sie sahen voraus mit noch viel schmerzlicherem Empfinden die Gefahren für ihre elsäß-lothringische Eigenart und für ihr elsäß-lothringisches Volkstum. Nicht erst durch den Mund seiner Generäle und Staatsmänner nach ihrem Einzug ins neugewonnene Land hatte Frankreich die Achtung der Freiheiten, Traditionen, Ueberzeugungen und Sitten unseres Volkes zugesagt. Schon vorher waren durch die deutschen Schützenlinien hindurch und durch die eifrige Werbung seitens der französischen Agenten und Apostel in unserem Lande diese lockenden Zusagen an uns gekommen. Aber wir wußten, was von solchen Versprechungen der Kriegspropaganda zu halten war. Frankreich hatte während der früheren Zugehörigkeit Elsaß-Lothringens allerdings bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts nur insoweit an das deutsch-elsässische Volkstum gerührt, als dies in formaler Weise dem französischen Staatsleben einzugliedern war. Erst in den letzten Jahrzehnten der Zugehörigkeit des Elsaß zu Frankreich hatte die systematische Verwelschung, besonders auch durch die Schule, eingesetzt, und unsere Väter hatten sich, obgleich durchaus auf dem Boden des französischen Staatsgedankens stehend, genötigt gesehen, sich dagegen energisch zur Wehr zu setzen. Herzerfrischende Bekenntnisse unserer damaligen Dichter und Schriftsteller und der Vertreter beider Kirchen, an ihrer Spitze der allzeit aufrechte Bischof Raess, zu unserer deutschen Muttersprache und Volksart, legen noch heute und für immer unvergeßbar Zeugnis davon ab. Wir wußten aus den Aeußerungen der französischen Politiker nach 1870, z. B. auch des jetzigen Leiters des elsäß-lothringischen Schulwesens, meines engeren Landsmannes Chrétien Pfister, daß man in den politischen Kreisen des Frankreichs nach dem Kriege die zu späten Versuche zur Verwelschung des deutschen elsäß-lothringischen Volksteils als ein nationales Versäumnis betrachtete, dessen man sich bei gebotener Gelegenheit nicht mehr schuldig machen wollte und würde. Wir wußten, daß der romanisch-zentralisierte, imperialistisch-militärische französische Einheitsstaat (la république une et indivisible) nicht einmal die Ansprüche eines bescheidenen Regionalismus, viel weniger innerhalb seiner nationalen Ausschließlichkeit das Bestehen eines fremdsprachlichen Volkstums und sonderstaatlicher Eigenart dulden kann und wird. Wir wußten, daß Frankreich nicht nur allein aus diesen zentralistischen Tendenzen, sondern auch aus dem Zwange heraus, für die Zukunft vollendete Tatsachen zu schaffen und jede Begründung einer abermaligen Desannexion Elsaß-Lothringens durch Hinweis auf die besondere Volksart der Bevölkerung hinfällig zu machen, mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln, rücksichtslos und unbekümmert um alle moralischen Schäden einer solchen Vergewaltigung des Volkstums die rascheste Ver-

welschung des Landes durchführen würde. Die Ereignisse haben uns recht gegeben. Was Herr Risch als elsässische und lothringische Frage der innerfranzösischen Politik bezeichnet, das ist nichts anderes als der auf allen Gebieten geführte Kampf der elsäß-lothringischen Bevölkerung um die Selbstbehauptung ihres Volkstums und ihrer Eigenart auf ihrem eigenen Grund und Boden gegenüber den Französisierungsbestrebungen durch die fremde Zentralgewalt und die ihr ergebene Organe. Unser Verlangen nach Gewährung der Selbstbestimmung im Augenblick des Eintritts dieser Gefahren und unmittelbar nach Verkündigung dieses Evangeliums durch die angeblich völkerbefreienden siegenden Mächte war darum kein Abweichen von der geraden Linie, die zur wahren Befreiung unseres Volkes und unserer Heimat führt, und war darum doppelt so berechtigt und mehr in den historischen Tatsachen begründet, wie der französische Vorschlag der Neutralisierung Elsaß-Lothringens zur Zeit, als Frankreich vor der Gefahr des Verlustes stand, und war mindestens so beachtenswert als der Vorschlag Hervé, der schon 1913 zwecks Schaffung einer dauernden deutsch-französischen Verständigung im Interesse des Völkerfriedens und zum Wohle der beiden Großmächte wie auch unseres kleinen Heimatlandes als mittlere und darum praktischste Lösung die Neutralisation Elsaß-Lothringens vorschlug.

Aber, sagt uns Herr Paul Riche, dieser Gedanke der Neutralisierung Elsaß-Lothringens ist eine Chimäre. Wer könnte an die Möglichkeit einer positiven Verwirklichung glauben? Es sei schon ein Hirngespinnst, dieses Unmögliche als möglich gelten zu lassen, um hypothetisch die praktischen Konsequenzen zu erwägen. Wie wir bereits weiter oben zeigten, liegen die durch Verschiebung der Machtverhältnisse erforderlichen Voraussetzungen durchaus nicht so sehr, wie Herr Riche meint, im Bereiche der Utopien und Illusionen. Nichts in der Welt ist so beständig wie der Wechsel und vor allem der Wechsel der politischen Macht. Und die durch den letzten Krieg und seine Folgen verursachten Machtverschiebungen haben uns klarer als jede Theorie bewiesen, wie leicht es ist, die mächtigsten Militärstaaten zu zertrümmern und jahrhundertlang unterworfenen Völkern die Freiheit ihrer Selbstbestimmung wieder zu geben. Hat man doch nicht nur solche Völker befreit, die seit je diese Freiheit erstrebten, sondern sogar geglaubt, auch solche „befreien“ zu müssen, die sich gar nicht nach solcher Freiheit sehnten, ja, wie das Beispiel der „Freien Stadt“ Danzig zeigt, dieser Befreiung sogar widerstrebten. Warum soll also der Gedanke, auch dem elsäß-lothringischen Volke sein Selbstbestimmungsrecht zu geben, nicht ebenso im Bereiche des Möglichen liegen?

Aber, so sagt Herr Riche weiter, auch diese Möglichkeit, wenn sie schon ein Hirngespinnst ist, vorausgesetzt, so würde dieser neugeschaffene neutrale Staat aus praktisch-wirtschaftlichen, aus militärischen und moralischen Gründen niemals existenzfähig sein. Und dies sucht er denn auch eingehend nachzuweisen. Obgleich seine Gründe gegenüber dem gegenteiligen Beweismaterial des französischen Schriftstellers von 1870 nur geringe Beweiskraft haben und schon die nochmalige Lektüre dieser Schrift zur Entkräftung genügen würde, soll in einem zweiten Artikel unter der jetzt möglichen besseren Berücksichtigung der neuzeitlichen Verhältnisse näher darauf eingegangen werden.

In den Bergen der elsässischen Eidgenossen.

Von E. Grucker (früher Pfarrer in Hagenau).

Wohlgeordnet ruhen in uns die tausend und abertausend Bilder der Vergangenheit. Sie schlafen nicht, sie wachen und warten auf ihre Stunde. Sobald das Stichwort fällt, treten sie vor und zwingen uns, mit ihnen Zwiesprache zu halten. — Aber wie seltsam, was alles ihnen zum Stichwort werden kann! Als ich heute an einer Kirche vorüberkam, begannen die Glocken zu läuten. Ihre Klänge woben im Nu einen Zaubermantel, der mich über Rhein und Ried

in die alte Barbarossastadt trug. Wie vor sechs Jahren schritt ich hinter einem Sarg, neben mir der Sohn des Verstorbenen, ein Münsterertaler. Er sprach von alltäglichen Dingen, als wollte er sich gegen die aufsteigende Weichheit wehren. Kaum aber überdröhnten die Glocken der Garnisonkirche auf dem Museumsplatz den Straßenlärm, da brach er mitten im Satze ab und — schluchzte fassungslos. „Die Glocken“, stammelte er, — „seit zwei Jahren habe ich keine mehr

gehört — sie klingen wie unsere Glocken daheim.“ So wurde auch sein Vater bisweilen jäh vom Heimweh überwältigt. Besuchte ich ihn in seiner armseligen Flüchtlingswohnung und später im Spital, so rauschten über uns zwei Träumern bald die Tannen der fernen Bergheimat. Manchmal mußte ich ihm aus den Tagesberichten des Weltkrieges vorlesen — von den Schützengräben, welche die zerschossenen Taldörfer durchschnitten, von den Regimentern, die im Kugelregen den steilen Reichsackerkopf oder den geröllübersäten Barrenkopf hinaufstürmten, von den Tapferen, die zwischen den geköpften Tannen des Schratzmännle jeden Fußbreit Erde zäh verteidigten; — dann schlug er wohl plötzlich die Hände vors Gesicht und bebte wie eine Eiche im Sturm, bis ein lautloses Weinen den Bann löste. Er hörte die Glocken von Vineta, die Glocken der versunkenen Heimat läuten.

Sie läuten uns Vertriebenen immer wieder, bald im Schlafen bald im Wachen, und nötigen unsere Seele, liebe alte Wege zu gehen. Heute haben sie mich ins Münsterthal gerufen. Was ich dort aus fernen und nahen Tagen geschaut habe, will ich erzählen.

Ein Freund, der „drüben“ geblieben ist, schilderte mir neulich, wie der Weg, der von Türkheim über den Hohnack nach Hohrodberg führt, jetzt aussieht. Man überläßt es Wind und Wetter, die Spuren des Krieges zu tilgen. Ueberall stehen noch Unterstände und Holzbaracken. Je näher man dem Barrenkopf kommt, desto zahlreicher werden die Granattrichter, desto zerzauster die Wälder, bis zuletzt — eine ergreifend stumme Klage — nur noch die Stümpfe zerschossener Stämme in die Luft ragen. Und immer wieder Friedhöfe mit vielen hundert Kreuzen, weißen für die gefallenen Franzosen, schwarzen für die Deutschen. Nur das grüne Gestrüpp, die roten Glocken des Fingerhuts und die blühenden Weideröschchen, die über und zwischen dem wüsten Gewirr von Stacheldraht, spanischen Reitern und Eisenteilen wuchern, beleben das schaurige Bild des Todes. Stundenlang zieht sich diese Schmerzensstraße hin bis nach Hohrodberg, dessen Höfe sich allmählich wieder aus dem Schutt erheben.

In Hohrodberg hatten wir vor einem Jahrzehnt Quartier genommen. Der erste Abend der drei Ferienwochen steht noch greifbar deutlich vor mir. Eine milde Septembarnacht hatte uns vor die Tür unserer Herberge gelockt. Fledermäuse huschten hin und her. Vom Tannenwald, der das Schratzmännle hütet, riefen die Käuzchen. Sonst störte kein Laut den tiefen Frieden. Wir konnten uns nicht satt sehen an den Bergriesen, die, noch höher als der Koloß, auf dem wir Zwerge saßen, das Münsterthal umschließen. Sie sahen im Dunkel aus wie drohende Wolken, die sich ringum türmten und aus deren Lücken die erleuchteten Fenster der zerstreuten Höfe als Sterne flimmerten. In einem Seitentalchen blitzte von Zeit zu Zeit ein Feuer auf. Wer mochte in seinem Schein sitzen? Allerlei romantische Vermutungen — „Wilddiebe, Schatzgräber, Grenzwächter“ — wurden schnell widerlegt. Unser geschichtskundiger Freund aber machte dem Redegeplänkel ein Ende, indem er uns über dreizehn Jahrhunderte hinaus zu dem ersten Feuer führte, das Menschen eines Nachts in diesen Bergen angezündet

hatten: Es sollte Bären und Wolfe fernhalten vom Lager schottischer Mönche.

Mit dem Getier der Wildnis hatten die tapferen Männer manchen Kampf auszufechten, bis ihre hochumzäunten Blockhütten am rauschenden Gießbach standen. Im siebenten Jahrhundert sammelte Abt Godwin die in den Tälern zerstreuten Einsiedler zu einem der ersten Klöster auf deutschem Boden. Diesem schenkte der Merowinger Childerich II. bei einem Jagdausflug die Wälder bis zum Vogesenkamm. Um den reichen Landbesitz zu verwerten, riefen die Aebte Kolonisten herbei. Um das Heiligtum bildete sich die Stadt Münster, während aus den Höfen, welche die Mönche im Hintergrund der Taler gebaut hatten, Dörfer entstanden. Die Bergluft macht stark und freiheitsdurstig. Früh gelang es den Bauern und Sennen, die Herrschaft des Klosters abzuschütteln, und der Urenkel Barbarossas gewährte ihnen eigene Gerichtsbarkeit. So erwuchs hier die sonderbarste Gestaltung im alten deutschen Reich: eine aus Münster und den Taldörfern bestehende Zwergrepublik, die von den sieben Dorfschulzen und sechs städtischen Ratsherren unter einem Bürgermeister regiert und deren Einigkeit nie von einem Hauch des Haders getrübt wurde. Sonst hatten freilich die rauhen Gebirgler keine kleine Lust am Dreinschlagen. Selbst in der Ebene fochten sie manche Fehde aus, von der sie, wie einst die rauflustigen Eidgenossen vom Vierwaldstädtersee aus dem Tessin, mit Beute beladen in ihre Berge zurückkehrten.

Einen Regentag hatten wir drunten in Münster ausgenutzt. An der Stadt, die sich breit und stattlich an der Gabelung des Groß- und Kleintals um den Mönchsberg schmiegt, war nicht viel zu sehen. Uns zog es nur zu dem steinernen Löwen in den Anlagen am Bahnhof.

Was hast du, grimmblickender Leu, alles erlebt! Zuerst hütetest du das Burgtor von Hohhattstatt bei Colmar und ahntest nicht, daß einst ein elsässischer Sänger dich andichten würde: „In stolzer Würde steht er da . . .“ Eines Tages haben dich die heimkehrenden Burgherren mit dem eroberten Banner der Münsterschen Eidgenossen geschmückt. Aber nicht lange hast du dich des merkwürdigen Kleides freuen dürfen. Klingen dir nicht heute noch die Ohren von dem Triumphgeschrei der Sennen, die, mit Aexten und Morgensternen bewehrt, dich samt ihrem Fähnchen holten! Auf dem Brunnen zwischen Kloster und Rathaus wiesen sie dir einen Ehrenplatz an. Der Abt aber nannte dich eine unhöfliche Bestie, weil du ihm die Rückseite zuehrtest, und ging von Pontius zu Pilatus, um deine Umdrehung durchzusetzen. Nachdem der Prozeß viele Advokaten ernährt hatte, gewann die Stadt. Erst als die Franzosen zum erstenmal einzogen, mußten deine Freunde dich, das Sinnbild ihrer Hartnäckigkeit, grimmig von hinten ansehen. Es war jedoch noch nicht aller Tage Abend. Bei der Kunde vom Bastillesturm erlebtest du abermals eine Drehung, auch diesmal nicht die letzte. Ein Unterpräfekt nahm Aergernis an deinem Hinterteil, und du Stein des Anstoßes mußtest ins Museum wandern. Anno 1890 tauchtest du fröhlich im Stadtpark wieder auf. Zwar haben dich böse Leute noch einmal nachts ins Gras geworfen, aber unversehrt bist du auch aus dieser

Prüfung hervorgegangen. Auf deinem erhöhten Sockel hast du, Verkörperung elssässischen Schicksals, allen Stürmen der Zeit getrotzt, bis — um dich her die Hölle des Weltkriegs tobte.

Wo jetzt dieses zähe Wahrzeichen der zähen Eidgenossen stehen oder liegen mag? Hart wurde Münster von den Geschossen der Franzosen mitgenommen, wenn auch die Zerstörung nicht so furchtbar war wie in Stoßweier oder Sulzern, wo kein Stein auf dem andern blieb. Die Trümmer sind zum Teil heute noch nicht beiseite geräumt. Eine regere Bautätigkeit, die erst 1922 einsetzte, ließ Geschäfte und Gasthäuser wiedererstehen, dazu den Riesenbau der Hartmannschen Fabrik, aber die ärmere Bevölkerung haust trotz der deutschen Milliarden noch immer in Holzbaracken, welche ihnen die Franzosen für ein sündhaftes Geld errichtet haben. Und der Löwe von Hohhättstatt? Ist er in die Fundamente des neuen Rathauses mit eingebaut worden, oder liegt er, kläglich verstümmelt, in dem schnell zugeworfenen Grab eines Granattrichters beim Bahnhof? Ich weiß es nicht! Aber das weiß ich, daß er vielen im Traum erscheint und Reden hält, die also anheben: „Seid getrost. Manche überraschende Wendung habe ich erlebt. Hundertmal sah ich hinten vorn und oben unten werden. Wer weiß, wie bald . . .“

Eine Hochzeitsgesellschaft war in unserm sonst so stillen Gasthaus eingekehrt, und wir setzten uns in eine Ecke der Wirtsstube mit dem Vorsatz, die „Volksseele zu studieren“. Diesen Gebirglern, die den größten Teil des Jahres auf ihren abgelegenen Höfen oder gar in einsamen Sennhütten zubringen, ist bei ihrer großen Verschlossenheit schwer nahe zu kommen. Sie geben zwar bereitwillig Auskunft über Weg und Steg, aber für eine längere Unterhaltung sind sie selten zu haben. Sie jodeln nicht einmal, wenn sie froh sind. Vor Jahren sah ich einen Melker seiner überquellenden Freude Ausdruck geben in — unzähligen „Purzelbäumen“, die er lautlos mit seinem eben so schweigend sich wälzenden Hund im Sonnenglanz „schlug“. Macht sie die überwältigende Größe der Natur so still? Uns Städtern geht es jedenfalls so. In den Bergen erscheint alles so klein, was wir uns zu sagen haben. Dagegen werden wir nicht müde, dem alles liebend durchdringenden Schweigen zu lauschen und an dem unaussprechlichen „stillen, ernsten Worte“ herumzubuchstabieren, das Eichendorf im deutschen Wald geschrieben fand.

In dem Erwarten, der Hochzeitswein werde die Zungen lösen, sahen wir uns getäuscht. Nur die Augen sprachen beim Tanz. Einzig in seiner Art war das Orchester. Ein Trompeter blies die Melodie, eine Ziehharmonika sorgte für Mitteltöne, des Basses Grundgewalt kam aus der Röhre einer Gießkanne, zwei Jünglinge verstärkten den fröhlichen Lärm nach Kräften durch das Klingeln eines Triangles und durch das Aufeinanderschlagen zweier blecherner Topfdeckel. Den Höhepunkt erreichte der Ohrenschaus, als der Knecht unseres Wirtes eingriff, ein wunderlicher Kauz, der nur einmal in seinem Leben gelacht haben soll, über die Uhr nämlich, die ihm in Anerkennung fünf- und zwanzigjähriger treuer Dienste in unserem Gasthaus verliehen ward, — den ich, weil er jeden Gruß nur mit Nicken und jede Erkundigung mit Zeichensprache beantwortete, für stumm hielt, bis er vor meinen Ohren dem Wirt kargen Bericht über eine kranke Kuh gab.

Dieser große Schweiger entpuppte sich jetzt als musikalisches Talent, indem er einem unsichtbaren, auf seiner Zunge liegenden Instrument schrille Töne, ähnlich den Pfiffen eines Marmeltieres, entlockte. Der Höllenlärm und die dicke Luft unter den schwarzgeräucherten Tragbalken der niedrigen Stube hatten uns bald vertrieben. Und wir philosophierten darüber, wie sich die Schweigsamkeit dieses Völkchens mit seiner Freude am Festlärm reime.

Wir kamen vom Regen in die Traufe. Wundervoll wie immer war zwar die Aussicht vom nahen Hof Glasborn über kahle Bergköpfe nach der mächtigen Granitmauer des Grenzkammes im Westen, im Norden bis zur stolzen Hohkönigsburg und im Süden über den Wasgenhüptling Belchen hinweg zu den Alpen, die wie ein umgekehrter Spitzensaum am Horizont hingen. Aber der unter freiem Himmel auf dem Bergsattel aufgeschlagene Brettertanzplatz wurde gerade von einer romanischen Hochzeitsgesellschaft aus Paris benutzt. Diese Welschen waren offenbar ebenso amüslich wie der Schneidergeselle, der ihnen auf seiner Ziehharmonika aufspielte; denn daß dieser Melodie und Begleitung in zwei verschiedenen Tonarten orgelte, bereitete ihren Ohren weiter keine Beschwerden.

Glücklicherweise genügte eine Wanderung von einer Viertelstunde, um durch einen wahren Zauberswald, dessen moos- und heideüberwucherten Boden nie eines Menschen Fuß betreten zu haben schien, das „Schratzmännle“ zu erreichen. Das Herz tut einem weh, wenn man hört, welche entsetzliche Wüste der Krieg an diesem Brennpunkt des Gebirgskampfes zurückgelassen hat; nicht ein einziger Baum soll verschont sein. Eine unheimliche Stelle gab es freilich schon vorher auf dem Schratzmännle: der schaurig einsame, mit Gebüsch verwachsene Steinbruch unter dem Gipfel, ein Ort wie geschaffen zum Erzählen gruseliger Märchen. Hier hauste — der wahnsinnige Schlachtenlärm wird ihn für immer vertrieben haben — der bössartige kleine Alb, der mit seinem Gekreisch im Nebel verirrt Melker erschreckte oder ihnen nachts höhnisch auf der Brust ritt. Wohl wußten die Hirten auch von guten Geistern, von jenen Waldmännchen, die im Winter in den verlassenen Sennhütten herrliche Käse bereiteten, sie auf pfeilschnellen Schlitten über den knirschenden Schnee ins Tal brachten und armen Leuten in die Hütten rollten, die im Sommer vor dem nahenden Wanderer kichernd durch die Spalten des Wurzelsteins in ihre unterirdischen Paläste schlüpfen. Aber eine viel größere Rolle spielte das Schratzmännle, das dem Berg den Namen gab, in abergläubischen Köpfen. Manchem Viehbesitzer wurde es schwer, einen Senner zu finden, weil man in seiner Melkerei den bösen Alb gesehen haben wollte, und über manchem Bett waren kreuz und quer Schnüre gespannt, in welchen sich der Kobold, wenn er böses im Schilde führte, verwickeln sollte.

Das sind die letzten Reste des Aberglaubens, der einst Unheil genug in diesen Bergen angerichtet hat. Grauenhaftes berichtet das Archiv Münsters über Hexenprozesse. Nicht nur Geistesverwirrte waren die bedauernswerten Opfer, auch gesunde Männer und Frauen haben, von einem schurkischen Feind verleumdete, unter den Qualen der Folter das Wahnsinnigste eingestanden: eine Frau, daß sie mit einer vom Teufel ihr geschenkten Salbe Scheußlichkeiten verübt, eine andere, daß sie verhexte Ratten auf das Zicklein der Nachbarin gehetzt habe, eine

dritte, daß sie auf einem schwarzen Hund zur Hochzeit Satans auf den Geisberg geritten sei. Selbst Kinder wollten, von dem Irrwahn angesteckt, bald auf einer Atzel nach Münster in die Kirche geflogen sein, bald eine schwarze Katze zu einer Spazierfahrt vor einen Holzklotz gespannt haben. Und ob alt oder jung, diese Unglücklichen würden alle auf der Pfistermatt vor den Toren Münsters verbrannt.

Ein Sonntag aus jenen drei Ferienwochen ist mir eine besonders liebe Erinnerung, obwohl ich an ihm nichts, garnichts „erlebt“ habe. Er hat nur einfach ein Gemisch von Feierstille, Sonnenglanz, Blumenduft, Bergluft und Glockenklang in meinem Gemüt zurückgelassen, an dem ich mich bisweilen erlaube wie meine Väter an einer der verstaubten Flaschen Heiligensteiner Klevoner oder Otrötter Roter, die ganz hinten in der dunkelsten Ecke des Kellers lagen. Im Süden leuchteten die milchweißen Burgzinnen der Alpen so ganz unwahrscheinlich und doch wirklich, wie die Ewigkeit in weihevollen Stunden in die Zeit hineinleuchtet. Kein Laut drang aus der Tiefe der Täler und Schluchten. Nur das leise, melodische Schellengebimmel der Herden, die ruhevoll auf den steinbesäten Almen weideten, begleiteten uns auf dem Weg nach Sulzern. Erst in der Nähe des Dorfes, als die Glocken hinaufrufen zu den Höfen, die wie Schwalbennester an Abgründen kleben, begegneten uns von allen Seiten Kirchgänger, das Gesangbuch in der Hand.

„Psalterer“ hat man die Sulzerner einst genannt, weil sie so gern Psalmen sangen. Sie zuerst wurden lutherisch, später folgten die Stadt und die übrigen Dörfer. Diese Umwälzung scheint recht friedlich gegangen zu sein. Hat doch das Kloster, dessen Abt Burkhard Nagel selbst zur neuen Lehre übergetreten war und als ehrsammer Bürger in Mühlhausen lebte, nach dessen Tod seine Witwe samt ihren Kindern versorgt. Später kamen allerdings streitbare Leute ans Regiment, wie jener Heinrich von Zestetten, der eines Sonntags die Pfarrkirche von bewaffneten Klosterknechten besetzen ließ. Als bald gellte das Stierhorn durch die Berge, und scharenweise eilten die Hirten mit Sensen und Speren herbei, um ihrem Prädikanten die Kanzel zu erkämpfen. Daß indessen auch das lutherische Regiment scharf genug war, beweist die alte Kirchenordnung, die auf Gotteslästerung, auf Ehebruch den Tod setzte und jede Versäumnis des Gottesdienstes mit drakonischer Strenge bestraft wissen wollte. Wunderlich mutet in dieser Kirchenordnung der Satz an: „Wer sich mit einem Welschen verheiratet, wird aus Stadt und Tal verbannt.“

Was für ein Schicksal hätten die Schöpfer dieser Kirchenordnung dem bereitet, der ihnen prophezeit hätte, daß die Welschen einst mit ungezählten schwarzen, gelben, braunen, weißen Bundesgenossen in ihre Täler herabsteigen und ihre Ururenkel aus Sulzern, aus Hohrodberg für Jahre nach Welschland in die Verbannung führen würden? Noch kündigt keine Chronik, was die armen Bewohner des Kleintals im Weltkrieg gelitten haben. Sicher aber haben sie die alten Bibeln in die Fremde mitgenommen und sind auch dort die Psalterer geblieben. Wenn's ihnen auch nicht um's Singen war, sie werden es einander vorgelesen haben! „Dort hießen uns singen, die uns gefangen hielten, und in unserm

Heulen fröhlich sein. Wie sollten wir des Herrn Lied singen im fremden Land . . .!“ Und als sie nach der Heimkehr vor ihren Schutthaufen standen, werden sie mit demselben Psalm gestöhnt haben: „Rein ab, rein ab bis auf den Boden.“ Und wenn sie jetzt am Sonntag ausruhen vom Wiederaufbau — schon blinken überall die neuen roten Dächer in der Sonne, und die von Geschossen umgepflügten Wiesen und Felder haben sie selbst gesäubert — wenn am Sonntag das uralte Buch aufgeschlagen vor ihnen liegt, und ihr Blick fällt auf das Wort: „Vergesse ich dein, Jerusalem, so werde meiner Rechten vergessen,“ — nach welcher Himmelsrichtung werden ihre Gedanken wohl fliegen?

In dem regnerischen Sommer vor zehn Jahren war es der Mühe wert, den Wasserfall „Stolz Ablass“ zu besuchen. Wie ein munterer Knabe, der den Ernst des Lebens noch nicht kennt, hüpfte der Bach zwischen Farren und Fingerhut in die Schlucht. Die ersten Hindernisse nimmt er spielend; sie reizen nur seinen Uebermut. Aber dann macht ihn der beständige Widerstand wild. Schaumend rast er schließlich von Fels zu Fels. Mehr Zeit als er brauchten wir zum umgekehrten Weg, der uns in einen wilden Granitkessel führte, zu dem eine schluchtartige Rinne vom Nordabhang des Hohneck niederstürzt, ein versteinerter Wasserfall. Diese Rinne, der „Soldatenschatten“ und die Höhle des „Frankentalkellers“ waren das Ziel einer unserer Wanderungen.

Im „Hexenloch“ dieses Kellers haben die Frauen des Tales während des dreißigjährigen Krieges oft Schutz vor Bestien in Menschengestalt gesucht. Zum Soldatenschatten aber lockten die Sennen einen Trupp feindlicher Reiter, um von dort Mann und Roß in die Felsenschlucht zu werfen. Oft sind Patrouillen, von herabgewälzten Granitblöcken mitgerissen, für immer in schweigenden Abgründen verschwunden. Einzelnen Plünderern erging es wie dem Reiter, dem Hans Wörth mit dem Schmiedehammer den Schädel einschlug. Begreiflich ist die zweifelhafte Wut der Eidgenossen, wenn man die Chronik erzählen hört: „Weiber und medlein, so unter ihre barbarischen Hände kommen, sind öffentlich geschändet, die männer geschraubt, teilz die sohlen an füssen abgezogen und so lange gepeinigt, bisz man bekennt, wo was vergraben, etliche bei so großer kalt erfroren, in hunger undt kummer in waldern und schneh elendiglich gestorben und verdorben sindt, dabey die häuser abgerissen und also gehaused wurd, dasz esz eigentlich mit der Zerstörung Jerusalems leyder mag verglichen werden.“

Lest die Chronik, ihr Aufbauenden, wenn euch dünken will, was ihr durchgemacht, hätte noch niemand durchgemacht!

Am 11. September hatten wir einen lustigen Marsch im Schneegestöber. Zwischen dem weißen und dem schwarzen See — zwei tiefen melancholischen Augen, die aus mächtigen Granitwimpern gen Himmel blickten — blinzelte die Sonne noch einmal vom fahlen Himmel. Auf dem Reisberg steckten wir bereits in den Wolken, und über dem Rütli des Münstertales setzte der Flockenwirbel ein, so daß wir als Weihnachtsmänner die Paßstraße erreichten.

Diese Kammwanderung muß man bei hellem, sichtigen Wetter machen. Geht es Euch auch wie mir, Ihr vertriebenen Landsleute? Wenn die Franzosen einen Rückfall in ihre einst so gerühmte Ritterlichkeit er-

leben und mir erlauben würden, einen Tag, nur einen einzigen Tag in der alten Heimat zuzubringen, im Flugzeug ließ ich mich tragen, um keine Minute zu versäumen, — aber nicht in die wunderschöne Stadt und nicht auf den sagenumwobenen Odilienberg, so lieb mir beide sind, — nein, ganz oben im kurzen Almengras, aus dem die Köpfchen der niedlichen Alpenblumen schauen, möchte ich landen. Nur einmal noch möchte mein Fuß vom Morgen bis zum Abend lautlos über diesen weichen Teppich schreiten. Den Felsenknochen der Heimaterde möchte ich streicheln, der ab und zu, sich zu gigantischen Formen aufbauend, die dünne Humushaut durchbricht. Noch einmal möchte mein Blick, ungehindert von den paar verkrüppelten Bäumen, die hier am Boden kriechen, trunken vor Entzücken über die „zwölf Bisthumb“ schweifen. Nie haben wir in einem anderen Gebirge stunden- und stundenlang eine solche Fülle wechsellöcheriger Landschaftsbilder vor uns gehabt und in der Weite so das Herz sich weiten lassen wie dort, wo wir andächtig in dem ungeheuren Himmelsdom von Grenzstein zu Grenzstein längs des aufgehobenen Grabens schritten! Nur noch einmal . . . !

Daß dieses mächtige Rückgrat der Vogesen der natürlichste Grenzwall der Welt ist, leuchtete den alten Münstertälern besser ein als das oft gepredigte Dogma: „c'est le Rhin, qui sépare les Gaules de la Germanie.“ Deshalb widersetzten sie sich mit beispielloser Hartnäckigkeit, als ihre erste „Franzoesentid“ kam, dem fremden Eroberer. Auf die Aufforderung Mazarins, den Treueid zu leisten, hatten sie nur die trotzigste Antwort: „Wir schwören uns nit vom Reich los“, und als der roi soleil ihre Stadtmauern schleifen ließ, steigerte sich ihr Trotz zur ingrimmigen Wut. Jubelnd dagegen begrüßten sie 1674 die Brandenburger Dragoner, die in Münster Quartier bezogen. Diese „deutschen freunt und befreier“ wurden freilich bei Türkheim zum Rückzug genötigt, und, um eine schier unerschwingliche Kriegskontribution aufzubringen, mußten die Eidgenossen ihre Glocken verkaufen. Ihre Widerstandsfähigkeit konnte dadurch ebenso wenig gebrochen werden wie durch königliche Mandate. Als eines der letzteren ihre Tracht verbot, ließen sie diese allerdings weg, aber weigerten sich ein anderes Gewand anzulegen, so daß die schamhafte Obrigkeit Hirtenwams und Kaputrock stillschweigend wieder duldeten. Und — bei diesem passiven Widerstand blieb es nicht.

Wundervoll sind die kleinen Karseen, die sich in den Winkeln zwischen dem Grenzkamm und den von ihm abzweigenden Querrippen eingestet haben und von steil abstürzenden, in der Eiszeit von Gletschern geschliffenen Granitmassen umklammert werden. Zu dem einsamsten und höchsten dieser Becken, dem „Forlewihr“, führt ein Pfad, der sich zwischen moosbärtigen Urwaldtannen und wildem Geröll hindurchwindet. Der Name Forlewihr soll an die Forellen erinnern, welche die Mönche der Abtei hier als Fastenspeise zu holen pflegten; vielleicht ist er auch zurückzuführen auf die Föhren, welche vor Zeiten die Ufer beschattet haben. Jetzt sind diese kahl, und ungehindert können sich in dem stillen Wasser die Zinnen einer Naturburg, des Taubenklangfelsens, spiegeln. Auch wenn die Lage des Weiers im wilden, alpinen Hochgebirge nicht so entzückend wäre, könnte man nur

mit tiefer Bewegung an seine Ufer treten. Denn hier ist das Rütli des Münstertales.

In einer hellen Mondnacht des Jahres 1716 standen die Vertreter der Talrepublik am Forlewihr und leisteten den Eid, daß sie, verlassen trotz aller Treu vom teutschen Reich und betrogen von dem meideidigen welschen König, rechtloser als der Falk, der über der Höhe seine Kreise zieht, mit Hilfe des gerechten Herrgotts sich selbst befreien wollten. Eine neue teutsche Obrigkeit wollten sie wählen, und in Ruhe in ihrem Gebirg bleiben, aber mit ihrem Blut die Freiheit verteidigen, wenn jemand diese antaste. Ueber diesen Schwur, der bald in allen Häusern bekannt war, wurde das tiefste Schweigen bewahrt, bis im Frühjahr das verzweifelte Völckchen den offenen Aufruhr wagte. Was soll ich im Einzelnen alle die Aufstände schildern. Es ist immer dasselbe Bild! Die Sennen stürzen sich mit ihrem Feldgeschrei „Gott wills“ auf die aus Colmar herbeigeeilten Schwadronen Frankreichs, um sie mit blutigen Köpfen aus ihren Bergen zu jagen, und dann kommt eine zehnfach überlegene Truppenmacht, um entsetzlich in den Tälern zu hausen. Einmal sind auch hundert Bürger, die in Paris vor dem König für ihr Recht eintreten wollten, unterwegs aufgegriffen und teils in die Heimat zurück, teils auf die Galeeren von Rochefort befördert worden. Nach 1775 erschienen die Bauern auf den Befehl, dem König Treue zu schwören, mit Aexten und Heugabeln vor dem Prévôt. Keine Gewalttaten und Rohheiten der Soldateska, durch die viele Frauen zum Selbstmord getrieben wurden, konnten den Widerstand brechen. Ein Augenzeuge schildert, wie noch im Jahre 1777 mehr als zweihundert eingekerkerte Eidgenossen zu Colmar, in einem engen Raum zusammengepfercht, unter den zwei kleinen Fenstern förmlich nach Luft schnappten; der Kummer habe das Fleisch ihrer Wangen abgenagt und die Verzweiflung ihre Augen tief in die Schädel gedrückt; und doch sei dieses Gefängnis immer noch menschlicher gewesen als die Löcher unter der Erde, in denen sie vorher mit Kröten und Molchen ihr Brot geteilt hätten. Um sie mürbe zu machen, habe man schließlich auch die Fenster ihres Käfigs geschlossen, ihnen nur jeden zweiten Tag Wasser und einmal wöchentlich Brot gereicht, das „die unmächtige Hand dem gierigen Schlund alles auf einmal überließ“. (Wer erinnert sich hier nicht an die Schicksale der beim Beginn des Weltkrieges verschleppten oberelsässischen „Barbaren“ in dem „hochkultivierten“ Frankreich!) Durch den Hunger ließen sich endlich fünfzig „Hochverräter“ zwingen. Die anderen hundertfünfzig siechten trotzig dahin, bis der Tod sie erlöste.

Hundert Jahre Krieg der Zwergrepublik gegen das mächtige Frankreich! Was ist dagegen die Tallsage, die — Sage ist!

Eine Sturmnacht auf der Höhe. Draußen pfeift und heult und faucht es, als ob der wilde Jäger mit einem Rudel Wolfe hinter einsamen Wanderern herhetze. Die Bäume vor dem Fenster ducken sich ächzend und stöhnend fast bis zur Erde vor dem Gewaltigen, der vorüberzieht. Wir aber streckten glücklich, der rasenden Wut der Elemente entronnen zu sein, die müden Glieder hinter den warmen Kachelofen.

Wie plötzlich das Unwetter in diesen Bergen hereinbricht! Kein Lüftchen regte sich, als wir in der Frühe zwischen dem Grauwackengeröll des Wormsa-

tales wanderten. Wie ausgestorben lagen die strohbedeckten Sennhütten unter dem grauen Herbsthimmel. Am Wasserfall entlang, dessen Silberschlangen im Hintergrund des Tales am aufeinandergetürmte Blöcke sich ringeln, kletterten wir zum Fischbödle, dem lieblichsten aller Bergseen, der, von den steilen Spitzköpfen bewacht, zwischen herrlichen Edeltannen träumt. Durch eine Felsenwüste stiegen wir dem Hohnack zu, dessen Granitzacken sich über uns in drohender Nacktheit erhoben. Da — ganz urplötzlich, wie wenn ein Vorhang niederrauscht — senkten sich Nebelschwaden herab, und je näher wir dem Grenzkamm kamen, desto mehr wuchs der Wind zum Sturm, der Sturm zum Orkan. Vor sich her trieb er die weißen Wolkenrosse, die sich hier auf den höchsten Höhen zum Ritt über das Elsaßland gesammelt hatten. Diesen nach schien er uns in unsichtbare Abgründe schleudern zu wollen. Wir hatten den Pfad verloren, konnten keine fünf Schritt weit sehen und hielten uns gegenseitig an den flatternden Mänteln. Es war ein unheimliches Umherirren. Endlich ward eine blau-weiß-rote Nebelstange unsere Retterin, und dem Grenzgraben entlang erreichten wir glücklich die Schlucht. Von dem Jahrmakttreiben, das sonst bei schönem Wetter hier herrschte, war nichts zu sehen. Leer hielten zwei Automobile vor dem deutschen Zollhaus. An den Fenstern des französischen Hotels leuchteten die roten, goldgestreiften Kapis einiger Offiziere, die sich lachend auf unsere zerzausten Frauen aufmerksam machten. Wir waren froh, in dem einfachen deutschen Gasthaus Schutz vor dem Unwetter zu finden.

Bläst der Wind von Frankreich her, so ist in diesen Bergen immer böses Wetter zu erwarten. Auch Stürme anderer Art sind aus dieser Richtung gekommen und haben Bäume entwurzelt, die für die Ewigkeit zu stehen schienen. Auf die erste Kunde von der Zerstörung der Bastille loderte zum letztenmal die Flamme der Empörung unter den Eidgenossen auf. Nur dem Zureden einiger angesehenen Bürger gelang es, Blutvergießen zu verhindern. Dem Regierungskommissar erklärten die Münstertäler, sie wollten schon französische Bürger sein, wenn man nur in ihren Bergen alles deutsch ließe. Vor allem aber war es ein Mann, der jetzt Oel auf die Wogen goß: Andreas Hartmann, der maire-président von Münster.

Wie die sämtlichen Molkereien beim Hohnack, wie die Gasthäuser an der Paßstraße, so liegt auch das „Chalet Hartmann“ an der Schlucht im Schutt. Die deutschen Kanoniere haben gut gezielt. In jenem Chalet hat Napoleon III., dessen persönlicher Initiative der Bau der berühmten Paßstraße zu verdanken ist, oft als Gast gewohnt. Der Münstertäler Fabrikant und maire, der das Landhaus hat errichten lassen, der Abkömmling einer armen Colmarer Familie, hatte in Münster mit einer kleinen Kattunfabrik begonnen und, da die Continentialsperre Englands Konkurrenz ausschaltete, immer bessere Geschäfte gemacht. Seinen Söhnen hinterließ er nebst einem Riesenvermögen acht der größten Fabriken Frankreichs. In diesen fanden die Städter guten Verdienst, — soziale Wohlfahrtseinrichtungen sorgten dafür, daß sie nicht zu Industriesklaven wurden — während die Talbewohner unbehelligt ihre Kühe melken und ihre weltberühmten Käse in aller Herren Länder versenden konnten. Geld, viel Geld kam ins Tal, und — viel Geld hat eine merkwürdig beruhigende Wirkung. Es kam dazu die wohlwollende Verwaltung nach der Revolution, an der

auch elsässische Abgeordnete teilnehmen durften. Das Land war nicht mehr Kolonie. Die zahlreichen Veteranen der napoleonischen Kriege weckten mit ihren Erzählungen Siegerstolz in den einst so rauflustigen Gebirglern und wärmere Gefühle für Frankreich, mit dem sie nun durch große Erlebnisse zusammengeschmiedet waren. Im Friedensschluß nach den Freiheitskriegen kümmerten sich die Sieger nicht um die Nachkommen derer, die in ihrem Rütli schwur einst vorwurfsvoll gesagt hatten: „verlassen trotz aller Treu vom teutschen Reich“. So kam es, daß, obwohl die deutsche Eigenart hier wie überall im Elsaß ungebrochen blieb, kein brausender Jubel in diesen Bergen zu hören war, als nach zwei Menschengenerationen die Hoffnungen sich erfüllten, welche die Münstertäler Eidgenossen so lange zäh festgehalten hatten.

Der Herbst war da. Auf dem Hohnack lag Schnee, Draußen rieselte der Regen. Zur Abreise gerüstet saßen wir zum letztenmal am Tisch unserer Herberge. Da gab es zum Schluß noch einen Mißklang. Nicht einmal in den Bergen hatte man Ruhe vor der leidigen Politik. Ein junger Franzose, der seit Wochen mit seinen Karten umherstreifte, nahm den Mund etwas voll von der grande nation: Frankreich sei das reichste Land der Erde, seine Armee sei durch die Flieger unbesiegbar, seine Soldaten marschierten doppelt so schnell als die deutschen u. s. w. Wehe dem Deutschen, der in Nanzig derartig über sein Vaterland geredet hätte! Daß man sich hier über die Prahlereien nicht aufregte, war vernünftig. Aber einige Landsleute neben und gegenüber dem Jüngling lächelten auch nicht darüber, sondern lauschten förmlich andächtig, ja sie brannten offenbar darauf, durch kurze Zwischenbemerkungen mit einem holperigen Französisch zu glänzen. Als zuletzt die „angeborene Vornehmheit und der feine Takt“ des Galliers gerühmt wurde, erhob sich Widerspruch an einem anderen Tisch. Ein Fräulein, das mit einigen Elsässerinnen in Nanzig eine Sprachlehrerinnenprüfung abgelegt hatte, berichtete mit Entrüstung, das Thema eines Aufsatzes habe gelautet: „Que pensez-vous de cette parole de Montesquieu: La France est le seul pays fait pour y vivre“. Zwei ältere Landsleute stimmten ihr zu und spotteten über die gallische Eitelkeit wie über die deutschen Toren, die sich davon beeindrucken ließen. Und nun kam es zu erregten Auseinandersetzungen zwischen den beiden Gruppen, zwischen Brüdern und Stammesgenossen. Traurig fühlte ich nach dem Buch in meiner Tasche, das mir in die Ferien nachgesandt worden war, nach dem „Roman des Elsasses“, den ein Münstertäler Förstersohn geschrieben hatte und der ausklang in dem schwermütigen Geständnis, der deutschgesinnte Elsässer sei heimatlos in der eigenen Heimat geworden.

Du aber, lieber Wandergelährte, der du in jenen unvergeßlichen drei Wochen nicht müde wurdest, uns aus der Geschichte dieser Berge zu erzählen, du hast den Kopf aufgeworfen, als du meine Niedergeschlagenheit sahst, und gesagt: „Wofür die Väter sich so verzweifelt gewehrt haben, das kann in den Enkeln nicht tot sein. Es schläft nur und wird eines Tages wieder aufwachen. Und jetzt schon sind Käse in aller Herren Länder versenden konnten. Geld, viel Geld kam ins Tal, und — viel Geld hat eine merkwürdig beruhigende Wirkung. Es kam dazu die wohlwollende Verwaltung nach der Revolution, an der

mutter, die über die welschen Sprachbrocken geäußert hatte: „Die Teufels Wörter, wu mer nit versteht,“ — an dessen Vater, der ihm beim Kartoffelaushacken die Geschichte Hannibals erzählt hatte, dem Hamilkar feierlich den Schwur abnahm, die Römer zu hassen sein Leben lang; — an die vielen neuen „Eidgenossen“ im ganzen Land, die zwar nicht hassen wollten wie Hamilkar, aber lieben, die angestammte deutsche Eigenart lieben, deren sie froh bewußt geworden waren . . .

Wie viele dieser „Eidgenossen“ sind jetzt gleich uns beiden in alle Lande rechts des Rheins zerstreut und hören im Schlafen wie im Wachen die Glocken der versunkenen Heimat läuten. Hat die Geschichte unsere Hoffnungen Lügen gestraft? Dürfen wir noch hoffen? Worauf gründet sich diese Hoffnung?

Gestern war ein Besuch aus der alten Heimat bei mir, kein Stürmer und Dränger, sondern ein bedächtiger alter Mann. „Wie fühlen Sie sich hier?“ fragte er. „Gut, aber in der Fremde; alte Bäume gedeihen nicht mehr, wenn man sie verpflanzt.“ „Wir sind daheim in der Fremde,“ antwortete er traurig. Dann erzählte er von einem Herrn Präfekten, einem der Tüchtigsten, der angekündigt habe, er sei in eine heißere Kolonie versetzt — „Kolonie“, sagte er zu den Bürgermeistern — und es ward angeregt, die Bürgermeister sollten zu einem Geschenk für den abziehenden Beamten in ihren Gemeinden sammeln. In Anwesenheit meines Gewährsmannes wurde der Vorschlag einer Gemeindeversammlung vorgelegt. Unter dem Beifall aller rief ein Bauersmann: „Wann

so nur alli wedder gehn tate, mer wotte n'o garn ebbis schanke“ — Sollen wir auf diese Mißstimmung gegen die neuen Herrn unsere Hoffnung gründen? Stimmungen sind ein schwankendes Fundament.

Eher bauen wir auf die urwüchsige Kraft des Volkstums, das zweihundertjährige Fremdherrschaft nicht hat schwächen können, auf die unausrottbare Eigenart unseres Stammes, wie sie, der herben und trotzig Gebirgslandschaft entsprechend, sich in der Geschichte des Münstertals so ergreifend offenbart. Aus Alemannen Franzosen machen zu wollen, ist die größte Naturwidrigkeit und darum eine lächerliche Unmöglichkeit. Eichen oder Tannen werden niemals Birken, die sich in jedem Windchen biegen, und erst recht keine Plapperrosen.

Zuletzt aber beruht unser Glaube auf keinen nennbaren Gründen. Er ist ein Fühlen mit dem geheimnisvollen sechsten Sinn, den eine ganz große, selbstlose Liebe erschließt. Er ist eine innerste Gewißheit fest wie unsere Berge, ein Ich-kann-nicht-anders. Unser Glaube ist einfach ein — Glauben, ohne den wir nicht leben können und in dem wir Alten in der Fremde sterben wollen, wenn es uns nicht vergönnt sein sollte, die geliebten Heimatberge wiederzusehen. Hat es bei uns wie bei den alten Münstertälern geheißt: „Vom Reich schwören wir uns nit los!“ — bei den Brüdern drüben klingt es einstweilen lauter und lauter: „Von unserer deutschen Sprache und Eigenart schwören wir uns nit los!“

Buchbesprechung.

„Elsaß-Lothringisches Jahrbuch“.

Als im Herbst 1918 das „Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Elsaß-Lothringens, herausgegeben von dem historisch-literarischen Zweigverein des Vogesen-Clubs“ (kurz meist „Jahrbuch des Vogesen-Clubs“ genannt) zum 34. Male in einer — infolge der Not der Zeit allerdings etwas schmalbrüstig ausgefallenen — Gestalt an das Licht der Öffentlichkeit trat, hatten die ehernen Würfel des Krieges der ganzen bisherigen deutschen Kulturarbeit im Elsaß bereits das Todesurteil gesprochen. Wehmütig mußten sich die Freunde der alljährlich mit Spannung erwarteten grünen Hefte, soweit sie noch im alten Lande weilten oder schon im Exil auf allerhand Umwegen das Heft in die Hände bekamen, eingestehen, daß dieser Jahrgang für absehbare Zeit der letzte sein würde; mit Stolz durften sie aber auch zurückblicken auf die in einem Menschenalter geleistete Arbeit, die nun gewaltsam ihren Abschluß fand. Hat doch selbst Rudolf Reuß, so ablehnend er auch dem deutschen Wirken im Elsaß gegenüberstand, vor Jahren in einer anerkennenden Äußerung über die bis dahin vorliegenden Jahrgänge des Jahrbuchs sein Urteil dahin zusammengefaßt, daß das hier aufgespeicherte Material schon damals zur Abfassung einer wissenschaftlich begründeten elsässischen Kulturgeschichte ausreiche, ja förmlich dazu verlocke. Ähnliches gilt von dem etwas jüngeren lothringischen Geschwisterunternehmen des Vogesenklubjahrbuchs, dem „Jahrbuch der Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde“.

Die Lücke, die durch das Aufhören dieser beiden Organe im elsäß-lothringischen Schrifttum entstanden ist, einigermassen auszufüllen — wenigstens, soweit als dies unter den heute gegebenen Umständen von Deutschland aus geschehen kann — trat im vergangenen Jahr das Wissenschaftliche Institut der Elsaß-Lothringer im Reich mit dem ersten Bande eines „Elsaß-Lothringischen Jahrbuchs“ auf den Plan („Elsaß-Lothringisches Jahrbuch, herausgegeben vom wissenschaftlichen Institut der Elsaß-Lothringer im Reich, erster Band, Berlin und Leipzig, Vereinigung wissenschaftl. Verleger 1922.“ 193 S., 7 Tafeln und 1 Abbildung im Text).

Mit Freuden begrüßen wir den stattlichen Band, der in seinem grünen Umschlag an das „Jahrbuch des Vogesen-Clubs“ erinnert, in seiner erstaunlich guten äußeren Ausstattung seine bescheideneren Vorgänger hinter sich läßt, aber zugleich mit seinem überaus reichhaltigen und gediegenen Inhalt deren beste Ueberlieferung aufnimmt und weiterführt. Eingeleitet wird er durch die herzbewegenden, eindrucksvollen Worte, mit denen Albert Ehrhard bei der Eröffnung des Wiss. Institutes in Frankfurt a. M. am 12. November 1921 „Ziel und Aufgabe des Wissenschaftlichen Institutes der Elsaß-Lothringer im Reich“ fest umrissen und vor allem vor inner- wie außenpolitischen Mißdeutungen zu schützen gesucht hat. Es folgt dann ein Aufsatz des bekannten Numismatikers Julius Cahn über „Das deutsche Elsaß in seinen Münzen und Medaillen“, der von drei schönen Lichtdrucktafeln unterstützt, den Nachweis führt, wie gerade auch auf diesem engen Sondergebiete der deutsche Charakter und die deutsche Vergangenheit des Landes sowie der jeder Lehre von der „Rheingrenze“ höhnisch sprechende allerengste wirtschaftliche und kulturelle Zusammenhang zwischen beiden Rheinufern auf eindringlichste zum Ausdruck kommt. Der verdiente frühere Metzger Museumsdirektor J. B. Keune führt uns in die Römerzeit zurück und erzählt uns an der Hand der Denkmäler und sonstiger Ueberreste (Amphorenscherben) vom „Verkehr auf der Mosel vor 1800 Jahren“; auf den beigefügten beiden Tafeln erregt unsere Aufmerksamkeit namentlich die Abbildung des von deutschen Landwehrleuten aus dem Laufgraben bei Norroy 1916 geborgenen Inschriftsteines für Hercules Saxsetamis. Der langjährige Direktor des Straßburger Stadtarchivs, Prof. Dr. O. Winkelmann, den ein hartes Geschicksreiches Leben entrisen hat, faßt in seinem Artikel „Vom Fürsorgewesen im alten Straßburg“ die Ergebnisse seines vor einem Jahr erschienenen ausgezeichneten Werkes „Das Fürsorgewesen der Stadt Straßburg vor und nach der Reformation bis zum Ende des 16. Jahrh.“, dessen bahnbrechende Bedeutung für die ganze Auffassung der reformatorischen Liebestätigkeit und Sozialfürsorge von der Kritik einhellig anerkannt wor-

den ist, in klarer und eindrucksvoller Weise zusammen. Hoffentlich fühlen sich viele Straßburger dadurch angeregt, nach dem größeren Werke zu greifen, das über so viele, jedem Steckelburger ans Herz gewachsene Einrichtungen wie Spital St. Marx usw. die reichsten Aufschlüsse enthält. „Straßburg und Frankfurt a. M., eine Städtefreundschaft“ betitelt der bekannte Geschichtsschreiber des Frankfurter Handels, Alexander Dietz seine Zusammenstellung über die, besonders durch den regen Handelsverkehr geschaffenen engen Beziehungen zwischen den beiden Städten vom Mittelalter bis in die französische Zeit hinein. Besonders zeitgemäß sind seine Feststellungen über die starke Abwanderung altstraßburgischer Familien nach Frankfurt nach den verhängnisvollen Ereignissen von 1681. Diesen Dingen sollte einmal im größeren Rahmen für ganz Deutschland nachgegangen und so der ungeheure Verlust an bestem Blut, den die französische Reunionspolitik im 17. Jahrh. und die Ereignisse von 1789 für das Elsaß im Gefolge hatten, umfassend klargelegt werden! Wie Straßburg etwa ein Menschenalter nach der französischen Okkupation aussah, schildert uns das bisher nur in dürftigen Bruchstücken bekannt gewordene „Straßburger Tagebuch des Johann Friedrich von Offenbach aus Frankfurt (1712—1714)“, das Ernst Polaczek mit einer Einleitung und erläuternden Anmerkungen versehen, in seinen wesentlichen Bestandteilen herausgibt. Ist Offenbach kein so weit schauender Kopf wie der zwei Menschenalter später die Straßburger Verhältnisse beobachtende junge Frankfurter Bürgersohn Goethe, so tritt doch aus seinen Notizen der durchaus deutsche Charakter der Stadt auf Schritt und Tritt hervor; mit Interesse liest der Straßburger die Schilderung all der damaligen Sehenswürdigkeiten, der öffentlichen Gebäude, der Sammlungen usw., die den Fremden in unserer Vaterstadt damals anzogen. Johannes Fritz erzählt in seinem Aufsatz über „Das Grabmal des Marschalls Moritz von Sachsen und die Thomaskirche“ von der merkwürdigen, über ein Vierteljahrhundert sich hinziehenden Vorgeschichte dieses Denkmals bis zu seiner Aufstellung in der Straßburger Thomaskirche; es geht daraus unzweideutig hervor, daß die Straßburger über diesen Zuwachs

an Sehenswürdigkeiten ihrer Stadt nicht eben entzückt waren und sich so lange als möglich gegen seine Aufstellung wehrten. Das Fortleben altgermanischer Kunstelemente in der elsässischen Bauernkunst bis in die jüngste Zeit bespricht Hugo Rahtgens in seinen kurzen mit einer hübschen Bildertafel versehenen Ausführungen über „Bandornamente in der elsässischen Volkskunst“ an der Hand von Grabsteinen des 18./19. Jahrhunderts aus dem Krümmen Elsaß und von einigen Bauernstuhllehnen aus dem Elsässischen Museum in Straßburg. „Der deutsche Charakter der elsässischen Literatur“ wird durch eine hier abgedruckte bei der Eröffnung des Instituts gehaltene Ansprache von Franz Schultz in einer geschichtlichen Uebersicht treffend beleuchtet; für „Goethes Lili“, die vielverkannte, in ihrem späteren, mit dem Elsaß eng verknüpften Leben so überaus bewährte Frau, bricht J. Ries in einem jetzt erst zum Abdruck gelangten Vortrag, den er 1918 auf der letzten Hauptversammlung der Straßburger Gesellschaft für Elsässische Literatur gehalten hatte, mit Recht eine Lanze. Beschlossen wird der Band von einer aus der Feder Martin Spahns herrührenden „Totenschau“ (mit treffenden Charakteristiken P. Buchers, Collins, Zorns von Bulach, Petris, Wedels, Fritzens, Benzlers und Korums) und der von Generalsekretär Dr. Wolfram verfaßten „Chronik des Instituts bis zum 1. Juli 1922“. Letzterer entnehmen wir neben andern erfreulichen Feststellungen und Verheißungen gerne das Versprechen, daß eine „Elsaß-Lothringische Bibliographie“ sowie schöngeistige Beiträge und Buchbesprechungen gleichfalls ihren Platz im „Jahrbuch“ finden sollen, während sie diesmal aus besonderen Gründen für den nächsten Band zurückgestellt werden mußten.

Wie wir hören, ist die Drucklegung dieses zweiten Bandes bereits gesichert. Möge dem Institut und seinem rührigen Generalsekretär die Weiterführung ihres verheißungsvoll begonnenen Unternehmens allen Stürmen und Nöten der Zeit zutrotz beschieden sein. Der Dank und das Interesse weitester Kreise — und wohl nicht nur der im Reiche lebenden Elsaß-Lothringer — für ihre aufopfernde Arbeit ist ihnen sicher!

K. Stenzel.

Politische Rundschau.

Straßburg, den 14. Juli 1923.

Heute wird es bei uns wieder einen hübschen Festrummel geben. Am französischen Nationalfeiertag wird man wieder einmal von Seiten der in unser Land eingewanderten Franzosen, unterstützt von den verwelchten oberen Zehntausend unserer Bourgeoisie, das Bedürfnis empfinden, die Wiedervereinigung der „geraubten Provinzen“ mit dem Mutterlande“ festlich zu begehen. Und wenn dann unsere guten Elsässer und Lothringer sich die Paraden und Illuminationen ansehen, dann sind die Journalisten und Photographen in die glückliche Lage versetzt, der Welt diese Massen vor Augen zu führen, als Beweis für die treue Anhänglichkeit der Elsässer und Lothringer an Frankreich. Frankreich hat es ja so bitter notwendig die Neutralen und seine „Entente-Freunde“ von der elsäß-lothringischen Frage abzulenken! Ruhr, Rheinland, Saargebiet, Memel, Danzig machen unsern Herren in ihrem Verhältnis zu den anderen Staaten genug zu schaffen.

Aber wesentlich ist, daß bei uns im Lande selbst solch ein Festrummel in seiner künstlichen Aufmachung und Hohlheit erfaßt wird. Es ist bezeichnend, daß selbst ein Blatt, wie die „Neue Züricher Zeitung“, das man gewiß nicht als deutsches Propagandablatt ansprechen kann, in einem Aufsatz vom 26. Juni offen zugibt, daß die Pasteur-Feier in Straßburg von den Regierenden in Paris dazu benützt wurde, um der Welt, die für den Weltgelehrten sich interessiert, Elsaß-Lothringen wieder einmal als integrierenden Bestandteil der französischen National- und Kulturgemeinschaft vorzustellen. Grund genug glaubte man dazu zu haben, da Pasteur als junger Professor vier Jahre, von 1849—1854 in Straßburg lehrte und hier sich seinen Hausstand gründete. Für die Ehrung eines Mannes, der wie Pasteur als Wohltäter der Menschheit seinen Namen mit unauslöschlichen Zügen in das Buch der Geschichte eingetragen, hat ein Kulturland wie Elsaß-Lothringen alles Verständnis. Es war also für

solche nationale Manifestation schon geeignete Stimmungsresonanz vorhanden. . . . Zustatten kommt Frankreich freilich auch im Unterschied von Deutschland, daß es sich bei solchen Anlässen nicht bloß auf die heute wie damals außerordentlich starke Kolonie der Eingewanderten stützen kann, sondern die einheimische bürgerliche Oberschicht für sich hat. . . . Allerdings sind in der breiten Masse des Bürgertums gar viele, die als unglückliche Besitzer deutscher nicht valorisierter Werte unter der furchtbaren Markentwertung schwer leiden und daher nicht in der Stimmung sind, auf die geschehene Wendung und den fortgehenden Verfall Deutschlands nur mit „Vive“ zu antworten. So hat die sozialistische Presse, die von der großen Menge, nicht bloß der Arbeiter, sondern der Kleinbürger und Kleinbauern gelesen wird, ein dankbares Publikum, wenn sie, wie der „Républicain“ in Mülhausen in höchst despektierlicher Weise diese festlichen Veranstaltungen ironisieren und herunterziehen. Aber direkt boshaft ist es schon von ihm, wenn er dabei ans Licht zieht, daß die für Empfang und Umzug in Elsaß-Lothringen kostümierten jungen Leute erworben würden, indem man ihnen „eine Tagesvergütung von 7 Franken und Bezahlung der Reise und Unkosten“ in Aussicht stellte. — Unsere Schweizer Nachbarn beginnen den blauweißroten Nebel, in den man uns einhüllt, zu durchdringen!

Zu den Empfängen Millerands und Poincarés in Straßburg wäre noch so manches zu sagen. Es ist glatter Schwindel, wenn die Zeitungen von einem großartigen Empfang sprechen. Wie man in Paris die Stimmung in Elsaß-Lothringen bewertet, geht daraus hervor, daß für den Empfang Millerands und Poincarés in Straßburg zwei Regimenter von Paris nach Straßburg transportiert wurden, sowie etwa 200 Gendarmen und 200 Geheimpolizisten. Und die Bewachung der beiden Automobile war eine solche, daß man glauben mußte, die beiden hohen Herren kommen ins feindliche Land. Auf den Trittbrettern standen je zwei Dedektivs, ebenso vorn beim Chauffeur. Im Auto des

Herrn Millerands stand der Polizeipräsident nach allen Seiten sich umblickend. Es war verboten Blumen zu werfen, aus Angst vor Bombenwürfen. Alles war abgesperrt, niemand durfte über die Straße, stundenlang vorher durften keine Trams fahren. Etwa auf je 60 Schritt standen einige Männer, die „vive“ schriehen. Kaum ein Ruf der Civilbevölkerung! So wurden die hohen Herren empfangen und auch entlassen. Das nennt sich nun elsäß-lothringische Begeisterung für Frankreich!!!

Aber eine große Zahl unserer Herren von der Presse lassen sich vorläufig durch all diese deutlichen Stimmungszeichen aus ihrer französisch-chauvinistischen Einstellung nicht herauschleudern. Am ehrlichsten bleibt immer noch Camille Dahlet von der Straßburger „République“, der sogar gelegentlich den Mut findet, die auf eine Annexion des Rheinlands gerichteten französischen Pläne entschieden zurückzuweisen. Und dabei dürfte er einer der wenigen unserer Journalisten sein, die schon zu deutscher Zeit auf französischer Seite standen. Die chauvinistischen Schreier von Heute haben es auch einmal anders gekonnt. Und vor allem Herr Charles Frey, der frühere Korrespondent der Frankfurter Zeitung, jetzt Chefredakteur der Straßburger „Neuen Zeitung“ und Abgeordneter in der französischen Kammer gebärdet sich heute fabelhaft französisch-patriotisch und sucht seine Vergangenheit zu verwischen. Jüngst schrieb Herr Paul Bourson, schon vor dem Kriege Straßburger Berichterstatter französischer Blätter, im „Journal des Débats“ er habe nach einer Besprechung mit Gabriel Bonvalet, ehemaliger Abgeordneter von Paris, nur zur Stützung der französisch-elsäßischen Interessen Herrn Charles Frey in die Frankfurter Zeitung hineingebracht. Aus diesen Veröffentlichungen hat sich eine Polemik zwischen der München-Augsburger Abendzeitung und der Frankfurter Zeitung entwickelt. Zum Beweise, daß sie sich nicht für französische Interessen habe einspannen lassen, bringt die Frankfurter Zeitung eine Reihe von Auszügen aus den Korrespondenzen unseres verehrten Landsmannes Frey aus den Vorkriegsjahren. In dankenswerter Weise hat die Straßburger „République“ am 3. Juli diese Vorkriegsansichten des Herrn Frey aus der Frankfurter Zeitung abgedruckt und somit dem Elsaß wieder einmal vor Augen geführt, von was für Herrschaften es sich am Gängelband herumführen läßt. Herr Frey schrieb im ersten Morgenblatt der Frankfurter Zeitung vom 11. November 1913 z. Zt., als Herr Wétterlé in Frankreich seine viel erörterte Rede hielt: „Unseres Erachtens aber wird das elsäß-lothringische Zentrum nicht achtlos daran vorbei gehen können, daß aus einem rein persönlichem Grunde heraus Herr Wétterlé sich kein Gewissen daraus macht, die öffentliche Meinung Frankreichs über die Zustände in Elsaß-Lothringen irre zu führen und sein Land der öffentlichen Meinung Deutschland gegenüber in der beschämendsten Weise bloßzustellen.“

In seiner Betrachtung „Wétterlé und Graffenstaden“ (1. Morgenblatt 23. Januar 1913) sagt er: „Und darum fassen wir unsere Aufgabe so: Altdeutschland davon zu überzeugen, daß das ehrliche Bestreben der übergroßen Mehrheit des elsäß-lothringischen Volkes dahin geht, sich täglich mehr als Glied des deutschen Reiches fühlen zu können. Wer darin eine Irreführung der öffentlichen Meinung sieht, richtet sich selbst“. Und den 4. Dezember 1913 bezeichnete er: „Die Geburtsstunde des deutsch-elsäßischen Bürgertums“.

Es kann heiter werden, wenn unsere Pressechefs sich in solcher Weise des öfteren durch allerhand Enthüllungen die Wahrheit sagen. Sie scheinen in der Tat diesem Ziele zustreben. Vor kurzem hatten sich sogar zwei französischsprachige Blätter in Metz am Kragen. Der „Messin“ suchte den Chefredakteur des „Lorrain“ als national verdächtig hinzustellen, weil er im Kriege von deutscher Seite nur 3 Monate auf der Feste Ehrenbreitstein interniert worden war, dann aber in Frankfurt in einer Lebensmittelverteilungsstelle beschäftigt worden war. Das Straßburger Blatt der „Elsässer“ mischt sich am 29. Juni in diese Polemik ein und schreibt u. a.: „Wer mit der Metzger Lokalgeschichte vertraut ist, weiß ganz genau, daß die deutschen Bezirkspräsidenten von Metz, die Herren von Hämmerstein, von Zeppelin-Aschhausen und Baron von Gemmingen als ständige Besucher gerade die Leute des „Messin“ bei sich sahen, und wenn der „Messin“ den Lothringern vorwirft, Beziehungen mit Deutschen unterhalten zu haben, so

stellen wir fest, daß einer der bedeutendsten Aktionäre des „Messin“ von Kaiser Wilhelms Gnaden den erblichen Adelstitel erhielt und mit größtem Danke annahm, außerdem den Roten Adler Orden zweiter Klasse mit Stern, Eichenlaub und Krone nicht verschmäht hat. Andere Herren im Aufsichtsrat des „Messin“ hatte es in ihrem französischen Patriotismus gleichfalls nicht gekränkt, den Roten Adler Orden anzunehmen. Und waren es nicht die Leute des „Messin“, die die Kredite für die Hohkönigsburg bewilligten und dafür von seiner Majestät Kaiser Wilhelm II in feierlicher Audienz empfangen und bedankt wurden. Unter diesen Herren zeichnete sich aus der damalige Administrateur Herr P.“

Kann man sich wundern, wenn nach solchen Enthüllungen wir einfachen Leute aus dem Volke nicht recht begreifen können, worin die Treue des gesamten elsäßischen und lothringischen Volkes zu Frankreich bestand? Mit all diesen Worten von der „Befreiung von deutschen Ketten“ sucht man uns einzufangen und einzuschläfern, damit man inzwischen umso ungestörter unser Volkstum vernichten und den Rest unserer elsäßischen und lothringischen Selbstständigkeit zerstören kann. Wir lassen uns nicht einschläfern, und doch sind wir heute noch machtlos. Immer wieder haben unsere Vertretungen, die Generalräte, Gemeinderäte, der Conseil-Consultativ, Berufsorganisationen aller Art gegen die Verschacherung unserer elsäß-lothringischen Bahnen an die französische Ostbahngesellschaft protestiert. Dieser elsäß-lothringischen Volksmeinung zum Trotz hat die Kammerkommission der öffentlichen Arbeiten am 5. Juli der Kammer einen Plan vorgelegt, auf Grund dessen die elsäß-lothringischen Bahnen der Ostbahn angegliedert werden sollen. Fast die gesamte Presse unseres Landes wendet sich gegen diese Vergewaltigung, aber es wird uns nichts nützen. Und der Grund für diese Brückierung unserer Wünsche: Der Generalstab tritt auf den Plan mit „strategischen Gründen“. Camille Dahlet schreibt in seiner „République“ vom 11. Juli u. a.: „... Der Hauptgrund zur Verschacherung scheint in dem Mißtrauen gegen die einheimischen Eisenbahnbeamten und Angestellten zu liegen. Man will sie offenbar einer Privatgesellschaft, deren Aktionäre in Paris sitzen, auf Gnade und Ungnade ausliefern mit dem Hintergedanken, daß diese dann ungenehmter als dies dem Staate selbst möglich wäre, aus „strategischen Gründen“ unter dem Personal „putzen“ wird. Das „Putzen“ werde darin bestehen, so sagt Dahlet, daß man wieder gute Pöstchen für die Innerfranzosen freimacht. Aber die Einheimischen würden noch ein Wort mitreden. Und man solle sich bloß nicht vorheucheln, daß die Tausenden von Eisenbahnarbeitern, die etwa um ihr Brot kommen könnten, trotzdem gute Franzosen bleiben würden. „Die Elsässer sind keine Heloten, die die Peitsche küssen, mit der man sie schlägt“. Und er fährt fort: „Es handelt sich bei diesen „strategischen“ Rücksichten nicht um die wirkliche Strategie, sondern um die in unserm Lande sattsam bekannten „militärischen“ Notwendigkeiten“ denen wir Elsässer bisher unter allen Regimes als Opfer dienen mußten. Der deutsche Militarismus hat während des Krieges aus solchen „militärischen Notwendigkeiten“ heraus die Elsässer nach Deutschland verbannt und ihnen ihre Gesundheit geschädigt, und französischer Militarismus hat nach dem Waffenstillstand aus den gleichen „militärischen Notwendigkeiten“ die „Commissions de triage“ errichtet und ebenfalls unter Schädigung an Eigentum und Gesundheit, zahlreiche Elsässer nach Frankreich oder sogar nach Deutschland verbannt... Wenn eine Regierung, die sich aus Gründen der „Sicherheit“ nachgerade schon mit der ganzen Welt überworfen hat, tölpelhaft genug ist, auch noch in eigenen Lande aus derselben gemeingefährlichen Sicherheits-hysterie heraus durch ständige Belästigungen, Benachteiligungen, Beschränkungen der Freiheit, Ausnahmegesetze, bald den, bald jenen Teil der Bevölkerung zu verbittern, dann soll sie sich auch nicht wundern, wenn trotz allen Beschönigungen und oberflächlichen festlichen Arrangements (die auch unter dem früheren Regime nicht selten und zu ähnlichen Trugschlüssen Anlaß boten) die innere Entfremdung weiter fortschreitet. Es ist ja nicht unbedingt notwendig, daß der Pantoffel der Marianne die „botte Allemande“ ersetze.“

Wir gehen allerdings weiter als Camille Dahlet, und fragen uns ob wirklich nur Fehler der jetzigen französischen Regierung und nicht vielmehr die den Franzosen fremde, die deutsche Art,

unseres Volkes das Zusammenwachsen der „befreiten“ Provinzen mit dem französischen „Mutterlande“ verhindert. Die Franzosen wissen, daß in der Tat unser Volkstum ihnen im Wege steht. Aus diesem Grunde nehmen sie uns unsere Selbstverwaltung, um alles von Paris aus leiten zu können. Am 1. Juli 1924 soll ja, wie bereits gemeldet, das Straßburger Generalkommissariat aufgelöst werden und eine straffere Verbindung mit Paris für die einzelnen Departements erreicht werden. Elsaß-Lothringen wird verschwinden. So hoffen es wenigstens die Herren Franzosen.

Wir bleiben natürlich hier im Grenzland nicht unberührt von den großen Tagesfragen der Weltpolitik. Zumal die Papstnote hat in unserem stark katholischen Lande eine große Bedeutung. Für diejenigen Führer der katholischen Volkspartei, die nichts schöneres kennen, als mit Herrn Poincaré durch dick und dünn zu gehen, wurde eine recht peinliche Lage geschaffen. Sie konnten nicht gut wie Poincaré es in der Kammer getan hat, die Papstnote damit abfertigen: wir kennen nur Frankreich und die Republik. Und so suchten sie in ihrer Presse, zumal im Straßburger „Elsässer“ in gewundenen Sätzen dem Volke klar zu machen, daß der Papst gar nicht so verstanden sein wollte, wie leider die Regierung in Paris annehme, daß er nur für die Verständigung sich ausgesprochen habe, unter der Vor-

aussetzung, daß Deutschland alle seine Schulden bezahlen wolle. Und da davon ja gar keine Rede sein könne, habe ja letzten Endes der Papst auch die Ruhrbesetzung nicht verurteilt. Die Herren können schreiben und reden, was sie wollen, wir wissen, daß alle Welt von Frankreich abrückt und aller Orten hört man unsere Landsleute sagen: „Sie“ haben ordentlich eins aufs Dach gekriegt, der Papst hat ihnen gründlich die Meinung gesagt. Wenn wir hiezulande „Sie“ sagen, so meinen wir damit die Franzosen, auch recht bezeichnend für das brüderliche Verhältnis.

Was aber die Beziehungen Frankreichs zu England betrifft, so glauben wir allerdings vorerst nicht an einem völligen Bruch, da England sich einen solchen wohl nicht wird leisten können. Aber wir blicken voll schwerer Sorgen in die Zukunft. An der Grenze zwischen zwei Völkern fühlen wir mehr als anderwärts das kommende Geschehen voraus und wir verhehlen uns nicht, daß die staatliche Gestaltung, wie sie Europa im Versailler Vertrag erhalten und vor allem Frankreichs Haß zu verdanken hat, nicht von Dauer sein wird, und daß die Schwüle, die auch über unserm Lande lagert nur durch ein furchtbares Gewitter beseitigt werden wird.

Presseschau.

Elsaß-Lothringen

Ein Sprachenplebiszit in Elsaß-Lothringen verlangt.

„Leur Muttersprache“ höhnen Tag für Tag die Franzosenblätter gegenüber den Forderungen der einheimischen Presse und Parteien auf Pflege und Förderung des Deutschen als der Muttersprache von neun Zehnteln der elsäß-lothringischen Bevölkerung. Der „Elsässer Kurier“, das oberelsässische katholische Blatt, macht nun den einleuchtenden Vorschlag, die Frage einer Volksabstimmung zu unterwerfen, um festzustellen, wieviele Elsässer und Lothringer sich zur deutschen Muttersprache bekennen. Auf diese Weise könnte diese Frage in der Tat zwar nicht beseitigt, aber doch einer gerechten Lösung nahe gebracht werden.

Das „Journal d'Alsace et de Lorraine“, an dessen Adresse der Vorschlag gerichtet war, hat die Maske daraufhin endgültig fallen lassen. Das wäre ja das Plebiszit, erklärt es haßerfüllt, das von Seiten der franzosenfeindlichen Kreise, insbesondere von Seiten der Zeitschrift „Elsaß-Lothringen“ immer wieder gefordert werde, und das Frankreich nie werde zugeben können.

Der „Elsässer Kurier“ nagelt diese Abstimmungsfurcht der großspunigen Vertreter des wahren und allein echten Elsässertums mit blutigem Hohn fest:

„Man hätte denken sollen, daß die Alsace-Lorrainer auf dieses Angebot eines Plebiszits springen würden wie der Löwe auf die Gazelle. Wir haben uns wüst getäuscht. Sie wollen nichts davon wissen. „Le plébiscite est fait“, schreiben sie. Wann es vollzogen worden, schreiben sie nicht. Sicher nicht in den Tagen des November 1918, denn der Sprachenstreit ist erst seither aufgetaucht. Damals hat unseres Wissens noch kein normaler Mensch in ganz Frankreich und Navarra zu bestreiten gedacht, daß das Elsässer-Deutsch die Muttersprache der Elsässer wäre! Also keine Bajazzo-Sprünge! Das Plebiszit über die Muttersprache ist noch zu machen. Also machen wir es! So sagen wir. Die Alsace-Lorrainer aber, wenn sie nur davon reden hören, lassen die Ohren hängen, ziehen den Schwanz ein und nehmen Reißaus. Spiegelberger, ick kenne dir!“

Deutschland

„Der Elsässer“, Straßburg, 26. Januar 1923

berichtet, daß die Memoiren des früheren Staatssekretärs Zorn von Bulach in Vorbereitung seien, und zwar sollen sie von einem Dr. Schrupf, einem elsässischen Arzt, der vordem mit Professor Tabora in Baden-Baden ein Sanatorium hatte und jetzt in Paris weilt, herausgegeben werden.

„La France de L'Est“, Mühlhausen, 20. Februar 1923.

„Was sollen wir von unseren Basler Nachbarn denken?“

Es ist peinlich, die Erfolge einer Germanophilie zu verzeichnen, die aus gewissen Basler Kreisen Gegner der französischen Politik gemacht hat. In Basel wird das Zonenabkommen als Vernichtung der heiligsten Rechte der Schweiz hingestellt. Und da man in Basel der Ansicht ist, daß durch die Entscheidung der Zentralkommission in der Rheinfrage zu Gunsten des Kember Kanals Basels und die gesamte Schweiz eine Vernichtung durch Frankreich anheimgefallen ist, so benützen die Zeitungen zur Charakterisierung Frankreichs das Wörterbuch der deutschen Propaganda.

*) Fast die gesamte elsäß-lothringische Presse brachte zu dem Schweizer Referendum, das sich gegen das Genfer Zonenabkommen ausgesprochen hat die Havas-Darstellung: „Lediglich deutsche Mache“.

„Deutsche Tageszeitung“, Berlin, 6. Mai.

Zur Selbstgestaltung des elsässischen Neutralisten Ley: (Ley habe dem Untersuchungsrichter bei der Vorführung erklärt:) Er habe sich selbst gestellt, um dem Gerede, daß die neutralistische Propaganda von Deutschland veranlaßt werde, ein Ende zu machen. Er verlange baldmöglichste Wiederaufnahme des Verfahrens gegen sich, damit er Gelegenheit bekomme, seine Grundsätze öffentlich zu vertreten. Durch die Tatsache, daß über das Schicksal der Elsässer und Lothringer entschieden worden sei, ohne daß man diese um ihren Willen befragt habe, lasse er sich das Recht nicht nehmen, für die Selbstbestimmung der Völker zu kämpfen, wie sie als Grundlage der Friedensschlüsse ursprünglich vorgesehen gewesen sei. Seine Ueberzeugung sei, daß der Friede Europas auf die Dauer nur durch eine vollkommene politische Autonomie Elsaß-Lothringens gesichert werden könne, und daß sein Heimatland nur in engem wirtschaftlichem Zusammenschluß mit Deutschland, auf den es angewiesen sei, gedeihen könne... Ley hat zur Selbstgestaltung einen Augenblick gewählt, der den Franzosen sehr ungelegen ist: Die Generalratswahlen stehen vor der Tür, und die französische Regierung hat dem elsässischen Neutralismus eifriger, als es irgendeine Agitation vermöchte, durch ihre blindwütigen Verwelschungsbestrebungen vorgearbeitet. Es ist also tausend gegen eins zu wetten, daß sie den Prozeß gegen Ley so lange wie möglich hinausschiebt, den aufrechten Vorkämpfer der Freiheit seiner Heimat inzwischen durch Mißhandlungen in der endlosen Untersuchungs-haft moralisch und gesundheitlich zugrunde richten wird, um schließlich das ihr peinliche Verfahren ganz niederzuschlagen. Die Tatsachen werden zeigen, ob wir richtig prophezeit haben.

„Berliner Börsen-Courier“, Berlin.

Aus einer längeren Aufsatzreihe „Reise durch Elsaß-Lothringen“ von Cuk führen wir einige bezeichnende Stellen an:

... Nach zwei Tagen hatte ich begriffen, daß sich an der Ruhr auch das Schicksal dieser beiden schönen Länder

Elsaß-Lothringen entscheidet. Hat Deutschland, von dem man übrigens durchaus der Meinung ist, daß es zahlen könnte, wenn es nur wollte, einen wirklichen Erfolg gegen Frankreich, dann werden sich auch die schwebenden Rechnungen zwischen den neuen Provinzen und Paris wohl in jenem Sinne bereinigen lassen, den die überwältigende Mehrheit aller Menschen will, die ich gesprochen habe. Müssen die Deutschen kapitulieren, dann gute Nacht, du elsässische Hoffnung auf eine Entwicklung nach der Seite der elsässischen Freiheit hin. . . .

„Ganz wie früher klagen schon heute die eingewanderten französischen Beamten und Offiziere: „Ja, wir lernen allerlei Leute kennen, wir kommen mit vielen Menschen zusammen, auch in viele Häuser, nur sind es leider nicht gerade die besten Kreise, und es gibt auch heute noch eine ganze Anzahl von Häusern, die sich schließlich einmal zu einem Diner, zu einem Ball öffnen, aber warm werden wir bei den Leuten nicht, und wir haben immer das Gefühl, als sähen sie auf uns herab“. Und ein Leutnant in Kolmar gestand mir, daß er sich lieber heute als morgen mit den Deutschen verständigen würde — nur das eine wäre unverzeihlich, daß sie Frankreich gezwungen hätten, — und ihn also auch — sich mit diesem Lande und mit dieser verfluchten Rasse der Elsässer abzuplagen“.

„Ich muß auch berichten, daß ich ein gewisses Gefühl der Leere nicht los wurde, als wir die Hallen der Universität durchwanderten. Und wirklich, der junge Dozent, der uns führte, gestand uns schließlich, daß sich nicht alle Hoffnungen erfüllt hätten, die man sich im Anfang gemacht hätte. Man hätte gehofft, daß diese Universität, die dank ihrer Lage besonders berufen wäre, das Germanische zu pflegen, während sie andererseits als weit vorgeschobenes Bollwerk des französischen Gedankens wirken müßte, Studenten aus allen Richtungen der Windrose anziehen würde. Das wäre leider nicht eingetreten. Schweizer, Holländer, Schweden, mit denen man fest gerechnet hätte, wären fast garnicht gekommen. Ein paar Studenten von den Balkanländern wären allerdings da, auch einige junge Leute aus den Nachfolgestaaten des ehemaligen Oesterreich — das war ja ganz gut und schön, gewiß, aber man könnte sich nicht verhehlen, daß man die Anziehungskraft dieser Universität in Paris überschätzt hätte. Er hörte, daß die deutschen Universitäten wieder von Ausländern sehr besucht würden. Er schloß seufzend: „Sie verstehen sich auf die Propaganda, diese Deutschen, und Sie werden sehen, sie werden sogar fertig bringen, aus dieser Sache an der Ruhr eine Anziehungskraft zu machen“.

Frankreich

L'Ere nouvelle (Paris) vom 13. Februar 1923:

Ein „Elsässischer Brief“ mit dem Titel „Die guten Franzosen“ (aus der Feder von Dr. Kayser) erörtert die Schlüsse, die man aus der Abstimmung über den Antrag Buisson ziehen müsse: Zum ersten Mal seit 1919 waren unsere Députés in zwei Lager geteilt, die Klerikalen und die Linksrepublikaner nebst Radikalen. Mit 100 Stimmen Mehrheit hat die Kammer den festen Willen bezeugt, die Traditionen der republikanischen Laizität aufrechtzuerhalten. Einige elsässische Abgeordnete, bislang geduldige Sklaven der Union sacrée, haben sich endlich wieder der großen Traditionen des Elsaß erinnert, das 1870 nach Bordeaux Männer wie Gambetta Jules Ferry, Scheurer-Kestner usw. sandte, denen gegenüber unsere Epigonen vom Nationalblock eine recht traurige Figur spielten. „Wenn man in der Kammer Männer sitzen sieht, die im Mai 1916 die famose Kundgebung abgefaßt haben — jenes Manifest, das forderte, daß Elsaß-Lothringen mit Deutschland vereinigt bleibe, die die Autonomie für das Elsaß verlangten mit einer erblichen katholischen Stathalterschaft —, ich sage, wenn man solche Männer in der französischen Abgeordneten-kammer sieht; wenn man Leute wie Brogly, Muller, Walter, Seltz ihre patriotischen republikanischen Gefühle bezeugen hört, so fragt man sich doch, wie konnte sich dies häßliche Blei so rasch in reines Gold verwandeln? Aber wenn diese einstigen Verteidiger des germanischen Thrones und Altars mit dem Eifer Neubekehrter ihre früheren Irrtümer wieder gutmachen wollen, indem sie sich verzweifeln in einen entgegen-gesetzten Nationalismus werfen, der ihnen das Lob der „Action française“ einträgt, so haben sie durch ihre Abstimmung bewiesen, daß sie den Weg der Republik noch nicht gefunden haben, sondern daß sie geliebt sind, was sie unter jedem Regime waren: Pfeiler der Reaktion.“ „Für sie ist verflucht, wer nicht wie Haegy, Brom und Müller, dies Triumvirat von Grafenstaden, die sog. Muttersprache beibehalten wissen will.“ Hat nicht Haegy dieser Tage in einem Aufsatz des „Elsässer Kuriers“ zur Stützung seiner These den Fürstbischof von Straßburg, Kardinal von Rohan-Guéméné, angeführt, der nach Haegy „ohne Zweifel ein guter Franzose gewesen sei“.

obwohl er die Beibehaltung der deutschen Sprache gefordert hatte! Und doch hat dieser Kardinal 1790 als Flüchtling vom Badischen her den Bürgerkrieg gegen den französischen Staat geschürt. Und hat der gleichfalls als Zeuge angeführte Straßburger Bischof Raess sich nicht 1874 geweigert, sich seinen elsäß-lothringischen Kollegen im Reichstag anzuschließen, als sie durch den Mund des Abgeordneten Teutsch gegen die Annexion protestierten. „Gute Franzosen“ alle diejenigen, die unbedingt die sog. Muttersprache, die Beibehaltung des Generalkommissariats, des Conseil consultatif, den politischen Regionalismus, d. h. den elsässischen Partikularismus verteidigen!

Ausland

„Presse Lausannoise“, vom 12. Dezember 1922:
Der Mann, die ordentliche Hausfrau und die hübsche abenteuerliche Fee.

Pierre Bucher, der elsässische und französische Patriot, dessen hervorragende Rolle man kennt, erzählte mir im Monat April 1920 diese Allegorie: „Das Elsaß, sehen Sie, ist vergleichbar einem Manne, der während 47 Jahren unter dem Joch einer Gattin geseufzt hatte, einer vollendeten, aber zänkischen Hausfrau. Unter der Herrschaft Berlins regierte der Schrecken im Reichsland. Wir fühlten auf uns den Haß Preußens lasten, aber die öffentliche Verwaltung funktionierte wunderbar. 1918 nahm diese Herrschaft ein Ende. Die Hausfrau starb, und der elsässische Mann beeilte sich, sie durch eine Gattin zu ersetzen, die seinen Wünschen entsprach, hübsch wie eine Fee, heiter, geistreich, zärtlich, ein wahrer Sonnenstrahl; aber er bemerkte bald, daß diese hübsche Fee, so vollkommene an liebenswürdigen Eigenschaften, ein wenig jener Tugenden ermangelte, die die Hausfrau ausmachten, und die die hervorragende Gattin, die mürrische Megäre, auszeichneten.“ Und Pierre Bucher schloß: „Um nichts in der Welt, verstehen sie mich wohl, möchte der Elsässer seine erste Ehe wieder aufleben sehen, aber er wäre nicht böse, wenn die hübsche Fee, an die sein Geschick künftighin gefesselt erscheint, etwas weniger abenteuerlich (fantasque) würde, ein wenig praktischer, und wenn sie den elsässischen Charakter etwas besser verstehen wollte“. In einer familiären und malerischen Form hat das Geschichtchen des Dr. Bucher recht genau die Gefühle gezeichnet, die heute die der elsässischen Bevölkerung sind.

P. Bucher hatte besonders recht, als er erklärte, daß um nichts in der Welt das Elsaß — und ebenso Lothringen — zu Deutschland zurückkehren möchte. Von dieser heute errungenen Wahrheit haben sich die Deutschen selbst Rechenschaft gegeben. Und nicht mehr für eine reine und einfache Rückkehr des Reichslandes zum Reich führen sie einen Feldzug, sondern für die Autonomie. Ein Artikel von Herrn Robert Ernst in der „Germania“, dem großen deutschen Blatt des katholischen Zentrums, entwickelte diesen Gedankengang mit viel Mäßigung und Geschicklichkeit. Herr Robert Ernst entwickelte den Gedanken, daß die jüngsten Ereignisse sieghaft dargelegt haben, daß Elsaß-Lothringen weder Deutschland noch Frankreich ist, daß man ihm deshalb eine Verfassung (un régime) geben muß, die seiner nationalen Eigentümlichkeit angepaßt ist. Herr Robert Ernst findet, daß die Elsässer sich täuschen (bewußt oder unbewußt), wenn sie immer wiederholen: „Trotz allem sind wir gute Franzosen“. Nein, erwidert Herr Ernst; ihr seid nicht Franzosen, und übrigens dient eure Verbeugung vor den französischen Herren zu nichts. Sie haben kein anderes Ziel als die Vernichtung der Elsässer und Lothringer als Deutsche von den Ufern des Rheins und der Mosel.

Sollte Herr Robert Ernst recht haben? Und wäre die jakobinische Politik der „Einheit um jeden Preis“ in der Tat die der französischen Regierung? Ich habe Mühe es zu glauben, aber man muß wohl anerkennen, daß in gewissen französischen politischen Kreisen eine Verständnislosigkeit für die elsässischen Angelegenheiten herrscht, die beinahe gewisse Behauptungen des Herrn Ernst in der „Germania“ rechtfertigen. Der Elsässer errät vielleicht, daß ich auf den peinlichen Zwischenfall Uhry-Walter anspiele, der sich in der französischen Kammer, anläßlich der jüngsten Aussprache über das elsäß-lothringische Budget ergeben hat. Ein extremer Linksparteiler ohne Einfluß und ohne Takt hat sich soweit vergessen, daß er einen elsässischen Abgeordneten mit „salé Boche“ bezeichnet hat. Und warum? Weil er gewissermaßen den Krieg in den deutschen Reihen mitgemacht hatte. Aber diese Behauptung war nicht einmal richtig. Herr Walter hat die feldgraue Uniform nicht getragen, seine franzosenfreundlichen Gefühle hatten ihn ein Mittel finden lassen, des Kaisers Rock nicht anzuziehen. Andererseits gibt es im Elsaß 160 000 brave Jungens, die ein trauriges Geschick gezwungen hat, im deutschen Heer zu dienen. Was müssen sie empfunden haben, als sie den Bericht über die Sitzung im Palais Bourbon gelesen haben, wo sich Herr Uhry hat hinreißeln lassen zur Beleidigung eines elsässischen Kollegen und Bruders? Wo er dann sich mit soviel Hartnäckigkeit geweigert hat, sich zu entschuldigen? Solche Zwischenfälle sind beklagenswert. Was würdet ihr dazu sagen, mein lieber, armer Freund Bucher? Sollte die hübsche abenteuerliche Fee sich in die Schule von Berlin begeben haben? Welch ärgerliche Neuerung! Die Elsässer gestatteten der Fee ihre Launen, sie würden aber ihre Beleidigungen nicht ertragen. Unnötig ist es, den verheerenden Eindruck zu verheimlichen, der durch die jährlichen Worte des Herrn Uhry im befreiten Gebiet hervorgerufen worden sind. Man murmelt ganz leise im Elsaß den Namen: Zabern. Es wäre wichtig, daß Frankreich öffentlich Herrn Uhry verdammten würde, um die Elsaß-Lothringer zu beruhigen. Leider hat man über diesen Zwischenfall Schweigen beobachtet. Maurice Muret.

Elsaß-Lothringen

Heimatstimmen

Bezugspreis für das Vierteljahr:
Deutschland u. Dtsch.-Oesterreich
beim Bezug durch die Post 2400 Mark
bei Streifbandbezug . . . 150 000 Mark

Jahresbezugspreis für das Ausland:
Frankreich 8 Frank. (frz.)
Schweiz 4 Frank. (schwz.)
Übriges Ausland . . . 1 Dollar (amer.)

Bestellungen aus dem Ausland und für den unmittelbaren Streifbandbezug an die Schriftleitung
Berlin W 30, Postschließfach Nr. 5
Buchhandlungen 40% Rabatt

Zahlungen erbeten:
Deutschland:
Postcheckkonto Dr. Robert Ernst,
Berlin NW 7, Nr. 109 799.

Ausland:
Brieflich an die Schriftleitung
Berlin W 30, Postschließfach Nr. 5

Anzeigen:
die 4 gespaltene mm-Zeile 8000 Mark
(Familienanzeigen 2000 Mark)
Nachdruck
mit Quellenangabe gestattet.

Herausgeber: Dr. Robert Ernst

Nummer 8

Berlin, August 1923

I. Jahrgang

Der Untergang der christlichen Schule im Elsaß.

Von einem elsässischen Katholiken.

In Nr. 1 dieser Zeitschrift habe ich auf Wunsch des Herausgebers die gegenwärtige Lage der Kirche im Elsaß geschildert, wie sie sich nach geltendem Recht darstellt und wie sie in Wirklichkeit erscheint. Diesmal soll eine Spezialfrage, nämlich die christliche Schule, behandelt werden. Trotzdem es für einen Altelsässer nicht gefahrlos ist, in dieser Zeitschrift seine freie Meinung zu äußern, soll im folgenden der vollen Wahrheit die Ehre gegeben werden. Sie wird manchem Leser bitter schmecken.

Es ist ein Skandal, der zum Himmel schreit, wenn man zusehen muß, in welcher gewissenloser Weise die christlichen Behörden und alle jene, denen das Wohl des elsässischen Volkes und die Wahrung seiner religiösen Interessen anvertraut ist, die christliche Grundlage der Erziehung unserer Kinder preisgegeben haben. Der Bischof betrachtet sich als einen Agenten Frankreichs und sieht anscheinend seine Hauptaufgabe in der Verwirklichung dessen, was als erster Programmpunkt seines ersten Hirtenschreibens erscheint: er sei gekommen „pour faire aimer la France“! Zu verschiedenen Malen wurde er in Versammlungen von Geistlichen darüber befragt, welche Maßnahmen er gegen die gesetzwidrige Unterminierung des christlichen Charakters der elsässischen Schulen zu ergreifen gedenke. So wurde ihm vor zwei Jahren im Bischöflichen Gymnasium zu Zillisheim von einem ergrauten Pfarrer der Vorwurf gemacht, der elsässische Klerus fühle sich in der Schulfrage wie ein zum Kampf gerüstetes Heer, dem aber leider der Führer fehle. Der Bischof aber lehnte es ab, auf diesen Vorwurf einzugehen mit der Begründung, die Deutschen würden vielleicht von dem Vorgang Kenntnis erhalten und ihn propagandistisch ausnützen! — Auf diesen Ton sind auch die dem Bischof beigeordneten bischöflichen Behörden eingestellt: pas d'histoires, nur keine Geschichten, nur kein Aufsehen, nur keinen Skandal, der für die Französierung des Landes von Nachteil sein und der Regierung Schwierigkeiten bereiten könnte. Das ist stets die Antwort, die mit einem bedauernden Achselzucken denen zuteil wird, die es für ihre Gewissenspflicht halten, auf den stets trauriger werdenden Zustand unserer Schulen hinzuweisen. — Daß leider auch unsere Parla-

mentarier bei weitem nicht das Wünschenswerte tun und zwar das Wünschenswerte in der nachdrucksvollsten Art, um im Parlament und in aller Öffentlichkeit den Finger auf die Wunde zu legen, ist bekannt. — Nicht einmal der Katholikentag im Oktober vorigen Jahres, der einen Tag der Schulfrage reserviert hatte, durfte auf den Kernpunkt der Frage eingehen: Vom Abg. Schumann und dem früheren Landtagsabgeordneten Dr. Didio hörte man sehr gediegene juristische Ausführungen. Als aber der Abg. Brogly und zwei andere Diskussionsredner es versuchten; die Diskussion aus dem Reich der Theorien und gleißnerischen Phrasen in die rauhe Realität herabzuführen, beendete der Bischof zu aller Erstaunen die Debatte mit der Erklärung: „Es sei kein Grund zur Klage; es seien ihm bisher keine Skandale zu Ohren gekommen“!

Man traute seinen Ohren kaum. Der berufene kirchliche Oberhirt verhindert, daß auf einer bedeutenden Tagung, die eine starke Resonanz im ganzen katholischen Volk findet, eine eminent wichtige Frage, die für die Zukunft der Religion im Lande von ausschlaggebender Bedeutung sein wird und ist, aufgerollt und behandelt werde. So weit geht die nationalistische Verblendung der maßgebenden Kreise, daß ihr die vitalsten Interessen der Religion preisgegeben werden. Mit Recht konnte daher einer der genannten Redner erklären: „Die konfessionelle Schule im Elsaß gehört der Geschichte an, sie besteht nicht mehr!“

Die juristische Lage ist klar. Nach den im Elsaß wie in Lothringen noch geltenden Bestimmungen des Konkordats hat die Ordnung des Schulwesens auf konfessioneller Grundlage zu erfolgen. Aber seit die Franzosen im Land sind, haben sie es verstanden, zwar ohne offenen Skandal (!), aber in heimlicher, zielbewußter Arbeit, die konfessionellen Grundlagen unserer Schule zu untergraben.

Welches sind denn die charakteristischen Merkmale eines konfessionellen Schulwesens? Man kann deren vier nennen:

1. Die Konfession der Lehrer und Schulaufsichts-

organe muß der der Schüler entsprechen. Ihre Vorbildung muß darnach eingerichtet sein.

2. Der gesamte Unterricht, besonders in den sog. Gesinnungsfächern, muß auf konfessionellem Prinzip aufgebaut sein.

3. Es dürfen nur Schulbücher gebraucht werden, die die Konfession der Schüler berücksichtigen.

4. Der Unterricht findet in Lokalen statt, die nach Konfessionen getrennt sind.

Von diesen vier Forderungen ist im wesentlichen nur noch die letzte erfüllt; die drei ersten wichtigeren sind so weitgehend durchbrochen, daß man von einem Untergang der christlichen Schule im Elsaß sprechen kann. In Lothringen sind die Verhältnisse durchaus dieselben.

Was den ersten Punkt angeht, so kann gesagt werden, daß rund die Hälfte der Lehrer und Lehrerinnen den Anforderungen einer christlichen Schule nicht mehr entsprechen. Vor dem Waffenstillstand, d. h. in der deutschen Zeit, hatten wir in unsern Schulen einen Lehrerstand, der im allgemeinen in unsern vortrefflich geleiteten Lehrerbildungsanstalten eine gediegene, religiös fundierte Bildung und Erziehung erhielt. Seit 1918 ist unser Lehrerstand mit zahlreichen Elementen aus Frankreich durchsetzt worden, und zwar sind es nach einer Statistik vom Ende des Schuljahrs 1922 im Oberelsaß 200 Lehrer und 350 Lehrerinnen (gegenüber 600 Lehrern und 400 Lehrerinnen, deren Heimat das Elsaß ist); im Unterelsaß ist das Verhältnis ähnlich, zum Teil noch ungünstiger. In ganz Elsaß-Lothringen beträgt die Zahl der französischen Lehrpersonen etwa 1600. — Diese Einwanderer haben zum weitaus größten Teil keine Religion. Sie stammen meist, da der Volksschullehrerstand in Frankreich geringe Achtung genießt, aus den niederen sozialen Schichten, die rettungslos dem krassen Indifferentismus in Sachen der Religion verfallen sind; sie erhielten ihren Volksschulunterricht in den religionlosen Laienschulen und ihre Lehrerbildung in den laizisierten Normal- und Lehrerschulen. Sie haben also meist selbst keinen Religionsunterricht empfangen, sind also noch weniger in der Lage, Religionsunterricht zu erteilen.

Fast die Hälfte der Volksschulen im Elsaß sind also ohne Lehrer, die befähigt sind, die Kinder christlich zu erziehen!

Von den Schulinspektoren stammen im Unterelsaß nur zwei, im Oberelsaß keiner aus dem Elsaß, die übrigen kamen aus Frankreich. Keiner von diesen hat von Religionsunterricht auch nur eine Ahnung und kann ihn naturgemäß auch nicht beaufsichtigen. Die für den Unterricht in Religion und Deutsch besonders angestellten Inspektoren haben einen so großen Amtskreis, sind mit anderen Berufspflichten so überladen und spielen zudem — trotz aller Ablehnungsversuche! — im Kreis der übrigen Schulinspektoren eine so untergeordnete Rolle, daß gerade dieser Zustand so recht erkennen läßt, daß Regierung und Schulbehörde eben nur notgedrungen dem Religionsunterricht vorläufig noch ein Scheindasein gönnen.

Ist diese Feststellung für die Gegenwart sehr bedenklich, so sind die Aussichten für die Zukunft geradezu niederschmetternd. Denn wie liegen die Verhältnisse in den Lehrerbildungsanstalten, in denen die künftige Generation von Lehrern und Lehrerinnen heranwächst? Der „Elsässer“ schreibt darüber: Als

Direktor des katholischen Lehrerseminars in Colmar wirkt ein Protestant. Die Leiterin des protestantischen Lehrerinnenseminars in Straßburg ist katholisch. Die neue Direktorin von Schlettstadt, die Nachfolgerin der berüchtigten Frau Gambey, erklärte selber, man habe ihr bei der Ernennung nicht mitgeteilt, daß sie eine konfessionelle Anstalt leiten sollte, und sie selber erkenne, daß sie nicht am Platz sei. Die Dame hatte übrigens auch nichts Eiligeres zu tun, als sich einem Lehrerverein anzuschließen, welcher der C. G. T. angehört und eine namhafte Summe als Beihilfe der „Ligue des droits de l'homme“ von Straßburg bewilligte zum Druck einer Propagandabroschüre für die Einführung der Laienschule in Elsaß-Lothringen. Der Leiter der Normalschule von Straßburg und derjenige von Montigny sind alles andere als praktizierende Mitglieder der Konfession, der ihre Anstalt angehört. — Bei den Professoren sieht es nicht besser aus. Drei Viertel entsprechen nicht den Anforderungen, die man vom Standpunkte der Konfession an sie stellen muß.

Dazu kommt, daß ein großer Teil der künftigen Lehrer und Lehrerinnen in innerfranzösische, d. h. laizisierte Normal- und Lehrerschulen verschickt wird und dort ein oder meist mehrere Jahre in einer Atmosphäre zubringen muß, die für manchen der jungen Menschen seelischen Tod bedeutet. Einige lothringische Jung- und Lehrerinnen wurden in einer französischen Normal- und Lehrerschule von ihren Kolleginnen, weil sie ihr Tischgebet machten, mit den Worten verhöhnt: *Quelles manières boches!* — Ein ins Innere verschickter elsässischer Normalschüler schrieb an seine Eltern, daß am Sonntag, anstatt des Kirchgangs, das ganze Haus von oben bis unten gekehrt werden müsse; er habe noch keinen einzigen seiner Kollegen in der Kirche gesehen. — Eine Lothringerin schreibt: „Wir Lothringerinnen besuchen Sonntags den Gottesdienst. Unsere französischen Kolleginnen tanzen während dieser Zeit; sie pflegen auch vor und nach dem Essen zu tanzen.“ — Wie diese seltsamen Sitten- und Kulturzustände auf unsere Lehrer und Lehrerinnen wirken, sagt sich jeder von selbst. Es ist aber klar, daß die Verwaltung auch hier methodisch vorgeht. Wie sie auf der einen Seite unser Land mit religionslosen Lehrkräften überschwemmt, die ganz und gar nicht in unsere konfessionellen Schulen passen, will sie auf diese Weise unser einheimisches Lehrpersonal in dasselbe Fahrwasser lenken. — Die kirchlichen Behörden aber sehen zu und machen keine oder doch nur schwächliche Versuche, dem Uebel Einhalt zu tun. Sie sehen keine Skandale!

Nach dem, was im Vorstehenden über das Lehrpersonal gesagt wurde, wird man von selbst bemessen können, wie es mit der zweiten Voraussetzung einer konfessionellen Schule, dem Aufbau des gesamten Unterrichts auf konfessionellem Prinzip beschaffen ist. Denn alle Lehrpersonen, die keiner Konfession angehören, können selbstverständlich ihren ganzen Unterricht auch nicht darauf aufbauen. — Was im besonderen den Unterricht in der Religion angeht, so zeigt sich hier in größtem Ausmaß die verheerende Entwicklung der Sprachenfrage. Der Katholikentag in Straßburg vom 15. Oktober vorigen Jahres hatte eine Resolution gefaßt, „der Schulunterricht solle bezüglich der Sprachenfrage so gestaltet werden, daß der Religionsunterricht in der Muttersprache ermöglicht und dadurch den Kindern eine gediegene

religiöse Unterweisung und Erziehung gewährleistet werde, unter Wahrung des lebendigen Zusammengangs mit dem geistigen Leben der Familie und dem kirchlichen Kultusleben.“ — Im Zusammenhang mit dieser Resolution erhob der Delegiertentag der elsässischen Volkspartei am 22. November 1922 die Forderung: „Der deutschen Sprache, die allein von dem größten Teil unserer Bevölkerung gesprochen und verstanden wird, muß die gebührende Stellung im Schulunterricht eingeräumt, im besonderen muß der Unterricht in der deutschen Sprache an sämtlichen Primär- und Sekundarschulen vom ersten Schuljahr ab erteilt werden.“ — In Lothringen wird fast an jedem Sonntag in den Versammlungen der Union Populaire Lorraine die Forderung erhoben, daß der deutschsprachige Unterricht in der Volksschule mit dem ersten Schuljahr beginnen müsse in Rücksicht auf Erteilung des Religionsunterrichts in der Muttersprache.

Das ist die Forderung des elsässischen und lothringischen Volkes. Die Antwort darauf seitens der Schulbehörde ist wie blutiger Hohn. Sie erließ nämlich an die Lehrer und Lehrerinnen eine Rundfrage, ob von nun an der Religionsunterricht in der französischen Sprache (so!) erteilt werden könne. Wohl gemerkt, diese Rundfrage erging nicht etwa an die Eltern, Geistlichen, nicht an die Liga der Familienväter und -mütter, sondern an die Untergebenen. Wehe ihnen, wenn die Antwort nicht die von der Behörde gewollte war! Und sie war es! — Jedermann aber, der die elsässischen Verhältnisse kennt, weiß, daß man es in den fünf Jahren seit dem Waffenstillstand so weit gebracht hat, daß es in vielen Schulen auf deutsch und französisch gleich unmöglich ist, den Kindern einen gedeihlichen Religionsunterricht zu geben, weil eben die Kinder weder deutsch noch französisch verstehen. Es ist doch klar, und auf der ganzen Welt haben stets die unterdrückten Völker dafür gekämpft (man denke an Polen, Irland usw.), daß die Dinge, die mit der Volksseele richtig verwachsen und in die Tiefe der Herzen eindringen sollen, mit der Muttersprache in die Seelen der Kinder eingesenkt werden müssen.

Einige Geistliche hörte man sagen: „Glaubt Ihr, daß die Schulbehörde nicht weiß um diese Verhältnisse? Sie weiß all das sehr gut. Sie weiß so gut wie Bischof Dr. Raess und Bischof Dupont des Loges es gewußt haben: die Kinder, die in einer fremden Sprache die Elemente der Religion mühsam gelernt haben, „von denen die meisten verurteilt sind, den größten Teil dieser Sprachkenntnisse wieder zu vergessen, sie werden mit diesen Sprachkenntnissen auch die angelernten Begriffe und Ideen vergessen. Die Kinder fallen in religiösen Dingen der Unwissenheit anheim. Sie sind damit in die Gefahr versetzt, der Religionslosigkeit zu verfallen. Es fehlt ihnen das religiöse Denken, die innere religiöse Durchbildung. Das weiß die Schulbehörde, und wenn sie doch oder trotzdem ihre Absichten durchführt, dann weiß sie genau, was sie tut.“ („Elsässer Kurier“ vom 29. 1. 23.)

Es steht daher fest: Die Schulbehörde schaufelt bewußt am Grabe der christlichen Schule und damit der Religion selbst. Die kirchliche Behörde aber erklärt, sie sehe keine Skandale!

Drittens noch ein Wort über die Schulbücher. Im ganzen Elsaß, mit Ausnahme von Straßburg und Umgebung, ist kein einziges konfessionelles Schulbuch im Gebrauch. Dafür haben die Pariser Fabrikate, dieselben, die von den französischen Bischöfen verurteilt worden sind, ihren Einzug gehalten. Gleich nach dem Waffenstillstand haben die Verlage Collin, Hachette, Larousse u. a. das Land mit ihren atheistischen und laizisierten Produkten überschwemmt: die „Histoire de France“ von Gauthier und Dechamps, die „Morale à l'école“ von Payet, das Handbuch der Geschichte von Lavis, die Lesebücher von Toutey, Bruno, Mironneau, Maquet et Flot, Bouillot, die Grammatiken von Poitral, Lavis, Fleury. Alle diese Schulbücher stehen der Religion entweder feindlich gegenüber oder strafen sie wenigstens stillschweigend mit Verachtung. Von Gott und Christentum findet sich in diesen Büchern keine Spur, wohl aber enthalten sie zahlreiche Verhöhnungen des religiösen Empfindens. In den Beispielen der Grammatik ist jede Anspielung auf Gott, die Seele, das zukünftige Leben, die Bräuche der Religion sorgfältig gemieden, dagegen findet man Mittel und Wege, durch grammatische Lektüre eine materialistische Lebensauffassung und eine materialistische Interessenmoral zu lehren.

Diese Zustände auf dem Gebiet der Schulbücher bedeuten, daß im Elsaß die Schule nur noch das Etikett einer christlichen Schule trägt, daß sie aber in Wirklichkeit bereits der Laizisierung verfallen ist.

Das Ergebnis dieser Untersuchung ist nur allzu klar. Die christliche Schule im Elsaß besteht nicht mehr. Elsässische Väter und Mütter haben nicht mehr die Gewähr, daß ihre Kinder im Glauben ihrer Vorfahren erzogen werden, sondern müssen zusehen, wie sie einem seichten Indifferentismus in Sachen der Religion überantwortet werden. Wenn nicht in letzter Stunde das elsässische Volk und seine berufenen Führer sich ermannen, alle Rücksichten auf einen falsch verstandenen Patriotismus, die kirchlichen Behörden jeden verderblichen Opportunismus fallen lassen, dann bedeutet das Ende der christlichen Schule auch das Ende der Religion in unserm Heimatland.

Es wäre aber weit gefehlt, zu hoffen, daß man auf gutlichem Weg von Frankreich die Erfüllung unserer Wünsche erlangen wird. Es gibt nur einen Weg, Frankreich zu zwingen, unsere heiligsten Gebräuche, das altüberkommene Erbe unserer Väter, zu respektieren. Die christliche Schule, unsere religiösen Ueberzeugungen bilden einen wesentlichen Bestandteil der elsässischen Eigenart. Wir fordern für uns das Selbstbestimmungsrecht, um das wir betrogen worden sind. Wir fordern das Recht, unser heimatliches Leben in allen seinen Teilen unserer Eigenart entsprechend zu gestalten. Wir dürfen nicht ruhen, bevor der Völkerbund sich mit dem brennenden elsässischen Problem befaßt. Gelingt das nicht, so bleibt uns nichts anderes übrig, als mit dem Dahinsiechen der elsässischen Seele den Untergang des elsässischen Volkes besiegelt zu sehen.

Von elsässischer Freiheit und Einheit.

Von Erich Sigwalt

III.

Die „Befreiung“ vom Jahre 1918.

Es sind nun bald 5 Jahre her, daß Elsaß-Lothringen der Hand des Deutschen Reiches entglitten ist. Unsere Feinde redeten von einer „Befreiung“; in Elsaß-Lothringen selbst wurden der „Befreiung“ von gewissen Kreisen große Feste gebracht. Ist Elsaß-Lothringen heute, da es zu Frankreich zurückgekehrt ist, freies Land? Das ist die Frage.

Wir stehen an der Wende des Jahres 1918. Bevor wir den Weg, der in die neue Zeit hineinführt, einschlagen, sei noch einmal eingehalten, zu wehmütigem Rückblick, auf daß das Neue sich dann um so schärfer abhebe.

Elsaß-Lothringen war auf dem Wege, ein Gebilde von organischer Volk- und Staatshaftigkeit zu werden, als der Weltkrieg kam, so sagten wir; es stand an der Schwelle der Eigenstaatlichkeit. Es hätte einer letzten Anstrengung bedurft, um es zum Subjekt im Reiche zu machen, es winkte dem geeinten, um Lothringen vergrößerten Elsaß jene Freiheit, die da vorhanden ist, wo man, um mit R. Redslob zu reden, „eigenen Gesetzen“ gehorcht, wo die Herrschaft eine „ursprüngliche“ ist, weil sie „aus dem Wollen der Untertanen“ erwächst. (R. Redslob, Abhäng. Länder, Veit & Co. 1918.)

Wenn es auch nicht hat sein sollen, daß der Weg zu Ende gegangen wurde, es lohnt sich doch zu fragen, was hätte geschehen müssen, daß Elsaß-Lothringen wirklich Staat geworden wäre. Auch da noch kann uns R. Redslob Führer sein.

Zweierlei Wege waren denkbar. — „Unmerkliche Verschiebung der politischen Kräfte“ hätte den Staat von Elsaß-Lothringen entstehen lassen können. Eine durch Reichsgesetz errichtete Verfassung hätte „mit der Zeit immer populärer werden, hätte mit dem Volk zu einer lebendigen Einheit ver wachsen“ können. Wenn das Reich zu diesem Zwecke die Zügel freier gelassen, sich in einer langen Periode einen Eingriff in die Sphäre, die sonst den gesicherten Bereich seiner territorialen Herrschaft bildete, versagt hätte, so wäre denkbar gewesen, daß Elsaß-Lothringen sich auf diesem Wege in eine konstitutionelle Monarchie verwandelt hätte. Der Staat von Elsaß-Lothringen hätte aber auch „durch einmaligen Willensakt“ entstehen können, wenn ein Beschluß dieser Art aus dem Willen des elsäß-lothringischen Volkes geboren worden wäre. Es hätte dann eines „Referendums“, einer „feierlichen Proklamation“ durch einen Kongreß bedurft, Vorgänge, wie sie sich ähnlich schon in den Territorien der Union vollzogen haben. Dazu hätte es im Reiche eines ermächtigenden Reichsgesetzes bedurft, kraft dessen das Reich sich völlig aus der territorialen Sphäre zurückgezogen und Elsaß-Lothringen freie Bahn gegeben hätte; außerhalb des Reiches aber, so sollte man nach R. Redslob meinen, nur mehr der Bekundung des ursprünglichen Willens der Bevölkerung zum Staate unter Fernhaltung fremdherrschaftlichen Einflusses. —

Als die Ausgangskatastrophe des Weltkriegs das Deutsche Reich erschütterte, ward der Versuch gemacht, den zweiten Weg zu beschreiten. Der letzte kaiserliche Statthalter erwirkte von der Regierung des Prinzen Max von Baden die Zusage, daß das Land mit einer selbstgegebenen Verfassung in die Zahl der Bundesstaaten aufgenommen würde. (M. Schwalb, „Der neue Rechtszustand in Elsaß-Lothringen“, siehe „Elsaß-Lothringen“, Heft 4, Seite 67.) Aber die Frage war nun nicht mehr, was für eine Verfassung Elsaß-Lothringen als Gebiet des Deutschen Reiches haben sollte; die Frage war vielmehr, ob Elsaß-Lothringen überhaupt noch im Verband des Deutschen Reiches verbleiben werde. Das Reich zog sich nicht deshalb aus der territorialen Sphäre zurück, weil es in der zentralen stark genug geblieben wäre, trotz der Freiheit, die es gewährte, der Entwicklung Richtung zu geben; es zog sich zurück, weil es sich darüber klar war, daß der Augenblick sich mit Riesenschnellen näherte, in dem es um den Bestand auch seiner zentralen Sphäre in Elsaß-Lothringen ging. Es war kein Verzicht aus Stärke, es war ein Verzicht, den die Schwäche geboten hatte. Die Entente-

heere standen vor den Toren, Frankreich nahte — die république une et indivisible — und forderte die vorbehaltlose Rückkehr der verlorengegangenen Provinzen nicht nur vom Reich, sondern auch von den Elsaß-Lothringern selber. Wenn Elsaß-Lothringen den Weg beschritten hätte, den sein letzter Statthalter es führen zu wollen schien, es hätte sich unweigerlich gegen Frankreichs Anspruch wenden müssen, es hätte sich in Frankreichs Augen an die Seite des zusammenbrechenden Reichs gestellt. Dies dem Reiche zu gewähren, war man in Elsaß-Lothringen allerdings nicht gewillt.

Und doch erhebt sich die Frage, ob die Idee elsäß-lothringischer Freiheit und Einheit nicht dazu verpflichtet hätte, in dem außerordentlichen Augenblick auch Außerordentliches zu wagen. Denn die Frage der Staatwerdung hätte auch mit dem Rückzug des Reichs nicht erledigt zu sein brauchen; es hätte jetzt vielmehr das Ziel der Unabhängigen Republik Elsaß-Lothringen aufgestellt werden können, gestützt auf die Lehre vom Selbstbestimmungsrecht der Völker hätte nunmehr von den Alliierten gefordert werden können, daß sie das Schicksal Elsaß-Lothringens in seine eigenen Hände legten. Die Schweizer, die Holländer, die Belgier, die ähnlich zwischen den Mächten liegen, hatten in den letzten Jahrhunderten Staatsvölker im Eigenstaat werden können, sollte das für Elsaß-Lothringen so ganz ausgeschlossen sein! Dazu hätte es allerdings politischer Führer von leidenschaftlichem Willen und rücksichtslosem Mute bedurft, die das Vertrauen ihres Volkes besessen hätten. Aber der große Augenblick fand ein kleines Geschlecht. Das Volk selbst war zermürbt, verängstigt, ohne rechten Glauben an sich selber und an die Möglichkeit einer freien Zukunft; es fehlte die Einheit der Gesinnung im Volke, ohne die eine Aktion unmöglich war. Die Politiker aber, die infolge der Gunst des Augenblicks das Wort an sich rissen, hatten sich Frankreich verschrieben. Seit Jahrhunderten war das Elsaß Objekt gewesen, das hatte die Fähigkeit zu politischem Handeln erstickt. Nun da der große Augenblick da war, da fehlte Kraft und Wille sich für das einzusetzen, was doch die Sehnsucht von Hunderttausenden war. So ließ man sich denn widerstandslos von den Panfranzosen im Lande in die offenen Arme Frankreichs führen. Es erwies sich, daß der Altelsässer W. Kappi, doch so unrecht nicht gehabt hatte, als er 1918 in seiner Broschüre „Ist Elsaß-Lothringen als autonomer Bundesstaat denkbar?“ (G. Springer Berlin) gesagt hatte, daß allem Anschein nach doch bei Volk, Parteien und Führern „die konsequente Zielstrebigkeit zum Staate“ fehle, „wie wir sie bei einem werdenden Staatsvolk voraussetzen“. Es winkte die Aussicht auf ein gutes Leben. Wie hätte man sich da den großen Nachbarn zum Feinde machen sollen?

So gingen denn die Dinge, während sonst in Europa überall die kleinen Völker sich ihre Freiheit zu erringen trachteten, in Elsaß-Lothringen einen kläglichen Gang.

Als der letzte Statthalter von Elsaß-Lothringen und sein Staatssekretär die Unmöglichkeit erkannten, auch nur ein elsäß-lothringisches Geschäftsministerium zu bilden, legten sie am 12. November 1918 ihre Aemter nieder. Die in Straßburg versammelten Mitglieder der zweiten Kammer des Landtags konstituierten sich als „elsäß-lothringischer Nationalrat“ und ernannten aus ihrer Mitte einen provisorischen Verwaltungsausschuß, der die Geschäfte der Regierung übernahm. Dr. Ricklin, der kurz vorher im deutschen Reichstag sein „zu spät“ gesprochen hatte, wurde Präsident. Anstatt sich als Wegbereiter einer konstituierenden Versammlung anzusehen, anstatt das Wort von „elsäß-lothringischer Freiheit und Einheit“ als zündenden Funken hinauszurufen, erklärte man dem elsäß-lothringischen Volke, daß man als ausschließliche Aufgabe „die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und die Fortführung der Geschäfte bis zur definitiven Regelung unserer Lage“ betrachte. In der Sitzung vom 13. November nahm der Vorsitzende Dr. Ricklin zwar die öffentliche Gewalt für das elsäß-lothringische Volk in Anspruch: „Der Nationalrat ist für sein politisches Verhalten nur dem elsäß-lothringischen Volk verantwortlich“. Aber

er entnahm dem nur die eine Aufgabe: „Der Bevölkerung über die bevorstehende Uebergangszeit hinwegzuhelfen“. Der Nationalrat, der der Wortführer der elsäß-lothringischen Idee hätte sein können, war so nicht anderes wie ein Komitee zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und zur Vorbereitung der Begrüßung der neuen Herren. Er hat sich wahrlich nicht mit Ruhm bedeckt.

Noch am 17. November telegraphierte die Reichsleitung an den Arbeiter und Soldatenrat: „Gegenüber irrigen Annahmen stellen wir fest: Die Besetzung Elsaß-Lothringens durch die Franzosen präjudiziert nicht die Lösung der elsäß-lothringischen Frage durch die Friedenskonzferenz. Elsaß-Lothringen wird nach dem Selbstbestimmungsrecht der Völker über sein Schicksal selbst zu entscheiden haben“. Ebert, Haase. — Am 22. November aber zog die 4. Armee in Straßburg ein und nahm die Stadt für Frankreich in Besitz. Es blieb kein Zweifel, daß die „république une et indivisible“ sich auf ein Plebiszit nicht einlassen werde. Inzwischen aber hatte auch der Nationalrat sich völlig auf die französische Linie eingestellt: der fanatische Panfranzose Abbé Delsor war an Dr. Ricklins Stelle getreten und gab am 5. 12. jene Erklärung ab, die bestimmt war, Elsaß-Lothringen auch offiziell Frankreich zu Füßen zu legen:

„Die durch allgemeine Wahlen gewählten Abgeordneten des Elsasses und Lothringens begrüßen — zur Nationalversammlung konstituiert — voller Freude die Rückkehr zu Frankreich nach langer grausamer Trennung. Unsere Provinzen werden sich stolz fühlen, außer dem Schutze ihrer Ueberlieferungen, ihres Glaubens und ihrer wirtschaftlichen Interessen, der ihnen von den Führern der siegreichen Armeen feierlich gewährleistet wurde, dem wiedergefundenen Mutterlande eine neue Zeit der Freiheit, der Blüte, des Glückes zu verdanken.“

„In dem Wunsche, weder in Frankreich noch bei den alliierten Nationen noch bei den Neutralen noch bei den Feinden den geringsten Zweifel über die wahren Gefühle der Elsaß-Lothringer obwalten zu lassen, stellt die Nationalversammlung fest, daß die Neutralitätsbestrebungen das Werk einer verschwindenden Minorität oder deutscher Agenten waren. Sie erklärt feierlich, daß sie — als getreuer Dolmetscher des festen und unwiderruflichen Willens der Bevölkerung, der schon 1871 durch ihre Vertreter in der Versammlung zu Bordeaux ausgedrückt wurde — für immer das Recht der Elsässer und Lothringer als unantastbar und unverjährbar betrachtet, Glieder der französischen Familie zu bleiben. Vor seiner Vertagung hält er der Nationalrat für seine Pflicht auszusprechen: die Rückkehr der Elsässer und Lothringer in den alten Rechtszustand, die Wiedervereinigung mit Frankreich ist endgültig und von keinen Verhandlungen abhängig.“

Im Jahre 1911 gewählte Mitglieder des elsäß-lothringischen Landtags haben diese der großen Mehrheit ihres Volkes — da sie in französischer Sprache abgefaßt war — unverständliche Erklärung im Namen eben dieses Volkes abgegeben! Sie haben sich damit ein Mandat angemaßt, das sie nicht besessen haben. Als sie gewählt wurden, dachte keiner von den Wählern daran, daß die von ihm Gewählten je in die Lage kommen würden, in seinem Namen eine derartige Erklärung abzugeben. Der Anschluß an Frankreich hätte, wie die Dinge lagen, nur durch eine Volksabstimmung vollzogen werden können. Als die Erklärung des Nationalrats hinausging, war die männliche Bevölkerung Elsaß-Lothringens noch gar nicht recht der Heimat wiedergegeben; sie befand sich erst auf der Rückkehr aus der deutschen Armee oder war in französischer Quarantäne. Die Heimat erschien ihnen als eine fremde Welt, die eine andere Sprache sprach wie sie selber. Sie wurden so von einer Gesellschaft entschlossener Franzosenfreunde vor die fertige Tatsache gestellt. In ihrem Namen gab der Nationalrat jene Erklärung ab. Sie aber konnten sich ihrer nicht erwehren, da Frankreichs Heere im Lande standen und das Land in Belagerungszustand hielten.

Der Nationalrat hatte seine Pflicht getan, er konnte gehen. Frankreich konnte keine Körperschaft brauchen, die irgendwie im „autonomen“ Elsaß-Lothringen wurzelte. Seine Mitglieder waren — sie möchten erklären, was sie wollten — Landtags-

abgeordnete, gewählt durch allgemeine, gleiche und geheime Wahl zu dem Zwecke, die territorialen Interessen Elsaß-Lothringens zu vertreten und ihm zum Ausbau seiner staatlichen Autonomie zu verhelfen. Ihr Mandat war das Mandat eines partikularistischen Elsaß-Lothringens, das nicht daran gedacht hatte, sich um anderer willen seiner Freiheit und Einheit berauben zu lassen. Wie leicht hätten auch sie sich wieder, wenn der erste Rausch vorüber war, ihrer partikularistischen Herkunft erinnern können. Ertönte doch dieser Ton auch schon in der Erklärung vom 5. 12. zum Leidwesen all der Ueberfranzosen, die sich damals in Presse und Öffentlichkeit unserer Heimat das Wort anmaßten, indem man mit wohlüberlegter Deutlichkeit darauf hinwies, daß „der Schutz der Ueberlieferung, des Glaubens, der wirtschaftlichen Interessen von den Führern der siegreichen Armeen feierlich gewährleistet worden sei.“ Auch dieser Nationalrat konnte sich so der Tatsache nicht ganz verschließen, daß die Bevölkerung Elsaß-Lothringens eine in sich geschlossene Gemeinschaft von besonderer volkhafter Art, von besonderen kulturellen und wirtschaftlichen Interessen war, die sofort völlig Frankreich einzugliedern unmöglich sei. Er unterstand doch auch der heimischen Atmosphäre, die trotz der Orgie blau-weiß-roter Begeisterung, die sich durch die Straßen wälzte, schon damals für das Vätererbe fürchtete und von Frankreich, wenn auch keine staatspolitische, so doch die „regionalistische Autonomie“ zu fordern begann. Auch er sah schon in den ersten Wochen die Zerstörung und bangte für die Zukunft. So entschloß er sich denn — es war im selben Monat Dezember 1918 — sich mit folgendem vielsagendem Dokument an den französischen Ministerpräsidenten zu wenden:

„Der Nationalrat würde sich einer Pflichtverletzung schuldig machen, wenn er nicht die Aufmerksamkeit des Herrn Ministerpräsidenten auf folgende Punkte lenkte:

Elsaß-Lothringen besaß bisher in Straßburg im Ministerium von Elsaß-Lothringen eine Zentralverwaltung für alle Fragen des Finanzwesens, der Schule, des Gerichtswesens usw., die nicht zur Zuständigkeit des Reiches gehörten. Selbst einige Reichsverwaltungen, wie die des Eisenbahnwesens, besaßen in Straßburg ihre Direktionen mit ausgedehnten Vollmachten.

Der Nationalrat verfolgt mit einer gewissen Sorge den allzu schnellen Uebergang von diesem System zur ausgesprochenen Departementsverfassung, welche die Präfekten allzuehr von den Pariser Dienststellen abhängig macht.

Der Nationalrat erlaubt sich daher den Wunsch auszusprechen, daß der Oberkommissar mit Vollmachten versehen werde, die es ihm ermöglichen, in Straßburg selbst die zahlreichen, über den Rahmen eines Departements hinausreichenden brennenden Fragen, die unser Land betreffen, zu erledigen.

Aus einer derartigen Organisation würde die Einheit des Gesichtspunktes und der Direktiven erwachsen, die der Nationalrat in der Uebergangszeit für außerordentlich wichtig hält, würde doch sonst die völlige Desorganisation aller Dienstzweige eintreten.

Der Oberkommissar wäre auch diejenige Stelle, der die Bevölkerung, die sozialen Körperschaften eintretendenfalls ihre Beschwerden, ihre Reformvorschläge usw. unterbreiten könnten.

Um das Werk des Uebergangs zu erleichtern ist der Nationalrat bereit, Stellung zu den notwendigen Maßnahmen zu nehmen. Befürchtet er doch, daß sich Einflüsse geltend machen, die die Sinnesart und Bedürfnisse des Landes nicht genügend berücksichtigen.

Der Nationalrat glaubt daher im Interesse der französischen Sache zu handeln, wenn er seine Mitwirkung bei dem Werke, das uns allen am Herzen liegt, vorschlägt. Diese Zusammenarbeit würde vielleicht unzeitgemäße und übercille Maßnahmen verhindern können.“ (La démocratie nouvelle Nr. 218 vom 22. IV. 1919.)

Die Antwort, die am 14. I. 1919 vonseiten der französischen Regierung erfolgte, war keine Antwort. „La démocratie nouvelle“ sagt von ihr, sie sei

„in dem gewandten Stil unserer Verwaltung abgefaßt, aber durch die gekünstelten Phrasen hindurch lasse das Schriftstück die bestimmte Absicht hindurchscheinen, die Wünsche des Nationalrats nicht zu erfüllen“.

Es war wohl die letzte politische Meinungsäußerung des Nationalrats. Als Landtag eines gliedstaatähnlichen Elsaß-Lothringen, der hätte berufen sein können, Volk und Staat zu voller Staatlichkeit zu führen, entstanden, hat er das wohlverdiente Schicksal erlebt, von demselben Frankreich, dem er das Land ausgeliefert hatte, als unbrauchbar zurückgewiesen zu werden, als er sich anbot, an der Neugestaltung Elsaß-Lothringens mitzuwirken. Er hat sich bald darauf unnütz geworden, stillschweigend aufgelöst. Er hat es an seinem eigenen Leibe erleben müssen, daß es mit der elsäß-lothringischen Freiheit zu Ende war; er hat verspüren müssen, daß zwischen Frankreichs Worten und Frankreichs Handlungsweise eine Kluft klafft: Die elsäß-lothringische Freiheit und die liberté der Franzosen sind unvereinbar, der Elsässer wird schließlich doch entweder die eine oder die andere wählen müssen.

Freiheit gibt es in Frankreich nur für den Franzosen. Elsaß-Lothringen gehört als französisches Gebiet zur „république une et indivisible“. Diese aber kennt die Scheidung nicht zwischen zentraler und territorialer Sphäre. Nur im Bundesstaat „bestehen mehrere Herrschaften“, von denen jede ihre Grundlage in einem Volke hat. Nur im Bundesstaat besteht außer der „ursprünglichen Gewalt“ der Zentrale, die „ursprüngliche“ Gewalt der Einzelstaaten, aus denen die Zentrale sich zusammensetzt. Im französischen Einheitsstaat wird Elsaß-Lothringen dauernd unfrei sein, es sei denn, seine Bewohner lernen sich in ihrer großen Mehrheit als Franzosen fühlen und verzichten auf die Idee besonderer elsäß-lothringischer Freiheit und Einheit. Unzweifelhaft gibt es Elsaß-Lothringer alemannisch-fränkischer Herkunft, die von Frankreich innerlich so ergriffen sind, daß sie als Franzosen die Idee besonderer elsäß-lothringischer Freiheit, als dem nationalen Gedanken zuwider ablehnen. Ein gut Teil der Bevölkerung unseres Heimatlandes — es ist keine Phrase, wenn wir sagen: bei weitem die Mehrheit — würde aber mit Freude auf die französische Freiheit verzichten, wenn sie dafür die elsäß-lothringische eintauschen könnte. Es war Elsaß-Lothringens Verhängnis, daß im entscheidenden Augenblick die Verfechter des französischen Freiheitsideals das Heft in die Hand bekamen und so nicht nur Frankreichs, sondern auch ihre im Sinken begriffene Herrschaft im Lande erneuert aufrichteten.

Es ist die elsäß-lothringische Bourgeoisie, die wir meinen. Als Revolutions- und Kriegsgewinnler waren einst viele der Vorfahren dieser Familien in die Höhe gekommen, als das alte Elsaß, das alte Lothringen in den Stürmen der Revolution zerbrachen. Geschichtslos hatten sie sich der Sonne Paris verschrieben, die ihnen den sozialen Aufstieg und den politischen Einfluß brachte. Weder das unbourgeoise Deutsche Reich, noch der autonome elsäß-lothringische Bundesstaat könnte ihnen Ersatz für den Verlust dieser Sonne bieten. So waren sie trotz ihrer germanischen Herkunft Franzosen geworden und waren es die deutsche Zeit über geblieben. Unerwartet winkte ihnen die Möglichkeit der Rückkehr auf den mütterlichen Boden der bourgeoisen Republik Frankreich, die ihrem individualistischen Gesellschaftsideal entsprach. Es galt, damit der Sieg vollständig sei, auch die politische Form zu zerschlagen, die die Heimat unter dem Einfluß des blutverwandten deutschen Wesens zu entwickeln begonnen hatte, auf daß sich auch zwischen den elsässischen Menschen und die französische Nation keine lokale Zwischenschicht mehr einschiebe, die die Auflösung der elsäß-lothringischen Gesellschaft in die französische hätte verzögern können. Zerschlagung der elsäß-lothringischen Einheit, Atomisierung der elsäß-lothringischen Gesellschaft, Erötung des heimatlichen Gemeingeistes, Herrschaft bourgeoiser Lebens- und Geistesverfassung unter Zurückdrängung nicht nur des Selbstverwaltungs-, sondern auch des berufsständischen Assoziationsgedankens, unter Zurückdrängung auch der deutschen Muttersprache zu Gunsten der französischen Fremdsprache, das forderte im Winter 1918 nicht nur Frankreich, sondern auch ein gut Teil der elsässischen Bourgeoisie von ihrer volksdeutschen Heimat. Sie konnten handeln und reden; die Masse des Volkes aber, derer beraubt, die eigentlich seine Wortführer hätten sein müssen, blieb im Grunde still und stumm; sie ließ die blau-weiß-rote Orgie über sich ergehen, da sie sich ihrer nicht erwehren konnte und sagte im

Anblick der Landfremden von Westen: Wir werden auch diesmal bleiben, was wir waren und sind: Elsässer und Lothringer, die auf eigener Scholle wohnen.

So brachte das Jahr 1918 das vorläufige Ende der staatlichen Autonomiebewegung in Elsaß-Lothringen. Das zentralistische Frankreich streckte seine Hand nach Elsaß-Lothringen aus. Es hatte den Anschein, als ob sie ergriffen wurde. Es zeigte sich aber bald, daß es außer denen, die sie ergriffen, die große Masse derer gab, die Frankreichs Herrschaft wieder einmal über sich ergehen ließen, von Frankreich aber die Achtung der Sonderart von Land und Leuten erwarteten. Der elsäß-lothringische Freiheitsgedanke, der zu schwach gewesen war, sich als staatspolitische Idee Frankreich gegenüber zur Geltung zu bringen, er reckte sich in Bälde wieder als regionalistischer Gedanke auf, als Abwehrgedanke gegenüber den Eingriffen Frankreichs in das Eigenleben der Bevölkerung. Das germanische Elsaß und Lothringen ist heute weniger denn je bereit, seiner Bourgeoisie auf dem Wege der Verbrennung des germanischen Heimatgutes zur größeren Ehre Frankreichs vorbehalten zu folgen.

Es bleibt ein Volk, wie es von Natur ist, lange noch im Grunde, auch wenn Schichten, die nach oben steigen, sich von der Naturgrundlage entfernen, und sich einer fremden Kultur ergeben. Es ist aber ein Unglück für ein Volk, wenn es von diesem Schicksal betroffen wird. Die, die seine Führer sein sollten bei der Entwicklung, der in seiner Natur liegenden Möglichkeiten, reden eine fremde Sprache, denken fremde Gedanken, haben fremde Ziele, verfechten ihrem eigenen Volke gegenüber fremde Interessen. Es wird dem Volke unmöglich, in den Besitz eines Organes zu kommen, das wirklich für es spricht; es ist in den wichtigsten Augenblicken dazu verurteilt, still und stumm zu sein; es gerät immer wieder leicht unter die fremde Herrschaft, denn die von den Fremden gewonnene Oberschicht führt die Geschäfte dieser Fremden dem eigenen Volke gegenüber. Das ist der Zustand, in den das einst so stolze Elsaß der „Heimatschützer Brant, Moscherosch, Wimpfeling“ — so nennt sie der Baseler Historiker Wackernagel in seiner Geschichte des Elsasses — durch die böse Tat Ludwigs XIV. langsam hineingeraten ist. Germanisches Volk, das aus Frankreichs Hand essen muß, stirbt leicht daran, weniger in seiner primitiven Sonderart, als in seinem Selbstbewußtsein, in seinem Charakter. Das ist der schwerste Vorwurf, den wir Elsässer, die wir uns nicht in Frankreichs Hörigkeit begeben, Frankreich machen, daß es unserm elsässischen Heimatvolk die Seele aus dem Leibe reißt und seinen Charakter zerstört. Darum kann es für uns keine Gemeinschaft mit Frankreich geben. Weil es das auch fühlt, ist das Elsaß, ist Deutschlothringen, soweit es noch bodenständig ist, heute regionalistisch.

Das revolutionäre Frankreich war grundsätzlich antiregionalistisch. Das offizielle Frankreich ist es heute noch. Es hoffte, auf die Blumenthal und Wetterlé, auf die Bourgeoisie und ihren Anhang gestützt, auf leichte Arbeit. So ward denn das in Straßburg zentralisierte Verwaltungsgebäude des Reichslandstaates gleich bei Beginn der Besetzung zerstört und das Land 3 Kommissaren der Republik unterstellt, die in Straßburg, Colmar, Metz ihren Sitz hatten und direkt dem Ministerium in Paris unterstanden. Paris sollte die einzige Zentrale für Elsaß-Lothringen sein, das Land sollte seine Hauptstadt, seine Eigenverwaltung, seine politischen Einrichtungen verlieren; das Französische sollte die einzige Verwaltungs- und Schulsprache sein, das Deutsche wurde in Acht und Bann getan. Damit aber stieß man auf den empfindlichen Nerv der unbourgeoisen Bevölkerung. Es bemächtigte sich ihrer eine tief greifende Erregung. In Vereinen und Verbänden, bei Arbeitern, Angestellten und Beamten, in den politischen Parteien und den kirchlichen Gemeinschaften machte sich die Seele des Volkes spontan Luft, so daß Frankreich schon im Frühjahr 1919 zum Einlenken gezwungen war. Es verzichtete fürs erste auf die Durchführung des Departementalismus und stellte die autonome Landesverwaltung einigermaßen wieder her, ohne sie aber, wie man in Elsaß-Lothringen selbst wünschte, in die Hand von Eingeborenen zu legen. Millerand wurde Generalkommissar; unter ihm traten die Mi-

nisterialabteilungen wieder ins Leben. Elsaß-Lothringen war nun wieder in einer ähnlichen Lage wie die province étrangère des anciens régimes. Die Beseitigung der Einheit des Territoriums war an dem Willen der Bevölkerung gescheitert, aber es untersteht nun wieder, auch in seinen territorialen Angelegenheiten, der französischen Zentralgewalt, die von Paris aus seine Geschicke bestimmte und bestimmt. Es ist Frankreichs Regierung, Frankreichs Parlament, die über elsäß-lothringische Dinge entscheiden. Sie sind jederzeit in der Lage, auch der provinziellen Autonomie des Landes ein Ende zu bereiten. Im Frühjahr dieses Jahres hat der französische Justizminister, dem die elsäß-lothringische Verwaltung seit kurzem untersteht, erklärt, daß in allernächster Zeit ein Gesetzentwurf in der Kammer eingebracht werde, wonach das Generalkommissariat zum 1. Juli 1924 aufgehoben werde. Sogar Herr Wetterlé ist darüber erschrocken. Er schrieb am 13. IV. in seinem „Nouvel Rhin français“, daß der Schritt ein recht unglückseliger sei, da die Kammerwahlen bevorstünden: „In den drei Departements wird sich der Kampf um die so umstrittene Frage des Regionalismus drehen mit all seinen Rückwirkungen, die er auf die nationalen Gefühle der Bevölkerung haben kann.“

Es ist nicht anders, Elsaß-Lothringen untersteht wieder einer landfremden Gewalt, auf die es im Grunde keinen Einfluß hat, es untersteht nicht „eigenen Gesetzen“. Selbst wenn die elsäß-lothringischen Kammerabgeordneten sich im Widerspruch zur Volksmeinung bereitfinden, ihre Zustimmung zu der Zerschlagung der Provinzialverwaltung zu geben, es käme darin nicht der Wille des elsäß-lothringischen Volkes, es käme höchstens der Wille des verhältnismäßig kleinen Kreises von Panfranzosen im Lande zur Geltung, deren Bedeutung ohne die Rückendeckung durch Frankreich in Nichts zerflösse. Zwar hat Frankreich zunächst dem Wunsche nach territorialer Autonomie soweit nachgegeben, daß ein Conseil Consultatif in Straßburg geschaffen wurde, in dem die Stimmung des Volkes zum Ausdruck kommen sollte. Aber dieser Conseil ist ein unzulänglicher Ersatz des ehemaligen Landtags. Er ist eine gehörig gesiebte Körperschaft indirekter Wahl, rein beratenden Charakters, über dessen Wünsche sich die Regierung in allem Wesentlichen nach eigenem Gutdünken hinwegsetzt. Jene Erklärung des Justizministers über die Aufhebung des Generalkommissars ist ohne Befragung dieses Conseil Consultatif ergangen. Seine Existenz soll das Volk über den Verlust seiner Freiheit hinwegtäuschen; schließlich soll er selber überflüssig werden. Generalkommissariat und conseil consultatif sind zum Zwecke der Erleichterung des Uebergangs geschaffen, sind Zugeständnisse auf Zeit, die rückgängig gemacht werden sollen, sobald Frankreich das Land für die Einbeziehung in sein Departementalsystem für reif erachtet. Sie sind daher das direkte Gegenteil von den Einrichtungen, die das Deutsche Reich geschaffen hat. Zwar war das Ministerium von Elsaß-Lothringen auch Reichsbehörde, zwar war der Landesauschuß auch ein Geschöpf der Gesetzgebungsgewalt des Reichs, aber sie trugen in sich den Keim zur Verwirklichung bundesstaatlicher Autonomie, wobei die „ursprüngliche“ Gewalt ins Land selbst verlegt worden wäre. Was Frankreich aber geschaffen hat, sind Einrichtungen vorübergehenden Charakters, die ihm auf ihre Weise bei der Abtragung des territorial-staatlichen und der volkhafte Eigenart Elsaß-Lothringens behilflich sein sollen. Das Prinzip, nach dem der französische Staat gefügt ist, erträgt keine politische Sphäre territorialen Charakters: Elsässische, elsäß-lothringische Freiheit sind im Rahmen Frankreichs unmöglich. Freiheit gibt es in Frankreich nur für den, der wirklich Franzose ist. Die Republik ist „une et indivisible“.

Politisch Franzose sein, seine andere volkhafte Art aber behaupten wollen, das ist in den Augen Frankreichs eine Unmöglichkeit. Die république une et indivisible verlangt die Menschen ganz, sie kann sich ihrem ganzen Wesen nach nicht mit der loyalen Erfüllung der Bürgerpflichten begnügen; sie fordert von dem, der französischer Bürger sein soll, auch das Untertauchen in der civilisation française, deren äußeres Band die französische Sprache ist. Schon daß die Masse des elsäß-lothringischen Volkes an ihrem deutschen Dialekt festhält, erscheint ihr als freventliche Versündigung am nationalen Gedanken. Der Sprachen- und Schulkampf, der in Elsaß-Lothringen zurzeit geführt wird, ist daher nicht ein Kampf, der auch einmal wieder aufhören könnte, wenn die Geister sich beruhigt haben; er ist das notwendige Ergebnis der französischen Gesellschafts- und Staatsidee. Es bleibt also den Elsaß-Lothringern, solange sie französische Bürger sind, nicht einmal die Freiheit der Selbstbestimmung in kulturellen Dingen.

Elsässische, elsäß-lothringische Freiheit kann es im Rahmen Frankreichs nicht geben. Wohl kann im Lande französische Freiheit wachsen. Es ist die Freiheit des Elsässers, des Lothringers, der zum Franzosen geworden ist und sich mit Frankreich anschiebt, die geschlossene Eigenart seines elsäß-lothringischen Heimatvolkes zu zerstören, auf daß es in wuzellose Einzelindividuen zerflattere, die von der civilisation française mit Beschlag belegt werden können. Diejenigen Elsässer und Deutschlothringer aber, die sich im Rahmen Frankreichs als volkhafte Einheit fühlen, sind zur Unfreiheit verdammt. Frei ist, so begannen wir mit R. Redtslob, wer „eigenen Gesetzen“ gehorcht, „die man selber will, ins Leben ruft, stärkt und beschützt“. Unfrei ist, wer den Zwang fremden Gesetzes erleidet. Eigene Gesetze aber sind Gesetze, „welche die Bevölkerung durch Bildung „ursprünglicher Herrschaft“ sich selber gibt“. Darauf kommt es an, „daß die Form aus dem Willen der Untertanen erwächst“.

Das ist, so führten wir zu Anfang dieser Aufsatzreihe aus, in Frankreich der Fall, es ist in den deutschen Staaten im Deutschen Reich, es ist in der Schweiz der Fall. Dies aber ist, damit sei unsere Betrachtung von elsässischer Freiheit und Einheit beschlossen, für unser Elsaß nicht der Fall, solange es ein Elsässertum gibt, das sich Frankreich gegenüber als etwas Besonderes fühlt.

Im Namen der Freiheit hat Frankreich in unserm Heimatlande Unfreiheit geschaffen. Es lügt, wenn es behauptet, daß das Freiheit sei. Und schlimmer noch: es überredet, es zwingt zur Lüge! Das aber ist das schlimmste, was man einer Bevölkerung antun kann: Frankreich verwüstet unsere Heimat im Sittlichen. Indem es sie von seiner Natur abzuziehen versucht, in der doch die eigentlichen Wurzeln ihrer Kraft liegen, gleicht es dem Vampyr, der sich an Lebendiges heftet, um ihm das Blut zu entziehen, auf daß es hinsieche und sterbe.

Noch aber ist es nicht so weit im Elsaß und Deutschlothringen. Sie haben sich beide in ihrer Volksart bis zum Jahre 1870 erhalten, sie haben dann die Idee der elsäß-lothringischen Eigenstaatlichkeit zu entwickeln begonnen; sie haben sich zwar in den kurzen 48 Jahren nicht recht zur Gemeinschaft ausreifen können; es bleibt aber die Erinnerung an die Aufgabe fort, die sie sich einst gestellt hatten, an jene Aufgabe, für die dauerndes Symbol das Landtagsgebäude in Straßburg ist, das einst auf den Antrag elsässischer Männer hin errichtet wurde. Vielleicht leuchtet auch ihnen einmal die Sonne der Freiheit.

Lehrreiches von der heutigen elsässischen Presse.

— Fortschreitende Vertrustung — Einige „Fälle“ aus jüngster Zeit — Neugruppierungen, Neuerscheinungen.

— Rückgrat? — Wetterlé, Blumenthal und Camille Dahlet zur französischen Rheinpolitik —

von J. Karcher.

Hinter die Kulissen des politischen Theaters einen Blick zu werfen, ist der breiteren Öffentlichkeit selten vergönnt, im heutigen Elsaß seltener noch als anderwärts. Wer bestimmt den politischen Kurs? Wer sind die Hintermänner? Wer ist's, der uns die Ware „öffentliche Meinung“ verkauft?

Seit einiger Zeit beschäftigt sich die Presse des Elsasses mit diesen ihr naheliegenden Dingen erfreulich eifrig. Einige aufsehenerregende Fälle im Zeitungswesen des Landes boten den Anlaß, parteipolitische Taktik spielte vielfach mit, der Wunsch, den Gegner und Konkurrenten als räudiges Schaf anzuprangern.

Worüber wir dadurch unterrichtet worden sind, stellt sich wie folgt dar:

Ein mustergültig geleiteter, geschickt überlegter und technisch wie kaufmännisch gut aufgebauter Zeitungskonzern, der erste im Elsaß, ging von der Colmarer „Société Alsacienne d'Édition“ aus, deren Hauptblatt der bekannte „Elsässer Kurier“ in Colmar ist, das Organ des Dr. Haegy. Von dem gemeinsamen Mittelpunkt aus wurden sog. Kopfblätter gegründet; heute sind angeschlossen das „Mülhauser Volksblatt“, das „Echo de Séléstat“ (in Schlettstadt), das „Echo de Thann-Masevaux“, ferner je ein Blatt in Gebweiler, St. Ludwig und Rappoltswiler. Gemeinsame Belieferung mit Nachrichtendienst, politischen Aufsätzen, wirtschaftlichen Berichten usw., gemeinsamer Einkauf des Papiers usw. bedeutete eine fühlbare Herabminderung der Generalunkosten, was einen Ausbau der Blätter ermöglichte und dadurch Bezieherkreis und politische Stosskraft vergrößerte. Handelt es sich in diesem Falle um einen Trust katholischer Blätter, vereint durch die Gemeinschaftlichkeit der politischen und weltanschaulichen Richtung, so hat der andere Trust rein kapitalistische Hintergründe, eine Erscheinung, die weit bedenklicher stimmt.

Dieser zweite Konzern hat zum Mittelpunkt den Verlag der „Straßburger Neuesten Nachrichten“, dem bisher schon als Ableger die „Colmarer Neuesten Nachrichten“ gehörten, und der nun zum 1. Juli den in Colmar erscheinenden „Démocrate du Haut-Rhin“ nebst seinen drei oberelsässischen Kopfblättern im Sundgau, in Münster und in Neubreisach an sich zu ziehen verstanden hat. Infolge des Kaufs des „Démocrate“ ist dieser verschwunden, sein Titel wird lediglich als Untertitel der „Colmarer Neuesten Nachrichten“ weitergeführt. Damit ist die Reihe der Blätter vom „General-Anzeiger“-Stil vermehrt, wo parteipolitische Farblosigkeit mit geschäftstüchtiger gouvernemental-patriotischer Aufmachung in trauem Verein erscheinen. Durch zehn Seiten Reklame-Anzeigen ergibt sich die Möglichkeit „viel“ zu bieten, was den Leserkreis anschwellen läßt.

Ein dritter Pressekonzern scheint im Unter-Elsaß zu entstehen, ein Konzern katholischer Blätter, wie er im Ober-Elsaß bereits wirksam tätig ist. Es handelt sich hier um Ansätze, auf die die „Lothringer Volkszeitung“ vom 6. Juli aufmerksam macht: der in Straßburg erscheinende „Elsässer“ besitzt in Hagenau einen Ableger unter dem Titel: „Unterländer Kurier“. Die gleichfalls in Hagenau erscheinende „Hagenauer Zeitung“, bisher liberal gerichtet, ist in letzter Zeit, zugleich mit Ablegern in Zabern und Saargemünd, aus dem Besitz eines Herrn Baumeister in den eines katholischen Konsortiums übergegangen. Es ist anzunehmen, daß die beiden katholischen Hagenauer Blätter zusammengelegt werden; damit wäre ein Kreis von vier Blättern geschaffen, dem hohe Bedeutung zukäme, dessen Haltung allerdings entsprechend der des Hauptblattes, des „Elsässers“, weit gouvernementaler ausfallen dürfte als die des oberelsässischen Blätterkonzerns, der die engeren Heimatinteressen im Allgemeinen höher stellt als das Wohlwollen der Pariser amtlichen und außeramtlichen Stellen.

Zwei „Fälle“ aus der elsässischen Pressewelt sollen zur Beleuchtung der Verhältnisse hier erwähnt werden. Der eine Fall ist bereits kurz gestreift worden: der Erwerb des „Démocrate“ durch den Verlag der „Straßburger Neuesten Nachrichten“.

Die Straßburger „Freie Presse“ berichtete darüber:

Der Besitzwechsel im „Démocrate“ ist in den Spalten des Blattes bis heute nicht mit einer Silbe erwähnt worden. Obwohl der Kauf am 1. Juli bereits perfekt war, der Redaktionswechsel in brüsker Art vor dem 1. Juli sich vollzog und die Besitzergreifung in aller Form bereits erfolgt ist, haben die Abonnenten des „Démocrate“ nur auf dem Wege über den „Kurier“ (!) von diesem Besitzwechsel, der mit einer politischen Umstellung verbunden ist, erfahren. Auch die neuen Besitzer des Blattes, die „Neuesten Nachrichten“, haben in ihrem Colmarer Ableger der Öffentlichkeit noch nichts von dem getätigten Kauf mitgeteilt. Man will es ihnen anscheinend überlassen, selbst herauszufinden, daß ihr Blatt in der Nacht vom 30. Juni auf den 1. Juli zu einem neutralen Blatt geworden ist. Wie man hört, soll geplant sein, dasselbe schon in nächster Zeit in den „Colmarer Neuesten Nachrichten“ restlos aufgehen zu lassen. Statt des „Démocrate“ bekämen dann die Abonnenten die „Colmarer Neuesten Nachrichten“ zugestellt.

Für die Heimlichkeit, mit der hier vorgegangen wurde, ist es bezeichnend, daß der Chefredakteur des „Démocrate“, Risch, selbst erst am 30. Juni, nach Abschluß der Nummer, seine Entlassung — die im Kaufvertrag Bedingung war! — erfuhr. So war ihm nicht einmal gestattet, sich in seinem Blatte von den Lesern zu verabschieden. Risch mußte zu dem früher oft von ihm bekämpften „Elsässer Kurier“ seine Zurlucht nehmen, um sich hier in einem Offenen Briefe von den Freunden des „Démocrate“ zu verabschieden. Für den „Kurier“ ein anerkennenswertes Zeichen ehrlicher Kollegialität! Die frühere Besitzerin des „Démocrate“, die „Imprimerie Strasbourgeoise“, hat durch diese unfeine Handlungsweise kein Heldentstück geleistet; sie hat es sich aus der Presse verschiedenster Richtung bescheinigt gesehen.

Die Geschichte der Wandlungen des „Démocrate“ seit Waffenstillstand verdient hier eine kurze Skizzierung. Wir erinnern an jene Entlassung des gesamten Redaktionsstabes unter Bury, der über Sonntag Knall und Fall ohne Kündigung entlassen wurde — die Samstag-Nummer hatten sie redigiert, am Montag durften sie die Räume der Redaktion nicht mehr betreten. Die übrige Presse hatte damals Protest dagegen erhoben, daß dieser Eingriff in die Freiheit der Meinung auf Befehl des Straßburger Generalkommissars erfolgte, die mit Entzug der großen Druckaufträge der Präfektur gedroht hatte! Welche „Begründung“ gab damals eine amtliche Auslassung? Einer der entlassenen Redakteure sei früher „officier boche“ gewesen! Der wahre Grund war gewesen: die Redaktion des „Démocrate“ hatte sich des hohen Gedankens erinnert, dem Elsaß komme die Rolle des Vermittlers zwischen West und Ost zu! Eine Sonntagsbeilage „Die Brücke“ sollte diesem Gedanken Ausdruck verleihen; Bury besprach in ihr Neuerscheinung des deutschen Buchhandels. Man bedenke das Verbrechen! Auf Bury folgte ein Herr Lamba — er soll direkt aus der Presseabteilung des Generalkommissars nach Colmar „versetzt“ worden sein! — Als unter seiner unfähigen Leitung der „Démocrate“ am Eingehen war, gewann der Verlag eine junge Kraft, Risch, der dem Blatte einen un-

verkennbaren Aufschwung brachte — zahlenmäßig sichtlich im Kaufpreis, den die „N. N.“ jetzt zahlten, — der aber die häßliche Eigenschaft hatte, eigenes Urteil beweisen zu wollen, ein fluchwürdiges Verbrechen im „befreiten“ Elsaß.

Ein anderer Fall betrifft das „Journal d'Alsace et de Lorraine“ in Straßburg und wiederum die „Straßburger Neuesten Nachrichten“. Das Franzosenblatt hatte seinen letzten elsässer Redakteur, Xavier Kübler, in wenig schöner Form kürzlich entlassen. Die „Straßburger N. N.“ warfen sich eines Tages in die Brust; sie teilten mit, daß sie Herrn Kübler in die Redaktion aufgenommen hätten. Sie taten das mit der in unsrer Heimat heute üblichen schmierigen Selbstbeweihräucherung. Ein dem Ereignis gewidmeter Artikel rühmte Kübler und andre Mitarbeiter des „Journal d'Alsace“, „die aus dem Kerker in Deutschland entkommen konnten, um gleich nach dem Waffenstillstand ihre Arbeit wieder aufzunehmen. Trotz ihres schlechten Gesundheitszustandes unterzogen sich diese arbeitsfreudig der schweren Aufgabe nationaler Assimilation, und ihnen ist es zu verdanken, daß das neue französische Gebäude ohne Schaden auf den alten Fundamenten aufgebaut werden konnte. . . . Das Werk ist vollendet. Das Leben hat seinen Fortgang genommen. Die Mitarbeiter am Befreiungswerk sind überflüssig geworden. . . .“ So gering unsere Liebe zum „Journal d'Alsace“ natürlich ist, haben wir doch einige Freude daran gehabt, wie es die „N. N.“ daran erinnerte, daß „zur Zeit, da im Elsaß Zeitungen wie die unsrige die öffentliche Meinung auführten, um das Land von der schweren Vormundschaft Berlins zu befreien, die „N. N.“ auf der anderen Seite der Barrikade zu finden waren. . . .“ Wir sind gewiß nicht die Einzigen im Elsaß, die bedauern, daß unser Kampf damals nicht mehr Einfluß auf die Gesinnung der Redakteure der „N. N.“ hatte. Wir wünschen, daß Herr Kübler durch seine Bemühungen dazu gelange, diese Zeitung auf den neuen Weg zu führen, den sie so glücklich (!) seit dem Waffenstillstand gewählt hat, und sie auf dem guten Weg zu halten!

Wie gesagt, wir gönnen den streberischen „N. N.“ diesen Nasenstüber von ganzem Herzen.

Herr Jean Knittel, die Verkörperung des „Neueste Nachrichten“-Geistes, hat übrigens vor Monatsfrist vom polnischen Konsul in Straßburg den Orden „Polonia Restituta“ überreicht bekommen, und zwar „für die Verdienste, die sich unser Chefredakteur um die polnische Sache seit dem Vertrage von Versailles, der die Unabhängigkeit Polens schuf, erworben hat.“ (So teilt das Blatt mit!) Auch hier sind wir wieder boshaft und setzen die Glückwünsche Camille Dahlets hierher, die er in der „République“ (5. Juli) bringt:

„Wir entbieten unserm sympathischen Kollegen aus der Blauwolkengasse unsere allerherzlichsten Glückwünsche zu diesem neuesten Treffer, der ein weiteres begrüßenswertes Glied in der Kette der Dekorationen bildet, durch die in der jüngsten Zeit wenigstens der dringendste Bedarf einiger hiesiger bisher verwalter Journalistenknopflöcher glücklich gedeckt worden ist.“

Gerade Herr Knittel würde bekanntlich im Anschluß an die Journalistenreise nach Nordafrika für seine besonders großen Verdienste um Marokko mit einem hohen marokkanischen Orden ausgezeichnet. Die heutige Ehrung wird deshalb in weiten Kreisen Anklang finden, zumal die Verdienste unseres Kollegen um die Unabhängigkeit Polens gewiß nicht geringer einzuschätzen sein dürften als die um die Unabhängigkeit Marokkos.

Noch ist Polen nicht verloren!



Zwei Nachrichten werden von Interesse sein: Mit dem 15. August hört Wetterlés „Nouveau Rhin Français“ zu erscheinen auf; an seine Stelle tritt ein katholisches französisch geschriebenes Blatt, das auch den „Courier de Strasbourg“ ersetzt, dessen Leiter (de Férency) das neue Colmarer Blatt, den „Nouvelliste d'Alsace“ übernimmt.

Und vom 1. September ab erscheint das lange angekündigte neue deutschsprachige katholische Straßburger Blatt „Echo d'Alsace“, das im Gegensatz zum „Elsässer“ — nationale Politik treiben soll! Patriotischer noch als der „Elsässer“? Da sind wir recht gespannt.

Die elsässische Presse ist bald dor. französischen restlos „assimiliert“. Wir führen daher eine Charakterisierung — so weit da von „Charakter“ zu sprechen ist — der französischen Presse an, die Tardieu im Pariser „Echo national“ gegeben hat. Tardieu sprach von der „Chloroformierung der öffentlichen Meinung“ durch die großen Pariser Informationsblätter, von denen er nachwies, wie sie fast alle „einer jeden Regierung, die sich gerade am Ruder befindet, Weihrauch streuen, jeder Handlung der augenblicklich herrschenden Personen und Regierungen zustimmen, auch wenn sie dadurch in die Lage versetzt sind, in kurzer Zeit die gerade entgegengesetzten Dinge verteidigen zu müssen.“ Die Aufgabe der Pariser Blätter ist es seit Jahren, „die parlamentarische Ruhe der Regierung sicher zu stellen“, „das Land zu Nutz und Frommen der jeweilig Regierenden einzuschläfern“. Daß es im Elsaß noch nicht ganz so weit gekommen ist, darf ruhig den 50 Jahren der „botte allemande“ als Verdienst angerechnet werden. Bis 1914 galt es als eine Selbstverständlichkeit, daß die Blätter ihrer eigenen Meinung ohne Schablone Ausdruck gaben. Das heutige vielfache Versagen der elsässischen Presse im Kampf um die Heimatrechte hat den gleichen Grund, der dem politischen und kulturellen Leben überhaupt das Signum aufdrückt: „parceque l'Alsace manque d'hommes pour défendre ses libertés“, „weil es dem Elsaß an Männern fehlt, die seine Freiheiten verteidigen“. Dies Urteil steht in der — „Revue des Deux Mondes“ vom 15. Juli auf Seite 309!

Der „Elsässer“ vom 8. August bringt eine Meldung — ohne Kommentar! ohne Kritik! wie er gleich darunter von einem Selbstmord, einem Einbruch, einem verlorenen Prozeß und von einem Unglücksfall beim Spiel mit Streichhölzern spricht:

„Birkenwald, 6. August — Ausgewiesen. Die von hier gebürtige M. Diemert hatte sich im Jahre 1920 mit einem Deutschen verheiratet und hat nun, als sie die Einreise ins Elsaß begehrte, dieselbe verweigert bekommen. Dieser Tage kam sie nun ohne Einreiseerlaubnis per Schiff von Duisburg in Lauterburg an und fuhr von dort nach hier zum Besuch ihrer Eltern. Die Gendarmerie von Marmoutier hatte aber von der Anwesenheit der zur Ausländerin Gewordenen Wind bekommen und hat sie heute an die Kehler Brücke geführt.“

Wenn eine Elsässerin ihre Eltern in der Heimat besuchen will, verweigert man ihr die Zureise. Kommt sie dann trotzdem und wird als „indésirable“ über die Grenze geschafft — von französischen Gendarmen, die aus elsässischen Steuern unterhalten werden! —

dann applaudiert ein Blatt, das sich stolz „Der Elsässer“ nennt. Pfui Teufel!

Am 29. Juli fand in Koblenz der französischerseits gut aufgezugene „Kongreß der Vereinigungen der Volksparteien des Rheinlandes“ („Der Elsässer“ vom 31. Juli) statt, über den die elsässische Presse ausführlich berichtet. Der „Elsässer“ — wie gesagt, er ist nicht „national“ genug und bekommt einen braveren Konkurrenten zur Seite! — berichtet getreu dem Havas-Schema: „unter dem preußischen Joch“, „niemals Redefreiheit gehabt“, „wir sind keine Franzosen, aber wir lieben Frankreich“, „Los von Berlin“, „Es gibt keine preußische Nation, nur einen preußischen Mechanismus, und den wollen wir nicht (Beifall)“, „wir wollen kein Anhängsel mehr sein, wir wollen einfach uns selbst regieren.“

Das Koblenzer welterschütternde Ereignis hat drei bekannten elsässischen Journalisten Anlaß gegeben, sich zu der Frage einer rheinischen Republik zu äußern, Herrn Abbé Wetterlé (im „Nouveau Rhin français“), Herrn Daniel Blumenthal (im „Journal d'Alsace et de Lorraine“) und Herrn Camille Dahlet (in der Straßburger „République“).

Dem gläubigen französisch-orientierten Urteil der beiden ersteren senden wir als Gegenurteil die nächsten Worte voraus, die der „Elsässer Kurier“, vom 4. August der gleichen Bewegung widmet. Im Anschluß an die ausführliche Wiedergabe der in der „Neuen Züricher Zeitung“ veröffentlichten geheimen Denkschrift des Zentralverbandes der „Rheinischen Republikanischen Volkspartei“ heißt es da:

„Die Separatisten stellen sich die Verwirklichung ihrer Pläne etwas zu leicht vor. Bemerkenswert ist die Rolle, welche sie der alliierten Behörde zuschreiben. Unter irgend einem Vorwand soll diese den strengsten Belagerungszustand über das rheinische Gebiet verhängen, damit die Konstituierung der unabhängigen Republik vor sich gehen könnte. Selbst wenn diese bereit wäre, die ihr zugeordnete Aufgabe zu erfüllen, würde aus der rheinischen Republik nichts werden, denn die Massen des rheinischen Volkes, ob sie sich nun zur Zentrums- oder zu den Demokraten oder zu den Sozialisten bekennen, wollen von einem rheinischen Pufferstaat nichts wissen. Das Geheimdokument ist eine Utopie und wird es wohl bleiben.“

Wetterlé und Blumenthal sind natürlich anderer Ansicht. Daß die berühmte „rheinische Republik“ kommen wird, gilt ihnen für sicher; Gedanken machen sie sich nur darüber, wie Frankreich und das Elsaß sich zu ihr einstellen soll.

So heißt es denn in Wetterlés Artikel „Séparatistes rhénans“ (vom 3. August):

„Es gibt also trotz allem eine autonomistische Bewegung in der Bevölkerung des Rheinlands und selbst in der des Ruhrgebiets. In der wichtigsten öffentlichen Versammlung, die Herr Dorten in Koblenz geleitet hat, hat er uns dafür den Beweis erbracht.“

Ende 1918 hätten die Bewohner des linken Rheinufer fest geglaubt, ihr Land werde von Frankreich annektiert werden. „Es war eine Ueberraschung für die einen, eine Enttäuschung für die andern, als sie erfuhren, daß die Alliierten entschlossen waren, die Unverletzlichkeit des Reichsgebiets zu achten.“ (!) Was der Versailler „Vertrag“ ihnen nicht gegeben, suchten einige sich dann selbst zu sichern.

„Die Autonomisten des Rheinlands hatten zunächst vermutet, daß die Verbündeten ihre Bestrebungen ermutigen würden. Wirklich war der General Mangin nahe daran, ihnen, wenn auch nicht zu helfen (préter main-forte), so doch wenigstens völlige Handlungsfreiheit zu sichern. Herr Lloy

George forderte die Entfernung des Generals, und Herr Clemenceau hatte die Schwäche, sie zuzugestehen.“

Das gab natürlich den Berliner Imperialisten Mut; sie entsandten nur noch Beamte „aus den Provinzen des Ostens“ mit der Aufgabe „die Separatisten zu terrorisieren“. Jetzt endlich haben „die Ereignisse an der Ruhr den Mitgliedern der Interalliierten Kommission die Augen geöffnet. Die unbequemsten rheinlandfremden Beamten sind ausgewiesen. Die eingeborene Bevölkerung beginnt aufzuatmen; Herr Dorten und seine Freunde haben nun wieder Mut geschöpft.“

„Frankreich kann indessen nur als wohlwollender Zeuge der Entwicklung der separatistischen Bewegung beiwohnen. Den Rheinländern selbst steht es zu, den Staat zu organisieren, den sie zu schaffen träumen. Wir halten ihr Land besetzt, aber lediglich als Pfand. Unsere Anwesenheit genügt, die zunächst Interessierten gegen die Vergeltungsmaßregeln zu schützen, die ihnen von den preußischen Nationalisten drohen. Sie darf nicht ausgelegt werden als eine direkte Ermutigung zu einer Lösung des Konflikts, die der Vertrag von Versailles nicht vorgesehen hat.“

Andere wären vielleicht weniger gewissenhaft als die Franzosen hinsichtlich der übernommenen Verpflichtungen. Die Regierung der Republik aber hat stets für ihre Ehre gehalten, das gegebene Wort nicht zu verletzen“ (!)

An Dorten liege es, zu beweisen, daß „die Majorität des rheinischen Volkes ihm folgt“. „Hat Dorten Erfolg, so wird die Sicherheit Frankreichs gewährleistet sein.“

Weniger zuversichtlich ist Blumenthal. („Une république rhénane?“) Auch ihm ist allerdings sicher, daß die Dorten-Bewegung ihr Ziel erreichen wird; er fragt sich aber, ob das zu Frankreichs Vorteil wäre.

„Nach der Räumung des Rheinlands durch Frankreich werden die Rheinländer unsere nächsten Nachbarn des Reichs sein, wenn sie sich nicht in der Zwischenzeit als unabhängiger Staat außerhalb des Rahmens des Reichs konstituiert haben. Aber selbst wenn das einträte, hätte es für Frankreich nur Wert, wenn in dem neuen Staat unser Einfluß stärker als der des Reichs wäre. Es ist die Aufgabe unserer Diplomatie über die Voraussetzungen zu wachen, unter denen die Loslösung vom Reich sich vollzöge. (!) Wir hätten mitzureden bei der Zulassung dieser neuen Schöpfung, denn der neue Staat müßte von den andern Staaten anerkannt werden.“

Auf besondere Sympathien seitens der Rheinländer dürfe freilich Frankreich nicht rechnen.

„Gewiß gibt es Charakterverschiedenheiten zwischen dem Preußen und dem Rheinländer, aber die Abweichungen in Weltanschauung und Gefühlen sind nicht unbedingt übersetzt in Zuneigung für uns. Auch die Bayern verabscheuen die Preußen und traktieren sie sogar mit der sie auszeichnenden Urwüchsigkeit als „Saupreußen“; das hat sie indessen nicht gehindert, immer an der Spitze des Pangermanismus in seinen heftigsten Äußerungen zu stehen.“

Und weiterhin habe man in Elsaß-Lothringen nie bemerken können, „daß unsere nächsten Nachbarn in Deutschland, die Badener und die Rheinländer, sich im Vergleich zu den Preußen durch weniger Feindseligkeit (!) gegen die Einheimischen vorteilhaft auszeichnet hätten.“

Es sei so: Eine rheinische Autonomie bedeute in jedem Fall eine Schwächung Preußens und damit des Reichs, sei also in jeder Form von Vorteil für Frankreich. „Unter diesem Gesichtspunkt kann Frankreich die Pläne der Rheinländer durchaus fördern; auf alle Fälle sollte es ihnen nicht Hindernisse aus Uebermaß an diplomatischer Korrektheit bereiten. (!) Unbedingt werden sie immer auf eine wohlwollende Neutralität von Seiten Frankreichs zählen können.“

„Aktivismus“ überschreibt Camille Dahlet einen Aufsatz vom 5. August in der „République“. „Offenbar als Antwort auf die überall gegen Frankreich erhobenen Beschuldigungen“ wollte man wohl in Koblenz „der Welt zeigen, daß die autonomistische Bewegung im Rheinland kein französisches Manöver sei, sondern tatsächlich eine spontane Forderung der einheimischen Bevölkerung darstelle, und daß Frankreich nur aus seiner völkerbefreienden Tradition damit sympathisiere. — Es gibt eben Leute, die können das Befreien nicht lassen.“

„Wir wissen nicht, ob im Rheinland tatsächlich eine ernsthaft separatistische oder autonomistische Bewegung besteht. Nichts ist im Zeitalter des Telegraphen und des Telefons schwerer als die Wahrheit festzustellen über die Verhältnisse eines Landes, das in unmittelbarer Nähe liegt. Aber wir wollen es frei heraus sagen — und wir glauben nicht, daß wir hier im Geruche des Imperialismus stehen — daß auch wir uns über eine solche Bewegung freuen würden, vorausgesetzt, daß sie von Rheinländern, und nicht von Franzosen ausginge.“

Nicht als ob wir Rheinländer nicht als Deutsche ansähen. Sie sind Deutsche, und alles, was man bei uns schreibt, um das Gegenteil zu beweisen, ist eine ebenso kindische wie zynische Verdrehung der Tatsachen. Wenn das Rheinland von 1815 eine Zeitlang zu Frankreich gehörte, so war es nicht, weil es ein französisches Land gewesen wäre, sondern weil der französische Imperialismus damals unter Ausnutzung der Schwäche und Zerrissenheit Deutschlands sich dort festgesetzt hatte.“

„Ob jedoch die Rheinländer nun auch weiterhin staatsrechtlich und — im Bejahungsfalle — ob sie im Rahmen dieser nationalen Zugehörigkeit wie bisher preußische Provinz oder autonomer Bundesstaat sein wollen, ist eine andere Frage, über die nur sie allein entscheiden können und zu bestimmen haben sollten. Die Ansätze zu einer freiwilligen Loslösungsbestrebung von Preußen oder vom Reich müssen zwar all denen, die die Rheinländer von früher her kennen, als sehr zweifelhaft erscheinen, sind aber in Anbetracht der durch den Weltkrieg geschaffenen Situation doch nicht ganz ausgeschlossen.“

Wie dem auch sei, auf keinen Fall dürfte man die Rheinlandrepublik im Interesse der Sicherheit Frankreichs fordern. „Die Herren vergessen, daß der letzte Krieg ausnahmsweise für das Selbstbestimmungsrecht der Völker geführt worden ist.“

Lothringer Sagen.

Aus den demnächst erscheinenden beiden Bändchen der „Hausbücherei“ des „Wissenschaftlichen Instituts der Elsaß-Lothringer im Reich“, ausgewählt und bearbeitet von Fritz Bouchholtz, bringen wir mit Ermächtigung des Verlages, de Gruyter & Co., Berlin W 10, als Probe drei Sagen aus dem Lothringer Land zum Vorabdruck. (Der Preis der Bändchen ist: je etwa Grundzahl 1.— M., zu vervielfältigen mit der Schlüsselzahl des Buchhändler-Börsenvereins.)

Das Liebesmar.

Wo sich früher die Burg Scheuern erhob, da stand in uralten Zeiten ein festes Haus, aus mächtigen Eichenstämmen gezimmert. Dichter Urwald umgab die einsame Wohnstätte, die durch einen tiefen Wassergraben gegen etwaige Ueberfälle geschützt war. Die Feste selbst barg unermeßliche Schätze.

Einst zog der Herr des Sitzes gegen feindselige Nachbarn aus. Wenige, aber getreue Mannen blieben zum Schutze der Herrin zurück. Da wurde das starke Haus von einer wilden Räuberschar überfallen. Wacker wehrten sich die Getreuen, schossen all ihre Pfeile in die Bande und schleuderten Steine unter sie. Und viele von den Mordgesellen fielen blutüberströmt in den Graben. Nach und nach aber schmolz das

„Die erste Bedingung für die Entwicklung eines autonomen Gedankens im Rheinland ist, wenn er überhaupt möglich ist, gerade die, daß er nicht durch französische Unterstützung oder Propaganda vor den Rheinländern, vor Deutschland und vor der Welt kompromittiert werde.“

Diese offene und geheime Hilfe Frankreichs besteht aber, das erwähnt Dahlet unter Hinweis auf die Tirard-schen Geheimberichte, den Münchener Hochverratsprozeß und die im geheimen Aktionsplan Dortens vorgesehene Mitwirkung der Rheinlandkommission.

Ein Gedanke, den Dahlet anklingen läßt, ist der Beachtung wert:

„An und für sich wäre allerdings, wie wir eingangs schon andeuteten, auch nach unsrer Auffassung die Entstehung eines neutralen Rheinstaates, wenn er ohne Druck und Gewalt erreichbar wäre, im Interesse des Friedens Europas . . . und letzten Endes vielleicht der Verständigung Frankreichs und Deutschlands nur zu begrüßen. Er würde mit Holland, Belgien, Luxemburg, evtl. dem Saargebiet und der Schweiz praktisch einen großen Teil des nördlich der Alpen gelegenen alten Reiches Lothars wieder aufstehen lassen, in welchem dann allerdings — und darin liegt für Frankreich die Gefahr derartiger Pufferstaatenpläne — nur noch das Verbindungsstück Elsaß und Lothringen fehlen würde.“

Das ist in der Tat einmal ein Gedanke, der neu in die Debatte geworfen wird. Wie wäre es, wenn Frankreichs „völkerbefreiende Tradition“, Frankreichs Eintreten für das Selbstbestimmungsrecht der Völker sich einmal ein Ziel aussuchen würde, das die hehren Gedanken nicht ausgerechnet auf Kosten von Frankreichs Gegnern, sondern auf eigene Kosten verwirklichen würde? Wie wäre es mit der Gewährung des Selbstbestimmungsrechts an die Elsässer und Lothringer? Wenn Frankreich die Befriedung Europas so sehr gern am Herzen liegt, wie es dies gern wahr haben möchte, so schaffe es die elsäß-lothringische Frage aus der Welt!

Was dünket Euch um eine Abstimmung in Elsaß-Lothringen?

kleine Häuflein der wackeren Verteidiger zusammen, und zuletzt blieb nur noch die holde, jugendliche Herrin übrig. Die Belagerer forderten sie zur Uebergabe auf und gelobten, ihr kein Leid zuzufügen. Die edle Herrin traute aber den Räubern nicht und fürchtete, von ihnen geschändet zu werden. Darum legte sie in allen Gemächern Feuer an und wurde bald unter dem zusammenstürzenden, brennenden Dache des Hauses begraben.

Wütend wartete die beutegierige Schar darauf, daß die letzte Flamme erlosch. Dann stürzte sie auf den Trümmerhaufen, um nach den Schätzen zu suchen.

Da tat sich plötzlich die Erde auf und verschlang die Räuber. Mächtig quoll das Wasser aus der Tiefe herauf und wurde zum düsteren Mar. Liebesmar wurde sein Name. In der Tiefe aber bewacht heute noch die Räuberschar die unermeßlichen Schätze der tugendhaften Herrin.

Seit wann die Ritter von Arnsburg ein Fäßlein in ihrem Wappen tragen.

Ein Ritter von Arnsburg führte einst ein wüstes Räuberleben. Vor allem Pilgern, Geistlichen und

Klosterleuten stellte er nach. Denn alles, was Gott und die Kirche betraf, war ihm verhaßt. An einem Karfreitag schloß er sich in keckem Uebermut frommen Pilgern an, die im nähen Kloster bei einem ehrwürdigen Abte beichten wollten. Der milde und weise Abt wußte aber den gottlosen Ritter zum Bekenntnis seiner Untaten zu bringen. Verschiedene Bußhandlungen, die ihm der Abt aufgab, lehnte aber der verstockte Sünder als zu schwer ab. Da stellte ihm der kluge Abt die scheinbar sehr leichte Aufgabe, ein kleines Fäßchen mit Wasser zu füllen. Nun eilte der Ritter zum nahen Bach, um sich seiner Bußpflicht zu entledigen. Aber o Wunder! So tief er das Fäßlein unters Wasser drückte, kein Tropfen drang hinein. In eigensinnigem Trotze suchte nun der Ritter es zu erzwingen, das Fäßlein zu füllen. Im einfachen Gewand wanderte er von der Mosel zum Rhein, vom Rhein zum Meer, von da zur Donau, ja, ohne daß er's merkte, bis ins gelobte Land. Aber nirgends füllte sich das Fäßlein. Erschöpft und verwahrlost kehrte er nach zwei Jahren in seine Heimat zurück und gelangte wieder am Karfreitag ins Kloster. Dort erkannte der gütige Abt ihn unter der Menge, und in tiefer Reue warf sich ihm der Büsser vor die Füße. Heiße Tränen rannen ihm über die hohlen Wangen und den verwilderten Bart. Und siehe! Das Fäßlein fing jede Zäure auf und war bald bis zum Rand gefüllt. Da erhob der weise Abt väterlich seine Hände und segnete den Reumütigen, dem der Himmel in so sichtbarer Weise verziehen hatte. Im Festzug führte ihn seine Dienerschar zur Burg. Bald vermählte er sich mit einer frommen Jungfrau, die ihm viel blühende Kinder gebar. Noch lange lebte der Ritter und tat viel Gutes, um sein früher begangenes Unrecht reichlich wieder gut zu machen.

Das Fäßlein aber wurde stets von den Arnsburgern in Ehren gehalten, und schmückte an hohen Festtagen, mit köstlichem Wein gefüllt, die Tafel, vor unritterlichen Taten warnend und zu frommem Sinn anspornend.

Das Wirtshausmertel. *)

An der Straße von Püttlingen nach Hellimer stand vor alter Zeit ein gottloses Wirtshaus. In diesem trafen sich, vor allem an Sonn- und Feiertagen, Burschen und Mädchen der Umgegend, tanzten in teuflischer Lust zu den Klängen einer wilden Musik und kehrten spät, an Leib und Seele geschändet, nach Hause zurück.

Im Dorfe aber mühte sich der unermüdliche Pfarrer ab, durch feurige Nachmittagspredigten seine Schäfflein zur Heilighaltung des Sonntags zu ermahnen. Alles fruchtete nichts. Da geriet der Pfarrer eines Sonntagnachmittags vor einer fast leeren Kirche in heiligen Zorn und brach in den Ruf aus: „Wehe denen, die den Sonntag entheiligen!“

Da zog am Himmel ein schweres Gewitter herauf. Blitze leuchteten, und es wurde finster wie zur Nachtzeit. Plötzlich erdröhnte ein furchtbarer Donnerschlag. Ein Blitzstrahl war auf das lasterhafte Wirtshaus niedergefahren und hatte es samt seinen gottlosen Gästen in die Erde versenkt. An die Stelle des Wirtshauses war ein Mertel getreten.

*) Die Mare (im Volksmund „Mertel“) sind mit Wasser angefüllte Krater ausgebrannter Vulkane, die in keltischer und germanischer Urzeit auch als Wohngruben gedient haben. Solche Mertel gibt es auf den waldbewachsenen Höhenzügen und Abhängen Lothringens in großer Menge. Unzählige Sagen über ihre Entstehung laufen noch heute im Volke um.

Buchbesprechung.

Hugo Grothe, Staaten und Völker nach dem Weltkrieg. Ein Nachschlagebuch auf politischer-geographischer Grundlage mit besonderer Berücksichtigung des Grenz- und Auslandsdeutschums. VIII. und 280 S. Heidelberg 1922, Verlag von Willy Ehrig (jetzt Frankfurt a. Main, Arndtstraße 36) Kart. 2,50 Mk. (mal Teuerungszahl).

Das Buch will als politisch-geographischer Führer dem gebildeten Laien Auskunft erteilen über die tausenderlei Aenderungen, die durch den Weltkrieg und die ihm folgenden „Friedensverträge“ im Bild der Staaten und Völker eingetreten sind. Die Anordnung ist übersichtlich in Lexikonform nach Stichwörtern erfolgt, was die Benutzung des handlichen Buches sehr erleichtert. Die Schrift beschränkt ihr Interesse nicht auf die Unterrichtung über Größe, Einwohnerzahl usw. der einzelnen Staaten, sondern berichtet auch über den Sinn gebräuchlicher Begriffe wie etwa „Grenzlanddeutschum“, „In-

dustriestaat“, „Nationalitätsprinzip“, „Minderheitenrecht“, außerdem in dankenswerter Weise über die Lebensdaten bedeutender Geographen und ihre hauptsächlichsten Werke, in dieser Weise zugleich einen Ueberblick über die grundlegenden Werke der politisch-geographischen Literatur bietend.

Hinsichtlich Elsaß-Lothringens betont Grothe besonders die „grobe Verletzung des von Wilson verkündeten Selbstbestimmungsrechts der Nationen“ durch die Annexion des Landes seitens Frankreichs ohne jede Befragung der einheimischen Bevölkerung. Den wirtschaftlichen Aufschwung des Landes in der deutschen Zeit macht G. durch einige eindrucksvolle Zahlen anschaulich.

Durch die Wirrnis der neugeschaffenen Staaten und Stäätchen ist das Buch ein empfehlenswertes und zuverlässiger Führer, der das reiche Material des Leipziger „Instituts für Auslandkunde und Auslandsdeutschum“ auswertet. B.

Presseschau.

Der elsässische Neutralist Pfistermeister in Straßburg verhaftet.

Nach einer Meldung der Agence Fournier, die in verschiedenen elsässischen Blättern wiedergegeben wird, ist am 27. Juli André Pfistermeister in Straßburg verhaftet worden. Er war am 15. Mai 1920 im Abwesenheitsverfahren vom Schwurgericht des Unter-Elsasses wegen seiner Zusammenarbeit mit der neutralistischen Bewegung Rapp-Ley-Muth zu lebenslänglicher Deportation nach einer Festung „wegen Verbrechen gegen die innere Sicherheit des Staates“ verurteilt worden und hat sich in letzter Zeit in Offenburg in Baden aufgehalten. Seine Frau, die in Kronenburg bei Straßburg wohnhaft ist, soll Pf. öfters besucht haben, wobei sie von der Polizei scharf überwacht worden sei. Dank dieser Ueberwachung ist es der

Polizei gelungen, Pfistermeisters habhaft zu werden, der dieser Tage heimlich die Grenze hatte überschreiten können und bei seiner Familie verhaftet wurde.

Bei dieser Gelegenheit sei daran erinnert, daß César Ley, der sich zur Ermöglichung einer offenen Durchführung seines Prozesses freiwillig den französischen Behörden gestellt hatte, seit Monaten in Straßburg in Untersuchungshaft sitzt. Soviel bekannt geworden ist, besteht Aussicht, daß der Prozeß gegen Ley, der wohl gleichzeitig gegen Pfistermeister geführt werden wird, im November dieses Jahres zur Verhandlung kommt.

Bei den großen Bedenken, die die französische Regierung gegen eine öffentliche Behandlung der Frage der elsäß-lothringischen Neutralität trägt, ist es nicht ausgeschlossen, daß man nach dem Muster anderer politischer Prozesse auch diesen immer weiter vertagen wird.

Der Entscheidungskampf um die elsäß-lothringische Gemeindeordnung.

Dem Straßburger Conseil consultatif lag der Regierungsentwurf eines Gesetzes über Einführung der französischen Gemeindeorganisation vom 5. April 1884 zur Stellungnahme vor. Diese Gesetzesvorlage ist bezeichnend für die Hartnäckigkeit, mit der Frankreich die Verschmelzung („Assimilation“) des eroberten Elsaß-Lothringens an die „mère-patrie“ betreibt. Trotz des Widerstandes unserer Gemeinden, trotzdem dieser Widerstand eine dauernde Rückenstärkung aus Innerfrankreich selbst erfahren hat, vor allem auf sämtlichen seit dem Waffenstillstand abgehaltenen Kongressen der Maires von Frankreich, besteht die Regierung hartnäckig auf der Abschaffung unserer lokalen kommunalen Freiheiten. Unsere fortschrittliche Gemeindeordnung vom Jahre 1895 soll abgeschafft und durch das innerfranzösische Gesetz vom Jahre 1884 ersetzt werden. Letzteres Gesetz läßt aber den Gemeinden viel weniger Freiheiten und stellt sie weit mehr unter die Vormundschaft der Präfekten und der Verwaltungsbüros als das elsäß-lothringische Gesetz. Darum wehren sich die Gemeinden unserer beiden Provinzen auch ganz energisch gegen das „Geschenk“ der Unifikation. („Elsässer Kurier“, Colmar, 17. Juli 1923.)

Der zur Vorprüfung eingesetzte Ausschuß schlug dem Conseil consultatif Ablehnung des Regierungsantrags mit einem Kommissionsbeschuß vor, wonach es abgelehnt wird, die Frage zu erörtern, bevor nicht die in engem Zusammenhang damit stehenden Fragen der Staats- und Gemeindefinanzen geklärt sind, wonach ferner betont wird, daß der Regierungsvorschlag nicht einmal die angeblich erstrebte Vereinheitlichung bringt, da es ja einzelne Bestimmungen des bestehenden Rechtszustandes in Geltung läßt, also eine „dritte Gesetzgebung“ schafft. Angesichts der „schweren Einbuße“, die der Gesetzesvorschlag für die Freiheit der Gemeinden bedeuten würde, wird es für ratsamer erklärt, das geltende Recht in Kraft zu lassen, „bis das Parlament eine neue Gesetzgebung in einem weitgehend demokratischen Geiste kommunaler Selbstverwaltung geschaffen hat.“ („La République“, Straßburg, 25. Juli.)

In letzter Stunde vor Beginn der Verhandlungen des Conseil consultatif sind die Vertreter der bedeutenderen Gemeinden zusammengekommen und haben auch ihrerseits der Forderung Ausdruck verliehen, daß die Gesetzesvorlage unbedingt abgelehnt werde. Dem Wortlaut der Entschliebung entnehmen wir: „Die am 21. Juli 1923 in Straßburg versammelten Maires der großen Gemeinden von Elsaß und Lothringen müssen feststellen, daß der Gesetzentwurf der Regierung lediglich eine dritte Gesetzgebung schafft, die eine Vermischung des Gesetzes von 1884 und der lokalen Gemeindeordnung darstellt. In der festen Ueberzeugung, daß die lokale Gemeindeordnung von 1895 beizubehalten ist, bis das Gesetz von 1884 eine Reform im Sinne wahrhaft demokratischer Autonomie der Gemeinden erfahren hat, schließen sie sich der von der Fédération des Maires de France in ihrer Sitzung vom 13. Juni 1923 in Straßburg einstimmig gefaßten Resolution an und sprechen den Wunsch aus, der Conseil consultatif wolle zu der beabsichtigten Einführung des obgenannten Gesetzesentwurfs ein ablehnendes Gutachten abgeben, und wünschen ferner dringend, daß zum Jahre 1925 ein endgültiger Gesetzesvorschlag für ganz Frankreich ausgearbeitet werde.“ („Freie Presse“, Straßburg, 23. Juli 1923.)

„Einmütig hat sich nicht nur die Presse gegen die Einführung dieser veralteten Gemeindeordnung ausgesprochen, einmütig war auch der Widerstand der Gemeinden; selbst jene elsässischen Maires sträuben sich mit Händen und Füßen dagegen, die in Bankettreden stramm für die Einführung der französischen Gesetzgebung zu haben sind. Das innerfranzösische Gesetz von 1884 stellt die Gemeinden mehr oder weniger unter die Kuratel der Staatsverwaltung, sodaß die Freiheit der Gemeinden arg beschnitten wird. Es wäre ein politischer Schildbürgerstreich, uns etwas aufzuoktroyieren, was als unzulänglich, unpraktisch und unmodern von den innerfranzösischen Gemeinden selbst bekämpft wird.“ („Der Elsässer“, Straßburg, 18. Juli 1923.)

Die Einführung der französischen Gemeindeordnung vom Conseil consultatif abgelehnt.

In seiner Sitzung vom 27. Juli hat der Conseil consultatif nach lebhafter Aussprache die von dem Straßburger Generalkommissariat beantragte Einführung der französischen Gemeindeordnung von 1884 abgelehnt. An der Aussprache über den von dem sozialistischen Mitglied Weill erstatteten Bericht beteiligten sich, außer einzelnen Abgeordneten, der Direktor der Inneren Abteilung des Generalkommissariats und der Präsident der Pariser Rechnungskammer. Die Darlegungen dieser beiden französischen Regierungsvertreter konnten die

Mitglieder des Conseil consultatif ebensowenig von den angeblichen Vorteilen der innerfranzösischen Gesetzgebung überzeugen, wie dies dem persönlichen Eingreifen des Generalkommissars Alapetite gelang, aus dessen Verteidigungsrede als besonders beachtenswert hervorzuheben ist, daß von Paris aus lebhaft auf die Annahme des Gesetzentwurfs gerechnet werde, daß insbesondere in der Senatskommission für Elsaß-Lothringen dringend die Assimilation auf kommunalem Gebiet nahegelegt worden ist.

Mit 15 gegen 6 Stimmen bei einigen Enthaltungen wurde ein Antrag Weill angenommen, der in seiner Fassung auf die immer wiederkehrende Abhängigkeit der Frage von dem Problem der Gemeinde- und Staatssteuern hinweist, und der eine restlose Ablehnung der Regierungsvorlage bedeutet. Die Entschliebung lautet in ihrem genauen Wortlaut nach dem „Müllhauser Tagblatt“ vom 28. Juli:

„Der Conseil consultatif von Elsaß und Lothringen, befragen, sich über den Entwurf bezüglich Einführung der französischen Gesetzgebung von 1884 in den drei Departements auszusprechen, in Anbetracht, daß die Frage der Reform vorerst als Frage der Reform der Gemeindefinanzen aufgefaßt werden muß, daß gewisse Seiten der steuerrechtlichen Fragen im Entwurf behandelt werden, und daß es nicht möglich erscheint, diese Frage zu beraten, ohne im Besitz einer Gesetzesvorlage zu sein, durch welche die Gesamtheit des Steuerproblems geregelt wird, und welche vom Finanzminister gegengezeichnet ist, ersucht die Regierung, dem Rat raschestens eine Vorlage oder eine Sonderverfügung zu unterbreiten, welche für Prinzipien-gleichheit bei der Steuerverteilung zwischen Staat, Departement und Gemeinde eintritt, insbesondere durch Uebernahme seitens des Staates gewisser Kriegsausgaben der Gemeinden, in Anbetracht andererseits, daß die gegenwärtige Vorlage keinesfalls in ausreichender Weise die Freiheiten der Gemeinden sicherstellt, gibt dem Wunsche Ausdruck, daß das Parlament baldigst die Reformvorschläge des Gesetzes von 1884 einer Beratung unterziehe, um zu gestatten, das Studium des Gemeindeordnungswesens auf neuer Grundlage wieder aufzunehmen.“

Für diese arg verschnörkelte Resolution gilt, was die sozialistische Straßburger „Freie Presse“ über die ganze Aussprache mit Recht sagt: „... Ueberhaupt ist wohl noch nie ein totgeborenes Kind mit soviel Reden aus dem Bereich der Lebenden gebracht worden.“

Hier ging es um mehr als einige Gesetzesparagrafen; es ging darum, ob die heutigen politischen Führer des elsäß-lothringischen Volkes jeder, auch der verhängnisvollsten Vergewaltigung der überlieferten Freiheiten des Landes zustimmen würden, und ob sie auch gegenüber dem Pariser Stürmzeln in ihrer von der Bevölkerung verlangten Ablehnung festbleiben würden. Daß die französische Regierung eine unverhüllte Abweisung in dieser grundsätzlichen Frage erfahren hat, wird dem Conseil consultatif zweifellos in der öffentlichen Meinung der einheimischen Bevölkerung erhöhtes Ansehen verleihen. — Der Kampf ist natürlich durch die Ablehnung der Vorlage nicht erledigt; aber „wenn der Kampf nochmals beginnen sollte, so wird mit gestärktem Selbstbewußtsein die traditionelle Freiheit weiter geschützt werden.“ heißt es am Schluß einer ausführlichen Würdigung in der „Freien Presse“ vom 28. Juli.

Die neue Gerichtsorganisation.

Das am 27. Juli veröffentlichte „Gesetz über die Organisation der Gerichte in den drei Departements Moselle, Bas-Rhin und Haut-Rhin“ bestimmt, daß mit gewissen Abänderungen und Vorbehalten die französische Gesetzgebung über Gerichtsorganisation, Gerichtspolizei, Rekrutierung, Beförderung und Disziplin der Beamten auf Elsaß-Lothringen erstreckt wird.

Das Gesetz unterstellt das gesamte Justizwesen unmittelbar dem französischen Justizminister und Siegelbewahrer.

Das „Oberlandesgericht“ in Colmar wird „Appelationshof“ und als solcher eingerichtet; die besonderen Machtbefugnisse des bisherigen Oberlandesgerichts werden ihm verbleiben, außer in Sachen gemeinnütziger Enteignungsangelegenheiten, in denen Berufungsinstanz der Pariser Kassationshof wird. Die bestehenden „Landgerichte“ werden als „Tribunale erster Instanz“ beibehalten. Die „Amtsgerichte“ werden unter Beibehaltung der ihnen durch die lokale Gesetzgebung verliehenen Machtbefugnisse und Einrichtungen „Kantonalggerichte“. Ihnen fallen zugleich die Befugnisse der französischen „Friedensrichter“ zu; in erster und letzter Instanz werden sie je nach Wichtigkeit des Streitfalles nach der durch das französische Gesetz für die Friedensrichter festgestellten Zuständigkeit zu entscheiden haben.

Das Bevölkerungsproblem in Elsaß-Lothringen.

Dem Stillstand der Bevölkerungsvermehrung, der Frankreichs Zukunft bedroht, ist bisher immer wieder der weitaus

gesundere Zustand gegenübergestellt, den die Geburten- und Sterbefall-Ziffern in Elsaß-Lothringen aufweisen. Ein Vortrag des Straßburger Universitätsprofessors Gemähling auf Veranlassung der Vereinigung „Pro Familia“, über den „Der Elsässer“ vom 5. Juni berichtet, zeigt, daß zu Optimismus wenig Grund vorliegt. Die herrschende Ansicht stützt sich darauf, daß tatsächlich Elsaß-Lothringen als Ganzes genommen eine höhere Geburtenziffer aufweist als der Durchschnitt Innerfrankreichs, nämlich 234 auf 10 000 Einwohner, während die französische Ziffer nur 188 lautet. Das Verhältnis nimmt aber sofort andere Formen an, wenn wir die einzelnen Departements zum Vergleich heranziehen: Ober-Elsaß 203, Unter-Elsaß 255, Lothringen 267. Danach käme dann in der Reihe sämtlicher Departements Lothringen allerdings an die 4. Stelle, das Unter-Elsaß aber erst an die 17. und das Ober-Elsaß gar erst an die 26. Stelle.

„Zergliedert man die Ergebnisse der einzelnen Departementstufen noch weiter, so stellt sich heraus, daß sich der Geburtenrückgang in unserem Lande nicht etwa auf einige großstädtische Zentren beschränkt, sondern daß auch ländliche Bezirke, wie z. B. St. Pilt, Reichenweier usw. bereits bedenklich davon betroffen sind.“

„Die Sterblichkeit im Elsaß ist im Verhältnis weit weniger hoch als in Innerfrankreich, eine Tatsache, die auf die gerade hierzulande besonders gut ausgebildeten Maßnahmen in volkshygienischer Beziehung zurückzuführen ist.“

Daß diese mustergültigen Einrichtungen aus der deutschen Zeit stammen, hat Prof. Gemähling zu sagen vergessen.

Veröffentlichung

des elsäß-lothringischen Beamtenstatuts.

Im „Journal officiel“ vom 28. Juli ist der Text des Beamtenstatuts veröffentlicht worden, das dadurch Gesetzeskraft erlangt hat. Das bedeutet einen äußeren Abschluß der fünfjährigen Kämpfe, die die einheimische Beamtenschaft mit dem amtlichen und außeramtlichen Frankreich um ihre wohlverworbenen Rechte hatte führen müssen. Die lange Verzögerung auch dieser Veröffentlichung weckt den Verdacht, daß noch im letzten Augenblick versucht worden ist, die endliche Regelung zu hinterziehen, zum mindesten aber „das Regime der Missionszulagen gewisser Beamtensategorien so weit wie möglich hinauszuschieben.“

„Es sind auch noch andere Gerüchte im Umlauf, die besagen, daß nun der eigentliche Kampf, der Kampf gegen die Sabotierungsversuche erst ansetzen werde. Wir können nur noch einmal die Hoffnung ausdrücken, daß dieser Pessimismus nicht gerechtfertigt sein möge, da es“, so heißt es in der Straßburger „République“ vom 1. August, „andererseits zu recht unliebsamen Vorfällen kommen könnte, die die Regierung oder die Verwaltung am besten vermiede. Unsere Beamtenorganisationen werden über die loyale Anwendung wachen und die öffentliche Meinung wohl auch. Sollte es wirklich noch Stellen geben, die sich den Luxus neuer Schikanen erlauben zu können glauben, so seien sie hier rechtzeitig darauf aufmerksam gemacht, daß sie einem schweren und verderbnisvollen Irrtum entgegengehen würden.“

Die „gewissen Beamtensategorien“, zu deren Gunsten die politische für Frankreichs Ansehen im Lande alles andere als vorteilhafte Hinausschiebung der unvermeidlichen Regelung der Beamten-Gesetzgebung erfolgt ist, sind natürlich die Kreise der zu Tausenden nach Elsaß-Lothringen gebrachten französischen Beamten, die sich verzweifelt gegen die Abschaffung des lukrativen Unwesens der „Missionszulagen“ wie überhaupt gegen die Gleichstellung mit den „Eingeborenen“ gewehrt haben.

„Der elsäß-lothringische Beamte“.

Ein Beitrag zum Thema: Die Befreiung Elsaß-Lothringens.

Die Straßburger „Freie Presse“ (sozialistisch) vom 5. Mai gibt einer Zuschrift aus Lehrerkreisen Raum, der wir ohne eigenen Zusatz folgende Feststellungen entnehmen:

„Fünf Jahre lang haben elsäß-lothringische Beamte resigniert zusehen müssen, wie ihre Kollegen, die aus Innerfrankreich gekommen waren, im gleichen Dienstverhältnis, aber mit oft nicht gleichberechtigten Prüfungen, eine bedeutend höhere Gehaltssumme bezogen als sie. Diese Erhöhung wurde durch Auszahlung der „indemnité de mission“ bedingt.“

Fünf lange Jahre also schon (bis auf den heutigen Tag) besteht ein krasser Gehaltsunterschied zwischen den Beamten des cadre général und des cadre local.

Fünf Jahre lang haben die heimischen Beamten mit vollem Recht die gehaltliche Gleichstellung fordern müssen.

Fünf lange Jahre hat der französische Staat diese Ausgleichung der Gehälter und Rechtsverhältnisse unseren Beamten versprochen und die Verwirklichung in die Länge ge-

zogen.

Fünf Jahre endlich waren erforderlich, um den Beamten das so heiß umstrittene Statut durch Kammerbeschluß — in Aussicht zu stellen.

Und nach diesen fünf Jahren wird abermals die Inkraftsetzung dieses Statuts verschleppt.

Fünf Jahre lang hat es der französische Staat über sich gebracht, gleichberechtigte Beamte in zwei Kategorien mit ungleichmäßiger Besoldung heranzuzüchten.

Fünf Jahre lang haben sich also die elsäß-lothringischen Beamten ohne Missionszulage zurückgesetzt und nicht als vollwertig betrachten müssen.

Diese Art der fünfjährigen Behandlung oder besser moralischen und finanziellen Mißhandlung der elsäß-lothringischen Beamten grenzt an Skandal.“

„Die Elsässer als Zutreiber“.

In einem Aufsatz mit diesem Titel wendet sich die „République“ vom 11. August in scharfen Worten gegen die Schamlosigkeit, uns Elsässer immer als die hinzustellen, die Frankreich zur „starken Hand“ gegenüber Deutschland aufreizen. So hatte im „Matin“ vom 7. August Herr Lucien Coquet, Direktor der „Revue d'Alsace et de Lorraine“ an leitender Stelle einen Artikel gebracht: „Laßt uns das Rheinland mit Hilfe der Rheinländer organisieren — Das Elsaß fordert uns hierzu auf.“ Der Aufsatz empfiehlt die Unterstellung der Verwaltung des Rheinlandes und seiner Einnahmen unter die Kontrolle der Alliierten. „Diese Auffassung ist diejenige, die in Straßburg, Colmar, Mülhausen und Metz vorwiegt.“ (1) „Die Elsässer sind einstimmig der Ansicht, daß es unmöglich ist, eine stabile Organisation der besetzten Gebiete ohne die Beteiligung der Rheinländer zu erzielen.“ (1)

Die „République“ verurteilt diese dreiste Stimmungsmache, die offenbar den Eindruck hervorbringen soll, als sei das Elsaß für eine aktivistische Politik in den Rheinländern zu haben. „Es hat in einer solchen Frage keiner das Recht, im Namen des Elsasses“ zu sprechen und gewissermaßen als Kronzeugen für eine versteckte imperialistische Politik am Rhein vorzuschicken, erst recht nicht, wenn man, wie Herr Coquet, selber nicht Elsässer ist.“ Diese Feststellung erscheint uns umso notwendiger, als man in solchen Dingen in Paris eigenförmlicher Weise leichter versucht ist, auf die Elsässer zu hören. . . . Da nun Herr Coquet sich schon einmal glaubt, auf „das Elsaß“ berufen zu können, so wollen wir doch nicht verfehlen, darauf hinzuweisen, daß gerade bei uns im Elsaß, in Anbetracht gewisser Erfahrungen mit den Rheinländern, selbst in der Blockpresse sowie in den neutralen Blättern, soweit sie von Einheimischen geleitet sind, und natürlich erst recht in der Linkspresse, stets vor gewissen naiven Hoffnungen in Bezug auf das Rheinland gewarnt worden ist. Der größte Teil der Presse ist besonders von einer Abenteuerpolitik am Rhein stets abgerückt. Herr Coquet mag doch die Leute in Straßburg, Colmar, Mülhausen und Metz nennen, auf die er sich beruft. Es wird sich da wohl meistens um „Elsässer“ handeln, wie Herr Coquet einer ist. Dieser bleibt jedoch nichts desto weniger für die Leser des „Matin“ der Direktor der „Revue d'Alsace et de Lorraine“

Wir wollen bei dieser Gelegenheit noch einmal betonen, daß nach unserer Auffassung die immense Majorität der Bewohner unserer Heimat einer etwaigen aktivistischen französischen Bevölkerung in den Rheinländern oder auch nur Hintergedanken, die sich auf diesem Gebiet bewegen, mit demselben Gefühle der Verachtung und Verurteilung entgegenstehen dürfte, die sie während des Krieges für die deutsche Aktivistenpolitik in Belgien empfand. Vielleicht teilt das Herr Coquet auch den Lesern des „Matin“ mit.“

Ohne dazu Stellung zu nehmen, ob die Beurteilung der „deutschen Aktivistenpolitik in Belgien“ richtig ist — es darf vielleicht kurz darauf hingewiesen werden, daß diese „deutsche Mache“ sich trotz abschreckender Strafurteile bis in die heutige Zeit und in wachsendem Maße erhalten hat — darf doch der Abschüttelung zugestimmt werden, die sich dieser vorlaute Herr Coquet zugezogen hat. Wollte die elsäß-lothringische Presse nur häufiger von dieser Art Gebrauch machen, sich Schwäher und Schmaroher vom Halse zu schaffen!

Der Straßburger Kohlenhafen.

Der elsässische Berichterstatler der Pariser „Journée industrielle“ spricht in der Nummer vom 19. Juli von

den Absichten der Straßburger Industriekreise, Straßburg zur Kohlenbasis von Ostfrankreich auszubauen. Die Nähe des saarländisch-lothringischen und des belgischen Kohlenbeckens und die leichte Transportmöglichkeit, die der Rhein für die Ruhrkohle bietet, werden dabei hervorgehoben. Die Verträge, die zwischen der Stadt Straßburg und den Kohlenlagereigenschaften abgeschlossen worden sein sollen, sehen eine Verdoppelung der bestehenden Lagerungsmöglichkeiten vor. Die Ruhrkrise habe die Notwendigkeit erkennen lassen, ein ständiges Reservelager von 500 000 Tonnen zu halten. Dazu wäre eine monatliche Zufuhr von 150 000 Tonnen nötig, im Mai seien aber beispielsweise nur 42 000 Tonnen angelangt, und von den z. Zt. täglich im Ruhrgebiet abtransportierten Mengen (10 bis 11 000 Tonnen?) gehe der größte Teil nach Belgien und Innerfrankreich. Die „Journée industrielle“ verlangt daher „mit allem Nachdruck“, daß die wenigen Sommermonate noch zur Anlegung der geplanten Kohlenlager ausgenutzt werden. Das dürfte ein frommer Wunsch bleiben.

Die Ruhrnöte des elsässischen Handels.

Der „Matin“ bringt einen Aufsatz über die Notwendigkeit, dem wirtschaftlichen Leben des Elsasses Hilfe zu bringen. Dem „Mülhauser Tagblatt“ vom 27. Juli, das einen Auszug daraus wiedergibt, entnehmen wir — zugleich als anschaulichen Beleg für die „Produktivität“ der Ruhrbesetzung —, daß der elsässische Handel unter den Schwierigkeiten stark leidet, die der passive Widerstand der deutschen Eisenbahner im Gefolge hat. „Der Vertrag von Versailles hat bekanntlich die zollfreie Einfuhr der elsässischen Produkte nach Deutschland für eine Dauer von 5 Jahren nach Inkrafttreten des Vertrages vorgesehen. Seit der Ruhrbesetzung ist diese Begünstigung hinfällig, da fast alle Verbindungen zwischen dem linken und dem rechten Rheinufer unterbrochen sind.“

Den folgenden Satz, der zwar sehr heroisch ausschaut, der aber der Wahrheit wenig entspricht, halten wir dem „Matin“ nicht vor, da wir an seine Aufrichtigkeit geringste Ansprüche stellen: „Jedoch hat die Bevölkerung der wiedererlangten Provinzen die Ruhraktion nicht nur gutgeheißen, sondern deren Durchführung bis zum Erfolg verlangt.“ (1)

In dem sich anschließenden Absatz interessiert uns das erneute Eingeständnis, daß es ohne die deutschen Eisenbahner nicht geht: „Die Unterbrechung der Verbindungen kann in keinem Falle den französischen und belgischen Militärbehörden zur Last gelegt werden. (1?) Es liegt auf der Hand, daß die normale Ausnutzung des Bahnnetzes der Ruhr erst an dem Tage gesichert ist, an welchem der von Berlin diktierte und unterstützte Streik der Eisenbahner aufhören wird. Die 15 000 französischen Eisenbahner, welche den Dienst in den besetzten Gebieten versehen, können selbst bei übermenschlichen Anstrengungen nicht 180 000 deutsche Eisenbahner ersetzen, welchen die Reichsregierung jede Wiederaufnahme der Arbeit untersagt hat.“ (Das soll eine Abwälzung der Schuld Poincarés sein?)

Der Kern des „Matin“-Aufsatzes besteht in dem Vorschlag, die Eisenbahnverbindungen zwischen dem Elsaß und dem besetzten Gebiet zu verbessern: „Wäre es nicht möglich, daß die franko-belgische Regie regelmäßig verkehrende Züge in Betrieb setzen würde, wenigstens einen oder zwei pro Woche, welche den Transport der elsässischen, für die besetzten Gebiete bestimmten Waren ermöglichen? Diese Züge könnten auf der großen Linie Lauterburg—Malnz—Koblenz—Köln verkehren, wobei die Möglichkeit bestünde, die Waggons nach den verschiedenen Bestimmungsorten des besetzten Gebietes abzuleiten. Die auf diese Weise transportierten Waren müßten natürlich geschützt sein gegen jede Beschlagnahme auf Grund eingeholter Transporterlaubnis. Gering geschätzt würde das gesamte Elsaß pro Woche ungefähr 400 bis 500 Tonnen Waren ausführen, und diese Ziffer würde rasch überschritten, sobald der regelmäßige Zugverkehr gesichert wäre.“ „Wäre“, . . . das ist's eben!

Diese Milchmädchenrechnung frei nach La Fontaine hat allerlei Denkfehler in sich. Auf einen davon weist das „Mülhauser Tagblatt“ selbst hin, wenn es unmittelbar unter diesem Aufsatz in Fettdruck mit einer töricht-unüberlegten Schadenfreude den „unaufhaltsamen Endzusammenbruch der Mark“ bespricht. Daß die Totengräber der deutschen Valuta zugleich die des einst blühenden elsäß-lothringischen Wirtschaftslebens sind, daß sie in Paris und in den Redaktionen „patriotischer“ Zeitungen Alt- und Neufrankreichs sitzen, hast du wohl noch nicht entdeckt, kluges „Mülhauser Tagblatt“!

Der „Matin“ berichtet in einem zweiten Aufsatz, daß ihm eine Antwort seitens des Arbeitsministeriums zugegangen ist, worin es heißt: „Man kann nicht genug betonen, daß die Regie in der Lage ist, die Transporte, um die es sich handelt, sicherzustellen und zu entwickeln, und daß es nur die deutsche Eisenbahnverwaltung ist, die sie unmöglich macht, da sie sich

weigert, mit der Regie zusammenzuarbeiten, sei es, um ihr Waren zu übergeben, sei es, um solche von ihr anzunehmen. Sobald die deutschen Eisenbahnen geneigt sein werden, in dieser Hinsicht ihr Vorgehen zu ändern, wird die Regie alle dem elsässischen Handel nötigen Transporte sichern, natürlich soweit die Interessenten den Zollbestimmungen der Rheinlandkommission Genüge leisten.“

Wir stehen nicht an, diese „Erklärung“ geradezu als Ulk zu bezeichnen. Daß es nicht ohne die deutschen Eisenbahner geht, das ist es ja, was beweist, daß die „Regie“ nicht in der Lage ist, den geäußerten Wünschen Rechnung zu tragen. Wollen die Pariser sich über die Elsässer wieder einmal lustig machen??

Eine „Vereinigung elsässischer und lothringischer Besitzer deutscher festverzinslicher Wertpapiere“.

Die Handelsredaktion des in Straßburg erscheinenden „Elsässers“ fordert zur Gründung einer „Vereinigung elsässischer und lothringischer Besitzer deutscher festverzinslicher Wertpapiere“ auf. Angesichts der fast völligen Entwertung der Mark sind die Besitzer deutscher Staatspapiere und sonstiger festverzinslicher Papiere fast völlig entgelnet; mit den Erträgen können sie bei dem Stand des französischen Franken und der fortschreitenden Verteuerung der Lebenshaltung nichts anfangen.

Die zu gründende Vereinigung dürfte beabsichtigen, in Paris wegen der Valorisierung dieser Werte vorstellig zu werden. Das Versprechen der französischen Regierung vom November 1918, daß „kein Elsässer auch nur einen Centime durch die Umwälzung verlieren werde“, wäre da der gegebene Ausgangspunkt. Bei der ganzen Art der bisherigen Erfahrungen dürfte die Erinnerung an dieses Versprechen aber wenig nützen.

Ob Herrn Poincaré wegen seiner Zerrüttung der deutschen Finanzen das Ehrenpräsidium der Vereinigung angetragen werden wird, ist nicht bekannt.

Französisch-elsässische Ueberpatrioten.

Auf dem Colmarer Kongreß der elsässischen Gruppe der „Union nationale des Combattants“, der französischen Kriegervereine, ist heftig für die französische Idee „gewirkt“ worden. Aus den Entschlüssen dieser Vereinigung könnte man, wenn man's nicht schon längst aus andern Dingen wüßte, entnehmen, von welchem Geist diese „echten“ und „allein wahren“ Elsässer beseelt sind. Der chauvinistische Geist der engherzigsten Unduldsamkeit spricht ganz besonders lehrreich aus den Beschlüssen in elsässisch-lothringischen Fragen. Wir erwähnen daraus nur einige Züge:

Ein Beschluß, der sich gegen die Verwendung Deutscher in elsäß-lothringischen Betrieben wendet, lautet:

„Die elsässische Gruppe stellt fest, daß fünf Jahre nach dem Waffenstillstand die meisten Verwaltungen des Staates und der Gemeinden, die elsäß-lothringischen Staatseisenbahnen, die Straßenbahngesellschaften und die Gas- und Elektrizitätswerke in ihren Diensten noch Deutsche verwenden: In Anbetracht dessen, daß die Franzosen ihre Steuern nicht bezahlen, um dem Staat und die Gemeinden zu erlauben, Untertanen eines Frankreich feindlich gesinnten Volkes zu erhalten, während noch zahlreiche alte Kämpfer sich ohne Beschäftigung befinden, spricht sie den Wunsch aus, daß die Verwaltungen gehalten seien, ihre deutschen Angestellten mit kürzester Frist zu entlassen, und zwar die höchsten zuerst, und daß die von ihnen ohne Recht innegehaltenen Stellen den Kriegsbeschädigten und ehemaligen Kriegsteilnehmern vorbehalten werden.“

Was muß ein Außenstehender für ein Bild von der Gutmütigkeit Frankreichs erhalten, wenn er diese groteske Entschlüsselung liest! Die „Deutschen“, auf die diese postenhungrige Resolution gemünzt ist, sind mit weit mehr Recht als die U.N.C.-Leute Landeskinder, denn sie sind zumeist im Lande geboren, haben einheimische Frauen, haben einen elsässischen Vater oder eine elsässische Mutter. Es ist direkt eine Unverfrorenheit, diesen Menschen das Recht abzusprechen, im eigenen Lande als Lehrer, Eisenbahner, Beamte irgendwelcher Art ihrer Heimat zu dienen. Nicht „Franzosen“ erhalten durch ihre Steuer diese „Deutschen“, sondern Elsässer ihre elsässischen Landsleute. Aber gerne glauben wir diesen Hetzern, daß es ihnen schmerzlich ist, daß noch nicht alle guten Pöstchen Franzosen und Franzosenfreunden zugeschustert wurden.

Andere Entschlüssen verlangen Vorzugsbehandlung für die Elsaß-Lothringer, die aus dem deutschen Heer desertiert sind, oder freiwillig im französischen Heer gedient haben, Verleihung der „Médaille der französischen Erkenntlichkeit“ oder eine andere Wiedergutmachung der Nachteile, die ihnen zugefügt wurden, für diejenigen, die „unter der deutschen Herrschaft wegen ihrer französischen Gefühle beunruhigt“ worden

sind; daß naturalisierte Deutsche zu öffentlichen Aemtern nur zugelassen werden dürften nach strenger Untersuchung ihrer Zuverlässigkeit. Einstimmig wird ferner beschlossen, daß in dem illustren Kreise der U. N. C. kein Elsässer oder Lothringer zugelassen werden dürfe, der im deutschen Heer Offizier war. Für diejenigen, die im Krieg deutsche Offiziere waren, sollen zwei „Paten“ sich verbürgen müssen, die selbst Mitglieder der U. N. C. und Söhne von Elsässern sind.

In ein Wespennest haben die Herrschaften schließlich dadurch gestochen, daß sie in einem Telegramm an Poincaré die restlose Einführung aller französischen Gesetze in Elsaß-Lothringen verlangt haben. Dieser Beschluß hat bis jetzt schon eine ganze Reihe von Demissionen zur Folge gehabt. Alles, was insbesondere auf kulturellem Gebiet für den Schutz der Ueberlieferung ist, wendet sich von diesen Eiferern ab.

Auch diese „großartige patriotische Manifestation“, wie das „Journal d'Alsace et de Lorraine“ seinen Bericht überschrieb, wird die Klärung weiterführen. Wenn das „Journal“ einen späteren Artikel in dieser Frage mit „Franzosen schlechthin oder Bedingungsfranzosen“ überschreibt, so kommt es unbewußt dem Problem recht nahe. Die sich wohl oder übel der Macht der Tatsachen gefügt haben und „Franzosen“ geworden sind, als ihre Heimat „zur Mutter Frankreich zurückkehrte“, haben damit nie und nimmer geglaubt, ihr Elsaß-Lothringertum aufzugeben. Um mit Camille Dahlet zu sprechen: Sie hofften, nunmehr in höherem Maße noch als zuvor Herr im eignen Hause zu sein.

„Wofür man in Elsaß-Lothringen belohnt wird.“

Der Kampf zwischen der einheimischen Beamten- und Lehrerschaft einerseits und den aus Frankreich eingewanderten „Kollegen“ will sich nicht beruhigen. Auf dem Gebiet der Schule gehen die Klagen der kirchlich gesinnten Kreise besonders dahin, daß „offiziell noch immer die Wahrung und Beibehaltung des konfessionellen Charakters der Volksschulen versprochen“ wird. „In Wirklichkeit tut die Schulverwaltung nicht nur nichts, um diesen konfessionellen Charakter der Volksschulen in seinem inneren Wesen und seiner eigentlichen Bedeutung zu garantieren und zu erhalten, sondern sie hat Zustände geschaffen und erweitert sie, die weiter nichts sind als die Laienschule unter dem äußerlichen Firmenschild der konfessionellen Volksschule. Es sind in steigender Zahl Personen angestellt worden, die auf Grund ihrer Vorbildung niemals, auch bei bestem Willen nicht, in der Lage sind, den konfessionellen Charakter der Volksschulen in innerlich wahrer Weise zu garantieren. Selbstverständlich können auch die in den Volksschulen eingeführten Schulbücher keineswegs dem konfessionellen Charakter der Schule Rechnung tragen.“

Dies seien die allgemeinen Klagen im Elsaß und in Lothringen, zu ihnen kämen nun aber in Lothringen eine ganze Anzahl Sonderklagen. „Diejenige, welche vielleicht die schwerste ist, da die Handlungsweise, welche sie dokumentiert, die Lothringer in ihrem tiefsten Herzen trifft, ist die, daß Herr Renault, der jetzige Inspecteur d'Académie, und seine Mitarbeiter alles tun, um die einheimische Lehrerschaft zurückzusetzen auf Kosten der Eingewanderten. Wie bei uns ist die einheimische Lehrerschaft in Lothringen aus dem Volke hervorgegangen. Es sind Söhne aus den besten Lothringer Familien, und die Zurücksetzung, die ihnen zuteil wird, trifft das ganze Volk. Darum hat auch diese Frage einen weit über den Rahmen einer Berufsfrage hinausgehenden Umfang angenommen; sie ist zu einer höchst politischen Frage geworden.“

Der „Elsässer Kurier“ (Colmar) vom 31. Mai, dem diese Ausführungen entnommen sind, führt als Beispiel für die parteiische Handhabung der Befugnisse der Schulverwaltung den Fall des Sekretärs der Akademie an, eines gewissen Pacaud, den Versuch, unter Mithilfe der (natürlich französischen) Schulinspektoren von Diedenhofen, Château-Salins, Saarburg und Saargemünd den Verein der einheimischen Lehrerschaft zu sprengen. „Ein dienstlicher Druck wurde ausgeübt auf die Lehrpersonen, um dem Vereine der innerfranzösischen Lehrpersonen beizutreten. Das Telephon der Akademie, die Postfreiheit der Verwaltung, eine einseitige Zusammensetzung der dem Inspecteur d'Académie beratend zur Seite stehenden Schulkommission, alles mußte dazu herhalten, um die einheimische Lehrerschaft zu bekämpfen. Nicht mit Unrecht hat man weiter darauf hingewiesen, daß Mitglieder der „Amicale“, d. h. der Vereinigung der innerfranzösischen Lehrerschaft, die sich besonders im Kampf gegen die Lothringer hervortaten, in ganz ungewöhnlicher Weise bei der Beförderung oder bei der Verleihung von Auszeichnungen bevorzugt wurden. Man stellte Lehrer an, von denen selbst ihre Schulinspektoren öffentlich sagten, daß sie in Innerfrankreich überhaupt keine Anstellung gefunden hätten. Es sind Mitglieder der Amicale in Lothringen angestellt worden, ohne auch nur das geringste Diplom, wie es durch die Gesetze vorgeschrieben ist. Es ist klar, daß die einheimische Lehrerschaft, deren Mitglieder samt und sonders die Präpa-

randenschulen sowie das Lehrerseminar mit Erfolg absolviert haben und dabei ernsthafte Studien machen mußten, ein Recht darauf haben, daß sie über die Qualitäten aller ihrer Kollegen unterrichtet sind, damit sie wissen können, ob sie nicht denselben insbesondere bei der Besetzung der Direktorenstellen an den Schulen hintangesetzt werden. Hartnäckig verweigert die Inspection académique alle Auskunft. Nimmt man noch hinzu, daß gegen mehrere Führer der einheimischen Lehrerschaft ganz unverständliche, sie benachteiligende Maßnahmen ergriffen wurden, dann versteht man, daß ein Zusammenarbeiten zwischen der einheimischen Lehrerschaft und der Schulverwaltung in Lothringen unmöglich ist.“

„Seit 2 Jahren tobt der Kampf zwischen den beiden Gegnern. Er hat unerhört heftige Formen angenommen. Vergebens haben bereits alle Parlamentarier eine Regelung der unglücklichen Verhältnisse gesucht. Vergebens haben sich Generalrat und Conseil consultatif ins Mittel gelegt. Herr Renault und seine Mitarbeiter verharren auf ihrem Standpunkt. Man fragt sich: Wie ist so etwas möglich in einem Lande, das doch eine Demokratie sein will! Wer hält diese Leute? Man sollte meinen, Verwaltungsdirektoren dieser Art dürften keine Stunde länger auf ihrem Platze verbleiben! Aber sie halten sich nicht nur, sondern — und hier wird der Skandal direkt zu einer Herausforderung unseres Volkes — Herr Marcel Renault, Inspecteur d'Académie in Metz, Direktor der Schulen des Departements der Moselle — man muß schon den ganzen Titel wiederholen, sonst traut man sich nicht, daß er es sei — Herr Renault ist soeben vorgeschlagen worden zu einer Promotion au choix, d. h. zu einer Belobigung, welche die besondere Zufriedenheit seitens der vorgesezten Behörde bedeuten soll... Wir haben keine Antwort dafür... Wir wollen im Interesse des Landes hoffen, daß noch rechtzeitig die Schulverwaltung das Ungeheuerliche einsieht, damit nicht die Lothringer Bevölkerung es ihr in einer Art und Weise beibringen muß, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt.“

Für den deutschen Sprachunterricht im Elsaß.

Auf dem jüngst stattgehabten Delegiertentag des elsässischen „Evangelischen Volksbundes“ ist ausführlich über die Sprachenfrage gesprochen worden. Es wurde hervorgehoben, daß die französischerseits betriebene Bekämpfung und Vernachlässigung der deutschen Muttersprache die evangelische Kirche des Elsasses besonders empfindlich treffe. In deutscher Sprache bete und singe das elsässische Volk seit uralter Zeit, es wolle seine Predigten auch in dieser Sprache hören. Eine Entscheidung, die einstimmig angenommen wurde, hat nach dem „Elsässer Kurier“ (16. Mai) folgenden Wortlaut:

„Der Evangelische Volksbund, in tiefer Sorge um die künftige religiöse Erziehung der Jugend, fordert, daß der Religionsunterricht der Volksschule überall und ohne Ausnahme in den deutschsprachigen Gemeinden auch in der deutschen Sprache erteilt werde. Er kann sich nicht damit einverstanden erklären, daß es den Schulinspektoren und Lehrpersonen anheimgestellt wird, in welcher Sprache der Religionsunterricht erteilt wird, sondern verlangt eine klare allgemein geltende Bestimmung. Er weiß sich in dieser Forderung eins mit allen protestantischen Gemeinden, die die Erteilung des Religionsunterrichts in der Sprache fordern, in der die Gemeinde singt, betet und die Predigt hört.“

Diese rein religiös begründete Forderung der elsässischen Protestanten ergänzt die zahlreichen Entschlüsse der letzten Zeit, die von Volksversammlungen beschlossen worden sind, um die Forderung zu erheben, daß in dem zu neun Zehnteln deutschsprachigen Elsaß-Lothringen der französische Sprachdrill aufhöre und die deutsche Muttersprache endlich die ihr gebührende Pflege und Achtung finde.

Schwere Hagelkatastrophe im Elsaß.

Am 15. Juli hat ein schweres Unwetter weite Strecken des Elsasses heimgesucht. Besonders das mittlere Elsaß ist schwer betroffen. Viele Millionen Franken sind als Schaden anzunehmen. Zentren der Zerstörung sind die Gegenden von Colmar, von Neubreisach und von Dambach. Vielfach ist die gesamte Ernte vernichtet; zumeist gibt es keinen andern Ausweg als Unterpflügen des niedergestampften Getreides. Ein Nachpflanzen ist in den wenigsten Fällen möglich.

Die einheimische Presse regt einen Steuernachlaß für die Betroffenen an und die Einführung einer obligatorischen Hagelversicherung mit staatlichen Zuschüssen. Ein genossenschaftliches Hilfswerk für die Geschädigten hat die landwirtschaftliche Berufsgenossenschaft Elsaß-Lothringens eingeleitet. Durch Lieferung von Saatgut und Setzlingen und durch Geldsammlungen hofft man, den schwersten Nöten abhelfen zu können.

Elsaß-Lothringen

Heimatstimmen

Herausgeber: Dr. Robert Ernst

Monats-Bezugspreis Oktober:
Deutschland u. Dtsch.-Oesterreich
beim Post-Bezug . . . 5 250 000 Mark
bei Streifbandbezug . . . 5 500 000 Mark

Jahresbezugspreis für das Ausland:
Frankreich 8 Frank. (frz.)
Schweiz 4 Frank. (schwz.)
Übriges Ausland . . . 1 Dollar (amer.)

Bestellungen aus dem Ausland und für den unmittelbaren Streifbandbezug an die Schriftleitung
Berlin W 30, Postschließfach Nr. 5
Buchhandlungen 40% Rabatt

Zahlungen erbeten:
Deutschland:
Postscheckkonto Dr. Robert Ernst,
Berlin NW 7, Nr. 109 799.
Ausland:
Brieflich an die Schriftleitung
Berlin W 30, Postschließfach Nr. 5
Anzeigen:
die 4 gespaltene mm-Zeile 30 000 Mark
(Familienanzeigen 10 000 Mark)
Nachdruck
mit Quellenangabe gestattet.

Nummer 9

Berlin, September 1923

I. Jahrgang

Eine neutrale Republik Elsaß-Lothringen. Eine Chimäre?

Von A. Gilg (früher Stadtrat in Colmar).

In einem ersten Aufsatz war in unserem Juli-Heft von dem Verfasser auf die Artikelreihe geantwortet worden, die der Colmarer „Démocrate du Haut-Rhin“ aus der Feder seines Chefredakteurs Paul Risch gebracht hatte, der seinerseits zurückgegriffen hatte auf den in unserem Februar-Heft veröffentlichten Aufsatz von J. Oreiner: „Die neutrale Republik Elsaß.“ Hatte sich Gilg in seinem ersten Aufsatz insbesondere dagegen verwahrt, daß man jede Erörterung des Gedankens der elsässisch-lothringischen Neutralität von vorneherein als „deutsche Propaganda“ mit dem heute drüber so sehr beliebten „argumentum bovis“ abtun will, so wird nachstehend untersucht, ob auf Grund der neuzeitlichen Verhältnisse ein neutraler Staat Elsaß-Lothringen in der Tat ein Hirngespinnst, eine Chimäre ist.

Die Schriftleitung.

Wie in unserem ersten Artikel erwähnt, hält Herr Paul Risch die Neutralisierung Elsaß-Lothringens, selbst wenn sie aus politischen und völkischen Gründen als notwendig erkannt, durch die Weltlage ermöglicht und durch den Willen der Bevölkerung gefördert würde, aus wirtschaftlichen, militärischen und moralischen Gründen für unmöglich.

Die Existenzmöglichkeit eines selbständigen Staatswesens ist, neben dem Stärkegrad des Nationalbewußtseins, des Selbsterhaltungswillens und der Verteidigungskraft der Nation in stärkstem Maße durch die Wirtschaftsverhältnisse und Wirtschaftsmöglichkeiten mitbedingend (letzteres, umso mehr, je kleiner ein solches Staatswesen ist, und je mehr es im Einflußbereich von mächtigeren Nachbarstaaten mit hoher und reicher Wirtschaftskultur liegt). Der „Sacro egoismo“ der Einzelnen, das Streben der Staatsbürger nach eigenem persönlichem Wohlergehen wirkt der Opferwilligkeit für die Erhaltung der politischen und völkischen Freiheit der Gesamtheit stark entgegen, und gerade in Elsaß-Lothringen binden sowohl die Fäden, die das Volk mit beiden großen Nachbarnationen verknüpfen, als auch der auf alter Volkskultur und altem Allgemeinwohlstand beruhende Hang nach behäbiger, heiterer Lebensgestaltung die Kraft zur national-politischen Selbstbehauptung und lähmen sie. Daher werden wir diesen wirtschaftlichen Gegengründen in gleichem Umfange wie Paul Risch besondere Beachtung schenken müssen.

Herr Risch sucht zu beweisen, daß Elsaß-Lothringen auch als politisch selbständiges Staatswesen gezwungen wäre, sich an einen der beiden großen Nachbarstaaten anzuschließen, und damit seine politische Selbständigkeit trotz Aufrechterhaltung des äußeren Scheins tatsächlich verlieren würde, — ein Preis, der sich nicht lohne und niemand verlocken könne. Zum Beweis dieser Schlussfolgerungen behauptet er, daß der gesamten elsässisch-lothringischen Industrie fast alle in Frage kommenden Rohstoffe fehlen, daß ihr nach selbstgewählter Neutra-

lisierung jede Ausfuhrmöglichkeit fehlen würde, daß das Problem der Münzeinheit (eigener Münzhoheit?) unlösbar wäre, und daß in all diesen Punkten Vergleiche mit den neutralen Nachbarstaaten nicht gezogen werden könnten.

Mit diesen Argumenten erklärt Herr Paul Risch eigentlich alles, was die einst leitenden Männer der assoziierten und alliierten Mächte in den verschiedenen Pariser Vorort-Traktaten der Welt an Staatenbildungen aufgedrängt haben, als Miß- und Totgeburt; denn, seine Behauptungen über die Unmöglichkeit der wirtschaftlichen Selbständigkeit Elsaß-Lothringens lassen sich im einzelnen und im ganzen auf die meisten dieser Pseudostaaten in viel höherem Grade anwenden als auf Elsaß-Lothringen, womit schon bewiesen wäre, daß letzteres als selbständiger Staat lebensfähiger wäre, als die meisten dieser Staatengebilde, mit denen die Staatsweisheit der alliierten Alchimisten Europa beglückt hat.

Elsaß-Lothringen soll keine Rohstoffe für seine gesamte Industrie, keine Versorgungsmöglichkeit mit solchen und keine Ausfuhrmöglichkeit für seine Erzeugnisse haben? Ja, wie steht es denn mit jenen andern? Das eine Land hat Rohstoffe und keine Industrie, das andere Industrie und keine Rohstoffe, in der Regel mehr gemischt, das eine irgend welche Industrie ohne für sie geeignete Rohstoffe, das andere irgend welche Rohstoffe ohne die sie verarbeitende Industrie. Um die Begehrtheit zufrieden zu stellen und politische Handlanger zu gewinnen oder um Rache zu üben und voraussichtliche Zukunftsgegner zu schwächen, um den einen schwach zu halten, der völkisch stark war, und den andern zu stärken, weil er völkisch zu schwach erschien, hat man Wirtschaftsgebiete nach politischer Laune und um politischer Ziele willen willkürlich zertrennt oder zugeteilt. Und doch hält man (nicht nur, wenn auch am entschiedensten in Frankreich, dem Herr Paul Risch, soweit die Bestimmungen des Diktates von Versailles bezüglich Elsaß-Lothringens in Frage kommen, reslos zustimmt,) diese Dr. Eisenbart-Kuren für wohlthätige Eingriffe in das europäische Wirtschaftsleben, erklärt die genannten Friedenstraktate für sakrosankt und ewig unveränderlich und ist überzeugt, wenigstens sucht man alle andern davon zu überzeugen, daß die durch diese neue politische Geometrie geschaffenen Staaten-

Anlässlich des bevorstehenden Quartalswechsels lenken wir die Aufmerksamkeit unserer Leser auf die nebenstehenden neuen Bezugsbedingungen und bitten, die Erneuerung des Bezuges bei der Post oder der Schriftleitung (Streifband- und Auslandsbezieher) möglichst frühzeitig bewirken zu wollen.

gebilde sich wirtschaftlich konsolidieren, durch den Austausch der Wirtschaftsgüter nicht nur untereinander und mit den befreundeten Siegerstaaten, sondern sogar mit den in politische Gegnerschaft gedrängten übrigen Staaten sich zu Wirtschaftskörpern von staatsertaltender Kraft auswaschen werden. Stände aber Elsaß-Lothringen als selbständiger Wirtschaftsstaat nicht günstiger da als sie alle (vielleicht abgesehen von der an Wirtschaftsgütern besonders gesegneten Tschechoslowakei)? Hat es wirklich keine Rohstoffe für seine vielseitige Industrie und keine Möglichkeit, die fehlenden zu beschaffen? Es hat **Minette** und **fast keine Kohlen**, gewiß! Aber hat es Koks und Kohlen durch den Anschluß an **Frankreich**? Doch nur, solange letzteres — auch unter Einsetzung der Jugend und damit der Schwächung der Wirtschaftskraft Elsaß-Lothringens — **Saar und Ruhr** besetzt hält und hierdurch dauernd den **europäischen Frieden und Elsass-Lothringens Ruhe und Wohlfahrt mitgeföhrt**, und auch so doch nur aus **zweiter Hand** — die Kreise der Groß-Industrie und der Hochfinanz, sowie deren Schrittmacher, die Staatslenker in Paris, die das Ding drehen, wollen daran doch auch verdienen, und das Leben in Paris stellt Ansprüche an ihren Geldbeutel. — Die elsaß-lothringischen Arbeiter und das elsaß-lothringische Volk werden den geringsten sozialen und wirtschaftlichen Nutzen davon haben. Wäre der **direkte Austausch** von Erz und Kohle zwischen Mosel, Saar und Ruhr für unsere Heimat nicht vorteilhafter, stände dann die einheimische Schwerindustrie nicht günstiger da als die französische? Und als heute? Besonders nach der jetzt unmöglich gewordenen vollständigen Kanalisation von Mosel und Saar, — die zwar auch früher der Egoismus der Ruhrinteressenten hinauszögern konnte, als Elsaß-Lothringen noch deutsches Reichsland mit dem preußischen König und deutschen Kaiser als Landesherrn und zugleich ausschlaggebenden Faktor in der Reichsregierung war, — die aber einem **selbständigen** Elsaß-Lothringen gegenüber die eigenen Interessen der Ruhrindustriellen zu fördern gebieten würden.

Und soweit auch die Veredelungsindustrie der Kohle bedarf, hat Elsaß-Lothringen **Tauschobjekte** genug — nicht nur der Saar und Ruhr, sondern auch Belgien gegenüber, — durch die es sich die nötige Belieferung sichern könnte; das hat es auch früher mit Belgien schon getan. Und was die andern Rohprodukte, soweit das Land sie nicht selber erzeugt, betrifft (Baumwolle, Wolle, Seide und Jute für die Textilindustrie; Gerbstoffe und Häute für die Lederfabrikation; Fette für Seifen und Kerzenbereitung usw.) so würde es dieselben auch als selbständiges Staatswesen im **Tauschverkehr** mit andern europäischen Ländern und Uebersee auf dem Wege über den Rhein, seine zahlreichen Kanäle und Eisenbahnen **genau so leicht** beziehen können wie jetzt als französische Provinz. Seine zahlreichen Ausführprodukte (Erz, Eisen, Stahl, Maschinen, Automobile, Textilwaren jeder Art, Leder, Glaswaren, Kali, Salz, Erdöl, Holz, Bausteine, Kalk, Wein, Spirituosen, Gemüse und Früchte, Käse, Konserven, Gänseleber usw.) würden ihm nicht nur wie bisher Bezahlung der erforderlichen Rohstoffe, sondern auch **günstige Bedingungen** für jeden **Transitverkehr** sichern. Die Fruchtbarkeit seines Bodens, sein Reichtum an eigenen Rohstoffen und Industriezeugnissen würden Elsaß-Lothringen eher in die Lage versetzen, trotz der Dichtigkeit der Bevölkerung und des in der alten Volkskultur begründeten Eigenbedarfs an Gütern eines verfeinerten Kulturlebens, eine **aktive Handelsbilanz** zu erreichen, als die meisten der neuen europäischen Völkerrstaaten, deren Gründung als Erlöser- und Schöpfungstaat der politischen Weltweisen gepriesen wird. „Dies Elsass wäre nicht zu beklagen; dieses Elsass wäre das glücklichste Land der Welt,“ sagte doch schon 1870 Comte Agénor de Gasparin grade mit Hinblick auf diese **wirtschaftliche Lage** des Landes als selbständige Republik, trotzdem in jener Zeit sein Reichtum an eigenen mineralischen Bodenschätzen auch nicht im **entferntesten** geahnt werden konnte.

Aber Herr Paul Risch befürchtet im Falle der Neutralisierung Elsaß-Lothringens die Unterbindung dieses wirtschaft-

lichen Austauschverkehrs infolge Unmöglichkeit der **Ausfuhr** der überschüssigen Landesprodukte. Da seine Ausführungen zeigen, wie leicht sich die Gegner der Neutralisierung durch oberflächlichen Hinweis auf augenblickliche Stimmungen und vorübergehende Verhältnisse die Beweisführung machen, seien sie wörtlich wiedergegeben: Herr Risch schreibt:

„Wer würde uns etwa unsere Produkte abnehmen? **Deutschland**? Da schüttelt gewiß, angesichts der heutigen Mark-Valuta jeder den Kopf. **Frankreich**? Das würde sich schwer bedanken, dasselbe Frankreich, das wir von uns gestoßen hätten. Boykottieren würde es uns, wo es nur könnte; die gesamte öffentliche Meinung jenseits der Vogesen würde sich gegen uns wenden; den unzähligen Landsleuten, die im Innern in guten Stellungen sitzen, bzw. nach solchen streben, würde man mit Mißtrauen entgegenkommen. . . . Aber selbst angenommen, Marianne würde uns den bösen Streich nicht übel nehmen: Könnte uns Frankreich als Absatzgebiet genügen? Ganz gewiß nicht. Wir müßten weiter gehen, weiter suchen. . . . Des Finden wäre dann die andere Frage.“

Demgegenüber ist zu sagen: Bis zum Beginn des letzten Krieges war **Deutschland** Elsaß-Lothringens **Hauptabnehmer**, — nicht nur wegen der Zugehörigkeit des letzteren zum deutschen Zollgebiet, sondern den wirtschaftlichen Bedürfnissen entsprechend, — und könnte unter **normalen Verhältnissen**, die doch wohl alle erstreben wollen, es **sofort wieder sein**. Nicht der Friedensschluß, der das Land vom Reiche losriß und zum zweiten Male mit Frankreich vereinigte, hat diesem Verhältnis ein Ende gemacht. Im Friedensdiktat selbst war ja bestimmt, daß alle elsaß-lothringischen Erzeugnisse auf die Dauer von 5 Jahren nach Ratifikation des Friedens ungehindert und zollfrei in Deutschland eingeführt werden dürfen; zum wenigsten deshalb, um der elsaß-lothringischen Industrie, dem Weinbau und der Landwirtschaft Zeit zur Einstellung auf den Absatz nach Frankreich zu geben — diese Konkurrenz wünschten die französischen Wirtschaftspolitiker gar nicht, — sondern hauptsächlich, um der elsaß-lothringischen Bevölkerung die Lostrennung von Deutschland weniger schmerzhaft zu machen und ihr Zeit zur Niederhaltung deutschen Wettbewerbs und zur Einstellung auf **dauernden Absatz nach Deutschland** zu geben. Also selbst nach der Absicht des Versailler Friedensdiktats sollte auch in der Zukunft nicht **Frankreich**, sondern **Deutschland** der Abnehmer der elsaß-lothringischen Landes- und Industrieerzeugnisse sein, und den Elsaß-Lothringern wurde nach Waffenstillstand und Friedensschluß ihre „Begeisterung“ über den Anschluß an Frankreich außer durch die Freude über die Wiederkehr des Friedens wesentlich durch die allgemeine Ueberzeugung erleichtert, daß hinsichtlich des Handelsverkehrs „alles beim alten bleiben“ würde. Gewiß haben die trostlosen Währungsverhältnisse Deutschlands trotzdem und trotz aller Bemühungen von elsaß-lothringischer Seite die Ausfuhr nach Deutschland zum **vollständigen Stillstand** gebracht. Aber wer trägt — abgesehen von Fehlern deutscher Wirtschaftspolitik selbst, die andere unter gleichen Umständen vielleicht ebenso gemacht hätten — die Hauptschuld? Bei richtiger Abwägung von Wirkung und Ursache, die einzige Schuld? **Frankreichs unersättlicher Imperialismus**, der um seiner Machtziele willen Deutschland und Europa nicht zur Ruhe kommen läßt! Wie lange aber wird dies dauern? Solange in Frankreich nicht die Vernunft die Oberhand gewinnt oder sein militaristisch-wirtschaftlicher Größenwahnsinn in sich selbst zusammenbricht oder aber Europa und die Welt ihn nicht unerträglich finden. Und dies wird eine im Verhältnis zur Völkergeschichte **nur kurze Zeitspanne** sein. So wenig aber wie auf Frankreichs augenblicklich noch geduldete Hegemonstellung darf man, wenn man wirklich eine dauernde Lösung erstrebt, auf den augenblicklichen Tiefstand deutscher politischer Macht und deutscher Währung die Entscheidung über das Geschick Elsaß-Lothringens für alle Zukunft gründen. Kann nicht Deutschland, vielleicht rascher als heute geahnt werden kann, sich wirtschaftlich wieder so

erholen, um ein **zahlungsfähiger Abnehmer** zu werden? Ob Deutschlands augenblickliche **Versuche**, sein Währungssystem zu bessern, Erfolg haben werden, wer mag dies angesichts der außen- und innenpolitischen Lage heute sagen? Aber das ist **Eintagspolitik**! Wer mag darüber hinaus heute mit Sicherheit die spätere **Zukunft** verkünden?

Zwei Dinge aber stehen fest als **sichere Erfahrung**: **Elsass-Lothringen** hat im Augenblick seiner ersten vollständigen Angliederung an Frankreich Zeiten ebenso schlimmen Währungsverfalls gemeinsam mit diesem durchgemacht und doch später im Laufe von weniger als einem Jahrhundert zweimal Zeiten glänzenden industriellen Aufschwunges und blühenden Wohlstandes mit ihm erlebt, — und **Deutschland** hat die Wirren seiner Religionskriege überstanden und nach dem Elend des 30-jährigen Krieges und seiner Knechtung zur Zeit der napoleonischen Kriege **früher nie geahnten politischen und wirtschaftlichen Aufschwung** genommen. Sollte also, wenn die **Vernunft** in der Welt den Sieg in der Weise behält, daß auch die elsaß-lothringische Frage nach natürlichem und vernünftigem Recht gelöst werden kann, dann nicht auch die Zukunft Deutschlands sich so gestalten können, daß dem deutschen Volke unter friedlicher Eingliederung in die europäische Völkergemeinschaft und in die Weltwirtschaft die **Möglichkeit zu neuem wirtschaftlichem Aufschwung** gegeben wäre, wodurch sich auch für Elsaß-Lothringen das **alte Absatzgebiet neu eröffnen** würde?

Sollte politischer Irrsinn dies nicht zulassen, dann hätte Elsaß-Lothringen auch von seiner Zugehörigkeit zu Frankreich nur den Gewinn nicht des Aufgehens, sondern des **Unterganges** in diesem! **Niemals** kann Frankreich ihm als Abnehmer seiner Produkte den ihm durch dauernde wirtschaftliche Trennung von Deutschland oder gar durch vollständiges Absterben des letzteren entstandenen **Verlust ersetzen**. Was soll es denn Elsaß-Lothringen abnehmen? Seine **Weine**? Daran hat es in guten Jahren selbst mehr, als es konsumieren und ausführen kann. Nach dem neuerlichen Uebergang Elsaß-Lothringens an Frankreich dachten die elsaß-lothringischen Winzer nicht nur die zollfreie Ausfuhr nach Deutschland auszunutzen, sondern ihre Weine als „befreundete“ Gewächse, als „vins du Rhin français“, in England einzuführen. Aber die konservativen Engländer zogen es vor, ihren „Port“ und „Hoch“ wie bisher weiter zu trinken, und unsere Winzer sahen sich in ihrer Hoffnung sehr enttäuscht. Da ermahnte man sie, „Qualitätsweine“ zu bauen, die auch in Frankreich neben den dortigen namhaften Gewächsen Liebhaber finden würden. Der bisherige Erfolg hat sie nicht zu weiteren Anstrengungen ermutigen können. Allmählich ist man zur betäubenden Erkenntnis gekommen, all die guten Weine im Lande selber trinken zu müssen, und sieht sich darum zur **Einschränkung des Weinbaues** genötigt.

Nicht viel besser daran ist die gesamte **Spinn- und Webwarenindustrie**. Nach 1870 hatten die elsaß-lothringischen Industriellen in Frankreich zahlreiche Filialen oder neue Fabriken aufgebaut, und in normalen Jahren vermochte dann Frankreich seither nicht nur seinen eigenen Bedarf, sondern auch den seiner Kolonien und Einflußgebiete so voll zu decken, daß in Jahren der Geschäftsstockung sein Vorratsangebot sogar in Elsaß-Lothringen drückend fühlbar wurde, trotzdem inzwischen die hier ansässig gebliebene Industrie in Deutschland ein immer aufnahmefähiger werdendes Absatzgebiet gefunden hatte. Dieses ist nun verloren, ein neues bisher durch den Anschluß an Frankreich für die Dauer nicht gefunden. Gewiß sind unter der jetzigen Rheinpolitik Frankreichs **Schiebungen** aller Art möglich; aber darauf läßt sich keine industrielle Zukunft gründen. Gleiches wie für die Textilindustrie ließe sich über **sämtliche andere Industriezweige** Elsaß-Lothringens sagen. Wenn man beobachten muß, daß die durch französisch-nationalistische Unduldsamkeit ihrer Leiter beraubte oberelsässische Kaliindustrie trotz ihrer günstigen Lage nicht nur in den übrigen Ländern, sondern sogar in Frankreich selbst sich nur mühsam gegen die deutsche

Konkurrenz behaupten kann, so kann einem um die Zukunft der übrigen Industrien, für deren Produkte Frankreich nicht Bedarf hat wie bei jener, recht bange werden. Nur wenn sich Frankreichs Großmachtträume und speziell die Ziele seiner Politik am Rhein, Ruhr und Main erfüllten, könnte man hoffen, durch die politische Machtstellung und die Expansionskraft dieses Imperiums und durch Zusammenfassung all seiner Wirtschaftskräfte zum Wettbewerb mit den anderen Weltwirtschaftsmächten den französischen Wirtschaftseinfluß in der Welt und damit Frankreichs Ausfuhr in einer Weise zu steigern, daß auch die elsaß-lothringische Industrie und Wirtschaft davon den Nutzen hätte. Aber, **wie lange** würde die Welt diese **Uebermacht** und dieses **Welt Dumping** ertragen? Wo bliebe die Hoffnung auf Dauer? Darum muß das „ceterum censeo“ jedes, der eine dauernde Lösung der elsaß-lothringischen Frage zum Wohle des Landes selbst und nicht zum Nutzen anderer erstrebt, stets bleiben: **Nur wenn Elsass-Lothringen in einem (nicht durch Waffengewalt, sondern durch gütliche Verständigung) befriedeten Europa als politisch freies, selbständiges Wirtschaftsgebiet im friedlichen Wettbewerb und unter friedlicher Vereinbarung mit allen anderen Staaten sich regen und entfalten kann, dann ist die Zukunft seiner Wirtschaft und seines Wohlstandes und damit auch seines Volkstumes gesichert.**

Die Drohung, daß dann Marianne schmolend ihm die Tür verschließen würde, ist nicht ernst zu nehmen. Eine Lösung der elsaß-lothringischen Frage wird ja auch von **Frankreichs Einsicht** mit erwartet, und selbst wenn es, wie bei dem Vorschlag von 1870 auch, nur der politischen oder moralischen Zwangslage gehorchend, nachgeben würde, könnte auch eine anfängliche kleine Verstimmung nicht dauernd schaden. Solche Verstimmungen weichen leicht, wo es um den **eigenen politischen Vorteil** und **wirtschaftlichen Nutzen** geht. Frankreich hat doch vor dem letzten Weltkrieg sogar mit Deutschland, dem es seine Niederlage von 1870 nicht verziehen hatte, recht regen und dauernd zunehmenden Wirtschaftsverkehr gepflogen. Und das Frankreich, das für elsaß-lothringische Erzeugnisse so wenig aufnahmefähig ist, dagegen für den eigenen Ueberfluß zahlkräftige Abnehmer braucht, würde, gerade weil es die Dinge immer und mehr als andere vielleicht vom **politischen Standpunkt** aus betrachtet, **alle Ursache haben, sich nicht durch Handelsplackereien des politischen und wirtschaftlichen Einflusses in Elsass-Lothringen und damit am Oberrhein zu begeben.**

Auch das **Problem der Münzeinheit** dürfte nach dem Gesagten nicht so schwierig sein, wie Herr Paul Risch glaubt. Wenn alle die früher erwähnten neu geschaffenen Kleinstaaten schon ihre eigene Währung haben schaffen können, warum sollte das Problem für einen fast zwei Millionen zählenden, in hoher Wirtschaftsbüthe stehenden Freistaat Elsaß-Lothringen mit sicher zu erwartender **aktiver Zahlungsbilanz** schwieriger sein, als bei den meisten von diesen? Welches System und welche Münzeinheit man wählen würde, das wäre doch wohl von untergeordneter Bedeutung gegenüber der Frage, ob dieser Freistaat die Möglichkeit hätte, seine wirtschaftliche Autonomie aufrecht zu erhalten. Und daran kann unter den oben dargelegten weltpolitischen und wirtschaftspolitischen Voraussetzungen und in Anbetracht der eigenen Wirtschaftskraft des Landes kein Zweifel bestehen. Ein Vergleich mit der Prosperität der benachbarten neutralen Staaten vor dem letzten Kriege, also in Zeiten normaler friedlicher Entwicklung, wie sie nach friedlicher Lösung der elsaß-lothringischen Frage zu erhoffen wäre, dürfte uns auch hierin Recht geben.

Ein solcher Vergleich soll allerdings nicht zulässig sein. Und warum? Belgien und Holland „besitzen Kolonien, haben eine bedeutend zahlreichere Bevölkerung, eine gut entwickelte Industrie und vor allem . . . eine Meeresküste mit Handels- und Hafen von Weltbedeutung“, und die Schweiz, die zwar auch Kolonien und Handelshäfen nicht besitzt, sie hat „ihre Jahrhunderte alte Tradition; für ihre Selbständigkeit hat die Ge-

schichte gearbeitet.“ Nun, nicht jeder Kleinstaat kann und braucht alles zu haben. Es genügt, das zu besitzen, was ihm die **innere Kraft** gibt zu seiner **Selbstbehauptung**. Und an solchen Gütern ist doch auch Elsaß-Lothringen nicht arm. Es hat einen Boden von höchster und vielseitigster Fruchtbarkeit, mineralische Schätze wertvollster Art, eine alte hochentwickelte Industrie, liegt an den wichtigsten Wasser- und Landverkehrsstraßen zwischen Nord- und Süd-, West- und Osteuropa und hat doch auch seine geschichtliche Tradition, die auch seiner wirtschaftlichen Betätigung selbständige Bahnen weist. Die Gefahr, daß Elsaß-Lothringens Selbständigkeit nur Schein wäre, und daß es trotz ihrer zum wirtschaftlichen Anschluß an einen der großen Nachbarstaaten, als der nach Risch nur Frankreich in Frage kommen könnte, gezwungen wäre und dadurch auch politisch „erst recht abhängig“ würde; daß sein Ministerium und Parlament nur „über die Farbe der neuen Timbres, Uniformen und Dekorationen, sowie über ähnliche „Kardinalprobleme“ zu beraten hätten, während „Bagatellfragen“ wirtschaftlicher-, finanz- und handelstechnischer Natur an anderer Stelle geregelt würden, brauchte durchaus nicht gefürchtet zu werden, wenn nur die **Bevölkerung Kraft und Willen** besäße, wie ihre jahrhundertlangen Freunde und Bundesgenossen in der Schweiz, **ihre Freiheit und Selbständigkeit zu wahren**.

Aber an der **Macht** hierzu zweifelt Herr Paul Risch. Neutralität sei, wie das Schicksal Belgiens vom Jahre 1914 zeige, eine „Phrase“. Und Elsaß-Lothringen würde, so friedfertig es auch selber wäre, bei jedem Konflikt als Schlachtfeld erhalten müssen. Darum sei es schon besser, sich **ganz an die Macht anzuschließen**, die auch den **militärischen Schutz** übernehmen müßte. Nun, diesen Anschluß hatte Elsaß-Lothringen in den vergangenen Jahrhunderten stets; es gehörte, wie dies ja während des letzten Krieges von französischer Seite propagandistisch so geschickt gesagt wurde, immer zu dem Sieger, also zu der augenblicklich überlegenen Militärmacht. Aber bei welchem Konflikt der Großen untereinander, bei welchen europäischen Kriegen aller vergangenen Jahrhunderte ist darum Elsaß-Lothringen nicht doch **Schlachtfeld** gewesen? Konnte auch nur in einem einzigen dieser Kriege verhindert werden, daß es nicht alle Leiden und Greuel desselben an sich erfahren mußte? Was bedeutet überhaupt in diesem Sinne militärischer Schutz? Hat Frankreich, das ja seit Jahrhunderten die militärischste Macht Europas war, es verhindern können, daß seine Gebiete in den letzten 130 Jahren fünfmal von feindlichen Heeren überflutet wurden und diese dreimal siegreich in seine Hauptstadt einzogen? Hat es im letzten Kriege die völlige Verwüstung seiner Nordprovinzen und aus eigener Kraft den abermaligen Einzug des Feindes in seine Hauptstadt verhindern können? Wird es in alle Zukunft, wenn die Methoden der Gewalt, die es selbst heute auf die Spitze treibt, bestimmend für Europas Geschehnisse bleiben werden, Elsaß-Lothringen davor bewahren können, abermals zum Schlachtfeld in den Konflikten der Großen zu werden? Einen wirklichen Schutz hiergegen bieten **nicht Bajonette und Flugzeuge, bietet nur die Anerkennung des Rechtes der Selbständigkeit auch für die kleinen Völker in einem befriedeten Europa und einer befriedeten Welt**. Wie aber bis dahin man am besten seine Selbständigkeit wahrte, zeigt das Beispiel der **Eidgenossen**, die, statt für ihre Zugehörigkeit zum Fremdstaat in dessen Heer zu kämpfen und zu bluten, jederzeit bereit waren, für ihre eigene Freiheit und Selbständigkeit ihr Leben einzusetzen, und darum der Welt eine Achtung vor ihrem Freiheitswillen aufgenötigt haben, die ihnen im Verein mit der Eifersucht der Großen untereinander immer wieder ihre Freiheit sicherte, zeigt das Beispiel der **vielen kleinen Völker**, die auch unter härtestem

Druck ihrer Herrenstaaten niemals die Hoffnung und den Willen auf eigenes Staatsleben aufgaben und einzig diesem nationalen Lebenswillen, als mitbestimmendem Faktor der Weltpolitik und Voraussetzung für die Gestaltung ihrer Ergebnisse, die Erfüllung ihrer Sehnsucht verdanken.

Wenn Herr Paul Risch endlich auch erwähnt, daß das **moralische Moment nicht ausser Acht** gelassen werden dürfe, so sind wir ganz seiner Meinung. Wir stellen es sogar in den **Vordergrund**. Seine Schilderungen der Krankheitserscheinungen der Uebergangszeit von 1918 auf 1919 sind so lebendig, daß wir ihnen nichts hinzuzufügen haben. Sie erwähnen, wie die Gesinnungslumpen die Macht an sich rissen, wie die niedrigsten Instinkte aufgestachelt wurden, wie das A.B.C.D.-Kartensystem die Bewohner auch innerhalb ein und derselben Familie nach ihrer Abstammung in vier Klassen teilte, wie (dadurch und durch die rücksichtslosen Ausweisungen) die Familien zerrissen und zerrüttet wurden, wie das Denunziantentum blühte und die „commissions de triage“ ihr trauriges Richteramt ausübten u. s. w. Weil diese Schilderungen moralischer Verwilderung richtig sind, **möchten wir Elsaß-Lothringen bewahren vor ähnlichen Schicksalen in kommenden Zeiten**, wenn es wieder einmal als eroberter Land dem Sieger zufallen sollte. Paul Risch befürchtet allerdings, daß schon die Neutralisierung Elsaß-Lothringens ähnliche Zustände schaffen würde, weil dann das deutsche Element seine Revanche suchen und eine Gegenreaktion von der anderen Seite auslösen würde, so daß in dem entstehenden Tohuwabohu die „eigentlichen Elsässer“ zunächst geistig und seelisch, dann auch wirtschaftlich endgültig erstickt und zermalmt würden. Wir meinen allerdings, daß im Falle der Neutralisierung Elsaß-Lothringens weder die Rachsucht noch die Gesinnungslumperei deutscher oder welscher Elemente dort ihren Haß auszutoben hätten, sondern daß die „eigentlichen Elsässer“ mit allen dort heimatberechtigten „guten Elementen“ doch wohl die Kraft in sich hätten, sich dieser Elemente **zu entledigen und die staatsbürgerliche Freiheit jedes Gutgesinnten zu beschützen**.

Aber wir glauben, das **moralische Moment hat noch eine Seite**, die Herr Paul Risch wohlweislich verschweigt. Ist es moralisch, daß die von ihm erwähnte Zerreißen des Familienlebens **dauernd aufrecht erhalten** wird? Ist es moralisch, daß **Denunziantentum und Spitzelwesen** auch heute noch das öffentliche und private Leben vergiften, wie nirgendwo sonst mit Ausnahme von Saar, Rhein und Ruhr? Moralisch, daß zwar nicht mehr die commissions de triage, wohl aber die untergeordnetsten landfremdesten Staatsorgane und alle anderen „Hergelaufenen“ die **politische Gesinnung** der Bevölkerung und jedes Einzelnen beschliffeln? Ist es moralisch, daß man der Jugend die **Sprache der Väter** aus dem Herzen reißt und sie statt der **Gebete der Mütter** fremde unverständene Laute stammeln läßt? Moralisch, daß man all die **Gefühlsschätze** Jahrtausende alter Eigenkultur zertritt, um „la civilisation moderne de la France“ an ihre Stelle zu setzen? Ist es moralisch, daß man zugunsten des hinter den Zeitforderungen zurückgebliebenen französischen Staatsunitarismus die sozialere und freiheitlichere Gesetzgebung des Landes beschneidet?

Ist es notwendig, noch mehr solcher Fragen zu stellen? **Wahrlich, wenn die Welt das moralische Moment in erster Linie in den Vordergrund gestellt hätte, dann hätte der Friede von Versailles auch in Bezug auf Elsaß-Lothringen einen anderen Inhalt bekommen**. Nur weil man **Gewalt vor Recht und Moral** setzte, war die heutige Lösung, die keine ist, möglich. **Mögen Vernunft, Recht und Moral wenigstens in der Zukunft die Geschehnisse unseres vielgeplagten und um so inniger geliebten Heimatlandes bestimmen!**

Die Lothringer im Banat.

Von Dr. Fr. König.

Die „Banater Schwaben“ feiern in diesen Septembertagen das zweihundertjährige Jubiläum ihrer Einwanderung in Ungarn. Sie gedenken dabei besonders innig ihrer alten Heimat, der Pfalz, Luxemburgs, des Elsasses und besonders Lothringens. Der Herausgeber der „Heimatstimmen“ ist einer dankbar empfundenen Einladung unserer allzu wenig bekannten Landsleute nach Temesvar (Rumänien) gefolgt und wird nach seiner Rückkehr im nächsten Heft über seine Eindrücke berichten.

Dr. König, wohl einer der besten Kenner der Geschichte und Gegenwart Lothringens, hat es freundlichst übernommen, im Nachstehenden unsere Leser über die wirtschaftlichen und politischen Ereignisse zu unterrichten, die unsere Landsleute im 18. Jahrhundert zur Aufgabe ihrer Heimat und zur Wanderung ins ferne Ungarland getrieben haben.

Die Schriftleitung.

Es gab einst ein **lothringisches Staatsvolk**. Romanen und Germanen in dem Lande an Mosel und Meurthe, von den Vogesen zur Maas hinüber und zur Saar im Norden hinauf fühlten sich im Schutz des „heiligen römischen Reiches deutscher Nation“ unter Führung ihres lothringischen Herzogshauses als geschlossene Volkspersönlichkeit und hielten von solche Jahrhunderte lang Grenzschutz gegen den von Westen andrängenden französischen Emporkömmling. Dieses Lothringen wurde von Frankreich im 18. Jahrhundert zerschlagen. Das Land ward französische Provinz, das Volk ward in die französische Nation eingeschmolzen, wobei das Bauerntum des deutschen Sprachgebiets allerdings sich volkspolitisch in Art und Sprache bis zum heutigen Tage als germanisches Grenzvolk behauptet hat. Es war kein leichtes Sterben, das Sterben des lothringischen Herzogtums. Unsägliches Elend kam damals über Land und Volk. Kein Wunder, daß der Drang in die Ferne die sonst so heimattrauen Lothringer erfaßte und viele von ihnen **ins ferne Ungarn** führte, wo sie mit Menschen anderer deutscher Stämme zusammen sich eine neue Heimat schufen.

Der **Wiener Präliminarfrieden** vom Jahre 1735 bestimmte, dass die vereinigten Herzogtümer Lothringen und Bar an den vertriebenen Polenkönig Stanislaus Leszczyński gegeben wurden, um nach dessen Tode an Frankreich zu fallen. **Franz Stephan**, der letzte Herzog, musste sich um der Hand Maria Theresias willen entschließen, Toskana für sein Erbland Lothringen in Tausch zu nehmen. Stanislaus Leszczyński aber dankte schon am 30. September 1736 in dem Heimvertrag von Meudon gewissermaßen zu Gunsten Frankreichs ab, indem er dem Könige das Recht überließ, in Lothringen und Bar Steuern aufzulegen und zu erheben, Plätze nach Gutdünken zu befestigen und mit Besatzungen zu versehen, die lothringischen Soldaten der französischen Armee einzuverleiben und die wichtigsten Beamten des Landes zu ernennen. Er selbst behielt nur die äußeren Abzeichen des Souveräns, den Namen, die Krone und den Herzogsmantel, und sollte fortan ein französisches Jahrgeld von 150 000 Livres erhalten.“ Der allmächtige Mann aber wurde Frankreichs Intendant, der Kanzler Anton Martin de Chaumont de la Galaizière, der mit denselben Befugnissen wie die Intendanten in den französischen Provinzen die Polizei, die Justiz- und die Finanzverwaltung zu leiten hatte.

So war Lothringen denn doch zu dem geworden, wogegen sich Herzogshaus und Volk Jahrhunderte lang gewehrt hatten: zu einem **Anhängsel Frankreichs**. Leid auf Leid war in diesen Kämpfen durch Frankreich über die Bevölkerung gebracht worden. Seine

Sendlinge hatten das Land ausgeraubt und ausgeplündert, von 1634 bis 1661, von 1670 bis 1697, von 1702 bis 1714. Sie hatten es zeitweise zur Wüste machen wollen, um den Trotz der Bevölkerung zu brechen; sie hatten im Jahre 1638 sogar den Gedanken erwogen, den Rest der Bevölkerung nach Canada zu verpflanzen, auf daß es in Europa keine Lothringer mehr gebe. Das Herzogtum hatte zu Ende des 16. Jahrhunderts rund 800 000 Einwohner besessen, es hatte als eines der gesegnetsten Länder Europas gegolten; im Jahre 1698 waren kaum mehr 150 000 vorhanden. Das war Frankreichs Werk gewesen. Kein Wunder, daß die Bevölkerung nach wie vor den Feind im Westen sah und sich auch in den romanischen Teilen des Landes als besondere, Oesterreich und dem Deutschen Reich irgendwie verbundene Nationalität fühlte. Der Vertrag vom Jahre 1735 wurde daher als „ungeheures Unglück“ empfunden. „Die Menschen liefen durcheinander, weinten, fluchten, zerrissen in der Bitterkeit ihres Schmerzes die Bilder des Herzogs, der sie dem gehaßten Feinde überantwortet habe.“ Friedrich der Große hat in seinem Antimacchiavell der rührenden Treue und Anhänglichkeit der Lothringer an ihr Fürstenhaus ein Denkmal gesetzt. —

In der **Friedensperiode**, die dem Scheinregiment Stanislaus Leszczyński vorausgegangen war, hatte sich das Land einigermaßen erholt. Die Einwohnerzahl betrug 1738 wieder rund 760 000 Seelen. Ruhe und Sicherheit waren eingeleitet; Landwirtschaft, Industrie und Handel hatten sich entsprechend gehoben. Nun aber mußte das Land — dem Scheine nach selbstständig, in Wirklichkeit aber Frankreich hörig — außer den eigenen Lasten die Lasten tragen, welche die **Politik der letzten Ludwige** gleich Frankreich auch ihm auferlegte. „Schon 1738 wurde mit französischen Generalpächtern ein Vertrag auf 9 Jahre abgeschlossen, nach welchem diese jährlich 300 000 Livres in die königliche Kasse zu liefern hatten. Dazu kam die „Subvention“, die 1738 nahezu 2 Millionen betrug, und eine Auflage für die Unterhaltung französischer Kavallerieregimenter von 368 415 Livres, die Galaizière 1746 auf 600 000 erhöhen ließ. Dazu kam ferner die Aergernis der indirekten Steuern, die bei dem Uebergang von Waren aus einem Distrikt des Landes in einen anderen erhoben wurden und den Austausch von Bodenerzeugnissen zwischen den nächsten Nachbarn überaus lästig und kostspielig machten. Große Summen ließ Galaizière auch für Instandsetzung von Brücken und Straßen erheben, und doch, so war die allgemeine Klage, waren die Straßen nie schlechter unterhalten, und die zusammengebrochenen Brücken blieben in ihrem Verfall liegen. Als endlich der österreichische Erbfolgekrieg ausbrach, wußte Frankreich einen großen Teil seiner Kriegslasten an Geld und Blut auf Lothringen abzuwälzen, obgleich das Land für dauernd neutral erklärt worden war. Fügsam jedem Winke des französischen Ministers, ließ Stanislaus 1741. und 1742 allen beschworenen Verträgen entgegen 3 Regimenter, 5400 Mann, für den Dienst Frankreichs ausheben, die unter französischen Befehlshabern auf Kosten des Landes gegen Oesterreich ins Feld geführt wurden. Die Notwendigkeit, die Reihen vollzählig zu halten, führte von da an in jedem Jahre zu immer neuen Aushebungen und Nachschüben.“ Trotz aller Proteste des „Souveränen

Hofes“ zu Nancy wurden die hohen Steuern, die Ludwig XV. nach Beendigung des österreichischen Erbfolgekrieges ausschrieb, auch auf Lothringen ausgedehnt. Der Siebenjährige Krieg brachte neue schwere Lasten. Als der „Souveräne Hof“ die Eintragung des Edikts verweigerte, wurden elf Räte durch lettres de cachet des Landes verwiesen und die Eintreibung gewaltsam erzwungen. . . . Inzwischen aber unterhielt der „weichliche und eitle Pole“ einen glänzenden, äußerst kostspieligen Hofhalt.

Die dreißigjährige Regierung von Stanislaus hatte so dem Lande nur erneut Elend und Verödung gebracht. Eine umfassende Untersuchung, die der „Souveräne Hof“ im Jahre 1760 über den Zustand des Landes veranstaltete, ergab, daß die Bevölkerung durch Konstriktionen, Verluste im Feld und durch Auswanderung um ein Viertel zurückgegangen, daß 23 950 Bauern gänzlich verarmt und zu gemeinen Tagelöhnern herabgesunken waren, daß die erzwungenen Geleit- und Spanndienste für die Armee die Landleute Tausende von Pferden gekostet hatten, daß die Hälfte der Aecker unbenutzt und brach lag, daß es allenthalben an dem nötigsten Viehstand und dadurch auch an Dünger fehlte, sodaß auch die bebauten Grundstücke nur ärmliche Erträge lieferten. — So erging es Lothringen, als es von Frankreich abhängig war, des sollte man heute im deutschen Westen gedenken.

Am 23. Februar 1766 starb Stanislaus. Am folgenden Tage versammelte Galaizière in Nancy den „Souveränen Hof“ und erklärte, daß König Ludwig XV. die Regierung Lothringens übernommen habe. Lothringen war nun auch dem Namen nach französische Provinz geworden.

Kein Wunder, daß Lothringens Bauernvolk aufhorchte, als in jenen bösen Zeiten österreichische Werber im Namen Maria Theresias und ihres Gemahls Franz Stephan — der der angestammte Herzog war — im Lande herumreisten und die Augen der gequälten Bevölkerung nach dem fernen Ungarn lenkten, dessen fruchtbare, durch die Türkenkriege verwüsteten Ebenen vielen Tausenden Raum und Nahrung geben könnten. Es war nichts Neues, daß man nach Oesterreich ging. Vom Adel war gar mancher in den Jahrzehnten nach 1735 dem aufsteigenden Glücke Franz Stephans nach Toskana zuerst und dann nach Wien gefolgt. Der Kaiser hatte nie die Hoffnung auf Wiedergewinnung seiner Stammlande aufgegeben; er war mit Lothringen in ständigem Verkehr geblieben; er gab den jungen Lothringern, die zu ihm kamen, Ämter und Stellen im Heer. Jetzt aber sollte das weite fruchtbare Land zwischen Donau und Theiß neu besiedelt werden. In Köln, Frankfurt a. M., Schweinfurt, Regensburg und Ulm wurden durch Maria Theresia Kommissariate errichtet, die die Auswanderer nach dem Banat lenken und durch Rat und Tat unterstützen sollten. Die Kaiserlichen Kommissare erhielten für jede nach Ungarn geschickte Familie eine Geldprämie: einen Gulden dreißig Kreuzer. In der kleinen Festung Kehl, die damals zu Oesterreich gehörte, besorgte ein Kaiserlicher Notar die Auswanderungsgeschäfte. Von allen Seiten sammelten sich die Auswanderungslustigen in den Städten, in denen Auswanderungsbüros tätig waren. Wer freiwillig sich einfand, ohne von einem Werber gedungen zu sein, erhielt anfangs eine ziemlich hohe Prämie ausgezahlt; andernfalls erhielt sie dieser. An jeder Station wurde den Auswanderern Reisegeld ausgehändigt. Führer geleiteten die Züge weiter. Von Ulm ab fuhr man gewöhnlich zu Schiff Donau abwärts.

In Wien wurde jedem ein Handgeld von 3 Florins verabreicht. Als der Bedarf von Auswanderern gedeckt war, wurden die Zahlungen eingestellt. Wer nunmehr noch nach Osten wanderte, tat es auf eigene Kosten. Vom Jahre 1772 hörte denn auch die Auswanderung auf.

Der Ruf von Wien fand so auch bei den Lothringern Gehör, die doch sonst so konservativ, so bodenständig sind. Die von Frankreich bedrückte Heimat schien keine Aussicht mehr zu bieten; die Fremde lockte; es hub eine Bewegung an, die immer mehr um sich griff, zuerst in Deutsch-Lothringen, dann aber auch im französischen Sprachgebiet. Es kommen insbesondere die Jahre 1772 bis 1773 in Betracht. Das Jahr 1770 bildet den Höhepunkt der Auswanderung. In einer Liste, die die Zeit vom 1. Januar bis Ende August 1765 umfaßt, sind besonders viele Auswanderer aus dem Bitscher Land verzeichnet; aus Bitsch, Binningen, Großrederchingen, Lemberg, Rohrbach, Roppweiler und Wolmünster. Dazu gesellen sich Leute aus Bettingen, Bettringen, Evringen, Finstingen, Halleringen, Remelingen, Rixingen, Saarialben, Ueckingen und Wölferdingen. Briefe des Generalmajors von Schmidt aus der österreichischen Feste Philippsburg aus dem Jahre 1764 reden von 300 Emigranten, die anfangs für die französische Kolonie Guyama angeworben waren, dann aber nach Ungarn zu gehen sich entschlossen. Im Jahre 1769 zogen weitere Scharen aus Deutsch-Lothringen nach Osten aus, besonders aus der Grafschaft Dagsburg. Die Abwanderung erweckte naturgemäß die Sorge der französischen Regierung. Sie bedrohte die Auswanderer gleich Fahnenflüchtigen, welche die Treue gegen den König und den Staat brächen, mit Konfiskation der Güter und den härtesten persönlichen Strafen. Ein königlicher Erlaß vom Jahre 1769 befahl, die Auswanderer festzunehmen und ihre Habe einzuziehen, und erklärte alle Verkäufe, die drei Monate vor der Auswanderung stattgefunden hätten, für null und nichtig. Trotzdem aber nahm die Zahl der Heimatflüchtigen nicht ab. Im Monat Februar des Jahres 1770 wanderten aus dem schwachbevölkerten Deutsch-Lothringen 127 Familien aus; im April desselben Jahres folgen 930 Familien, deren Mehrzahl aus dem französischredenden Teil des Landes stammte, aus Blamont, Arracourt, Bezange-la-Grande, Francheville, Moncel, Rompey und andern Ortschaften des Departements Meurthe et Moselle, aber auch aus Altroff, Avricourt, Cambrey, Châtheau-Salins, Moyenvic, Niederstinzeln, Oberstinzeln, Diedenhofen, Torcheville, Leiningen; dann im Herbst wiederum viele Haushaltungen aus den Gebieten von Commercy, Blankenburg, Diedenhofen. Es war eine wahre Flucht aus dem Lande. Die Verbote der französischen Regierung halfen ebenso wenig wie der Erlaß vom 17. Mai 1770, der reuig zurückkehrenden Auswanderern Straffreiheit verhielt. Von denen, die bereits im Banat angelangt waren, kamen günstige Berichte, die die Zurückgebliebenen zum Nachfolgen aufmunterten. Wenn die Abwanderung seit 1772 stockte, so lag das nicht daran, daß der Drang zur Auswanderung nachgelassen hätte, es hatte seinen Grund vielmehr in den einschränkenden Maßnahmen der österreichischen Regierung selbst. Meist zogen die Auswanderer in Scharen nach Basel, um von dort aus die Donau zu gewinnen. Auch nach Amerika in die Ohio-Gebiete zogen heimatmüde Lothringer, und in Indiana finden sich bei Vincennes in den ältesten französischen Niederlassungen Namen lothringischen Ursprungs aus der Mitte des 18. Jahr-

hunderts. Die 2500 Lothringer, die Sovana und Massa bei Pisa und Siena besiedelten, sind in den Maremmen Toskanas elendiglich zugrunde gegangen, sodaß heute jede Spur von ihnen verwischt ist.

An dieser Wanderung aus dem deutschen Westen in das sonnige Banater-Land haben aber nicht nur Lothringer teilgenommen; es war eine Bewegung, die den ganzen Bereich des Mosellandes, die den Oberrhein und auch Oberfranken erfaßte. Das Elend, das Frankreichs kriegerische Raubpolitik den Ländern an Mosel und Rhein gebracht hatte, der innere und äußere Zerfall der Kaisermacht, die sich immer mehr vom Westen abkehrte, die kurzsichtige innere Politik der Fürsten und Herren, die üble Wirtschaftslage, das alles hatte in dem ganzen Bereich ähnliche seelische Bedingungen geschaffen. Auch das Elsaß ist bezeichnenderweise beteiligt; in einer Tabelle über 266 deutsche Familien, die der Kaiserliche Notar Leutner im Jahre 1770 von Kehl aus weiter geleitet hat, finden sich 203 Familien aus dem Elsaß. Lothringer, Luxemburger und Pfälzer aber sind zahlenmäßig viel stärker vertreten. Sie bilden ja auch stammestümlich trotz der staatspolitischen Scheidung eine Einheit in der alten Heimat. „Schwaben“ sind die Banater und die Batschkaer Deutschen so nicht, wenn auch die Serben sie als solche bezeichnen. „Mei lievi Pfälzer Mutter-sproch!“, so nennt der südungarische Dichter Jorg von der Schwalm 1921 noch den Dialekt seiner Landsleute. Besonders groß ist jedenfalls der Anteil, den Lothringen stellte. Es wäre der Mühe wert, diese Dinge einmal gründlich zu durchforschen.

Neben Magyaren und Südslaven baute man sich in der neuen Heimat an. Maria Theresia und Josef II., ihr Sohn, ließen sich die Fürsorge für ihre Kolonisten besonders angelegen sein; eine besondere Sektion der Kaiserlichen Hofkammer unter dem Titel „in banaticis“ sowie von 1766 ab eine eigens in Wien eingesetzte Kommission hatte sich der Zugezogenen anzunehmen. Die Kolonisten wurden anfangs in schon vorhandenen Dörfern angesiedelt, später wurden besondere Kolonistendörfer angelegt. Für die Lothringer insbesondere wurden im Distrikt von Czasad die Dörfer Trübswetter, Gottlob, Ostern, St. Hubert, Charleville, Seultour gegründet. Das Evangelium wurde in den rein lothringischen Kolonien eine Zeitlang erst deutsch, dann französisch vorgelesen, die deutsche Sprache aber gewann naturgemäß die Oberhand, sodaß nur noch die Familiennamen an den romanischen Ursprung ihrer Träger erinnern. So zitiert Hecht: „Les colonies loiraines et alsaciennes en Hongrie“ (Auszug aus den „Mémoires de l'Académie de Stanislas pour 1878“) Namen wie Düpong-Dupont, Gaudie-Gaudier, Kartjie-Cartier, Kolling-Collin, Matje-Matthieu, Tiebo-Thiébaud, Tirjun-Tirion, Votje-Vautier. Die romanischen Lothringer haben sich in ihrer volkdeutschen Umgebung germanisiert wie die Nachkommen der Hugenotten und Emigranten, die sich auf deutschem Boden niederließen.

Temesvar war das Zentrum für die Neubesiedlung. Die Ansiedler waren für 10 Jahre steuerfrei. Jede Familie erhielt Wohnung, Acker und Hausgerät, den nötigen Viehbestand und ein zugehöriges Gut als Eigentum. Vielfach wurde Geld vorgestreckt. Die Herrschaft hatte in jedem Dorfe Kirche, Schulhaus, Pfarrhaus, Mühle, Metzgerei, Krämererei und Wirtschaft zu bauen und einzurichten. Pfarrer- und Lehrerwiesen wurden abgeteilt. In der Schule wurden die

Kinder in ihrer Muttersprache unterrichtet. Erst 1868 wurde die ungarische Sprache gesetzlich eingeführt. Es waren weitgehende Privilegien, die den Ansiedlern zuteil wurden. Hierfür waren sie an die Scholle gebunden. Wer sie mutwillig verließ, wurde als Deserteur angesehen. So ward der im Jahre 1718 den Türken abgerungene, im Jahre 1739 behauptete Boden durch eine Bodenpolitik großen Stils dem Deutschtum und dadurch Mitteleuropa gewonnen. — Es war eine Auswanderung ganz anderen Charakters wie die, die im 19. Jahrhundert die Deutschen nach Amerika führte. Nicht Einzelne lösten sich von der Heimat los, nicht als Einzelne traten sie in die fremdvölkische Umgebung ein; es waren vielmehr geschlossene Familien, die wanderten, Mann, Weib und Kind; sie wanderten in geschlossener Gemeinschaft mit andern Familien der Heimat und bildeten so in der neuen Heimat von Anfang an Gemeinden, in denen der ganze Schatz des Volksgutes an Sprache, Sitte und Religion wohl aufgehoben war. Bezeichnend für den Geist der Auswanderer ist der Bericht, daß gelegentlich günstige Angebote protestantischer Landesherrn, die sie nach ihrem Gebiete ablenken wollten, aus treuer Anhänglichkeit an ihre katholische Ueberlieferung abgeschlagen worden seien, trotz des Elends, in dem sie staken. Für den Auswanderer des 19. Jahrhunderts bestand keine rechte innere Bindung an Familie und Gemeinde und Kirche, an Muttersprache und Vatersitte mehr; deshalb ist er im fremden Volkstum gar zu leicht aufgegangen; hier bestanden all diese Bindungen noch, deshalb haben sich die „Banater Schwaben“ gleich den andern Volkdeutschen im Osten und Südosten Europas bis heute ihr Volkstum behauptet.

In den Jahrzehnten vor dem Weltkrieg allerdings schien es, als ob dieses deutsche Völklein der Magyarisierung erliegen werde. Der Nachschub war ausgeblieben, im Jahre 1866 war Großdeutschland zergetrennt worden, 1869 war man von Oesterreich losgetrennt und Ungarn zugeteilt worden. Man wuchs, da der Gedanke großdeutscher Kulturgemeinschaft trotz der politischen und wirtschaftlichen Blüte des kleindeutschen Reiches keine befähigende Kraft besaß, in den Glauben an die politische und kulturelle Überlegenheit des Magyarentums hinein. Mit dem Jahre 1918 aber traten Rumänen und Serben an die Stelle der Magyaren, Nationen, denen gegenüber sich der Deutsche im Banat und in der Batschka überlegen fühlt. Das aber hat „ein unerwartetes Erstarken des deutschen Gedankens, d. h. die Bekenntung zum deutschen Volkstum und das Bewußtsein seiner kulturellen Stärke“ ausgelöst.

Wenn die „Banater Schwaben“ in diesen Tagen den 200 jährigen Jahrestag ihrer Einwanderung festlich begehen, so nehmen auch wir Elsaß-Lothringer im Reich aus vollem Herzen daran teil. Vor allem gedenken wir der Nachkömmlinge jener Lothringer und Elsässer, die damals vor Frankreichs Druck in die Fremde wichen, obwohl man sie mit allen Mitteln zu halten suchte. Ihre Väter haben sich im Neuland eine neue Heimat geschaffen, haben es zu Wohlstand und Ansehen gebracht, sie haben sich zum Bekenntnis der Zugehörigkeit zur großdeutschen Kulturgemeinschaft durchgerungen, der auch wir angehören, in dem Augenblick, in dem die alte lothringische und elsässische Heimat erneut unter den Druck der französischen Herrschaft geraten ist. Ihnen gilt unser Gruß.

Elsaß-Lothringen nach 1815.

Von M. H. Böhm.

Im Verlag von Reimar Hobbing in Berlin erscheint demnächst unter dem Titel „Europa irredenta“ ein Buch, dessen Erscheinen in politischen Kreisen begrüßt wird, bringt es doch zum ersten Mal das gesamt-europäische Nationalitätenproblem in seinen historisch-politischen Zusammenhängen zur Darstellung. Der Verfasser, Dr. M. H. Böhm, ein Deutsch-Balte, ist in elsässischen und lothringischen Städten herangewachsen. So hat er als Knabe und Jüngling auf diesem Kampfgebiet zweier Nationen das Nationalitätenproblem selbst durchlebt und sich mit ihm auseinandergesetzt. Seine Arbeit hat daher für uns Elsässer und Lothringer ein besonderes Interesse; wir legen im Nachstehenden unseren Lesern den Abschnitt vor, der die elsäß-lothringische Frage in der Zeit von 1815–1870 behandelt. Wir freuen uns über die Sachlichkeit des Verfassers, der die politisch-sozialen Fortschritte Frankreichs auf elsäß-lothringischem Boden nicht verschleiert, aber um so klarer die deutsche Art der Stämme am Oberrhein darlegt. Wie heute, so suchten die Franzosen auch vor 50 und 100 Jahren uns Elsässern und Lothringern unsere Sprache und Art zu nehmen. Müssten sie ihr Ziel nicht erreichen, wenn wir den Mut nicht finden, unsere Freiheit, unsere Selbstbestimmung zu erkämpfen?

Die Schriftleitung.

Setzen wir nunmehr unseren Weg durch die westlichen Grenzländer Mitteleuropas fort, so stoßen wir in Burgund nicht mehr auf ein nationales Problem. Ganz anders liegt es in Elsaß und Lothringen, die nun in Départements zerstückelt dem zentralistischen Frankreich einverleibt sind. Ihre landschaftliche Autonomie und ihre sozialen Ueberlieferungen aus der deutschen Zeit sind zerstört, auch die alten Geschlechter sind ausgestorben oder abgewandert, sie haben in der sozialen Führung neuen Familien ohne Ueberlieferung und Wurzelfestigkeit Platz gemacht. Ihren Aufstieg verdanken diese größtenteils der Revolution und den napoleonischen Neuerungen, an deren Heilskraft sie glauben, wie fast der ganze deutsche Westen. Elsaß und Lothringen stellen Napoleon seine besten Generäle, das ganze Land vortreffliche Rekruten. Persönliche Kriegserlebnisse vertiefen die „napoleonische Legende“, die zunächst germanischer Heldenkult ist und erst in der Folgewirkung staatlich-politischen Bindung an das neue Frankreich wird. Das Wahlrechtsmonopol, über das die Bourgeoisie in der Restaurationszeit verfügt, stärkt seinen sozialen Einfluß ungemein. Das große Zentrum Paris wird zum Magneten, der auch die elsässischen und lothringischen Blicke auf sich zieht und das Land wie die anderen, einstmals eigenstämmigen Provinzen Frankreichs vergessen läßt, daß der Aufstieg der Metropole für die Heimat provinzielle Verarmung und Verödung zur Folge hat. Im Elsaß selber macht sich eine Verschiebung geltend. Im Oberelsaß, dessen industrieller Vorort Mülhausen bis 1798 schweizerisch gewesen ist, erwächst eine moderne Industrie. Die soziale Führung gewinnt damit in einem ganz überwiegend katholischen Lande eine calvinische Bourgeoisie, die sich im Elsaß kulturell französisiert, obwohl sie die heimatlichen Beziehungen zur Schweiz nicht aufgibt. Immerhin verdient diese kolonialisatorische Ausbreitung des calvinischen Schweizertums Beachtung, die sich von Mülhausen auch auf die kleinen Vogesenstädte ausdehnt, deren günstige Lage an den Wasserläufen der Gebirgsbäche diese Entwicklung begünstigt. Hand in Hand mit dem industriellen Aufschwung geht auch eine kulturelle Stärkung des alemannischen Oberelsaß. Der Kreis um Stöber hat seinen Sitz in Mülhausen, in Colmar erscheint die „Revue d'Alsace“ mit industrieller Unterstützung, in Gewweiler ein katholisches Volksblatt von ungewöhnlicher Sprachgewalt in deutscher Sprache, Mülhausen begehrt 1859 ein französisches Schillerfest.

Wennschon aus diesen Tatsachen ein Vordringen der französischen Sprache und Kultur unverkennbar hervorgeht, kostete diese doch noch bis zur deutschen Rückwerbung harte Kämpfe. Von entscheidender Bedeutung ist die Tatsache, daß der deutsche Idealismus von Weimar und Jena den Weg ins Land nur auf Umwegen findet. Geschichtlich hängt das

damit zusammen, daß die altberühmte deutsche Universität Straßburg durch die Französische Revolution zerstört wurde und erst im Rahmen der napoleonischen Reorganisation des mittleren und höheren Bildungswesens als eine neue französische Schöpfung wieder auflebte. Einen Hort deutscher Wissenschaft bildete auch weiterhin die an das Thomastift angegliederte evangelisch-theologische Fakultät, die zu dem Tübinger Stift in altüberkommenen warmen Beziehungen stand. Die höheren Schulen aber standen dem französischen Einfluß offen, wie überhaupt die Bourgeoisie, die sich vom niederen Volk verächtlich absonderte, zum Träger der vornehmen Pariser Civilisation wurde. Die Volksschule dagegen erhielt sich im ersten Drittel des Jahrhunderts noch ganz deutsch; erst seit dem Schulgesetz von 1833 setzte hier von oben her eine planmäßige Franzöisierung ein, die allerdings nicht die von der Regierung erwarteten schnellen Fortschritte machte. Als ein besonders raffiniertes Mittel gewaltsamer Franzöisierung sind die Kleinkinderschulen, die sogenannten Salles d'Asyle, zu vermerken. Diese Einrichtung machte sich das Julikönigtum als hauptsächlichliche Waffe gegen das Deutschtum zunutze, wobei es freilich einen deutschen Gedanken von Pestalozzi, der durch den Pfarrer Oberlin im Lande eingebürgert war, gegen das angeborene Volkstum der Elsässer und Lothringer kehrte. Später übernahm die Kaiserin Eugenie das Protektorat über diese Anstalten. Man wollte sogar ihren Besuch allgemeiner verbindlich machen, ehe allgemeiner Schulzwang im Lande bestand. Erst die Deutschen haben dort die Schulpflicht eingeführt. Hier sollten die Unmündigen bereits der Sprache des Elternhauses entfremdet und dem Franzosentum „assimiliert“ werden. In den Volksschulen wurde das Deutsche immer mehr zurückgedrängt; seit 1853 mußte auch der Unterricht im Deutschen mit Hilfe der französischen Sprache erteilt werden. In ein ausgedehntes Kontrollsystem war die Lehrerschaft gespannt. Auch die Schulbüchereien wurden in den Dienst der französischen Propaganda gestellt.

Die entscheidende Machtprobe aber bedeutete der Religionsunterricht. Hier stieß die französische Regierung damals wie heute wieder nicht auf das weichere Element einer von ihr abhängigen Lehrerschaft, sondern auf den autonomen Faktor der Geistlichkeit der beiden christlichen Kirchen und des Rabbinate in geschlossener, fester Front. Im „Pastorendeutsch“ der protestantischen Kirche hatte sich das Hochdeutsche, die Sprache Luthers, seine Geltung bewahrt. Zwischen der französischen Gesellschaftssprache und dem elsässischen Volksdialekt hatte es sonst keinen Platz mehr. Es waren auch gar nicht in erster Linie bewußt nationale Motive, die die Geistlichkeit in diesen Widerstand trieb. Sie befürchtete mit der Abtötung der Muttersprache zugleich eine Ausrottung der irrationalen religiösen Gefühlskräfte. Eben in dieser irrationalen Durchdringung von Religion, Volkstum und Sprache hatte die deutsche Eigenart ihren unveräußerlichsten Sitz.

Wenn wir also abschließend feststellen, daß das Franzosentum in diesem Zeitraum auf dem alten deutschen Boden wesentlich politisch-soziale Fortschritte gemacht hat, daß das bodenständige deutsche Volkstum aber sich trotzdem erhielt, so stoßen wir nicht in erster Linie auf kulturelle Erscheinungen wie die germanistisch-philologischen Liebhabereien der Kreise um Arnold und die Gebrüder Stöber. Das Land selber gibt uns einen Kommentar zu der Lösung „Wir reden Deutsch“, die Professor Reuß 1836 ausgab. „Wir reden Deutsch“, so hören wir, „heißt nicht bloß, daß wir unsere Muttersprache nicht abschwören wollen, sondern es heißt, daß wir in unserer ganzen Art und Sitte, in unserem Glauben, Willen und Tun deutsche Kraft und Treue, deutschen Ernst und Gemeingeist, deutsche Uneigennützigkeit und Gemütlichkeit bewahren und als ein heiliges Gut auf unsere Kinder vererben wollen.“ Und noch 1867 schrieb ein katholisches Blatt im oberelsässi-

schen Gebweiler: „Deutsch ist unsere Muttersprache. Unsere Ahnen und Urnannen seit Jahrhunderten sprachen Deutsch; unsere Sitten, Gebräuche, Denkweise, Geschichte sind deutsch. Deutsch haben wir unser erstes Vaterunser gebetet. Es wäre eine Schmach für uns, wenn wir mit der Sprache das alles vergessen und in den Wind schlagen wollten. Ein bißchen mehr Stolz, meine lieben Landsleute, und viel weniger Nachäfferei und Charakterlosigkeit, wenn der „Volksfreund“ bitten darf.“ Die französische Antwort auf diese Einstellung des Volkes finden wir in den amtlichen Berichten der verschiedensten Organe der Schulaufsichtsbehörden, deren Klagen bis zum deutschen Wiedererwerb nicht verstummten. Da heißt es von der Zeit vor 1833: *Le français était alors une langue à peu près étrangère et celui qui le savait, passait pour un phénomène*; 1835: *Je sais tous les efforts de plusieurs honorables citoyens pour la propagation de la langue nationale, mais il faut bien reconnaître aussi que les masses la repoussent au moins comme inutile, si ce n'est comme un danger*; 1849: *En général les enfants en entrant dans les premières ne savent pas plus de français qu'un jeune Arabe*; 1856: *Sur une population de dix-sept cents habitants, on ne trouverait pas plus de trois personnes, capables de s'exprimer en français*; 1859: *Un teutonisme opiniâtre persiste à vouloir régner sur nos écoles . . . cette conquête morale de l'Alsace, que deux siècles n'ont pu accomplir*; 1862: *Sous l'autorité respectable du consistoire s'abrite la vieille*

conspiration teutonique qui, depuis deux siècles, retarde l'assimilation de l'Alsace à la France.

In allen höheren Stellen wurden landfremde Franzosen bevorzugt. Ihr Dünkel gegenüber dem bodenständigen Volkstum bekundet sich in zahlreichen kränkenden Aussprüchen. 1794 ordert der Maire von Straßburg, ein Savoyarde, „die germanische Barberei müsse verschwinden“, der Rektor Delcasso spricht vom „patois exotique de nos campagnes“ und vom „patois alsacien rude et guttural“. Nichtsdestoweniger entschuldigte sich Karl X. bei seinem Besuch im Elsaß, daß er nicht Deutsch spreche, und Louis Philippe, der popularitätssüchtige Bürgerkönig, versuchte sich sogar auf dem Glatteis der deutschen Sprache. Noch die letzte Verordnung der Regierung vor dem entscheidenden Krieg von 1870 war doppelsprachig abgefaßt. Und auf die Verwarnung eines hohen Schulinspektors in der Sprachenfrage antwortete nur wenige Jahre früher ein Schulbruder in Wettolsheim: „Sie vergessen, daß Sie im Elsaß sind!“ Abgeschnürt vom deutschen Mutterland, politisch und sozial mächtig angezogen von Frankreich, rettete sich alles Selbstgefühl des Landes in einen trotzig, doch innigen deutschen Heimatsinn. Ihn hat sich dieser Grenzstamm durch alle schweren Wandlungen seiner Geschicke hindurch bis zum heutigen Tag nicht nehmen lassen.

Marie Hart, „Elsässisches“ und Anderes.

Von Jakob Klein.

Es ist immer von besonderem Reiz, an einem verregneten Sonntag in alten Zeitschriften herumzublättern. Da kommt mir wieder einmal ein Heft von „L'Alsace française“ in die Finger. Es ist die Nummer vom Johannitag 1922, alt genug, sie den Weg alten Papiers gehen zu lassen und doch beim Hinsehen wichtig genug, daß wir den Staub abklopfen und uns vertiefen in die Gedankengänge eines Herrn Jules Froelich, der unter dem Titel „Les Errements d'une romancière“ einmal unsere allverehrte Schriftstellerin Marie Hart tüchtig vornimmt. Erst kocht's in mir ob der abgeschmackten Art des Monsieur Jules, dann denke ich aber glücklicher Weise an das Sprichwort, das mir schon vor langen Jahren einmal meine gute Großel mitgegeben hat als kleines Vermächtnis für mein Leben: daß man nämlich von einem gewissen Geschöpfe nicht mehr verlangen könnte als ein Stück Rindfleisch. Dabei muß ich lachen. Es gibt eine gute Mischung: Zorn und ein Lachen! Ob sich's lohnt, auf einen Schmutzkübel einen Deckel zu setzen? Einen Augenblick möchte man diese Frage verneinen. Aber es darf doch nicht sein, daß eine ganze Gegend verpestet wird, wenn man es verhindern kann. Und dann vor allen Dingen - eine Frau wird in unfeinster Art von einem gewissen Buben (ich glaube, daß wir uns kennen, Monsieur Jules!) angegriffen, er macht sich lustig über ihr Heimweh, das sie spürt für ihre aufgegebenen Heimat, er unterschiebt all ihrem Handeln verächtliche Motive. Das geht zu weit, als daß wir Elsässer, die wir nun zur „ritterlichen Nation“ gehören, nicht unsere Stimme erheben müßten. Schade um die Zeitschrift, die sich vor Schmutz nicht besser zu schützen weiß als die „Alsace française“. Diese Spritzer bleiben hängen. Da hilft es gar nicht, daß die Damen am Freitag beim Teekränzchen in hohen Tönen ein bißchen aus der Revue vorlesen und geistreich nicken, daß die schöngeistig tuenden Knechte der Webstuhlbarone im befreiten Ländchen das Heft zirkulieren lassen und feststellen, daß das doch ein anderlei wäre als all das Schwowegedengs von ehemals.

Dem Monsieur Jules (was das einzig Französische an seinem Namen ist) hat es Marie Harts „Ues unserer Franzosezeit“ heftig angetan. Ich verstehe das. Das Portrait der Libérateurs ist zu scharf ausgefallen, kein Retuschierkünstler vermöchte daran noch etwas zu ver Wischen. Und so, wie es die unvergleichliche Erzählerin launig und ernst, schalkhaft wie immer und doch auch wahr, daß es wahrer nicht sein

könnte, erzählt hat, muß es echte Franzosenherzen (siehe Jules!) stark erschüttern. „Propagande allemande!“ Das ist zu milde für so ein Machwerk. Schwerer wiegt in den befreiten Provinzen schon der Vorwurf der neutralistischen Propaganda. Also denn: sie ist die „charmante collaboratrice du comte Rapp.“ Im Elsaß führt dieser Vorwurf vor die Geschworenen. Warum ist auf dem „Place de la République“ in Straßburg noch kein offizieller Scheiterhaufen errichtet, auf dem das Hartsche Buch unter Beisein von sämtlichen Würdenträgern der Republik verbrannt würde? Wobei Mr. Jules vom höchsten Wesen, was man sich vorstellen kann, vom „maréchal de France“ den Baiser de France und das rote Bändele bekäme! - Es war im vorigen Spätsommer, als wir an einem Eckisch eines bekannten Straßburger Bierhauses halblaut aus der „Franzosezeit“ vorlasen, wobei wir uns die Bäuche hielten vor Lachen. Und dann kam einer und brachte noch ein anspruchloses Heftchen „E Scheidungsg'schicht“. Er hatte zwei, drei, vier, immer mehr solcher Heftchen. Woher kamen sie? Wir kauften sie ihm ab, rissen uns fast drum wie um die Kolportage-ware, die vor längerer Zeit aus Nancy importiert worden war. Und lachten gerade so spitzbübisch darüber, wie wir über die Machwerke, die die Deutschen verulken, als das noch den Reiz des Verbotenen oder des Gefährlichen trug, gelacht hatten. Dieses Heftchen gehört auch rezensiert! In der „Alsace française!“ Es stammt von derselben Marie Hart. Ich empfehle es allen echten Franzosen im Elsaß. — Marie Hart macht natürlich neutralistische Politik nur aus rein materiellen, persönlichen und egoistischen Gründen. Herr Froelich, der Franzosenretter, hat das entdeckt. Kein moralischer oder idealer Beweggrund! Selbstverständlich! Was für moralische und ideale Motive treiben doch heute diese so zahlreichen Elsässer mit französischen Namen (Froelich, Meyer, Müller, König etc.) zu ihrer französischen Politik! Was können sie dazu, wenn sie zum Ritter geschlagen oder geküßt, zu hohen Posten befördert werden? Es waren Irrungen, denen sie früher zum Opfer gefallen waren. Der Pfarrer gesteht es seiner Gemeinde ein, daß er sie zu deutscher Zeit belogen hätte; der ehemalige Seminardirektor macht einen dicken Strich durch seine Kaisergeburtstagsreden, durch seinen roten Adlerorden, verdeckt vielmehr den geschändeten Platz an seinem Herzen mit einer großen Trikolore-Kokarde und kann nur noch gebrochen deutsch reden, er, der vor knapp 10 Jahren seine

Schüler unsanft darauf aufmerksam gemacht hatte, daß sie die schriftdeutsche Sprache viel zu ungenau gebrauchten, weil sie sie nicht üben; der Lehrer der Kleinstadt zertritt (buchstäblich) das Kaiserbild, das er im Krieg unter dem Druck des Botte allemande und in einem Zustande vollständiger Unzurechnungsfähigkeit gekauft und beinahe angeboten hatte, und wird nun dafür „Professeur“ und Ritter mit dem violetten Bändchen. Und zu diesen Typen dürfen wir doch auch Herrn Froelich rechnen. Was für Charaktere im Vergleich zu den Boches, Demiboches und dergleichen, die als Indésirables mit Johlen und Pferdeäpfeln an die Rheinbrücke gebracht worden sind! Und gar die noch Schlimmeren, die pur-sang sind und doch in ihrer unverzeihlichen Verblendung den Weg eingeschlagen haben zum Erbfeind. Ils sont pires que les boches! Und eine von diesen ist Marie Hart. Und gerade die hätte vor mehr als dreißig Jahren wissen müssen, daß der Tag der Befreiung nahte. Diese untersteht sich und reicht einem richtigen Schwob, dazu einem in der verhaßten Uniform, die Hand fürs Leben. Eigentlich hat man erst nach der Entdeckung der Botte allemande und der Libérateurs auch dies als Todsünde entdeckt. Welche Provokation! Ist das nicht Grund genug, sie nun in der „Alsace française“ zu erledigen? Und ihre Sünde begangen aus lauter kalter Berechnung! Es schien der Verblendeten vorteilhafter, sich beizeiten auf die Seite der Deutschen zu stellen, derer, die voraussichtlich niemals das urfranzösische Elsaß hergeben würden. Sie wollte die Früchte des deutschen Sieges ja nicht versäumen. Warum hat sie sich als Esässerin nicht größter Reserve bemüht im Kriege, wie z. B. der Typus der oben portraitierten Herren? Eine Elsässerin darf kein einseitiges Urteil haben. „Tenir la balance de son jugement“ sagt Herr Froelich.

Und so geht es weiter und weiter über unsere Marie Hart her. Was wir dazu noch zu sagen haben? Es geht nicht nur um die Person. Zur Frage der Person nur das Eine, daß jeder aufrechte Mensch in Marie Hart niemals die undeutsche Elsässerin vermuten konnte, wie Fr. behaupten will, die sich plötzlich zu unserm Schmerz entpuppt hätte; sie war immer deutsch, so gut, wie Fr. heute französisch ist. Und warum sollen wir Elsässer, die wir sie heute erst recht zu den unsern zählen, nicht gestehen, daß wir es auch waren in der glücklicheren Vergangenheit? Sie hat ihre Heimat, in der sie so fest wurzelte wie kein zweiter, verlassen müssen. An der Nagold steigen in der Greisin die goldenen Bilder der Kindheit, der Jugend, ihrer Frauenjahre in Buchsweiler auf. Zwischen allen Zeilen ist etwas von Heimweh nach der verlorenen Heimat zu spüren. Und ein Bube macht sich lustig darüber. Schämt er sich denn nicht vor sich selber? Wiegt eine solche Renegatin oder wie man sie zu nennen beliebt, nicht die ganze Armee der Knopflochpatrioten und Mutterlandsverherrlicher hier in unserm geschändeten Elsaß an moralischen Werten auf? Sie ist konsequent geblieben. Wie sie noch viele andere auch. Es handelt sich bei ihr nicht um die Wette auf das schlechte Pferd. Hut ab! — Wie klein sind neben ihr diese Schleicherkreaturen, die im Staube wimmerten um die Gunst der Befreier, da sie doch so viel „Dreck am Stecke“ aus deutscher Zeit her gehabt hatten. Pfiu Teufel! — Denen war es von vornherein klar, daß wir Elsässer „immer bi dene sen, wo gewenne“. Und darnach haben sie sich eingerichtet. Der deutsche Gendarm hat sein Kirschwässerle bekommen und im Kriege sein Pfündlein Butter, genau so, wie heute der Welsche, mit dem man sich am besten auf diese Weise verständigen kann. — Armselige Schleicher! Wie sagte mir vor ein paar Wochen der Herr Maire, der eben von der Denkmals-einweihung kam? „Mer welle ken G'schichte met dene Lit! Lon sie en Ruehj, d' Schwowe chasse sie schon“.

Nun noch zum komischen Teil von Jules Froelichs Geschreibe! Er berichtet u. a. auch von dem jammervollen

Zustand, in dem sich die wissenschaftlichen Institute an der Universität Straßburg beim Einzug der Befreier befunden haben sollen. Und weiter: in dieser Beziehung war Frankreich besser ausgerüstet als Deutschland. Aha! Deshalb heute wohl auch die jammervollen Schreie nach privater Hilfe, um die Institute Frankreichs doch etwas besser in Stand zu setzen oder sie vor dem Untergang zu retten. Deshalb veranstaltet man überall, auch in Straßburg, Konzerte, um den Reingewinn an die Institute abzuführen. Deshalb der Sammeltag im ganzen Lande für die Institute. Hat Fr. das wirklich nicht besser gewußt?

Fr. hat sicher auch einmal eine Studienfahrt durch das Land gemacht und dabei festgestellt, wie alle Jugend ergriffen ist von der Sucht, ja recht französisch zu reden. Selbst in den kleinsten Dörfchen singen die Kinder nicht nur, nein sie unterhalten sich aus freien Stücken in französischer Sprache. Bitte, wo ist das? Ich komme täglich mit unserer Landbevölkerung in Berührung. Die Kinder singen zwar französisch, weil sie deutsch nicht mehr singen dürfen, auch nicht: „O Tannenbaum“, wie Fr. meint. Denn das deutsche Lied ist zum Tode verurteilt bei uns. Dafür müssen unsere Kinder die Kampf- und Rachelieder der glorreichen Mutter Frankreich plärren oder die Chansonnettes, an denen alles bis zur Gedankenleere echt französisch ist. Warum wird der Musikunterricht an den elsässischen Lehrerbildungsanstalten so grausam französisch gekürzt? Damit dem Volke späterhin die Chordirigenten, die das deutsche Lied pflegen würden, der Kirche die Organisten, deren Spiel den deutschen Choral begleiten könnte, nicht mehr zur Seite stehen im Kampf um die Erhaltung des deutschen Liedes. Hat etwa Marie Hart übertrieben, als sie solche Dinge in ihrer Art geißelte? Und das **Frankreich im Elsaß ist trotz Jules Froelich intolerant gegen die Sprache und gegen die Sitten des Volkes.** Es mag sein, daß die Ergebnisse des Sprachunterrichts alle Chauvinisten befriedigen. Kennen sie aber auch die barbarische Rohheit, die in ihrer Befriedigung liegt, daß einem Volke seine Sprache geraubt wird? Die Knaben geben den familiären Dialekt (warum sagt er nicht: die deutsche Mutter-Sprache?) nach Froelich nicht so leicht auf wie die Mädchen, dank einer gewissen elsässischen Dickköpfigkeit. Ich meine, daß diese Dickköpfigkeit den Sprachenfanatikern noch sehr lange und sehr oft schweres Kopfweh machen wird. Wir wollen wetten: Da nützt gar nichts, was er schreibt über die zukünftige Gattenwahl im Elsaß. Nach ihm wird kein Mädchen einen Burschen heiraten, wenn er nicht französisch spricht! Stellen wir uns das einmal vor: wenn der Schakob uf franzesch uf d' Kareß geht! Hat Herr Fr. vielleicht einmal gehört, wie die Bauern das Sprachenproblem angepackt wissen wollen? **Die Hergelaufenen sollen ditsch lernen!** Dann können wir uns miteinander verständigen. Aber sie wollen es ja gar nicht lernen. Hat es nicht der Generalrat des Ober-Elsaß in diesen Tagen festgestellt?

Im Namen des elsässischen Volkes Erklärungen abzugeben, ist gefährlich, wengleich in der Zeit der Ordens- und Stellenjägerie nicht ungebrauchlich, oft in einer Häufigkeit, daß selbst die Leute vom „Journal d'Alsace“ und von P. Buchers Kreis es nicht mehr glauben. Wenn aber Froelich im Namen des elsässischen Volkes Marie Hart die Freundschaft und Gemeinschaft kündigt, dann ist das zum Lachen. Das Band zwischen Marie Hart und unserem gesunden Volke ist zu fest, als das es durch die barbarische Kulturgenze am Rhein zerrissen werden könnte. Neben der deutschen Bibel und dem deutschen Gesangbuch steht unter unseren Schätzen deutscher Literatur das, was uns Marie Hart, die Elsässerin und Deutsche, geschenkt hat. Im hintersten Winkel „vermüddigt“ steht, damit es der Gendarm nicht sieht, „Ucs unserer Franzosezeit.“

Briefe aus dem Elsaß.

Aus den Zuschriften, die wir fäglich aus Elsaß-Lothringen erhalten, geben wir im Nachstehenden unsern Lesern einige Briefe zur Kenntnis. Sie zeigen, daß und wie man in der Heimat zu unserem Blatt und unseren Bestrebungen Stellung nimmt.

Die beiden ersten Briefe stellen wir ohne eigenen Zusatz einander gegenüber. Sie beleuchten den Zwiespalt, der auch heute unser Volk zerreißt. Der dritte Brief bringt wichtige politische Begebenheiten aus der Kriegszeit zu unserer Kenntnis.

....., den 12. August 1923.

Durch Zufall, und ich muß es einem glücklichen nennen, bekam ich dieser Tage ein Exemplar Ihrer „Heimatsstimmen“ in die Hand.

Der Inhalt hat mir seiner leidenschaftlichen objektiven Beurteilung wegen so zugesagt, daß ich ganz überrascht war und sofort der Wunsch keimte, Abonnent werden zu dürfen. Möchten Sie doch nun so freundlich sein und mir das Blatt in Zukunft zukommen lassen.

....., den 19. August 1923.

Sie bringen einen anonymen Bericht über die Pasteur-Feierlichkeiten und den Empfang Millerands und Poincarés in Strasbourg, für den Sie als Herausgeber die Verantwortung tragen. Ich habe diesen Feiern beigewohnt und bin darum in der Lage, die Richtigkeit der Berichterstattung zu beurteilen. Der Artikel ist mehr als eine durch den Aegerer eines abseits stehenden tendenziös gefärbte Darstellung. Es ist eine vollständige Verkehrung der Wirklichkeit in ihr Gegenteil, mehr noch als „glatter Schwindel“.

Sie sind jung und tragen einen bisher mit Ehren getragenen Namen. Ein guter Name ist ein schnell verlorenes Gut. Sollen Sie fortfahren, solche Rücksichtslosigkeit in der Wahl der Mittel zu decken, so würden Sie wohl früh oder spät die Wahrheit des derb elsässischen Sprichworts erfahren: „Wer sich under d' Kleie mischt, denne fresse d' Söi.“

Hochachtungsvoll
(Unterschrift)

In Nummer 8 unserer Zeitschrift brachte unser Mitarbeiter Erich Sigwalt in seinem Aufsatz „Von elsässischer Freiheit und Einheit“ auf Seite 147 die Erklärung, die der Abgeordnete Delsor im Straßburger Nationalrat, dem Nachfolger des elsäß-lothringischen Landtags, am 5. Dezember 1918 abgegeben hat. Ein Mitglied dieser Körperschaften, ein Elsässer, der auch heute in öffentlichen Vertretungen unserer Heimat eine Rolle spielt, schreibt uns:

„Ich bin gewohnt, mit Gegnern, die offen und ehrlich ihre Sache verfechten, mich ebenso auseinanderzusetzen. Ich habe das Gefühl, daß Ihr Landsleute, die Ihr in den „Heimatsstimmen“ zu Worte kommt, zu solch ehrlichen Gegnern gehört. Damit möchte ich nicht gesagt haben, daß ich Euer Wirken von deutschem Boden aus als nützlich für die Zukunft unseres Landes ansehe, so groß auch Eure Liebe zur Heimat sein mag. Wie gesagt, wir sind Gegner, denn ich habe mich auf den Boden der Tatsachen gestellt und hoffe auch auf diesem Boden der Erhaltung unserer elsässischen Art dienen zu können.“

D'r Quartorze Juillet.

Von Marie Hart.

D'r Quartorze Juillet isch e Fesch!
Im Elsaß, un ken klein's.
Es weiß ken Katz, worum m'r's fiert,
Doch dies isch alles eins!

Was mich zu diesem Schreiben veranlaßt, das ist die Schilderung der Vorgänge im Nationalrat im Jahre 1918/19, wie sie ein Erich Sigwalt in Ihrer Augustnummer gegeben hat. Da wird erzählt, wie Herr Delsor als Wortführer des Nationalrats feierlich erklärt hat, daß dieser „für immer das Recht der Elsässer und Lothringer als unantastbar und unverjährbar betrachtet, Glieder der französischen Familie zu bleiben.“ Nichts liegt mir ferner, als nun etwa das große elsäß-lothringische Problem, das heißt die Frage der Zugehörigkeit zu Deutschland oder Frankreich wieder aufzurollen. Aber als Christ muß ich mich dagegen einsetzen, daß auf Grund einer Wiedergabe, wie sie die „Heimatsstimmen“ gebracht haben, der Eindruck erweckt wird und schließlich geschichtlich sich verfestigt, als habe in der Tat die Vereinigung der Männer, die bis Ende 1918 die zweite Kammer des elsäß-lothringischen Landtags, sodann den genannten Nationalrat bildete, auf das Ziel hingestrebt, das Delsor am 5. Dezember 1918 mit Enthusiasmus als erreicht und nunmehr unantastbar begrüßte. Das hätte bedeutet, daß uns der Krieg, der uns an Frankreich zurückbringen sollte, willkommen gewesen wäre. Das war er aber nicht. Denn dieselben Männer, die, den Verhältnissen Rechnung tragend, den als durch und durch französisch gesinnt bekannten Abbé Delsor zu ihrem Sprecher wählten, sie haben während des Krieges wiederholt Beschlüsse gefaßt, in denen es hieß: „Elsaß-Lothringens wegen dürfte der Krieg auch nicht einen Tag länger geführt werden. Elsaß-Lothringen gehöre zu Deutschland.“ Es mag richtig sein, daß diese Beschlüsse nicht genügend als Kundgebungen des Landtags in die weite Öffentlichkeit gelangt sind. Das lag aber nicht an den Landesvertretern, sondern an der Kurzsichtigkeit der deutschen Regierung und der Obersten Heeresleitung, die beide politische Aussprachen und Kundgebungen des elsäß-lothringischen Landtags wahllos unterbunden haben. Tatsächlich steht neben der Erklärung Delsors und vor ihr der Wille der Landesvertretung, wegen der Zugehörigkeit Elsaß-Lothringens zu Deutschland dürfte der Krieg nicht länger geführt werden. Und ich hoffe und wünsche für unsere Heimat, daß sie auch in alle Zukunft nicht wieder Kriegsziel werde. Deswegen gehen unsere Wege auseinander, deswegen habe ich mich mit den Tatsachen abgefunden, und deswegen mögen sich die „Heimatsstimmen“ hüten, Gedanken zu propagieren, die schließlich doch wieder zu einem Waffengang unsrerwegen führen müßten. . . .“

Die Schriftleitung hat allen Anlaß, gerade diesem Briefschreiber besonders dankbar zu sein. Was uns da über die Vorgänge in Straßburg im Landtag während der Kriegsjahre enthüllt wird, ist tatsächlich in hohem Grade geeignet, neben die Delsor-Kundgebung gestellt zu werden. Wir werden es nicht unterlassen, dem nachzugehen, was da über Beschlüsse des Landtags angedeutet wird, und behalten uns vor, darauf zurückzukommen.

Der Briefschreiber hat recht: Wir sind Gegner. Er stellt sich willenlos jeweils auf den Boden der Tatsachen! Wir aber glauben, daß ein Volksstamm aus eigenem Willen sein Schicksal nach den Lehren der Geschichte so zu lenken trachten muß, wie seine Eigenart und seine Entwicklungsmöglichkeiten es gebieten. Auch ein Volk muß Persönlichkeit sein und Charakter haben. Der Gefolgschaft des Herrn Delsor aber rufen wir zu ihrer Kundgebung vom Dezember 1918 zu: „Vor Tische las man's anders!“

M'r tuet halt mit, singt d'Marseillaise,
Hängt Fahne nüs in Mass,
Un d' Gymnastique/un's Pompiers-Corps
Marschiere durich d' Gass.

Su het m'r's zwei mol g'fiert schun g'het
Mit rataplan un Bum,
Un jehert isch im dritte Johr
D'r Jüni baal herum,

Tiefsinnig geht d'r Bocke Friy
Durich d'rue d' la Délivrance;
Het 's Cigarette in d'r Hand
Un blöst de Rauch durich d' Nas.

— „Noch lang nit!“ saat d'r Sepp un drückt
Em Friyel siini Füsch;
„D'r Quatorze Juillet, dummer Kaib,
Der isch jo im Augüsch!“

D'r Michel.

Uewer d'r ganze Landschaft lacht d' Merzesunn.
Do, wo d' Wasserle laufe, wachst schun's Gras, d'r
Bodde riecht e su fruehjoehrmässig, un uwer de Wald
dort uf 'm Berjele isch wie e zarter gruener Schleier
geworfe.

Un d' Vögel singe! die han noch e Freid am
Fruehjoeh; ganz üsser sich sin se un könne nit genue
juweliere.

Su het sich d'r Michel als au g'freit im März,
wie er jung isch g'sin; wenn er als g'ackert het drüsse
mit de zwei brüüne Ross, - d'r Grund het gedämpft
un d' Ross han gedämpft, un er het gepiffen un
g'sunge d'rzue un gemeint, uf d'r ganze Welt het's
kener su guet wie er, d'r Michel, un er isch doch
nuer en armer Kneecht gewenn.

Awer zell isch lang her. Jetz isch er alt un
mürb; schun im vorige März isch 'm 's Schaffe süür
wore; anstatt ze piffen un ze singe het er g'ächzt un
g'stöhnt - Un dies Johr liejt er im Bett in d'r Kammer,
un wann er sich uflüpft, sieht er anderi Kneecht in
de Felder ackere, die piffen un singe un freie sich.
Ja, ja! die weren au e mol e su lieje wie er, un were
nimmi schnüüfe könne, un alli Glieder were n'e
weh tuen!

Wär er numme schun tod! wenn d'r Mensch
nimme schaffe kann, ze soll er sterwe, 's isch besser
for n'e un for d' anderen au! D'r Büür isch jo guet
mit 'm; d' Frau bringt 'm selwer 's Essen heruf; awer
dies kann d'r Michel am wenigste vertraawe, daß
er sich bediene mueß lon.

Su lang 's ihm gedanke kann, het er anderi be-
dient. Allowiel und allowiel het's g'heiß: „Michel,
geh tränke! Michel, trieb d' Säuj herus! Michel, geh
uf d' Weid!“

Jetz word er nimmi herumgetriewe, jetz darf er

Vor mim Eltrehüs.

Von Marie Hart.

Ich geh durich d' finschtere Gasse
Wie e verirrtes Kind;
Uewer de Dächer, de nasse,
Stricht d'r Oktowerwind.

Es tuet mich virschi triewe,
Weiss nit, wo annen ich geh,
Bis daß ich ganz vun selwer
Vor 'm en alte Hiesel steh.

's isch's Hüüs vun minen Eltre,
Wo ich gebore bin,
Wo ich vor lange Johre
E glücklich's Kind bin g'sin.

Jetz sije Fremde drinne.
Bi' m' helle Lampeschien. —
Ich steh allein do drüsse,
Därf niemol meh herin!

„Ei Heidegiegel!“ denkt er sich,
„Wann isch jetz nuer dies Fescht?
Heiß han m'r g'het un Dürsch d' rzue,
Ich weiß es noch wie gescht.“

Leuj do, d'r Sepp! Salut, salut!
Dü kummsch m'r grad ereecht.
Wann soll denn Quatorze Juillet sin?
's Gedächtnis isch halt schleecht.“

Von Marie Hart.

endlich üsruen. Awer 's will 'm gar nit b'haue. Hit
isch au noch Sunndaa! do het als e jed's im Hüüs sin
G'schäft em Michel ufgelade!

„Michel, hol m'r Wasser!“ het d' Maud g'sait.
„Michel, huet 's Kind!“ het d' Frau geruefe. „Michel,
schüttel den Apfelbaum!“ han d' Buewe verlangt. —
Er het halt nie ken Ruehj g'het.

Ob er 's im Himmel e mol andersch word han?
Was se dort wohl vun em wölle were! Ob 's dort
au noch ebs for n'e ze tuen git? D'r Michel isch su
in Gedanke versunke, daß er ganz verschreckt, wie d'
Tuer ufgeht un d' Frau de Herr Pfarrer herin führt.
Der setzt sich an sin Bett.

„Na, Michel, wie geht 's?
's geht halt zen End, Herr Pfarrer!“

„Wie Gott will, Michel! Ihr könne ju ruehig sterwe.
Ihr sin allowiel e braver un getreier Kneecht gewenn
un han eich viel schinde muen in eierem Lewe; awer
im Himmel weren ihr 's d'r für au guet han. Ihr were
sehn wie unser Herrgott euch Ruehj gunnt do howe!“

D'r Michel verzieht 's Müül e bissel:

„Ich glaub fascht, Herr Pfarrer, es word nit e su
wit here sin mit dere Ruehj! ich mein, ich hör 's
wie 's do howe heisse word: „Michel, häng de Mond
nüs! Michel, putz d' Sterne!“

D'r Herr Pfarrer het em Michel e schöni Grabred
g'halte, un wie 's su geht, isch er am Owed nooch
d'r Licht, wie 's schun spot gewenn isch, zuem e
Kranke geruefe woro. Ganz allein isch er uf d'r
Strooß gewandert, do isch uwer ein mol d'r Mond uf-
gange, un d' Sterne han e su hell d'rzue geglitzert.
Do het's gezuckt im Herr Pfarrer sin G'sicht, fascht
wie wenn er lache wot, un er isch stehn gebliewe un
het halwer lüt geruefe:

„Michel, häng de Mond nüs! Michel, putz d' Sterne!“

Buchbesprechung.

Albert Schweitzer, *Verfall und Wiederaufbau der Kultur*.
C. H. Beck'sche Buchhandlung (Oskar Beck), München,
1923. 65 Stn. — Grundpreis: brosch. 2,50 Mk. geb. 3,50 Mk.
Auslieferung für Elsaß-Lothringen: Buchhandl. Paul
Haupt, Bern (geh. 5 Fr., geb. 7,50 Fr.)

Das unter diesem Titel erschienene Werkchen von Albert
Schweitzer bildet die Einleitung zu einer umfassenderen
Veröffentlichung, welche noch für den Spätsommer versprochen
ist und „Kultur und Ethik“ heißen wird. Mit diesem
Titel ist genau wie mit demjenigen des vorliegenden Heftes
eigentlich schon das Wesentliche über die grundsätzliche
Orientierung des Inhalts gesagt. Nachdem die geistige Ent-
wicklung der letzten drei Jahrzehnte nach dem irrationalen
Pol hin lief und das Vernünftige und Moralische, nicht zuletzt
unter dem Einfluß Nietzsches, in eine abhängige und bedingte
Stellung gedrängt wurde, wird hier mit großer Entschiedenheit
und dem klaren Bewußtsein, damit an eine große Ueberlieferung
von neuem anzuknüpfen, Moral und Vernunft wieder in den
Mittelpunkt der Geisteswelt gesetzt und der, zur Auflösung
drängenden Kulturentwicklung mit Entschlossenheit entgegen-
gestemmt. Die Gestaltung des letzten Jahrzehnts gestattet ja
schon an sich schwerlich, diesen Kampf leicht zu machen, auch
ein weniger tiefgründiger und vielspaltiger Geist als Schweitzer
käme heute mit einem schnellfertigen und kurzangebundenen
Kultur- und Fortschrittsoptimismus keinen Augenblick gegen
die Wirklichkeit an. Die Schilderung der abwärts treibenden
Faktoren, die Analyse des inneren Zersetzungsprozesses ist
dann auch mit großem Ernst durchgeführt und schenkt sich
keine Gegeninstanz. Aber hierbei wird nicht stehen geblieben.
Die Unmöglichkeit, mit dieser Erkenntnis als letzter sein Welt-
bild zu begrenzen, wird eindrücklich dargetan. In der Tat ist
kein Leben möglich, das sich selbst in seinen letzten Aus-
wirkungen aufgibt und dabei doch in seinen Einzelfunktionen
ruhig weiterleben will. Diese letzte-Bejahungsnotwendigkeit
positiver Aspekte führt notwendig zu einem vertieften und
erst gewordenen Optimismus. Es muss einen Fortschritt,
eine Ueberwindung, eine Erneuerung der Kultur geben. Dieser
Gedanke, theoretisch gewendet, ergibt den Begriff der Vernunft
in philosophischer Bedeutung, des Sinnes schlechthin, der allen
blinden Entwicklungen überlegen sein muß. Das ist der Inbe-
griff des in sich ruhenden und selbstbewußten Seinsollens,
und die Moral der Inbegriff dessen, was nach festen Richt-
linien getan werden muß, um die toll, krank und kraftlos ge-
wordene Kulturgemeinschaft Europas wieder ins rechte Geleise
zu zwingen. Zweifellos wird mit dieser Einstellung eine weite

Strecke Wegs zu machen sein. Daß nur eine Aenderung der
Gesinnung einem zerrütteten Volke wieder aufhelfen kann,
ist heute wenigstens theoretisch Gemeingut in Deutschland;
daß eine Besinnung auf die festen Grundlagen aller mensch-
lichen Sittlichkeit und Rechlichkeit, auf die festen Formen
menschlichen Zusammenlebens, auch die Kultur den produk-
tiven Kräften ihrer Frühzeit näher bringen kann, wird hier in
überzeugender Weise nachgewiesen.

Solche Gedankengänge mögen der heutigen Generation,
die es liebt in grosszügiger, aber unklarer Weise im Irrationalen
zu wühlen, eng und dürftig vorkommen. Allein nicht nur
sachlich ist hierzu kein Grund gegenüber dieser grossen und
strengen Intuition des Rationalen und Normativen, welche
durch die dumpfe Gefühllichkeit hindurchgegangen ist und sie
überwunden hat. Sondern auch, wenn man dies Schriftchen
unter die Beleuchtung der lebendigen Persönlichkeit Schweitzers
und ihrer anderen Ausstrahlungen stellt, so gewinnt manches
anscheinend Formelhaft-Abstrakte erst die richtige Fülle. Wer
so auf allen Gebieten mit gleichem Schritt in die Breite und
Tiefe gegangen ist, daß man wohl auf ihn das Wort Hölderlins
anwenden könnte: „Wer das Tiefste gedacht, liebt das Le-
bendigste“ — dem ist ein einseitiger dürrer Rationalismus
auch wohl nicht einmal zuzutrauen. Wer so Fülle und
unmittelbare Mannigfaltigkeit in eine große Einheit hineinge-
schaut hat, wie Schweitzer in seinem genialen Bach-Buch, dem
ist wohl nicht das Bestreben zu unterstellen, die Kultur auf
ein nacktes Sollen hin zu verarmen. Jeder, der den persö-
nlichen Reiz des Schweitzer'schen Vortrags genießen durfte und
sich in dieser Berührung klar wurde, darin die lebendige Ein-
wirkung einer wirklich genialen Persönlichkeit zu erfahren,
welche ganz auf ihrer organischen Einheit steht und sich in
keiner Weise auf ihre einzelnen Auswirkungen mechanisch
festlegen und darin ihre Ganzheit binden läßt — der wird in
Gedanken die philosophischen Formulierungen mit den Schwin-
gungen dieses weitgespannten Menschentums umkleiden und
damit ohne weiteres die Horizonte nicht zu eng verschränken,
wie sie es auch nicht gemeint sind. Das Elsaß darf stolz sein,
Albert Schweitzer, wohl einen der gelehrtesten und umfassendsten
urteilsfähigen Männer der Gegenwart, sein eigen zu nennen.
Wie sehr er in seiner Heimatsart wurzelt, möchte uns vielleicht
tiefer ins Politische hineinbringen, als uns hier liegt. Inter-
essant ist immerhin, wie schnell man in einem begabten
Stamme unter einem scharfen Regiment Fremdstämmiger
lernt, bestimmte Dinge mit großer Feinheit und Ungreifbarkeit
zwischen die Zeilen zu legen. E. B.

Politische Rundschau.

„Basler Tage“ in Straßburg. — Die alte Freundschaft zwischen
den schweizer Eidgenossen und dem Elsaß, und hier vor allem
mit der einstigen freien deutschen Reichsstadt Straßburg, ist
erneuert worden. Die gemüthlichen alemannischen Schweizer-
lante und Schweizerweisen haben sich gemischt und vereinigt
mit denen des gleichfalls alemannischen Elsaß. Wieder aufge-
lebt ist sogar die Hirsebfahrt. Wie einst im Jahre 1576, als
die Züricher ihren Straßburger Freunden hatten zeigen wollen,
daß sie im Notfall bei ihnen sein könnten, ehe ein mitge-
nommener Hirsebrei kalt geworden sei, so verließen am frühen
Morgen des 8. September 31 Mitglieder des Wasserfahrvereins
St. Johann auf einem sogenannten „Weidling“ die Stadt Basel
zur Rheinfahrt. Mit einer gewissen Verspätung gelangten sie
nachmittags wohlbehalten in Straßburg ein, ihren Weidling ge-
ziert mit den Fahnen aller Schweizer Kantone, geführt von
einem Straßburger Motorboot und einigen Ruderbooten, und
legten vor dem Rohanschlosse an. Den Willkommengruß ent-
boten ihnen hier neben einer stattlichen Volksmenge, der
Schweizer Konsul in Straßburg, Herr Bießer, Herr Wehrich für
den verhinderten Bürgermeister und der Sekretär Ley für die
Handelskammer. — Kurz nach 5 Uhr begann dann als weiterer
Punkt des reichhaltigen Programms ein festlicher Zug durch
die Stadt mit ihren beflaggten Häusern. Ein malerisch-alter-
tümliches Bild bot sich den begeistertsten Zuschauern. Die
Trommler und Pfeifer der Basler „Mittwochsgesellschaft“ in
der Uniform der Standestruppe aus dem Jahre 1820 eröffneten
den Zug, gefolgt vom Feldmusikverein. Zwei Soldaten in Uni-
formen aus alter Zeit trugen einen Kranz für das Pasteurdenk-
mal; ihnen schloß sich eine Jodlervereinigung in Unterwaldner
Sennenkostümen an. Es folgte die „Lälli-Clique“ mit Trommlern

und Pfeifern in den Uniformen der napoleonischen Regimenter,
dann das große schmackhafte „Leckerli-Paket“ für die Kranken
der Straßburger Spitäler, darauf Jodler in Berner Sennentracht,
die Vereinigten Kleinbasler als Landsknechte aus der Zeit des
30-jährigen Krieges, der Musikverein Allschwil, der Wasser-
fahrverein St. Johann und der Turnverein Amicitia. An der
„Mairie“ wurde der Zug von den Behörden empfangen: Maire
Peirotes mit dem gesamten Gemeinderat, Caccaud, Sekretär
des Generalkommissariats, Borromée, Präfekt des Unter-El-
sasses, u. a. Für die Schweizer sprach hier der Basler Regierun-
gsrat Dr. Aemmer den Dank an die Stadt Straßburg aus: „... außer
Handels- und Industriebeziehungen gibt es auch Freundschafts-
und Familienbeziehungen, die uns zusammenhalten.“ Peirotes,
das Stadtoberhaupt, ergriff darauf das Wort, um einen kurzen
Ueberblick über die Geschichte der beiderseitigen Freundschaft
beider Städte zu bieten. „Dum Willkommen im französischen
Straßburg! Es lebe die Schweiz, es lebe Basel!“

Ein „Schwizer-Owe“ im Sängersaal, Verzeihung: „Palais
des fêtes“, brachte neben musikalischen Darbietungen eine Vor-
stellung des Basler Vereins Quodlibet in Basler Mundart.

Der andere Tag führte die Schweizer Gäste in die Pasteur-
Ausstellung, die als geschickt-unauffällige Leimrute noch immer
ihre Wirkung tut.

Wieviele von den Beteiligten auf beiden Seiten mögen
wohl gemerkt haben, daß sie Marionetten am blau-weiß-roten
Bändchen der Pariser Arrangeure waren? Genau so brav und
bieder wie unsere festfrohen Elsässer laufen, scheint es, auch
die verwandten Schweizer überall hin, wo es Musik und etwas
zu sehen gibt. Wie lieb und nett sie in die Fallen gehen, die
ihnen die überlegten und überlegenen Franzosen allüberall zu

stellen wissen! Harmlosigkeit ist in der Tat eine allgemeindeutsche — Tugend!

Es dürfte nicht ohne Interesse sein, die Liste sich durchzusehen, die das „Journal d'Alsace et de Lorraine“ für diese „fête franco-suisse“ am 4. September veröffentlicht hat. Ehrenpräsident war der Herr Generalkommissar Alapette selbst. Dem Schweizer „Comité de patronage“ gehörten an: Präsident der Basler Handelskammer Sarasin; der Präsident des Vereins für die Schifffahrt auf dem Oberrhein Stauffacher-Reber; der Vorsitzende der Basler Bankiersvereinigung La Roché; Professor Bing, der Präsident der Basler Aerztevereinigung; Dr. Thalman, Rechtsanwalt; der Präsident der Vereinigung der französischen Gesellschaften von Basel Schreiner; der Regierungsrat Dr. Aemmer, der Leiter der Abteilung für öffentliches Gesundheitswesen; Dr. Karl Huber, Präsident des „Quodlibet“; Dr. Witzinger, Direktor der „Nationalzeitung“; Dr. Kuchel, Redakteur der „Basler Nachrichten“; Dr. Auf der Mauer vom „Basler Volksblatt“; Koehlin-Hoffmann, Präsident der Handelsbank; Prof. Dr. Simonius, Rektor der Universität Basel; Prof. Dr. Karl Wieland-Basel; Hoechli, Präsident des Basler Gewerbeverbands; Saillard, Schweizer Vertreter der Saar-Bergwerksverwaltung; Dr. Meile, Direktor der Mustermesse.

In dem französischen Ausschuss begegnen uns die für solche Fälle altgewohnten Namen: Caccaud, Borromée, Peirotes, die Spitzen der Behörden; dann Charléty, „recteur de l'Académie“; Prof. Weiß, Dekan der medizinischen Fakultät; Prof. Borrel, Generalkommissar der Pasteur-Ausstellung; Marquise de Loys-Chandieu, Präsidentin des roten Kreuzes; Oberst de Wittguizot, Vorsitzender des „elsässischen“ „Comité d'Etudes et d'Informations“; Peychez, Direktor der elsäß-lothringischen Eisenbahnen; Herrenschmidt, Präsident der Handelskammer Straßburg; Schleifer, Präsident der Handwerkskammer; Haelling, Direktor des Rheinhafens; Direktor Luck von der Grafenstadener Maschinenfabrik; Lévy, Direktor der „Großen Mühlen“; Stephan, Direktor der Banque d'Alsace-Lorraine; E. Kuhf, Präsident der „Amis de Strasbourg“; endlich die Direktoren der Straßburger Zeitungen.

Schließlich gab es gar noch ein „Comité actif“ mit den Herren Fritz Kleffer vom „Musée Alsacien“; Horsch vom „Elsässischen Theater“, Klein, „directeur de la Propagande à la mairie“; Stoskopf („Elsässisches Theater“), Wolff, Verwalter der Hygiene-Ausstellung.

Soweit in den Ausschüssen richtige Elsässer erscheinen — es sind wie üblich nicht überwiegend viele bei dieser „Elsässer“ Veranstaltung, — hat man das vage Gefühl, als sei man so manchem auch schon begegnet, als es unterm „joug allemand“ galt, seine Reverenz — nach der anderen Seite zu machen. Aber das ist natürlich nicht von Bedeutung. Heute rufen wir alle aus überzeugtem Herzen vom „Boden der Tatsachen“ aus: Vive la France! Das Leben ist ja so schön.

Die „Basler Tage“ gehören in den Rahmen der rührigen Propaganda, die seit dem Kriege daran ist, die Schweiz in die französischen Bereiche einzubeziehen. Es ist nicht ungeschickt, daß man da wieder einmal die Elsässer vorschickt. Man spielt die alte historisch bewährte Freundschaft Schweiz-Elsäß aus und schlägt zwei Fliegen mit einem Hieb, zumal es Anlaß bietet zu romantisch aufgemachten Festlichkeiten, und auf so was fallen sie alle beide mit Vergnügen rein. Im Hintergrund, aber ganz unauffällig, ganz verschwiegen, da wird die Schlinge geschürzt, in der am Schlusse alle beide hilflos baumeln werden. Es ist recht interessant, was zu diesen Dingen die „Schweizerischen Monatshefte für Politik und Kultur“ sagen, deren Juliheft auf diese Fragen eingeht. Es wird hier auf die früheren „Schweizer Tage“ in Straßburg aufmerksam gemacht, zu denen eigens Herr Dunant, Minister der Schweiz in Paris, herübergekommen war, und auf die neuerdings in Straßburg erscheinende Revue „Alsace-Suisse“.

„Nun meinen wir zwar nicht“, so lesen wir da, „daß das schweizerische Interesse darin bestehe, offiziell oder inoffiziell — und dieses zudem nur in gestiehrter Auslese (die Erlaubnis zur Teilnahme ist bei den französischen Konsulaten einzuholen) — an den Maskeraden vertreten zu sein, die die französische Regierung in häufiger Folge im Elsaß mit bezahlten elsässischen Statuten (vergl. die elsässische Korrespondenz der Neuen Zürcher Zeitung vom 26. Juni) veranstaltet. Auch vermögen wir in der Tätigkeit des Straßburger Berichterstatters der „Gazette de Lauzanne“ und Leiters der Revue „Alsace-Suisse“, Herrn Benjamin Vallottons, trotz dessen Schweizerbürgertum, wenig schweizerisches oder was schweizerische Interessen fördern kann, zu entdecken. Wo wir aber ein schweizerisches Interesse erblicken, das ist darin, daß das unsern eigenen deutschschweizerisch-alemannischen Volkstum so nahe verwandte elsässisch-alemannische Volkstum mitsamt seiner Sprache nicht durch künstliche Maßnahmen der französischen Regierung unterdrückt, ausgerottet und verwirrt

wird. Schon aus Selbstachtung. Unsere alemannische Art und Sprache ist durchaus gut genug, auch für die höchsten Aeußerungen des geistigen Lebens zu dienen. Und dann sehen wir es auch gerne, wenn die Sprachgrenze dort erhalten bleibt, wo sie seit einem Jahrtausend verläuft. Eine gewaltsam erzeugte Verschiebung müßte auch auf unsere Sprachverhältnisse ihre Rückwirkung geltend machen. Darnach aber haben wir kein Bedürfnis. Deutsch und Welsch lebt bei uns in „Freundschaft in der Freiheit“, wie sich Gottfried Keller ausdrückte, friedlich nebeneinander. Wir sehen nicht ein, warum, sofern französische Kultur und Sprache vereinzelt auch im Elsaß heimisch ist, es dort nicht auch so sein kann. Sprach- und Volksunterdrückung schafft böses Blut. Auch verkümmert das geistige Eigenleben eines Volkes in der Unfreiheit eines Polizeiregiments.“

Wäre auf beiden Seiten kernhafte Heimatliebe immer so wie hier auf der Wacht, dann könnte aus Freundschaft und Gemeinschaft der Schweizer und Elsässer leicht etwas erwachsen, was den französischen Plänen in beiden Ländern stracks entgegengesetzt wäre. Sollte auf solche Entwicklung etwa hindeuten, daß Herr Peirotes, der s. Zt. auf der Basler Mustermesse bei dem „Elsässertag“ krampfhaft französisch geantwortet hatte — und dafür einen wohlverdienten Ruffel aus Straßburger Blättern bezogen hatte —, beim „Basler Tag“ in Straßburg urplötzlich wieder seinen elsässischen Dialekt vorholte? Nicht als ob wir Herrn Peirotes für wandelbar hielten — der war doch stets ein national-französisch gesinnter Mann, nicht wahr? —, aber vielleicht kam es ihm doch etwas lächerlich vor, daß sich zwei deutsche Volksstämme auf ihrem eignen Heimatboden auf französisch begrüßen sollten!

Pasteurs Name und Leistungen stehen, wie schon gesagt, noch immer im Dienste der französischen Propaganda, die die Straßburger Hygiene-Ausstellung nicht umsonst im Elsaß errichtet hat! Kongreß nach Kongreß findet in Straßburg statt, zu dem Pasteur und die Pasteurausstellung den oft weit herbeigeholten Vorwand abgeben — wie etwa neben der oben besprochenen Schweizer Reise bei einer Studienreise einer „baltischen Mission“, die im Mai vom französischen Propagandadienst kostenlos durch die Schulen des Elsasses geleitet wurde, um ihnen zu zeigen, wie erfolgreich die „Assimilation“ an die Pariser hehre Civilisation schon jetzt sei. Auch hier dürften die Namen derer von Interesse sein, die sich da potemkinsche Dörfer haben vorführen lassen. „Norwegen“ ist vertreten durch Prof. Francis Bull von der Universität Christiania und durch Prof. Refsdal, Schweden durch Prof. Wahlgren von der Universität Upsala und durch Prof. Liljeblad, Prof. in Kalmar, gegenwärtig Direktor der französisch-schwedischen Lehrkurse in Grenoble, Estland durch Herrn Alexander Kann, Inspektor des Lehrwesens. Der Vertreter Lettlands ist noch nicht bekannt, doch dürfte es Prof. Fermann aus Riga sein.“ („Der Elsässer“ vom 24. Mai). Als Beispiel dafür, was der Zweck der „Studienreise“ dieser „baltischen Mission“ — „baltisch“ ist eine sonderbare Bezeichnung für diese Männer! — wirklich war, kann vielleicht am besten dienen, was die französisch-elsässische Presse berichtet.

Das „Mülhauser Tagblatt“ vom 5. Juni z. B. meldete: „Das baltische Diner in Mülhausen. Nach einem arbeitsreichen Tage ist die baltische Universitäts-Mission nach ihrer Reise durch das Elsaß am Mittwoch abend im Parkhotel abgestiegen. Zu ihrem Empfang hatten sich dasebst außer den Schulbehörden und verschiedenen Mitgliedern und Freunden des Comités der „Conférence au Village“ verschiedene hiesige Persönlichkeiten versammelt. Vor dem Desert erhob sich Herr James Jaquet, um im Namen der „Conférence au Village“ unseren Freunden aus Norwegen, Schweden, Esthonen, Litauen, Letin (!) und Finnland zu danken für ihre Aufmerksamkeit und Sympathie gegenüber den Provinzen, die nach 50 jähriger Gefangenschaft zu ihrem Mutterlande zurückgekehrt sind. Nachdem Herr Vallotton gesprochen hatte, wurde das Wort Herrn Professor Reisdall aus Christiania erteilt, welcher ein Märchen improvisierte, worin er von dem Elsaß sprach, dem jungen blonden Mädchen, welches von dem französischen Ritter ohne Furcht und Tadel verteidigt wird gegen den germanischen Riesen voller Wildheit.“

Wir wollen diese schlichten Worte in Demut hinnehmen. Es sind schon so viele Märchen vom französischen Propagandadienst in den letzten fünfzig Jahren erzählt und von den lieben Zuhörern und Lesern geglaubt worden; weshalb sollten wir über dieses allerneueste Märchen nicht recht von Herzen uns freuen? Es gibt in diesen Tagen so selten einen Lichtschimmer; seien wir drum dem Herrn Professor aus Christiania für seinen Versuch dankbar, ein befreiendes Lachen aus uns herauszulocken. Es ist ihm ja geglückt.

Presseschau.

Die Nöte des elsässischen Hopfenbaus.

In der außerordentlichen Generalversammlung des „Elsässischen Hopfenbauvereins“ in Vendenheim vom 27. Mai wurde berichtet, daß die Hopfenanbaufläche im Lande während des Krieges von 4 689 auf 2 665 Hektar herabgesunken war, daß aber die schwierigen Absatzverhältnisse das Ihrige dazu beitragen werden, diese Anbaufläche noch weiter herabzusetzen. Die Hoffnung der Pflanzler, daß sie für ihre Erzeugnisse auch bei der innerfranzösischen Brauerei gute Abnehmer finden, ist nicht in Erfüllung gegangen. „Es kämpfen sogar Fachblätter („Le Brasseur Français“) und politische Blätter („Le Figaro“) gegen unsere Hopfen, die doch überall als mit zu den besten gehörend gelten und behaupten, man könne mit elsässischem Hopfen kein feines Bier herstellen. Wir erleben es also wieder, daß unsere Hopfen, die einst „drüben“ zurückgesetzt wurden, es nun auch „hüben“ werden. Und die Folgen? Infolge der Minderbewertungskampagne, welche der französische Brauerbund gegen unsere Hopfen unternommen hat, sind unsere Pflanzler so aufgebracht, daß einzelne die Hopfen herausreißen und noch mehr herausreißen werden, um sich anderen Kulturen zuzuwenden, die mehr eintragen mit geringerer Mühe, obschon für 1923er Akkordhopfen 300—350 Frs. geboten werden.“

Es wurde beschlossen, noch einen Versuch zu konkurrieren zu unternehmen; anlässlich der Pasteur-Ausstellung in Straßburg wollen die früher prämierten Hopfenzüchter ausstellen, „um noch einmal mit den Gegnern die Klinge zu kreuzen“. Die Versammlung stellte zur Unterstützung 3 000 Frs. zur Verfügung.

Ueber Hopfenzollpolitik sprach der Schriftführer des Vereins; er wies nach, daß für die elsässische Hopfenzucht nur noch Holland und die Schweiz als Exportländer übrig bleiben, an Ausfuhr nach England und Amerika könne vor 1925 nicht gedacht werden; Belgien habe einen Einfuhrzoll eingeführt. Deutsche Käufer werden erst wieder kommen, wenn die Valuta sich gebessert haben wird.

Eine Kommission wurde bestimmt, die in Paris vorstellig werden soll, da bekannt wurde, daß die Zollkommission der Kammer sich demnächst mit der Frage des Schutzzolles auf ausländische Hopfen befassen werde. Eine Entschließung erhob schärfsten Einspruch gegen die feindliche Haltung des innerfranzösischen Brauerbundes und insbesondere auch gegen die gehässige Stellungnahme des Direktors der Brauerschule in Nancy („den elsässischen Hopfen könne man nicht zur Herstellung von feinem französischem Bier verwenden“).

Die Besorgnisse und Erfahrungen der elsässischen Hopfenbauer bedeuten nur einen Ausschnitt aus dem Gesamteindruck, den man immer deutlicher von dem Rückgang des Wirtschaftslebens Elsaß-Lothringens gewinnt; je länger sich die verhängnisvolle Losreißung vom natürlichen deutschen Wirtschaftskörper auswirkt, desto klarer zeigt sich das Zurücksinken in den toten Winkel. Die Grenze zwischen deutschem und französischem Wirtschaftsgebiet sollte nicht am Rhein verlaufen, sondern auf dem Kamm der Vogesen.

Deutschland

Was Frankreich von der Straßburger katholischen theologischen Fakultät erwartet.

Die „Kölnische Volkszeitung“ vom 21. April nimmt einen Aufsatz „L'Alsace apôtre“ im Pariser „Figaro“ zum Anlaß, die Straßburger katholische Fakultät der deutschen Kaiser-Wilhelms-Universität mit der französischen Nachfolgerin zu vergleichen. Der Figaro-Aufsatz stammt von Georges Goyau von der Französischen Akademie, der auch schon in einer eigenen Broschüre die katholisch-theologische Fakultät von Straßburg und ihren gegenwärtigen Glanz unter dem Dekan Albert Lang gefeiert hatte. „Wilhelm II., wohl wissend, wie das elsässische Pfarrhaus gewisse trauernde Erinnerungen pflegte, habe zu Beginn des Jahrhunderts die Fakultät geschaffen, um als Bollwerk der germanischen Kultur wie ein Diktaturinstrument die politische Assimilation zu beschleunigen und die rebellischen Seelen zu unterjochen.“ „Jetzt ist es für immer abgeschlossen, das undankbare Zeitalter, während dessen das besetzende Deutschland von dieser Fakultät zu verlangen sich unterfing, daß sie die Germanisation einer ihr sich widersetzen Bevölkerung auferlegte.“ (1)

Dazu bemerkt die „Kölnische Volkszeitung“: „Man sollte erwarten, daß gegenüber dieser düstern Erniedrigung zu einem politischen Werkzeug die jetzige französische Lichtgestalt der Fakultät sich als freie, von aller politischen Nebenabsicht und

Elsaß-Lothringen

Anschluß der katholischen lothringischen Partei an eine innerfranzösische Partei.

In dem Bericht über die Frühjahrsgeneralversammlung der „Union républicaine lorraine“, der „republikanischen lothringischen Volkspartei“, war kurz angedeutet gewesen, daß einstimmig beschlossen worden sei, sich einer innerfranzösischen Partei anzuschließen, die auf den gleichen Grundsätzen beruhe. Den parlamentarischen Vertretern der Partei war es überlassen worden, die nötigen Verhandlungen zu führen.

In der „Lothringer Volkszeitung“ vom 10. Mai ist nun mitgeteilt worden, daß die Entscheidung allem Anschein nach dahin fallen werde, daß die Partei sich der „Fédération Républicaine“ anschließen werde.

Die Abfassung der Meldung läßt durchblicken, daß es nicht ganz leicht gewesen ist, die richtige Wahl zu treffen, da eine entsprechende französische Partei mit durchgreifender Organisation eben einfach nicht ausfindig zu machen war. Das spricht die „Lothringer Volkszeitung“ beschönigend aus, wenn es heißt: „Es wäre verkehrt, wenn wir uns unter dieser Fédération Républicaine etwa eine straff organisierte Partei vorstellen würden, wie wir dies bisher von Parteiorganisationen gewohnt sind. In unserer Republik kennt man derartige gut organisierte Parteien nicht. Wenn man die „Action française“, welche die französischen Royalisten umfaßt, sowie die kommunistische Partei außer Betracht läßt, beides Organisationen, die einigermaßen organisiert sind und einheitlich in allen Fragen marschieren, so müssen wir uns daran gewöhnen, unsere bisherigen Begriffe über Parteiorganisationen in etwas umzustellen. Der stärkere Individualismus des Franzosen, sein angeborenes Freiheitsempfinden, sein vielseitiger und lebhafter Geist fügen sich nur schwer der engen Form einer politischen Organisation, die fast bis in die Einzelheiten dem Einzelnen sein politisches Glaubensbekenntnis vorschreibt. Und so ist auch die Fédération Républicaine mehr ein politischer Verband, eine Reihe von Gruppen und Bewegungen.“

Auch die weiteren Ausführungen des Blattes scheinen anzudeuten, daß ihm bei dem geplanten Anschluß nicht sehr wohl ist; es befürchtet — mit nur allzuviel Recht —, daß die engeren Heimatinteressen hier wieder einmal auf dem Altar der Mère-patrie geopfert werden sollen. In den „großen Umrisen“ und in den „wichtigsten Grundsätzen“ stehe die Partei durchaus auf dem Boden, auf dem die lothringische Partei selbst bisher gestanden habe. Die Fédération habe vor den Wahlen von 1919 nur 22 eingeschriebene Abgeordnete umfaßt. „Dieselben hatten teils monarchistische, teils konservative Traditionen, zählten andererseits wiederum ursprüngliche Republikaner; alle zusammen aber nahmen sie mit der Zeit das republikanische System ohne Vorbehalt und mit voller Ueberzeugung an; sie waren Republikaner mit sehr gemäßigten Tendenzen.“ Führer der Partei ist der frühere Handelsminister Isaac; von bekannten Vertretern nennt die „Lothringer Volkszeitung“ Mélines, Motte, Benoist, Bonnelous.

Den parlamentarischen Vertretern der Partei, die mit dem Abschluß des Uebereinkommens betraut worden sind, rüft das Blatt zu, daß es Bedingungen gebe, über die die Partei nie werde hinweggehen: „Unser politisches Parteibekenntnis wurzelt in den drei Begriffen: Anerkennung der geheiligten Rechte unserer Kirche immer und überall sowie Respektierung unserer Forderung auf dem Gebiete der Weltanschauungsfragen, speziell auch soweit die Situation in Elsaß und Lothringen in Betracht kommt; aufrichtiges Bekenntnis zur Republik; weitgehendstes soziales Verständnis. Auf diesen Pfeilern allein wollen wir das Gebäude errichtet wissen. Andere Wege können wir nicht gehen, und wir sind sicher, daß unsere Parlamentarier da völlig mit uns einig sind, und daß sie in diesem Sinne die Fuson mit einer innerfranzösischen Partei auffassen werden.“ Unsere endgültige Stellungnahme behalten wir uns also bis zur Bekanntgabe des detaillierten Programmes der in Frage kommenden Partei vor.“

Bevormundung gereinigte Stätte kirchlicher Wissenschaft abhebe. Aber welches ist die Mission, welche ihr Goyau für die Gegenwart und Zukunft vorwiegend, ja ausschließlich zuweist? Es soll ein internationaler Herd von Hochkultur für die Geistlichen werden, die an den französischen Einfluß appellieren und beim religiösen Genius Frankreichs in die Schule gehen wollen. Aber damit die Galizier, Tschechoslovaken, Kroaten wegen der größeren Billigkeit entgegen ihrem innersten Herzenstriebe nicht nach Wien, Innsbruck oder Bonn, sondern nach Straßburg gehen, soll sie ein internationales Kolleg unter Leitung der Lazaristen aufnehmen. Für 2400 Franken im Jahr kann man daselbst sogar einen Bursenkleriker unterhalten, der auch nach seiner Rückkehr Frankreich als sein zweites Vaterland ansehen und als Schüler der katholischen französischen Wissenschaft den germanischen Mönövern entgegengetreten wird, die der Welt die religiösen Ausstrahlungen Frankreichs verhüllen möchten. „Wir haben das Gerät aufgehoben, das Deutschland gegen uns geschmiedet hatte, und wir werden uns seiner bedienen, um der öffentlichen Meinung, den Frankreich alliierten oder befreundeten Völkern zu zeigen, was alles das intellektuelle Leben des Katholizismus unserm Lande schuldet. . . . Botin künftighin einer anderen Kultur, die sie liebt, und die man um ihretwillen liebt, gibt sich die katholisch-theologische Fakultät in Strassburg dafür her, so weit es die französischen Liberalitäten erlauben, diese Kultur — unsere Kultur — der übrigen Christenheit vorzutragen. Straßburg, gestern unterjochte Stadt, ist eine Apostelstadt geworden!“ Höher geht's nimmer! Im selben Atemzug, wo die deutsche Fakultätspolitik als schwärzeste Konspiration und Knechtung verdammt wird, preist man in allen Tönen den krassenstern Misbrauch eines religiösen und wissenschaftlichen Instituts zu byzantinischen und patriotischen Zwecken im Dienste Frankreichs als Großtat ohne gleichen. Wir wollen dahin gestellt sein lassen, ob die deutsche Regierung wirklich das von der Straßburger Fakultät verlangt hat, und inwieweit die französische berechtigt ist, ähnliches im umgekehrten Sinne zu fordern; aber hätte je ein katholischer Publizist und Gelehrter in Deutschland mit so zynischer Offenheit solche Zumutungen und Postulate auszusprechen gewagt? Dem Franzosen können wir aber nur erwidern: Was dem einem recht ist, war dem andern billig; und was beim einen schlecht war, muß auch beim andern verwerflich sein.

Nur gegen eine Legende des Historikers Goyau müssen wir im Interesse der geschichtlichen Wahrheit noch Front machen, daß er die elsässischen Mitglieder der Straßburger theologischen Fakultät zu Märtyrern der französischen Sache und ihrer französischen Ueberzeugung stempelt. Nach ihm erschien schon die Anwesenheit gewisser elsässischer Elemente im Lehrkörper bald wie ein Hemmnis für die germanischen Rechnungen und hat die Haltung der einheimischen Professoren Deutschland enttäuscht. Ich wüßte nicht, daß irgend einer dieser Professoren, weder Lang noch Müller noch Fahrner, von Ehrhard nicht zu reden, der Straßburg nach dem Krieg verließ, sich bedrückt gesehen oder den deutschen Plänen irgendwie Schwierigkeiten bereitet hätte; sie fühlten sich im Gegenteil recht wohl unter deutscher Herrschaft. . . . Es mag sein, daß sie nachträglich sich eines anderen besonnen haben und die französischen Komplimente ruhig einstecken, aber verdient haben sie sie wahrlich nicht!

„Interessant ist aber auch das Zugeständnis, daß neben ihnen eine gewisse Anzahl französischer Professoren die Fahne Frankreichs an der Straßburger Fakultät hochhalten müssen. In der Tat besteht ausser den Seminarprofessoren an der Fakultät für jedes Fach neben dem elsässischen Vertreter, der meist zum Chargé de cours oder Maître de conférence herabgewürdigt ist, in der Regel in der gehobenen Stellung eines eigentlichen Professeur ein waschechter Franzose aus dem Innern mit dem bekanntlich viel höheren Gehalt als „Kolonialzulage“, sodass fast sämtliche Zweige der katholischen Theologie in Strassburg das Glück haben, dreifach besetzt zu sein. Hierin, wo es sich um sein rein politisches Prestige und Interesse handelt, spart also der für kirchliche Bedürfnisse sonst so knauserige französische Staat nichts, wie er auch mit königlicher Freigebigkeit die französische Fachzeitschrift und die geräuschvollen Sonderveranstaltungen (z. B. die vielen Konferenzen auswärtiger Redner) der Fakultät dotiert. . . .“

Ausland

Die katholische elsässische Presse und der französische Nationalismus.

Die Luzerner Zeitung „Vaterland“ veröffentlichte am 16. April einen Aufsatz „Der französische Nationalismus und das katholische Elsass-Lothringen“, der in seinen sachkundigen grundsätzlichen Ausführungen heute wieder besonders interessant ist. Er beleuchtet die innere Gegensätzlichkeit der katholischen Politik in Elsass-Lothringen, wo Taktik und Wahrheitsliebe stets einen verzweifelten Kampf miteinander ausfechten.

„Der religiöse und kirchliche Selbsterhaltungstrieb sagte den Führern des katholischen Volkes, die seit dem Regimewechsel an der Spitze stehen: Die republikanische Linke mit ihrer Kirchen- und Religionsfeindschaft ist für uns der Feind. Kommen die Radikalen ans Ruder, so sind unsere kirchlichen, religiösen Freiheiten und Traditionen dem Tode geweiht, damit aber auch erst recht die Eigenart unseres elsässischen und lothringischen Volkstums, das gerade in der Religion die Wurzeln seiner Beharrungskraft hat. Das zwang die katholische Führerschaft, in Partei und Presse Stellung bei der Rechten, dem nationalen Block, zu nehmen. Damit kamen sie jedoch in jene Bereiche, in denen das nationalistische chauvinistische Frankreich seine eigentliche Heimat hat. Wer hier in dieser Region sich einrichtet, der muß dann auch naturgemäß in diesen Ton ausschweifenden, fessellosen Nationalismus, wie er jetzt durch die Regierung Poincarés und die Rhein- und Ruhrpolitik verkörpert ist, mit einstimmen. Die Republikanische Volkspartei und ihre Leitung weiß, daß sie in dem Augenblicke jeden Rückhalt in der alles beherrschenden Blockmehrheit verliert, wo sie nicht diese nationalistische Politik wollte mitmachen. Aber diesen Rückhalt an dem „Bloc national“ verlieren, heißt dem Katholizismus die letzte Deckung vor dem „antiklerikalen“ Ansturm auf Volk und Kirche im Elsass nehmen. Es liegt indes hell am Tage, daß es der Partei so gut wie unmöglich ist, die Voraussetzungen, die von dem nationalen Block an die Gewährung dieses Schutzes geknüpft werden, zu erfüllen. Das elsässische und deutsch-lothringische katholische Volk ist in seiner überwältigenden Mehrheit ohne Verständnis für die Aufregtheit und Verblendung des französischen Nationalismus. Der Elsässer hat von nationaler Ueberzeugung genug Proben auf seinem Boden erlebt, daß er genug davon hat. Und wenn man gar das Streitobjekt zweier mit einander rivalisierender Großmächte geworden ist, ist man erst recht gegen das „Nationale“ gelinde gesagt: reserviert. Dem muß die Presse, also auch und gerade die katholische, Rechnung tragen. Die öffentliche Meinung verlangt von ihr in erster Linie, daß sie der französischen Regierung gegenüber die Stimmen des elsässischen und lothringischen Volkes vertritt und ein energischer Anwalt seiner Interessen und Forderungen ist. Aber zugleich mußte die Presse, die dem katholischen Volkstum dient, berücksichtigen, das die Partei auf Seiten der Rechten steht und daher in den Fragen der auswärtigen Politik deren Parole zu befolgen hat. . . . Aber das ernste Bemühen der katholischen Presse, die kraftvolle Betonung elsässischer Sonderart mit französisch-nationalistischer Gesinnungsvertretung zu verbinden, hat nichts geholfen. Sie ging in der Weitergabe der nationalistischen Tonart, wie sie der Blockpresse von Paris eigen ist, oft genug für ihre Leser bis an die Grenze des Erträglichen, riskierte ziemliche Spannungen mit dem elsässischen und lothringischen natürlichen Volksgemühl, nur um das Vertrauen der maßgebenden politischen Richtung, das ihr für die elsäß-lothringischen Lebensinteressen so unerläßlich dünkt, zu erhalten. Aber man hat offenbar immer noch nicht nach deren Meinung den nötigen Grad nationaler politischer Vertrauenswürdigkeit erreicht. Es ist nach Ansicht der innerfranzösischen Patrioten und ihrer Nachahmer im Elsass in dieser elsässischen Presse, die nun doch einmal die geistige Kost der Mehrheit des Volkes liefert, immer noch zuviel Opposition, zu wenig kritiklose Hingabe an die französische Idee, die nur die eine Mission kennt, das Volk zu französischem Fühlen zu erziehen.

Daraus ergeben sich Bestrebungen, diese für die Bildung der öffentlichen Meinung in Elsass-Lothringen einflußreichste Presse entweder so viel wie möglich unter andere geistige Leitung zu bringen oder ihr andere gesinnungstüchtige, nationale, katholische Zeitungen an die Seite zu setzen. . . .“

Elsäß - Lothringen

Heimatstimmen

Herausgeber: Dr. Robert Ernst

Monats-Bezugspreis Oktober:
Deutschland u. Dtsch.-Oesterreich
beim Post-Bezug . . . 165 000 000 Mark
bei Streifbandbezug . . . 180 000 000 Mark

Jahresbezugspreis für das Ausland:
Frankreich 10 Frank. (frz.)
Schweiz 5 Frank. (schwz.)
Übriges Ausland 1 Dollar (amer.)

Bestellungen aus dem Ausland und für den unmittlebaren Streifbandbezug an die Schriftleitung
Berlin W 30, Postschließfach Nr. 5
Buchhandlungen 40% Rabatt

Zahlungen erbeten:
Deutschland:
Postcheckkonto Dr. Robert Ernst,
Berlin NW 7, Nr. 109 799.

Ausland:
Brieflich an die Schriftleitung
Berlin W 30, Postschließfach Nr. 5

Anzeigen:
die 4 gespaltene mm-Zeile 4 Goldpf.
(Familienanzeigen 2 Goldpf.)

Nachdruck
mit Quellenangabe gestattet.

Nummer 10

Berlin, Oktober 1923

I. Jahrgang

Trost.

Mir sag'ts mein Herz, ich glaub's und fühle, was ich glaube:

Die Hand, die uns durch dieses Dunkel führt,

Läßt uns dem Elend nicht zum Raube.

Und wenn die Hoffnung auch den Ankergrund verliert,

So laßt uns fest an diesem Glauben halten! —

Ein einz'ger Augenblick kann alles umgestalten!

Karl Hackenschmidt

Der elsässische Lehrer und sein Volkstum.

Von Bernhard Frey.

Die letzten hochbetagten Ueberlebenden des elsässischen und lothringischen Lehrergeschlechtes, das 1871 den Uebergang vom französischen zum deutschen Dienst mitgemacht hatte, waren kaum ins Grab gesunken, als die Söhne und Enkel die gleiche Tragödie in einer zweiten und wesentlich verschlimmerten Auflage zu bestehen hatten. Man weiß, daß die Lehrerschaft im Elsass beidemale im großen und ganzen durchaus bodenständiger Art war und demnach die ganze Wucht eines solchen folgenschweren Ueberganges nicht bloß als Staatsbedienstete, sondern als Landeskinder empfinden und tragen mußte.

Stellen wir die beiden Vorgänge einander kurz gegenüber. Frankreich hatte sich vor 1870 im Elsass eine Lehrerschaft großgezogen, die für die Aufgabe der Verwelschung des Landes bestimmt und geschult war. Die äußere Lage der Lehrenden war freilich dem französischen Vorbild entsprechend mehr als bescheiden, das innere Leben, die Anregungen und Vorschriften, die Triebkräfte also, kamen von rein französischer Seite; man war eben wie auch sonst in den übrigen Departements ein untergeordnetes Glied in der großen französischen Einheitsschulkasernen und dazu eine zerbrechliche Figur auf dem Schachbrett des allmächtigen Präfekten. Man fügte sich ohne sonderliche, heute nachweisbare Beklemmung in den gegebenen Rahmen und rodete auf Befehl seiner Vorgesetzten langsam und gehorsam die Wurzeln seines

angestammten Volkstums aus, ohne diese Tätigkeit als besonders niederdrückend und schmählich zu empfinden. Da die französische Staatsallmacht es stets zu verhindern wußte, daß die Lehrer etwa durch selbstständige Vereinigungen, Zeitschriften usw. sich auf eigene Füße und auf eigenes Nachdenken stellten, war die Masse führerlos und eigener Antriebe entwöhnt.

Diese brave, tüchtige, aber unselbständige und knetweiche Masse fanden die deutschen Schulmänner vor, als sie nach dem Frankfurter Frieden das elsässische Schulwesen in ihre Hand nahmen. Die Lehrer, die keinerlei Veranlassung hatten, der entschwindenen Herrschaft besonders nachzuweinen, fügten sich in allgemeinen mit Gelassenheit in die Aenderung und erklärten sich bereit, unter den neuen Herren weiter zu arbeiten. Der Gedanke, nach Frankreich auszuwandern und dort ihre erlernten sprachlichen und pädagogischen Kenntnisse zu verwerten, kam ihnen nicht. Sehr natürlich! Jene Lehrer, entlastet von der schweren und unnatürlichen Aufgabe, ihr eigenes Volkstum bis aufs Messer zu bekämpfen, mußten unwillkürlich aufatmen, als sie eines schönen Tages ohne ihr eigenes Zutun von jener Bürde befreit und ihrem natürlichen Berufe zurückgegeben wurden, Erziehung und Unterricht zu betreiben auf der gegebenen Grundlage eines vorhandenen naturhaften Volkstums. Ohne äußerliches Getue und Gepränge, aber durch die Tat ihres Bleibens erkannten jene Lehrer die Tatsache des Frankfurter Friedens an. Damit war den deutschen Herren ein Geschenk in den Schoß gefallen, über dessen Wert und Bedeutung sie sich niemals recht klar geworden sind. Wie mit so manchem andern elsässischen Pfunde haben sie auch damit nicht zu wuchern verstanden.

Wir lenken die Aufmerksamkeit unserer Leser auf die nebenstehenden neuen Bezugsbedingungen und bitten, die Erneuerung des Bezuges bei der Post oder der Schriftleitung (Streifband- und Auslandsbezieher) möglichst frühzeitig bewirken zu wollen.

Freilich kann es heute unsere Aufgabe nicht sein, eine Schulgeschichte der Jahre 1870 bis 1918 zu schreiben; jedenfalls muß sie einmal geschrieben werden, und sicher darf bei ihrer Abfassung nicht jene allzu mild-verklärte Betrachtungsweise vorherrschen, wie sie in den Spalten dieser Zeitschrift am offenen Grabe des Präsidenten Albrecht angewendet worden ist. Im großen und ganzen kann man sagen, daß die elsässische Lehrerschaft nach 1870 unter den neuen Herren weiterhin das tat, was sie vorher getan hatte, nämlich ihre Pflicht und Schuldigkeit; aber die eigentlichen Anregungen und treibenden Kräfte ihrer Tätigkeit kamen wieder nicht von innen her und konnten bei der ganzen Sachlage in Preußen-Deutschland auch gar nicht von dieser Seite herkommen. Die großen schöpferischen Gedanken der elsässischen Volksschule konnten nur aus dem Boden des Elsaß selbst wachsen; die höhere deutsche Schulbürokratie blieb eben eine mehr oder weniger gut arbeitende Maschine, aber eine Maschine. Ihre eigentliche Aufgabe hat sie, von kurzen Anläufen in den 70er Jahren abgesehen, nie erfaßt und konnte sie nicht erfassen, weil sie sich selbst im Wege stand. In dem Augenblicke, wo sie bis zur Erkenntnis des eigentlichen Wesens der Schulaufgabe in Elsaß-Lothringen vorgedrungen wäre, hätte sie ihre Anwesenheit im Lande vernichten müssen. Sie war es aber zufrieden, da zu sein, eine gute Verwaltung zu führen, diese und jene Fortschritte ins Werk zu setzen und was dergleichen Tagesaufgaben sind. Man kann dieser Verwaltung nachsagen, sie habe ihre Nahaufgaben gekannt und erfüllt, dagegen ihre Fernaufgabe nie gesehen. Sie ließ es zu, daß die elsässische Lehrerschaft unzureichend vorgebildet, engherzig bevormundet, elend besoldet wurde; diese Regierung hat sich nie geschämt, daß ihre Lehrerschaft, abgesehen von den bedauernden Lehrentanten der mecklenburgischen Ritter, am schlechtesten entlohnt in ganz Deutschland wurde. Sie konnte eben die parlamentarischen und sonstigen Hindernisse nicht bewältigen, weil sie ohne Rückhalt im Lande kein Machtgefühl und keinen Mut aufzubringen vermochte. Demgegenüber fällt nicht ins Gewicht, daß sie schließlich dazu überging, die untergeordneten Stellen der Schulaufsicht mit Landeskindern zu besetzen; sie hatte dabei nicht häufig eine glückliche Hand, und es lag überhaupt in der Natur der Dinge, daß die in eine solche Mittelstellung Beförderten sich mehr bemühten, das Räuspern und Spucken der eigentlichen Herren nachzuahmen, als dem Pulschlag des auf der Scholle gewachsenen Lebens zu lauschen und zu gehorchen.

Die Lehrerschaft selbst brauchte Jahrzehnte, um aus der Dumpfheit und der Stimmung des alles schweigend über sich Ergehenlassens der Präfektenherrschaft und der folgenden deutschen Schulherrschaft langsam herauszukommen und sich auf sich selbst zu besinnen. Gehemmt und gehindert von oben bildete sie allmählich nach deutschem Vorbild ein Vereinswesen aus, gründete Zeitschriften, ging tastend an die Fragen ihres Landes und ihrer Schule heran und gewann schließlich einen Boden, von dem aus sie als Gegenspieler zu der über ihr lagernden Schicht des Vorgesetztenentums auftreten konnte. Dieser Prozeß der Selbstbesinnung wurde von deutscher Seite her menschlich begreiflicher Weise nicht gerade begünstigt; es ist bezeichnend, daß ein Straßburger Schulrat, der sich ein nur im Elsaß oder in einigen rückständigen preußischen Provinzen mögliches Reich schrankenloser Selbstherrschaft errichtet hatte, den Verkehr der elsässischen Lehrer mit ihren Amtsgenossen aus dem übrigen Deutschland

hinderte und wohl ganz verboten hätte, wenn es ihm möglich gewesen wäre. Noch 1908 wagte dieser schneidige Mann, zu einigen Lehrern, die zwei Tage Pflingsturlaub zum Besuch der großen Lehrerversammlung in Dortmund erbat, die bezeichnende Äußerung zu tun, sie bräuchten nicht dorthin zu gehen, da sie in Straßburg ebensogut ihr Bier trinken könnten. Es darf zum Lobe der elsässischen Lehrerschaft gesagt werden, daß sie sich durch solche kurzfristige „Führung“ nicht beeinflussen ließ, sondern zielsicher ihren Weg suchte und ging. Die Lehrerschaft fühlte sich mehr und mehr mitten hineingestellt in die nach Klärung ringenden Fragen der politischen und kulturellen Gesundung ihres Heimatlandes, und sie war nicht gesonnen, in dieser elsässischen Bewegung die entsagende Rolle zu spielen, die ihr von oben her zugedacht war. Aus der Natur ihres Berufes heraus bejahten diese Elsässer und Lothringer die deutsche Stammesart ihrer Heimat und allerdings damit auch die unveräußerliche Eigenart des Alemannen- und Frankentums, sowie das Recht auf Eigenleben im Familienhaushalt der gemeinsamen germanischen Mutter. Nicht der Frankfurter Friede und seine politischen Entscheidungen, sondern die naturhafte und wesenhafte volkstümliche Grundlage des Landes war für die elsässische Lehrerschaft der letzten Jahre vor dem Kriege der geistige Ausgangspunkt ihres Wirkens. Dies kam auf der Pflingstversammlung 1913 in Straßburg in geradezu volltönender Weise zum Ausdruck, als die Lehrerschaft, selbstverständlich unter betontem Fernbleiben der Schulverwaltung und der Regierung, freiwillig ein lautes Bekenntnis zur deutschen Art des Landes ablegte und allen denen den Fehdehandschuh hinwarf, die offen oder versteckt den Grundcharakter des Landes nach dem Welschtum zu umbiegen oder verfälschen wollten. So war die elsässische Lehrerschaft zu Beginn des Weltkrieges aus eigenem Willen und Fühlen heraus herangereift zu der Aufgabe, Träger und Führer der eigenen elsässischen Sache und damit der gesamtdeutschen Sache zu werden. Diese Kraftleistung der elsässischen Lehrerschaft sei gerade heute erneut anerkannt und bewundernd hervorgehoben; sie gibt uns Gewähr dafür, daß der gute Kern in ihr sich wohl einmal verschütten, nicht aber abwürgen läßt. Zu gegebener Zeit wird sie sich durchringen und die Lenkung ihrer Geschicke in die eigene Hand nehmen.

Es ist zwiefach tragisch, daß diese Lehrerschaft gerade in diesem Augenblicke die Schicksalswende von 1918 erleben mußte. Wieder dieser schroffe, nicht selbstgewollte und gewünschte Uebergang an eine neue Herrschaft, ein Uebergang, der die Lehrerschaft unmittellbarer und härter treffen mußte als andere Volksgenossen, die nicht so tagtäglich in der Abhängigkeit der tonangebenden Herren sich befinden. Die elsässische Lehrerschaft wußte wohl, daß das Französischwerden für sie nicht abgetan ist mit einem Wechsel der staatsbürgerlichen Zugehörigkeit; sie war sich schon vorher dessen bewußt, daß sie mit hineingespannt werden wird in den würgenden Rahmen eines fremden Volkstums, das entschlossen ist, die Gunst der Stunde zu nutzen und den politischen wiedergewonnenen Alemannen und Franken ihr eigenes Volkstum zu entwenden. Sie sah das Verhängnis kommen, sie konnte nichts tun, es abzuwehren. Als die Tage des Novembertaumels hereinbrachen, war es ihr nicht gegeben, mit breiter Brust sich dem Strome entgegen zu werfen, der aus den verschiedenartigsten Quellgebieten stammend und aus trüben und hellen Brunnen gespeist, das Elsaß überflutete. Freilich geschah etwas,

was 1870 nicht geschehen ist und auch nicht geschehen konnte. Diejenigen elsässischen Lehrer, in denen jene erwähnte elsässische Selbsterkenntnis nach außen hin sichtbar sich am deutlichsten ausgesprochen hatte und deren Führerschaft von den übrigen Berufsgenossen gewollt und getragen war, warfen entschlossen und stolz den Franzosen den Bettel vor die Füße und gingen ohne einen Laut der Klage hinüber ins zusammengebrochene Deutschland. Ihr Fortgehen mag die Masse der Zurückgebliebenen im Augenblicke entlastet haben, im Zusammenhang mit der Geschichte bedeutet ihr Schritt das Gegenteil. Mag man sie heute drüber der Not gehorchend verleugnen, sie sind der sinnbildliche Ausdruck dafür, was die elsässische Lehrerschaft als die Selbstbehauptung ihres eigenen Wesens und damit des Wesens ihres Landes wollte und wünschte. Die Masse konnte freilich diesen Weg nicht beschreiten. Hätte Deutschland einen erträglichen Frieden bekommen, hätte es geschwächt, aber ohne durchschnittene Pulsadern den Kampfplatz verlassen, dann hätte man erwarten dürfen, daß nicht nur Führer, sondern auch Geführte sich dem Dienst des Welschtums versagt hätten. Aber von Tausenden elsässischer Lehrer konnte nicht verlangt werden, daß sie ihr Heimatland, ihre Familienzusammenhänge, ihr Vermögen und alles, was ihnen lieb und teuer ist, im Stiche lassen sollen, um in ein Deutschland zu gehen, wo der Kampf aller gegen alle tobt, wo im überfüllten Raume sich nicht nur die Sachen, sondern auch die Menschen hart stoßen, wo überhaupt kein Platz für sie ist. Es war eine Kleinigkeit, nach 1870 in aller Ruhe und bürgerlichen Bequemlichkeit ins menschenarme und keineswegs ernsthafte körperlich verletzte Frankreich auszuwandern, wo es keine Wohnungsnot, keine Besatzungsnot, keinen Nahrungsmittelmangel, keine zerrüttete Geldwirtschaft, kein aufgelöstes Staatsbewußtsein gab; auch war damals noch nicht der staatlich organisierte

Raub des persönlichen Eigentums bis zum letzten Küchenstuhl, schamhaft Liquidation genannt, erfunden. So darf man die elsässische Lehrerschaft nicht schelten, daß sie beim Anblick der deutschen Scylla erschauerte und lieber auf ihrer eigenen Scholle sitzen ließ. Mögen dann auch einzelne von ihnen, die Gunst des Augenblicks erspähend, übereifrig geschmacklos und aus der Würde ihrer Standesgenossen herausfallend, sich mit der rasch angehefteten Trikolore vorlaut in den Chor der Schreier gedrängt haben, das täuscht nicht darüber hinweg, daß die elsässische Lehrerschaft die Bedeutung der Schicksalstage erschauernd fühlte und die Tragik des Augenblicks empfand. Für die Befreiung von der deutschen Schulherrschaft, die unzulänglich und kleinlich, aber niemals eigentlich unerträglich war, für die Loslösung von dem furchtbaren Schicksal des deutschen Volkes hat sie ja einen ungeheuren Preis zu zahlen, einen Preis, der weit über alles hinausgeht, was sie je von Frankreich empfangen könnte: sie muß jetzt als willenloses ausführendes Werkzeug im Dienste fremder Herren und eines fremden Volkstums sich dazu verstehen, gegen das eigene Fleisch und Blut zu wüten und tausendjähriges angestammtes Erbgut zu mißachten, zu vernachlässigen und tunlichst auszurotten. So gesehen erscheinen einem die elsässischen und deutsch-lothringischen Lehrer als die bemitleidenswertesten Geschöpfe, die es unter der Sonne gibt; das Herz krampft sich einem zusammen, wenn man sich richtig vorstellt, was es für einen anständigen Menschen bedeutet, genötigt zu sein, um seiner Lebensfristung willen für ein paar armselige Franken das Beste zu verraten, was ein Volk nun einmal besitzt, seine eigene Art und Sprache, seine stein- und liedgewordene Vergangenheit, die Quellen seines tiefsten Wertes und Werdens.

Schluß folgt.

Paul Risch, seit kurzem Schriftleiter der neugegründeten Zeitung „La République du Haut Rhin“, Erscheinungsort Colmar, hat zu den Ausführungen unseres Mitarbeiters A. Gilg „Eine neutrale Republik Elsass-Lothringen. Eine Chimäre?“ in mehreren Aufsätzen Stellung genommen. Wir weisen heute schon darauf hin, dass A. Gilg in der Novembernummer unserer Zeitschrift sich mit Paul Risch auseinandersetzen wird.

Die Schriftleitung.

Unsere Landsleute im Banat.

Dr. Robert Ernst.

Die Banater Schwaben! Ich gestehe offen, daß ich bis vor kurzem von diesen deutschen Siedlern im Südosten Europas keine sehr klare Vorstellung hatte. Der Deutsche hatte sich in den Jahrzehnten vor dem Kriege in erschreckender Weise auf seine reichsdeutschen Grenzen zurückgezogen. In der Freude, nach Jahrhunderten politischer Ohnmacht endlich wiederum Glied einer mächtigen politischen Gemeinschaft zu sein, vergaß er lebendige Fühlung mit den Millionen deutscher Volksgenossen zu halten, die jenseits der Grenzen des Bismarckschen Reiches den deutschen Namen in aller Welt zu Ruhm und Ansehen gebracht haben. Der unglückliche Ausgang des Weltkrieges hat das völkische Bewußtsein der Deutschen auf der naturhaften Grundlage der Sprachen- und Wesensgemeinschaft in nie geahnter Weise lebendig werden lassen. Wir haben die Vergänglichkeit politischer Organisationen erlebt und das Bewußtsein ist in uns wach geworden, daß ein Volk nur dann Zeiten der Not, der Ohnmacht, der Sklaverei überdauern kann, wenn es in Sprache und Volkstum die Zusammengehörigkeit empfindet, unabhängig von staat-

licher Bindung. Draußen, bei den Siebenbürgen-Sachsen, bei den Banater Schwaben und in andern deutschen Siedlungsgebieten, die durch fremde Völker vom Mutterlande getrennt, seit Jahrhunderten ohne politische Verbindung mit dem deutschen Volk ihrer Art treu geblieben sind, lernt man die Kraft völkischen Bewußtseins kennen und gewinnt in diesen Zeiten deutscher Erniedrigung den Glauben an die Unzerstörbarkeit deutschen Wesens.

Und wir Elsässer und Lothringer zumal können bei den Schwaben im Banat Trost und Stärkung finden. Was uns heute nicht zur Ruhe kommen läßt, das ist die Furcht, daß unser Volk sich in Verblendung oder aus Angst vor den französischen Herren so tief erniedrigen könnte, seine deutsche Art zu verleugnen. Ein Kind, das sich seiner Eltern schämt, sie nicht mehr kennen will, ist ein verachtenswertes Geschöpf. Zu diesen jämmerlichen, sittlich verkommenen Gestalten wollen wir nicht gehören. Laßt doch die Welschen uns als „Boches“ verhöhnern, wenn unsere Muttersprache ihr „vornehmes Ohr“ verletzt! Laßt sie unseren Wünschen zum Trotz die französische

Sprache in Schule, Gericht und Verwaltung zur Alleinherrscherin krönen, wir wollen sprechen wie unsere Mütter, wir wollen der Art unserer Väter treu bleiben, damit wir die Achtung vor uns selbst behalten können. Und diese Achtung gewinnen wir, wenn wir auf unsere Landsleute im Banat blicken. Es ist Blut von unserem Blut, denn ihre Vorfahren, die vor zweihundert Jahren und späterhin das südliche von der Türkenherrschaft befreite Ungarn bevölkerten, sie stammen zu Tausenden aus Lothringen, aus dem Elsaß. Die Bezeichnung „Schwaben“ führt immer wieder dazu, die Heimat dieser Deutschen des Banats vor allem im heutigen Württemberg zu suchen. Alle Achtung vor den Württembergern! Ihre Unternehmungslust ist ja sprichwörtlich: „... Schwaben gibt's halt überall, schaut Du mal am Nordpol nach, sitzt einer da aus Biberach.“ ... Aber unser Anrecht, in einem großen Teil der Banater Schwaben Landsleute aus Elsaß und Lothringen sehen dürfen, das wollen wir uns nicht nehmen lassen. Dr. Koenig hat in der vorhergehenden Nummer dieser Zeitschrift die Geschichte der Einwanderung der Lothringer und Elsässer ins Banat in kurzen Zügen geschildert. Wir wollen diesen Ueberblick in den nächsten Monaten durch Schilderung der Entstehung einzelner „Schwabendörfer“ im Banat ergänzen. Denn es muß gerade unsere Aufgabe sein, mit diesen ihres deutschen Volkstums sich bewußten Landsleuten in ein vertrautes Verhältnis zu kommen, in einer Zeit, wo auf dem Heimatboden zwischen Rhein, Vogesen und Mosel Fremde herrschen, denen selbst die deutschen Inschriften auf den Gräbern unserer Vorfahren ein Aergernis sind.

So freue ich mich, daß ich in den letzten Wochen die Festtage der Banater Schwaben miterleben durfte. Die Gedenkfeiern an den nunmehr zwei Jahrhunderte zurückliegenden Beginn der deutschen Einwanderung in das südliche Ungarn; gestaltete sich zu gewaltigen Kundgebungen deutschen Wesens. Die Schwaben konnten freilich diese Feiern nicht in geschlossener Gemeinschaft begehen. Die Jahre 1918 und 1919, die Europa so viele unbegreifliche, törichte Staatsgrenzen gebracht haben, waren auch für die Schwaben Jahre schmerzlichen Geschehens. Das Banat, das unsere Volksgenossen in einer Stärke von fünfhunderttausend Menschen zusammen mit etwa 1 Million Rumänen, Serben und Ungarn bewohnen, wurde von Ungarn losgetrennt und sinnlos auseinandergerissen. Die westliche Hälfte mit etwa 150 000 fiel an Jugoslawien, die östliche Hälfte mit rund 350 000 Deutschen an Rumänien. Die deutschen Einwanderer haben dieses Land aus einer Wüste in einen fruchtbaren Garten verwandelt. Tausende der Einwanderer und ihrer Nachkommen haben ihr Leben gelassen, bis die Möräste, furchtbare Seuchenherde, in zähem Fleiße zu bestem Ackerboden umgewandelt waren. Kein Wunder, daß die Völkerschaften des Balkans den Besitz des Banats erstreben! Wieviel hat unser Elsaß, hat das Lothringer Land um seiner Schönheit, um seiner Schätze willen erleiden müssen im Laufe der Jahrhunderte. Elsässer und Lothringer haben ihre neue Heimat unter südlicher Sonne zu elsässischer Fruchtbarkeit, zu lothringischem Reichtum gehoben. Sie auch sind nun mit ihrem Boden Zankapfel geworden. Zum Volke ihrer Väter, zur deutschen Nation, können sie politisch nicht gehören, sie liegen fernab von deutschen Landen. Sie sind gute Staatsbürger des Volkes, zu dem sie staatsrechtlich gehören. Schmerzlich ist es aber für sie, daß sie nach dem Weltkriege auseinandergerissen wurden. Das Banat war wirtschaftlich, ganz abge-

sehen von dem festen Band, das Deutsche um diesen Boden geschlungen hatten, eine Einheit. So war Ende 1918 der Plan aufgetaucht, eine selbständige Republik „Banat“ zu schaffen. Im Programm der „Schwäbischen Autonomie-Partei“ heißt es:

... Das Banat bildet eine geographische und wirtschaftliche Einheit. Die Teilung des Banates wird nicht nur den wirtschaftlichen Rückgang seiner Bevölkerung zur Folge haben, sondern wird auch durch die unhaltbaren Grenzverhältnisse, Inundations- und Verkehrsstörungen etc. eine ständige Gefährdung des Friedens verursachen. Es wird uns durch die Teilung des Banates noch ein besonderes Unrecht zugefügt, indem das schwäbische Volk des Banates wiederrechtlich und ohne Berücksichtigung seines Selbstbestimmungsrechtes in zwei Teile auseinandergerissen wird. Gegen dieses willkürliche Unrecht zu protestieren und zu kämpfen werden wir nie unterlassen.

Selbstbestimmungsrecht der Völker! Nicht allein auf dem Balkan ist dieses Lösungswort der Entente eine leere Phrase geblieben im Munde der Sieger. Das Banat ist zerrissen, mitten durch die Fluren der einzelnen Schwabendörfer geht heute die rumänisch-serbische Grenze. Dörfer sind ohne elektrischen Strom, weil das Kraftwerk, dem sie angeschlossen waren, jenseits der Grenze liegt. Der Verkehr zwischen den beiden Hälften ist fast völlig unterbrochen, die Verbindungsbahnen sind stillgelegt.

Und trotz der ungeheuren wirtschaftlichen Schädigung, die die Deutschen des Banats durch den unglücklichen Ausgang des Weltkrieges erlitten haben, muß diese Zeit der Not eine glückliche genannt werden. Sie ist zur Stunde der Wiedergeburt bewußt deutschen Lebens im Banat geworden. Die Ungaren hatten mit großem Geschick Jahrzehnte hindurch an der Magyarisierung der Banater Schwaben gearbeitet. Der Schwabe empfand sein Staatsvolk, das ungarische Volk, nicht als fremde Bedrücker, und wuchs so in seinen höheren Schichten, in den Kreisen der Intelligenz, im städtischen Bürgertum, immer mehr in die ungarische Kultur hinein. Vor dem Weltkrieg war in allen Schulen des Banats auch draußen auf den Dörfern die ungarische Sprache Alleinherrscherin. Und wie der Elsässer und Lothringer am Rhein und an der Mosel von dem Wahne erfaßt wurde, in der französischen „culture“ gegenüber seiner deutschen Art das Höhere zu sehen, so war der Banater Schwabe, der im ungarischen Staate vorwärts kommen wollte, bemüht, durch und durch Ungar zu werden. Die „studierten“ Söhne konnten sich bald nur noch schwer mit ihren Eltern, den deutschen Bauern, verständigen. Karl Hackenschmidt, dein Glaube hat gesiegt: „Ein einz'ger Augenblick kann alles umgestalten!“ Von Ungarn gelöst sind die Deutschen im Banat zu neuem Leben erwacht. Die Männer, die früher zum völligen Aufgehen in der ungarischen Nation drängten, sie sind heute die Führer geworden im Kampf um die Erhaltung des Deutschtums. Die Natur ist stärker als alle künstlichen Bauten. Kaspar Muth, auch an dieser Stelle sei Dir gedankt, dem heute der Deutsche im rumänischen Banat als seinem Führer jubelt, wenn es gilt, für das Höchste zu kämpfen, was wir Menschen hier auf Erden besitzen, für die von den Vätern ererbte Art.

Kaspar Muth hat mich zur zwei Jahrhundertfeier nach Temesburg, dem früheren Mittelpunkt des Banats, heute des rumänischen Teils des Banats, mit den Worten eingeladen: „Kommen Sie zu uns, und erleben sie mit uns diesen Tag deutschen Bekenntnisses. Sie werden als Deutscher, als Elsässer gestärkt von uns scheiden. Sie werden erkennen, daß man nie zu verzweifeln braucht, auch wenn alles dunkel um uns

ist. Vor dem Weltkrieg mußte man an der Möglichkeit verzweifeln, daß die Schwaben im Banat noch für längere Zeit Träger deutschen Fühlens, deutscher Arbeit sein würden. Wie herrlich hat sich das gewandelt!“ Kaspar Muth hat recht behalten. Die Schwabentage im Banat werden mir unvergeßlich sein, und sie bedeuten für mich eine unversiegbare Quelle froher Zuversicht. 40 000 deutsche Bauern durchzogen am 9. September Temesburg in ihren deutschen Trachten. Die Bauernburschen auf prächtigen Pferden an der Spitze, gefolgt von Gruppen, die teils die Einwanderung versinnbildlichten, teils einzelne Berufstände verkörpert, und anschließend die ungeheure Masse der Bauern und Bäuerinnen, der Studenten und Schüler, der städtischen Bevölkerung mit 40 Musikkapellen.

Und in gleicher Weise haben die Banater Schwaben auf dem jugoslawischen Gebiet diesen „Deutschen Tag“ festlich begangen, dem ich leider nicht beiwohnen konnte.

Und wie dieser Aufmarsch der Schwaben, so war auch jede Stunde im Kreise der einzelnen gastfreundlichen Familien für mich ein herrliches Erleben. Wie gesund, wie deutsch sind diese Menschen. Welche Anhänglichkeit an das niedergebrochene Muttervolk, die sich nicht nur in Worten, sondern auch in Taten äußert. Hunderte von württembergischen Kindern waren im Laufe der letzten Jahre zur Erholung im Banat, und ich möchte darauf hinweisen, daß ich mit dem Obengesagten, daß wir Elsässer und Lothringer unsere „Anrechte“ auf das Banat den Württembergern nicht abtreten wollen, die Patenschaft, die diese gewissermaßen den Banater Schwaben gegenüber übernommen haben, nicht bekämpfen möchte. Es ist von großem Segen, daß im Reich ein Stamm wie der schwäbische die Verbindung mit dem Banat erhält. Und wer miterlebt hat, welchen Jubel das Glückwunschtelegramm des württembergischen Staatspräsidenten in der Festversammlung am 8. September in Temesburg auslöste, der wird zugeben müssen, daß die Banater Schwaben sich mit ihrem Paten in herzlichstem Einvernehmen befinden.

Wie gesund sind diese Schwaben, so sagte ich. Dafür ein Beispiel. Ich war zu Gast bei einem Gymnasial-Professor in Temesburg. Wir saßen in einem modernen vornehm eingerichteten Speisezimmer. Die Dame des Hauses in eleganter städtischer Kleidung. Und daneben Vater und Mutter des Hausherrn, Bauer und Bäuerin. Der Vater ungewohnt der engen Schuhe, ohne Schuh und Strümpfe in Hemdsärmeln, die Mutter das Kopftüchlein auf dem ergrauten Scheitel. Und dies nebeneinander als Selbstverständlichkeit empfunden. Das ist Gesundheit! Freilich auch im Banat kennt man soziale Fragen, das soll nicht verschwiegen werden. Draußen auf den Dörfern mit ihren 40 Meter breiten Straßen — Boden ist ja soviel vorhanden gewesen, als sie erbaut wurden — mit ihren einfachen weißen niedrigen Häusern, die so behagliche große blitzblanke Stuben haben, da besteht eine Spannung zwischen den alteingesessenen Bauernfamilien, einer Bauernaristokratie, und den Häuslern, die nicht von Anfang an auf eigenem Grund und Boden saßen, und die, auch wenn sie noch Besitz erwerben, nicht als Vollbauern angesehen werden. Eine weitere Gefahr birgt der außerordentliche Geburtenrückgang der besitzenden bäuerlichen Kreise in sich. Die Kinderzahl wird auf ein oder zwei Kinder beschränkt, um den Besitz zusammenzuhalten. Aber der tüchtige deutsche Stamm wird diese Gefahren wohl überwinden, und neben dem Reichtum der Dörfer mit ihren unabseh-

baren Maisfeldern, mit ihren Gärten, deren Weine und Gemüse weltbekannt sind, wird die hochentwickelte Industrie der Städte, werden die Textil- und Maschinenfabriken Temesburgs für Ernährung einer wachsenden Bevölkerung sorgen.

Die sozialen Fragen werden die Banater Schwaben unter sich lösen müssen. Um die Erhaltung ihres Deutschtums kämpfen sie gemeinsam mit den übrigen Deutschen des betreffenden Staatsgebietes, so die Banater Schwaben in Rumänien Schulter an Schulter mit den Siebenbürger Sachsen, den Deutschen der Bukowina und der Dobrudscha. Die Siebenbürger Sachsen sind hier die Führer. 700 Jahre haben sie ihre deutsche Art auch unter der ungarischen Herrschaft erhalten. Sie kennen den Kampf. Im Vordergrund dieses Ringens steht heute der Abgeordnete Brandsch, eine felsenharte Natur, deren Persönlichkeit Freund und Feind zur Bewunderung zwingt, daneben der junge temperamentvolle Führer der deutschen Partei im rumänischen Parlament, Dr. Roth. Die Rumänen und Serben versuchen immer wieder nach dem früheren Vorbild der Ungaren ihren deutschen Staatsbürgern die kulturelle Autonomie zu beschränken. Doch haben unsere Landsleute heute die deutsche Schule, und wo der Staat ihnen die Mittel versagt, helfen sie sich selbst, und es steht zu hoffen, daß die Rumänen und Serben zu der Erkenntnis gelangen, daß sie ihrer eigenen Entwicklung den größten Dienst durch die freieste Behandlung der Deutschen leisten.

Für uns Elsässer und Lothringer, die wir von französischer Seite nicht gerade die liebevollste Behandlung erfahren, so lange wir uns als solche bekennen, ist es interessant zu hören, was die in Bukarest in französischer Sprache — französischer Auffassung also wohl nicht allzufern stehende — erscheinende Zeitung „L'Indépendance Roumaine“ zum Schwabenfeste u. a. sagt:

„Die deutsche Bevölkerung aller rumänischen Gebiete gehört zu den arbeitsamsten Menschen. Ihre Regsamkeit in wirtschaftlicher und geistiger Beziehung ist außerordentlich fruchtbar. Und mit dem Geist der Duldsamkeit und Unparteilichkeit, der das rumänische Volk auszeichnet, benützt dieses jede Gelegenheit, um die Leistungen auf dem Gebiet der Arbeit, der Disziplin und der Organisation hervorzuheben, die das germanische Volk des Banats, Transylvaniens und Bessarabiens aufzuweisen hat.“

Welch hohe Anerkennung der Tüchtigkeit der germanischen Minderheit! Wissen die Herren, daß diese germanischen Minderheiten zum großen Teile elsässischen und lothringischen Blutes sind? Warum läßt man Elsässer und Lothringer zwischen Rhein, Mosel und Vogesen nicht auch ihrer Art leben?

Den Banater Schwaben, unseren Landsleuten, wollen wir geloben, unentwegt dafür zu streiten, daß der Boden, dem wir entstammen, nicht zur Fremde für uns wird. Und wünschen wir ihnen, daß die Worte, die sie ihrer Jubelfeier als Motto voranschickten, geprägt von zwei Schwabenfürhären, dem Senator von Möller und dem großen, vor kurzem verstorbenen Schwabendichter Müller-Guttenbrunn auf immer Wahrheit bleiben:

Zweihundert Jahre wirkt hier Schwabentreue
Am Menschenglück mit deutscher Liebeshand.
Und segnen werden immer wir aufs neue
Das heil'ge Land, wo unsere Wiege stand.

Und wo des Schwaben Pflug
Das Land durchschnitten,
Wird deutsch die Erde und er
Weicht nicht mehr.

Unsri Muedersprooch.

Die lieb alt Muedersprooch, die mer henn g'erbt von unsre Vätter,
Trutz alle Kriey un Schicksalswetter.
Wie d' Vättre in der alte Zit, so redde mier au ditsch noch hit.
Wohl klingts nit wie Musik so zart, so glatt wie d' Sprooche welscher Art.
Au redde mier nit fyn wie d' Sachse, Nein, wie der Schnawwel uns gewachse.
Un klingts au ruech un scharf ans Ohr; vom Herze gradus kommt's ervor;
's isch ehrli ditsch gemeint un gsaat, s' Herz spüert mer, wie 's bi' m Redde schlaat.
Un daß es au so bliewe soll, Frumm, freiy, an guete Früchte voll,
Treuerzig's Ditsch in Sprooch un Sitte, drum tuen mer unsre Herrgott bitte.

Die elsäß-lothringische Presse und die französische Außenpolitik.

Von J. Karcher.

Die Herren Jean Louis Marcelleau, Daniel Massé, Am-
broise Got, Pierre Fauvet und andere Ur-Elsässer bestimmen
— zumeist von Paris aus —, was das elsäß-lothringische Volk
von der französischen äußeren Politik zu halten hat. Sie fol-
gen dabei getreulich dem, was der Quai d'Orsay an Leitge-
denken ausgibt; höchstens, daß sie gelegentlich einmal „im
Namen des elsässischen und lothringischen Volkes“ verkünden,
daß „wir Elsässer und Lothringer, die wir während 50 Jahren
Gelegenheit hatten, die Deutschen am Werke zu sehen“, un-
bedingt fordern, daß man diesen Boches die kräftige Faust
zeige. Zu Funksprüchen für die außerfranzösische Welt eignen
sich solche Erklärungen recht gut; für den Leserkreis im Lande
allerdings sind sie weniger bekömmlich. So haben wir denn
das seltsame Bild, daß in einigen Blättern auf der ersten Seite
einer der obengenannten Herren den forschen Ton des Poin-
carismus vertreten, daß aber auf der zweiten Seite mit oder
ohne Namen ein etwas einheimischerer Zug zu spüren ist, der
hin und wieder so ziemlich das Gegenteil von dem bezeugt,
was vorne zu lesen war.

Diese Wandlungskünste sind besonders erkenntlich in den
Blättern, die wirklich einheimisch-bodenständig sind, wie etwa
die Blätter des Häegy-Konzerns und der befreundeten Tages-
zeitungen im Unter-Elsäß. Gemeinschaftlich ist ihnen besagter
Herr Jean Louis Marcelleau; nicht gemeinsam ist ihnen aber,
was sie ihren Lesern als Urteil über außenpolitische Dinge im
übrigen vorsetzen.

Besonders deutlich ist das in allen Dingen, die wie Ruhr-
krieg, Reparationsfrage, Rheinlandproblem das Verhältnis zu
Deutschland berühren. Für Herrn Marcelleau ist auf der ersten
Seite der Sieg über das widerspenstige Deutschland vollkom-
men; den „lothringischen Richelieu“ — so nennt unser „Lands-
mann“ Marcelleau Herrn Raymond Poincaré — und sein „po-
litisches Genie“ kenne Deutschland noch lange nicht, wenn es
annehme, es könne sich den Folgen seines bösen Willens ent-
ziehen. („Elsässer Kurier“ vom 25. September). Vorne also
Siegesgetute und Freudensalut, aber die echte elsässische Auf-
fassung? Die finden wir schon eher am andern Tage — auf
der zweiten Seite:

„Was man seit Wochen erwartete, ist nun eingetroffen.
Der deutsche Zusammenbruch ist vollständig. Der passive
Widerstand in der Ruhr wird aufgegeben. Deutschland
steckt bis in den Hals im Sumpf. Die neue Regierung steht
ratlos vor einer heillosen Situation. Die französische Presse
registriert den Sieg der französischen Ruhraktion. Deutsch-
land ist niedergedrungen. Die Ruhrakkupation hat den Er-
folg erzielt, den finanziellen Ruin Deutschlands herbeizu-
führen. Hat Poincaré das gewollt? Eigentlich nicht. Als
am 11. Januar die französischen Truppen unter General
Degoutte in die Ruhr einrückten, da hieß es: Wir ergreifen
ein ertragreiches Pfand, um uns bezahlt zu machen. Wir
fassen den Schuldner am Kragen, damit er seine Verpflich-
tungen erfülle. Wir schnüren ihm die Halsader ab, damit er
fühle, daß er zahlen müsse, daß ihm keine Wahl bleibe,
entweder untergehen oder bezahlen! Direkte Zahlungen
sind in diesen 9 Monaten nicht erreicht worden. Die Aus-
beute der Ruhr und die Abschleppung der Kohlen hat
immerhin so viel ergeben, daß damit die Kosten der Okku-
pation gedeckt werden konnten. Im übrigen ist der Erfolg
gewesen: die Zerrüttung Deutschlands, die Schwächung sei-
ner wirtschaftlichen und seiner militärischen Kraft.“

Hoffen wir, daß man offen und verständlich zwischen den
beiden Regierungen verhandelt und zu einem Kompromiß
kommt, der endlich eine Lösung bedeutet. Die Verhältnisse
an der Ruhr sind nun seit 9 Monaten ein Stück Kriegs-
führung gewesen. Deutschland und Frankreich haben sich
gegenüber gestanden wie zwei feindliche Mächte, die auf
dem Kriegsfuß leben, von denen bloß die eine die Feind-
seligkeiten nicht erwidert wegen ihrer Ohnmacht und Wehr-
losigkeit. Diese unerquicklichen Verhältnisse, gegen die in
der ganzen Welt eine steigende Mißstimmung sich bemerk-
bar gemacht hat, müssen endlich normalen Verhältnissen
Platz machen. Auf den Ruhrkrieg muß der
Ruhrfriede folgen.“

„Proboche“ ist diese Auffassung ganz gewiß nicht, aber
doch wenigstens erwachsen aus der sehr richtigen Ueberlegung,
daß für das Grenzland Elsaß-Lothringen keinerlei Interesse
bestehen kann, durch Fortführung des Systems Poincaré Deutsch-
land reif zur Revanchestimmung zu machen. Daß der „über-
legene“ Siegerton der Pariser Presse fehlt, ist ein erfreuliches
Gegenstück zu den Großsprechereien, die sich in einem andern
Blatte, dem Straßburger „Elsässer“ findet, in dem der fran-
zösische Neupatriot Michel Walter die außenpolitischen Parolen
ausgibt. Beiden Blättern gemeinsam ist der regelmäßige Mar-
celleau-Stimmungsbericht aus Paris; der elsässisch-einheimische
Kommentar dazu fällt aber ganz verschieden aus.

Die Michel-Walter-Politik ist vom Pariser Standpunkt
ein verdienstliches Werk, vom elsässischen aus gesehen
kann man sie nur bedauerlich nennen, schon wegen des kläg-
lich parteipolitischen Zuges, von dem sie sich nicht frei-
halten kann. „Der Zusammenbruch der deutschen Ruhrpolitik“,
der Triumphgesang des Herrn M. Walter im „Elsässer“
vom 28. September, ist dafür ein anschauliches Beispiel:

„Die ganze Tragweite dieses beispiellosen Erfolges der
vom derzeitigen Ministerpräsidenten und der jetzigen
Kammermehrheit seit Jahresfrist mit Zähigkeit und Energie
verfolgten Außenpolitik wird erst dann völlig klar, wenn
man bedenkt, daß Herr Poincaré sozusagen gegen zwei
Fronten zu kämpfen hatte, gegen den Widerstand der maß-
gebenden Kreise Deutschlands einerseits und gegen die
gehässige Agitation der Linksblokkpar-
teien in Frankreich andererseits.... Seit
der Ruhrbesetzung war der derzeitige Mi-
nisterpräsident in der radikal-sozialisti-
schen, sozialistischen und kommunisti-
schen Presse der „Poincaré-la-guerre“, der
das „militaristische“ und „kriegshetzerische“ Frankreich zu
„imperialistischen“ Abenteuern führen wolle, der Drauf-
gänger, der anstatt im Einklang mit den Alliierten und auf
friedlichem Wege Deutschland zur Vernunft zu bringen, den
Weg brutaler Gewalt vorziehe.“

Und Herr Walter schließt seinen Siegesgesang mit dem
schönen Satze: das deutsche Volk wisse, „daß jede Verhand-
lung zwecklos ist, wenn es nicht die moralische und materielle
Verpflichtung anerkennt, Wiedergutmachung und Genugtuung zu
leisten für all die Schäden, die das kaiserliche Deutschland der
französischen Nation verursacht hat, und wenn es nicht den
festen Willen bekundet, dafür aufzukommen.“

Für diesen großen Politiker ist wie in andern Dingen —
angefangen mit der Rheinschiffahrt und der Staatsbahnfrage
und endend mit der Aufhebung der Kolonialzulage für die ein-

gewanderten Franzosen — die Partei die Hauptsache. Daß
Deutschland den passiven Widerstand aus finanziellen Schwie-
rigkeiten nicht bis zum Sieg seines Rechts durchhalten konnte,
das ist ihm willkommen, weil er — den Radikalsozialisten und
andern parteipolitischen Gegnern ein paar Wähler abspenstig
zu machen hofft! „Politik?!“

Die über ihre angeblichen Irrtümer von Herrn Michel Wal-
ter und dem „Journal d'Alsace et de Lorraine“ — diese Ge-
sinnungsgemeinschaft ist recht pikant — belehrten Linksblätter
haben allerdings den Starrsinn bezeugt, ihre Ansicht weiterhin
zu verfechten.

Die Straßburger „Freie Presse“, das sozialistische Or-
gan, äußerte sich beispielsweise schon am 26. September als
Antwort auf diese kindlichen Anrempelungen in einem Aufsatz
„Was nun?“ dahin, daß sie auch nach dem sogenannten Sieg
nicht zugeben könne, daß die Ruhrbesetzung etwa nötig ge-
wesen sei, daß aber eine glänzende Gelegenheit gegeben sei,
der Welt die Friedlichkeit der französischen Absichten zu be-
weisen.

„Wenn es wahr ist, daß das vornehmste Recht des
Siegens darin besteht, dem Besiegten die Niederlage zu ver-
stüßen, so hat Frankreich in diesem Augenblick
eine Gelegenheit, viel von dem durch sein
imperialistisch-militaristisches Gebaren
in der Welt verlorenen Prestige wieder ein-
zuholen. Möge es in seinem und der Welt Interesse dies
nicht unterlassen!“

Noch deutlicher bekannte sich das Blatt am folgenden Tage
zu seinem Standpunkt; indem es unter Anführung bereits klein-
laut gewordener Pariser Stimmen — „Action française“, „Fi-
garo“, „Temps“! — erklärt:

„Am Tag, an dem die Ruhrkohlen-Produktion und die
Koks-Erzeugung wieder ihr normales Niveau erreicht haben
wird, kann Frankreich die Mengen erhalten, die es — vor
der Besetzung schon erhielt. Es wird seine Hochöfen, die
es infolge von Koksangel löschen mußte in den letzten
Monaten, wieder anbrennen können — wie vor der Be-
setzung. Es wird versuchen müssen, sich mit Deutschland
über die Zahlungsbedingungen zu verständigen — wie vor
der Besetzung.“

Der französische Sieg, von dem die Nationalblockblätter
reden, soll darin bestehen, daß der deutsche passive Wider-
stand gebrochen wurde. Da aber Herr Poincaré doch nicht in
die Ruhr gegangen sei, um den passiven Widerstand, den er
ja gar nicht vorausgesehen habe, zu brechen, sondern um die
Verwirklichung der Reparationen zu erzwingen, so sei der Sieg
einstweilen „trocken“. „Das Problem der Reparati-
onen selbst harret seiner Lösung, und diese
Lösung ist durch die Zerrüttung der deutschen
Finanzen, die als Folge der passiven Resistenz gegen
die Ruhrbesetzung, eingetreten ist, nicht leichter,
sondern schwerer geworden. Sodaß der „Sieg“
nicht ohne Dornen ist.“ Das wisse Herr Poincaré ebenso gut,
wie es die ihm ergebenden Blätter wüßten: „Ohne Herabsetzung
der deutschen Schuld auf ihr durch die wirklichen Zerstörun-
gen bedingtes Maß, ohne Verständigung, ohne internationale
Mitarbeit würde das Reparationsproblem nach dem Aufhören
des passiven Widerstandes ebenso unlösbar bleiben wie vor
der Ruhrbesetzung. Dieses allmächtige, wirtschaftspolitische
Leitmotiv werden auch die stimmbegabtesten offiziösen He-
rolde nicht überschreien können.“

Auch in der „République“, dem Straßburger deutsch-
sprachigen radikal-sozialistischen Blatt, wird immer wieder
darauf hingewiesen, daß mit der deutschen „Kapitulation“ nichts
erreicht ist, wenn Frankreich nun nicht den gordischen Knoten
der Reparationen endlich zu lösen verstehe. Es sei ihm eine
„Galgenfrist“ gewährt, die es aber nutzen müsse. Nach-
dem die Siegesfanfaren verrauscht seien, gebe man kleinlaut
zu, „daß die Sphinx der Reparationen noch ebenso geheimnis-
voll am Horizont emporrage wie zur Zeit, als Herr Briand in
Cannes im Begriff war, eine Lösung zu finden. Damals — es
war vor dem Ruhrsieg — stand der französische Franken auf
54, heute steht er auf 77. Damals war der politische Himmel
im Begriff, sich aufzuheitern, heute ist er von drohenden Ge-
witterwolken überschattet.“ Heute könnte man in Deutsch-
land „wieder mit Fingern auf die zeigen, welche so naiv waren,
zu glauben, daß Herr Poincaré einen Unterschied machen
würde zwischen einem Deutschland, das mehr nach der Hilfer-

ding- und einem solchen, das mehr nach der Ludendorffseite
hin neige, und daß man mit Nachgeben und Unterwerfung das
— trotz allen Sophistereien — furchtbare Los der deutschen
Volksmassen etwas erträglicher gestalten könnte.“ Jedenfalls
müsse es „enttäuschen, wenn Poincaré nun an Stelle des be-
endigten deutschen passiven Widerstandes den eigenen
passiven Widerstand setzen wollte.“

Die „République“ ist ihrer Ansicht treu geblieben,
daß es Frankreich unwürdig sei, immer und immer wieder auf
dem Schein von Versailles herumzureiten, daß es vielmehr in
seinem Interesse genau so wie in dem aller direkt oder indi-
rekt Beteiligten gelegen sei, nun endlich einmal nüchtern und
sachlich zu untersuchen, was wirtschaftlich vernünftig und mög-
lich und daher erreichbar sei.

„Mit dem Erpressen einer neuen Unter-
schrift ist es nicht getan. Frankreich hat nach
dem Kriege von 1870—71 seine Unterschrift honoriert, weil
es in Frankfurt an den Friedensverhandlungen, die seine
Kriegsschädigung festsetzten, teilnahm. Die deutsche
Unterschrift wurde immer wieder mit dem
Schwerte auf der Brust erpreßt. Gerade daran
hat bisher das ganze Friedens- und Reparationsproblem ge-
krankt. Eine neue Unterschrift wird nur Wert haben, wenn
sie auf dieselbe Weise zustandekommt, die bisher bei allen
Friedensschlüssen üblich war.“ (Aus einem Aufsatz „Un-
frieden“ vom 12. August 1923.)

Wenn wir oben sagten, die „République“ sei sich treu
geblieben, so ist das freilich nur mit einer Einschränkung rich-
tig. Es ist nämlich seltsamerweise festzustellen, daß auch in
den Blättern, die wie die „République“ Wert darauf legen,
eine eigne Meinung zu vertreten und dem einheimischen
Empfinden nahe zu bleiben, keine völlig klare Linie durchge-
halten wird. Wie das? Insofern, als diese Blätter sich aus
Deutschland selber berichten lassen, und dies zumeist
in einem entstellend tendenziösen Sinne, in dem Sinne einer
durchaus gehässig gehaltenen Verunglimpfung der deutschen
Politik. Das ist eine Ungereimtheit, die auf Fehlgriffe in der
Wahl der Korrespondenten zurückgeführt werden muß. Der
deutsche Berichterstatte eines elsässischen Blattes kann doch
unmöglich seine Pflicht darin sehen, die abgeschmacktesten
Gerüchte über deutsche Vorgänge weiterzugeben. Er soll auf-
klärend wirken, aber nicht trübend!

Neben dem Ruhrkrieg war es Mussolinis Zug
nach Korfu, der in letzter Zeit die Gelegenheit bot, zu er-
forschen, inwieweit die heutige Presse unseres Heimatlandes
selbständig zu denken gewillt und fähig ist. Sehr eindrucksvoll
war das Bild nicht gerade, das sich bot. Zumeist war nichts
zu sehen als ein getreuliches Nachbeten der Pariser Sprüche;
nur „République“ und „Freie Presse“ fanden den
Mut zu dem Bekenntnis, daß Poincaré sich und Frankreich
schwer bei allen fortschrittlich gesinnten Geistern in aller
Welt bloßgestellt habe, als er den Völkerbund auf die Seite
der Mächtigen schwenken ließ. Das sei schlimmer gewesen
als 1914. Denn damals habe nicht wie heute nach Versailles
paraphrasenmäßig festgelegt, daß der Friedensbrecher und
Ruhestörer von den andern Mächten in seine Schranken zu
weisen sei. Die weltgeschichtliche Bedeutung dieser Schick-
salsstunde sei von Poincaré nicht erfaßt und ausgewertet
worden:

„Zum ersten Male in der Weltgeschichte war die Mög-
lichkeit geboten, die neue internationale Rechtsordnung an-
zuwenden und den Staatsmännern, die Macht vor Recht er-
gehen lassen wollen, zu zeigen, daß man nicht zehn Milli-
onen Menschen geopfert hat, damit nun erst recht das Prin-
zip zur Herrschaft gelange, gegen das sich im Jahre 1914 eine
Welt aufgelehnt hatte. Alle verstanden sie die Bedeutung
dieser Schicksalsstunde, über der die Morgenröte einer
neuen Welt leuchtete. Nur ein nicht Einkleiner,
verstockter Advokat, der seit zwei Jahren
jeden Sonntag an Totendenkmälern von
Recht spricht und von der heiligen Ver-
pflichtung, einen unterschriebenen Ver-
tragnicht als einen Fetzen Papier zu be-
trachten. Der Mann, der in hundert Reden
und Artikeln für den Vertrag von Versailles
als ein unveränderliches Gesetz plädierte,
hat die zynischste Verletzung der heiligsten

Klauseln des moralischsten aller Verträge, die in Versailles geschlossen wurden, geschehen lassen: derjenigen, die den Schwachen vor der Vergewaltigung durch den Starken schützt... Diesen Völkerbundfrieden hat Herr Poincaré durch einen hinterhältigen Torpedoschuß vielleicht für lange Zeit versenkt. Das ist sein Verbrechen an Frankreich, sein furchtbares Verbrechen an der Menschheit. Er trägt eine schwere Verantwortung vor der Geschichte, eine Verantwortung, die tief in die nebelgraue Zukunft hineinreicht; er ist nun Poincaré-les-guerres." (Camille Dahlet in der „République“ vom 23. September in einem Leitartikel „Die neue Erbsünde“.)

An diesen Ausführungen ist das Ausschlaggebende durchaus nicht die Stellungnahme gegen Poincaré und seine Methoden; das Bedeutsame ist, daß hier ein wirklicher Versuch vorliegt, aus eigener Ueberzeugung heraus ein Urteil über große Fragen der Weltpolitik zu fällen. Mut zur eigenen Meinung, das ist es ja, was in der Presse unserer Heimat so schmerzlich zu vermissen ist. Nicht ob das Resultat der Kritik anti-imperialistisch, d. h. anti-poincaristisch ausfällt, ist zu fordern, aber daß nachgedacht, überlegt, auf weitere Sicht gedacht wird, das darf man von Männern verlangen, die in öffentlichen Organen richtunggebend sein wollen.

Auch wer auf dem berühmten und mit Recht so beliebten „Boden der Tatsachen“ steht, wer also der Ueberzeugung ist, daß mit Versailles und seinem Vertrag der Schlußpunkt unter

die Entwicklung der Welt oder auch nur Europas oder auch nur des deutsch-französischen Verhältnisses gesetzt sei, hat damit doch noch keineswegs die Verpflichtung übernommen, alle Pariser Extravaganzen mitzumachen und ethisch zu rechtfertigen! Elsässisch-lothringische Politik ist eine Politik, die die Erfordernisse der elsässischen und lothringischen Heimat zum Ausgangs- und Zielpunkt hat, — diese Erfordernisse decken sich aber durchaus nicht immer mit denen von Paris. Ein Beispiel: Die französischen Interessen verlangen, daß die Bastion am Rhein, die sich Frankreich durch die Annexion unseres Landes geschaffen hat, völlig unangreifbar ausgestaltet werde. Dazu gehört, daß nichts Deutsches in Denken und Empfinden, in der Sprache und in der Weltanschauung als eine Einfallspforte für Deutschland erhalten bleibe. Vom einheimischen Gesichtspunkt aus jedoch wäre die Verteidigung zum Ausgangs- und Zielpunkt dieses Ausrückungskampfes nichts anderes als Selbstmord, als Handlangerdienst zum eignen Ende.

Nach innen wie nach außen bietet die Presse Elsaß-Lothringens heute das Spiegelbild der Seele der Bevölkerung nur in dem Sinne, daß sie deren Planlosigkeit und Wirrnis verdeutlicht. Ansätze zu aufrechtem Urteil wirken dabei nur als verschärfender Kontrast des hilflosen Tastens, das die Regel bildet. Nur größte Anstrengungen werden die Landespresse (und die Landespolitik) von dem tödlichen Wege abbringen können, alles Heil im Schielen nach Paris zu finden. Ob unser Volkstum zu dieser Ermannung nicht bereits allzu sehr zermürbt ist?

Am 26. und 27. Oktober findet in Frankfurt am Main die Mitgliederversammlung des „Wissenschaftlichen Instituts der Elsaß-Lothringer im Reich“ statt. Geheimrat Prof. Kautzsch wird bei dieser Gelegenheit in einem öffentlichen Lichtbildervortrag „den Einfluss der elsässischen Baukunst auf die benachbarten deutschen Landschaften“ schildern. (Nähere Einzelheiten im Anzeigenteil dieses Heftes). Die nachstehende vorläufige Würdigung der neuesten Veröffentlichung des Instituts freuen wir uns, gerade in diesem Zeitpunkt bringen zu können. Der Arbeit des Instituts im Dienst der Erforschung unserer Heimat ist der beste Erfolg zu wünschen.

Elsaß-Lothringischer Regionalismus.

Von Dr. Friedrich König.

Als jüngste Veröffentlichung des Frankfurter „Wissenschaftlichen Instituts der Elsaß-Lothringer im Reich“ ist in diesen Tagen ein außerordentlich wertvolles Werk erschienen, dessen Verfasser der unsern besonnener durch seinen Beitrag über „Die Lothringer im Banat“ bekannte Lothringenforscher Dr. Friedrich König ist. „Deutschlothingen. Stammesum, Staat und Nation“*) nennt sich dieser „Beitrag zur elsäss-lothringischen Frage und zum deutschen Westproblem“; die sehr vernachlässigte wissenschaftliche Erforschung des deutschen Teils Lothringens hat damit eine begrüßenswerte Bereicherung erfahren. Daß sie aus der Feder eines „Altdeutschen“ stammt, vermag ihren Wert angesichts ihrer hohen Sachlichkeit und wissenschaftlichen Abgeklärtheit nicht zu beeinträchtigen.

Das „Wissenschaftliche Institut“ kann stolz auf diese Arbeit sein, sie steht weit über Werken, wie etwa der „Bibliographie alsacienne“, die die Straßburger französische Faculté des Lettres als Wissenschaft in die Welt zu schicken wagt. Wir werden späterhin ausführlicher auf die königliche Veröffentlichung eingehen, deren wissenschaftlichen und politischen Gehalt auszuschöpfen wir bemüht sein wollen.

Für heute beschränken wir uns darauf, einen kurzen Ueberblick über den Inhalt zu geben und aus dem der Gegenwart gewidmeten dritten Teil des Buches den Abschnitt zum Abdruck zu bringen, der sich mit den Bemühungen befaßt, dem „befreiten“ deutschlothringischen Stamme im Rahmen der „einen und unteilbaren Republik Frankreich“ sein Eigenleben zu sichern und seine Eigenart vor der Ausrottung zu bewahren. Unsere Leser mögen aus diesem Fluszug zugleich erkennen, wie lebendig und anschaulich der Verfasser die Dinge zu behandeln versteht. Wissenschaftliche Sachlichkeit mit lebensvoller Darstellung zu vereinen, ist dem Buche gelungen, das von Anfang bis zu Ende auch den zu fesseln weiß, der den Dingen fremd gegenübersteht.

„Eindrücke“ nennt Dr. König die Einleitung seiner Schrift, er führt den Leser hinein in dieses wenig bekannte deutsche Grenzland, in dieses „stille, in sich versunkene, traumhafte Lothringen“, das „der deutsche Sieg des Jahres 1870 zusammengeführt hatte“, „mit dem sonnigen, überschäumenden, behäbigen und doch so lebendigen Elsaß“. Warme Liebe zu diesem stillen Lande und seinen Menschen

*) Verlag Walter de Gruyter & Co, Berlin und Leipzig, 1923, 136 Seiten. Broschiert 3,— Mark Grundpreis (zu vervielfältigen mit der Schlüsselzahl des Börsenvereins der deutschen Buchhändler).

spricht uns aus diesen Zeilen an, wie überhaupt jede Seite des Buches verrät, daß es nicht mit dem Verstand allein geschrieben ist, sondern in gleicher Weise mit dem Herzen.

Und dann führt uns der Verfasser mit der Vertraulichkeit des sachkundigen Kenners durch das Land, zeigt uns in einem ersten Teil „Land und Leute“, umgrenzt den Begriff der „Region Lothringen“, weist uns die Sprachgrenze und ihre Entstehung, schildert uns die völkische und wirtschaftliche Struktur des Gebietes. „Geschichte“, das zweite Kapitel, beginnt mit der „Zeit des Territorialstaats und des Untergangs der Freiheit“, bietet in einem Abschnitt „Die erste Franzosenzeit“ eine Schilderung jener wenig bekannten Periode, die in so vielen Zügen im Großen wie im Kleinen ein Gegenstück zur heutigen Lage bietet. „Staat und Volkstum“, „Die örtliche Gesellschaft“ und „Der Kampf“, so gliedert K. den Stoff.

„Die deutsche Zeit“, die Jahre von 1870 bis 1918, untersucht ein dritter Abschnitt dieses geschichtlichen Kapitels. Es wird Gelegenheit sein, gerade auf diese Ausführungen eingehender zurückzukommen. Die Erfahrungen dieser Jahrzehnte bedürfen gründlichster Durchleuchtung. „Die Gesellschaft“, „Ostfrankreich oder der deutsche Rhein“ und „Im Reichslandstaat“ nennen sich die Unterabschnitte.

„Die Gegenwart“, der dritte Teil, der realpolitisch interessanteste, entrollt ein breites Bild des heutigen politischen, wirtschaftlichen und geistigen Lebens. Es wird genügen, hier die einzelnen Abschnitte aufzuzählen, um die Reichhaltigkeit der umfassenden Schilderung darzutun: „Der Friede von Versailles“, „Die Bevölkerungsverchiebung“, „Der Sprachen- und Schulkampf“, „Kirche und Schule“, „Die Wirtschaft“, „Die Parteien“, „Der elsäss-lothringische Regionalismus“.

„Frankreichs Minderheitenproblem in Elsaß-Lothringen“, das alte Problem der Eingliederung der östlichen germanischen Grenzgebiete in den romanischen französischen Staat, erstreckt vor uns im Schlußkapitel. „Frankreich mag sich noch so sehr dagegen sperren, es ist heute kein völkisch geschlossener Einheitsstaat mehr; es hat sich an seiner östlichen Flanke ein Minderheitenproblem geschaffen, das ihm schwere Sorge macht und es ins Unrecht setzt. Die Elsässer und Deutschlothringer mögen es noch so sehr ablehnen, deutsche Irredentisten zu sein, — und sie sprechen die Wahrheit — sie sind aber und bleiben ein germanisches Volkstum, das in Frankreichs Hörigkeit geraten ist und in schwerem Kampf um die Erhaltung seiner Volkspersönlichkeit mit der französischen Nation steht“.

Die Bande, die Deutschlothingen und das Elsässertum innerlich aneinander fesseln, sind heute sehr viel stärker als in der deutschen Zeit. Sie fühlen heute beide dieselbe Not und wenden sich so aus innerem Drange jeder dem Schicksalsgenossen zu. Diese Entwicklung zueinander hat vor 1870 begonnen, als Frankreichs starker Druck einsetzte, die Gebiete zu verwelschen. Sie führte zu Ende der 60er Jahre zu dem gemeinsamen Proteste gegen die Vergewaltigung der Muttersprache. Sie trat in der deutschen Zeit weniger in Erscheinung, weil das Volkstum weniger bedroht war. Sie scheint in der neuen Franzosenzeit unter dem verstärkt einsetzenden Druck zu größerer seelischer Einheit zu führen. Die 48 Jahre des Zusammenlebens im elsäss-lothringischen Reichslandstaat sind nicht aus der Erinnerung zu streichen, so sehr Frankreich das auch möchte. Im gemeinsamen Rahmen haben Deutschlothringer und Elsässer nunmehr gemeinsam das Erlebnis völkischer Not, denn Sprache, Sitte und Glaube, das Wertvollste, was sie besitzen, ist bedroht.

So erleben wir denn heute, wo das Land wieder französisch geworden ist, daß der „Bindestrich“ an innerer Bedeutung für das deutsche Volkstum Lothringens nicht verloren hat. Der Reichslandstaat war zunächst nur eine äußere Klammer gewesen. Er hatte seine Stütze vor allem in denjenigen Politikern Lothringens gefunden, die die Entwicklung zum Reiche möglichst hinanhaltend wollten. Zum elsässischen Autonomiegedanken hatten die Lothringer zunächst kein rechtes Verhältnis besessen. Sie machten aus politischen Gründen mit, eine Sache politischer Leidenschaft war er ihnen nicht. Kein Wunder, daß die Franzosen glaubten, bei der Beseitigung der deutschen Schöpfung Elsaß-Lothringen leichtes Spiel zu haben. Frankreich sah in ihnen nur die Departements, die von Deutschland wider Natur und Geschichte zusammengekoppelt worden seien. Wenn sie nun schon dem Elsaß eine gewisse Einheit zugestehen müssen, so betreiben sie um so energischer die Loslösung Lothringens vom Elsaß, um die Einheitsfront des germanischen Volkstums zu brechen. Sie suchten daher die Hochstimmung der ersten Wochen nach ihrem Einzug zu benutzen, um dem Lande das alte Departementalsystem wieder über den Kopf zu stülpen. Man versuchte den in Straßburg zentralisierten Verwaltungsapparat abzutragen, ging über den „elsäss-lothringischen Nationalrat“ zur Tagesordnung über, versuchte selbst die Namen Elsaß und Lothringen durch die Departementsbezeichnungen „Oberrhein“, „Niederrhein“, „Mosel“ zu ersetzen. Aber es zeigte sich bald, daß der Abbau von heut auf morgen eine Unmöglichkeit war. Der ohne psychologisches Verständnis unternommene Versuch führte zu einer schweren Krise. Lothringen und Elsaß bekamen das Gefühl, wie eine unselbständige Kolonie behandelt zu werden, und erwachten zum Bewußtsein dessen, was sie besessen und nunmehr nicht ohne eigene Schuld verloren hatten. Es zeigte sich, daß das Streben nach Autonomie doch mehr gewesen war als der verhüllte Ausdruck der Sehnsucht, zu Frankreich zurückzukehren, daß es vielmehr die dem eigenwilligen Charakter vor allem der elsässischen Bevölkerung gemäße politische Formel gewesen war, die dem Leben des Stammes Richtung zu geben begonnen hatte. So rafften sich denn die politischen Parteien des Landes schon um die Wende des Jahres 1918/1919 dazu auf, von Frankreich den Verzicht auf die „Bügelisenpolitik“ zu verlangen. Herr Maringer, der erste Kommissar der Republik, mußte gehen. Herr Millerand wurde ins Land geschickt, um den gordischen Knoten mit feineren Methoden zu lösen. Er milderte das absolutistische Kolonialregime durch die Berufung eines „Obersten Rates“ („conseil supérieur“) von Eingeborenen, der dem Oberkommissar zur Seite stehen sollte. Er war ein Schautstück ohne Befugnisse. Die Bevölkerung lehnte ihn daher ab. Millerand kam daher einen Schritt weiter entgegen. Er beantragte in Paris, den wiedergewonnenen Provinzen für die Uebergangszeit eine gewisse Sonderstellung zu lassen. An die Spitze trat der Generalkommissar, analog dem deutschen Statthalter, ihm wurde der conseil consultatif beigegeben, ein Regionalrat, der ähnlich dem Landesauschuß der Jahre nach 1870 eine Körperschaft indirekter Wahl und beratenden Charakters ist; ein unzulänglicher Ersatz für den elsäss-lothringischen Landtag, der ein wirkliches Parlament war, aus allgemeinen, gleichen, direkten Wahlen hervorgegangen.

Es offenbarte sich, daß die Form, in der Elsässer und Lothringer 48 Jahre lang zusammen gelebt hatten, doch mehr als

bloße Form geworden war. Es sind reale Inhalte vorhanden, auf die die beiden Stämme nicht verzichten wollen; all die wertvollen Einrichtungen der deutschen Zeit: die Arbeiterversicherung, das Staatsbahnwesen, das elsäss-lothringische Beamtenstatut, das Grundbuch, das Konkordat und wie sie alle heißen. Im Besitz dieser Einrichtungen fühlt sich Elsaß-Lothringen Innerfrankreich überlegen. Es wird aber auf sie verzichten müssen, sobald es Frankreich gelingen sollte, den Verband Elsaß-Lothringen wirklich aufzulösen. Der in den letzten Jahren in Elsaß-Lothringen erwachsene elsäss-lothringische Regionalismus ist daher ein seelisch wohl verankertes Gebilde. Der volkhafte Gegensatz zum Franzosentum verbindet sich in ihm mit dem materiellen Interesse, von der höheren Stufe elsäss-lothringischen Gemeinschaftslebens nicht auf das tiefere Niveau Innerfrankreichs herabgedrückt zu werden. So wird denn für all das, was man sich bewahren will, zwar nicht mehr die staatliche, wohl aber die regionale Autonomie verlangt. Die dem Generalkommissar unterstehende besondere elsäss-lothringische Landesverwaltung mit dem conseil consultatif zur Seite soll bestehen bleiben und den Rahmen für das Eigenleben der Region Elsaß-Lothringen abgeben, das ist die Forderung. Die Unitarier aber sehen die Einheit Frankreichs in Gefahr und verlangen die Beseitigung. Sie versuchen mit aller Gewalt einen Graben zwischen Lothringen und dem Elsaß aufzureißen; sie predigen den Lothringern, daß ihr wahres Interesse sie Nancy zuwenden müsse, spielen also den gesamtothringischen Regionalismus gegen den elsäss-lothringischen aus. Im Temps schrieb Poincaré selbst gelegentlich des zu Metz abgehaltenen landwirtschaftlichen Kongresses Ostfrankreichs: „Diese Feste galten in Wirklichkeit der Herstellung Lothringens, die Ueberlieferung wacht auf, die zerstümmelte Provinz ist wiedergeboren“. „Wir verlangen von unseren Vertretern im Parlament“, so äußerte sich Jouin, der Präsident der landwirtschaftlichen Vereine der Moselle, im Anschluß daran, „daß sie mit dem gegenwärtigen Zustand ein Ende machen, daß sie uns in aller Kürze die französische Gesetzgebung in ihrer ganzen Ausdehnung bringen. Wir wollen vor allem auf dem Gebiet der Agrarverfassung das departementale System mit seiner direkten Unterstellung unter das Landwirtschaftsministerium in Paris. Wir sind Franzosen und verlangen, daß Paris in vollem Umfang unsere Hauptstadt sei (La voix d'Alsace vom 30. VII. 21: Séparatisme). In Lothringen habe eine starke separatistische Bewegung eingesetzt, so schreibt die Voix d'Alsace a. a. O.; einige Zeitungen, vor allem der „Messin“, führten seit einiger Zeit einen heftigen Feldzug für den Abbau des Generalkommissariats und für die sofortige Departementalisierung. Das Generalkommissariat müsse Zug um Zug aufgelöst werden; an der Mosel, an der Seille, ja bis zur Saar hin wolle man nichts mehr von Straßburg wissen. — So wird Metz, Nancy, Paris gegen Straßburg ausgespielt, Deutschlothingen aber soll nach wie vor unter der Vormundschaft der romanischen Lothringer bleiben, damit die Stellung des alemannischen Elsasses geschwächt werde. „Das Ziel, das alle wünschen, wäre erreicht“, so schreibt der „Messin“ am 24. VIII. 21, wenn die Formel: „Straßburg ist unsere Hauptstadt nicht“, endlich zur Wahrheit würde“. Der Streit wird in die lothringische katholische Volkspartei selber vorzutragen, versucht, um sie von innen auszuholen. Angesehene katholische Lothringer panfranzösischer Richtung, wie der Abgeordnete Guy de Wendel, wie der neue Senator Comte de Bertier, versuchen sich Einfluß auf sie zu verschaffen und den vom lothringischen Osten vertretenen elsäss-lothringischen Regionalismus langsam um seinen Kredit zu bringen.

Die Elsaß-Lothringer aber bleiben die Antwort nicht schuldig. Es sieht wie ein Protest der Landwirtschaft Deutschlothingens gegen den landwirtschaftlichen Kongreß von Metz aus, wenn sich am 8. XI. 21 in Saargemünd die Vertreter der landwirtschaftlichen Genossenschaften und Vereine der Kreise Saargemünd, Forbach und Bolchen trafen zur Bekundung ihres Entschlusses, mit der Bauernschaft des Elsasses vereint zu bleiben. Graf Andlau, der Vorsitzende der elsäss-lothringischen Bauernschaft, verwarf den Departementalismus; Die Kreise des deutschsprechenden Lothringens seien mit dem Elsaß nicht nur durch die deutsche Sprache eng verknüpft, sondern ließen sich auch verwaltungstechnisch nur schwer vom Elsaß trennen. Die sofortige Trennung laufe dem Gesetz vom 17. X. 19 betr. das Uebergangsregime in Elsaß-Lothringen zuwider und könne ohne Zustimmung des conseil consultatif und ohne Annahme eines

neuen Gesetzes in der Kammer nicht vorgenommen werden. Es wurde eine Resolution gefaßt, die mit den Worten schließt:

„Die versammelten Vertreter der Landwirtschaft haben die Ueberzeugung, daß die im Departement de la Moselle Platz greifende Propaganda für Einführung der offices agricoles und für wirtschaftliche Trennung von den elsässischen Departements nicht dem Wunsche der großen Mehrheit der landwirtschaftlichen Bevölkerung der Moselle, sondern nur den Wünschen einer kleinen Gruppe von Personen entspricht“ (Elsässer vom 14. XI. 21: „Zusammengehen mit dem Elsaß“).

Während alle elsässischen Abgeordneten in der Kammer und im Senat sich aus Ueberzeugung oder unter dem Druck der Verhältnisse auf den Boden des regionalistischen Programms stellten, haben einige lothringische Abgeordnete, wie wir sahen, den Frontwechsel vollzogen. Am 29. II. 20 schrieb der deutsch-lothringische Abgeordnete Meyer an ihre Adresse in der Lothringischen Volkszeitung unter dem Titel: Regionalismus und Departementalismus: „Die Notwendigkeit eines gesunden elsäß-lothringischen Regionalismus, eines festen, rückhaltlosen Zusammenschlusses der Elsässer und Lothringer während der Uebergangsperiode tritt jeden Tag gebieterischer hervor“. Die Divide-et-Impera-Politik verstoße direkt gegen die Interessen des Landes. Gewisse Personen, die nach dem Waffenstillstand ins Land gekommen seien, versuchten zwischen Lothringen und Elsaß einen Keil zu treiben. Es seien die Feinde der konfessionellen Schule, die Fürsprecher der Trennung von Kirche und Staat. Das Heil solle in Nancy liegen; man verwerfe den elsäß-lothringischen Regionalismus, lasse aber den der drei lothringischen Departements Meuse, Meurthe-Moselle und Moselle gelten. Die Zukunft werde lehren, wo der größere Aufschwung zu erwarten stehe. Straßburg dürfe mit seinem bedeutenden Hafen zu größerer Rolle berufen sein wie Nancy; auch die Sprachenfrage bilde „einen nicht zu verachtenden Faktor“. „Ich bitte diejenigen, welche so viel und so gerne die Aehnlichkeit unserer Sitten und Gebräuche mit denen Innerfrankreichs im Gegensatz zu denen des Elsasses hervorheben, künftighin im Interesse der Wahrheit hinzuzufügen zu wollen, daß bei mindestens drei Fünfteln der Bewohner Lothringens die Muttersprache nicht die französische ist. Ob diese deutsch-sprechenden Lothringer mehr zu Nancy hinneigen, wo man ihre Sprache nicht versteht und sie nach dem Waffenstillstand vielfach als „boches“ behandelt hat, oder ob ihre Vorliebe für Straßburg größer ist, wo sie ungeniert ihre Muttersprache sprechen können, das lasse ich dahingestellt.“

Die Lothringer Volkszeitung, das Blatt des Abbé Dr. Hackspill, schrieb Ende Juni 20: „Wir sind überzeugt, daß, falls ein Anschluß unseres Departements an Nancy erfolgte, die Enttäuschung sehr bald kommen würde und man nach einer Wiederherstellung des früheren Zustandes mit Nachdruck verlangte; außerdem ist es eine bekannte Tatsache, daß gerade in den angrenzenden, innerfranzösischen Schwersterprovinzen eine ziemliche Animosität gegen Lothringen besteht, die bei einem näheren Zusammenschluß viel böses Blut machen würde.“ Die Sprachenfrage trenne „wie eine unsichtbare Schranke“ das Land. „Was auf der östlichen Seite dieser Schranke steht, im deutsch-sprechenden Teile, der zudem den größeren Teil Lothringens umfaßt, vertritt mit Entschiedenheit die Idee eines national gesunden Regionalismus und verwirft nicht minder entschieden eine baldige Trennung vom Elsaß“ (abgedruckt im Els. Kurier am 30. VI. 20).

Am 13. VII. 20 wird im „Elsässer“ von den Verhandlungen der regionalen Gruppe der elsäß-lothringischen Abgeordneten in Paris über die Frage der Beibehaltung der regionalen Verwaltung und der Schaffung eines Regionalrats berichtet. Man habe da gegen zwei Fronten zu kämpfen: 1. gegen die lothringischen Kollegen Dr. François und Jean und ihre Presse sowie gewisse Senatoren; 2. gegen die Commission générale d'Administration der Kammer, deren Berichterstatter Raynaud sich gegen den Gesetzentwurf des elsässischen Abgeordneten Dr. Pflieger unter Hinweis auf das „Reichsland“ ausgesprochen habe, „dessen Leben man durch Beibehaltung der regionalen Verwaltung verlängere“. Der Abgeordnete Bilger spricht sich gegen die Zerreißung aus, da sie den Interessen der Arbeiter entgegen sei. Der Abgeordnete Meyer fordert die Erhaltung des bisherigen Zustandes, weil die Bevölkerung es verlange und das Parteiprogramm es erfordere. Der elsässische Abgeordnete Prof. Dr. Müller aber holte zu einer grundsätzlichen Rede aus: In Lothringen werde eine antiel-

sässische, antiregionalistische Bewegung in Szene gesetzt. Aber kein Elsässer denke daran, die lothringische Volksseele zu verletzen. Die regionalistische Verwaltungsreform solle gerade die Möglichkeit verschaffen, an der Seite des Elsasses entscheidend für die Beibehaltung dessen zu wirken, was wertvolles Gemeingut der beiden Provinzen ist. „Wir wollen kein abstraktes, sondern ein lebendiges Vaterland“, so ruft er aus. „Indem wir den Regionalismus vertreten, vertreten wir eine wahrhaft französische Sache.“ „Frankreich wird früher oder später zu dieser regionalen Autonomie kommen.“ „Während aber für ganz Frankreich der Regionalismus vorderhand eine Doktrin ist, ist er für uns Elsässer und Lothringer eine Tatsache. Alle Sophistereien können die Tatsache nicht aus der Welt schaffen, daß Elsaß und Lothringen jahrzehntlang ein Eigenleben geführt haben und Einrichtungen besessen haben, die von denen in Innerfrankreich verschieden sind.“ Der Departementalismus bedeute eine gewaltsame Zertrümmerung von all dem, was Elsaß und Lothringen tatsächlich an Eigenart besitzen. Man wolle nur solche französische Gesetze, die den in Elsaß-Lothringen bestehenden gleichwertig oder überlegen seien. Wir wollen die engsten Bande mit Frankreich; „aber das will nicht heißen, daß ausgerechnet wir noch dazu beitragen sollen, die Gehirnüberlastung, an der Frankreich leidet, zu vergrößern. Der elsäß-lothringische Regionalismus sei nichts anderes als die „Verteidigung gemeinsamer Interessen“. Wer wolle es leugnen, daß es Interessen gäbe, die Lothringer und Elsässer wirklich gemeinsam hätten. Was habe Elsaß und Lothringen nach 1870 zusammengeschlossen? „Es war der gemeinsame Protest gegen die Abtretung vom alten Mutterlande. Was hat sie weiter zusammengehalten? Es war das gemeinsame Streben, sich mit vereinter Kraft ein möglichst eigenes Heim zu zimmern, an dessen Herd Elsässer und Lothringer die Erinnerung an das verlorene Vaterland weiter pflegen könnten. Elsaß-Lothringen, das Reichsland, war nicht das Werk der Pangermanisten, es war vielmehr einerseits das Werk des Gegensatzes zwischen Nord und Süd und andererseits hauptsächlich unser eigenes Werk. Wir haben Elsaß-Lothringen zu dem gemacht, was es geworden ist. Wir waren die Meister und Handlanger, die das Gebäude aufgerichtet haben, das man Elsaß-Lothringen nannte. Das enge Band, das Elsaß und Lothringen im Laufe der letzten Jahrzehnte verband, ist nicht künstlich geschlungen worden. Es war die notwendige Folge gemeinsamer Arbeit, gemeinsamen Leidens, gemeinsamer Freude. Der Protest von Zabern gegen preußischen Geist und preußischen Militarismus hat seinen Widerhall gefunden ebenso stark wie im Elsaß selber auch im letzten Winkel unserer Schwesterprovinz Lothringen. Bleiben wir deshalb vereint, wenigstens solange, als das gemeinsame Interesse es erfordert. Hüten wir uns, eine Scheidung heraufzubeschwören und so das Band zu zerreißen, das doch letzten Endes nur die Anhänglichkeit an Frankreich uns geschlungen hat. Sollten wir uns trennen, dann seien sie des einen versichert — unter einer Trennung würde das Elsaß sicherlich viel leiden, aber Lothringen wahrscheinlich noch mehr.“ Es war in diesem Orte, wo der elsässische Abgeordnete Walter sagte: die Outsiderieen gewisser Lothringer Herren könnten nicht bloß zur Trennung Lothringens vom Elsaß, sondern zur Trennung Lothringens von Lothringen führen (Elsässer 13. VII. 20: „Regionalismus und Reichsland“).

Aber die Departementalisten lassen nicht locker. Der Generalrat der Moselle, dieser „lothringische Notabelnkongress“ nach den Wünschen des „Messin“, hat nach der Straßburger République vom 6. X. 21 (Lothringer Brief) dreierlei verlangt: 1. den Anschluß der Bahnen an das Netz der französischen Ostbahn, 2. die Aufhebung des Achtstundentages, 3. die Trennung vom Elsaß. Der französisch geschriebene Lorrain bezeichnet diese Kundgebung als die Meinung Gesamtlothringens. Die deutschgeschriebene Lothringische Volkszeitung aber verweist demgegenüber auf den kommenden Parteitag. „Die Alsapobie ist eine Krankheit, von der hauptsächlich die Messinisten befallen sind, die so wie so mehr oder weniger Psychopathen sind.“

Senator Bompard aber, der landfremde ehemalige Botschafter Frankreichs in Konstantinopel, veröffentlichte im Temps gelegentlich eines Kongresses der Regionalisten Frankreichs einen geharnischten Brief gegen den Abgeordneten Prof. Dr. Müller, der an diesem Ort ein Loblied auf die Einrichtungen, „welche uns die Deutschen gegeben haben“, gesungen und gesagt habe, daß die Elsaß-Lothringer damit zufrieden seien. Als Senator der Moselle müsse er gegen diese Behauptung

Einspruch erheben. „Wir haben keinerlei Anhänglichkeit an die Einrichtungen, welche uns von den Deutschen hinterlassen worden sind, und von welchen wir so schnell wie möglich befreit sein wollen.“ „Wir sind lange genug Elsaß-Lothringer gewesen, und wir wünschen endlich als Franzosen gleichberechtigt mit unseren Mitbürgern im Schoße Frankreichs aufgenommen zu werden.“ Ein merkwürdiger Diplomat, dieser ehemalige französische Botschafter, der sich so gar sehr lächerlich macht, indem er, der nouveau venu, „Wir Lothringer“ sagt.

So ist denn Frankreich vor die schwerwiegende Tatsache gestellt, daß zwischen den partikularen Interessen der „wiedergewonnenen Provinzen“ und den unitarischen Zielen der

Nation, daß zwischen der „Region Elsaß-Lothringen“ und den Grundlagen seiner Verfassung eine tiefe Kluft besteht. Entweder muß das elsäß-lothringische Sonderdasein auf dem Altar der mère-patrie geopfert, dadurch aber die Bevölkerung des Elsasses und Lothringens wertvoller, ihr lieb gewordener Einrichtungen beraubt und so bedenklich vor den Kopf gestoßen werden, oder Frankreich muß Elsaß-Lothringen sein Sonderleben lassen, dadurch aber einen dem Gedanken der zentralistischen république une et indivisible recht gefährlichen Präzedenzfall schaffen, der die regionalistischen Strebungen auch in anderen Teilen Frankreichs bedeutend stärken müßte.

Abenddämmerung in den Festungswerken von Metz.

Viktor Wendel.

Der Helle Agonie läßt scharf erschauern
Die Pappelriesen im Glacis. Wie Blei
Erblindet stilles Wasser zwischen Mauern.
Verwaist, verwunschen wölbt sich die Bastei.
Ein Schemen spukt, wo die Kanonen kauern . . .
Dampf bangt des Ave Lütens Litanei
Und legt auf Vaubans Werk den Alb: Ein Trauern,
So . . . als ob aller Tage Abend sei.

25 Jahre Elsässisches Theater Straßburg.

(2. Oktober 1898 — 2. Oktober 1923.)

Von Ernst Arnold.

An der Jubelfeier des „Elsässischen Theaters Straßburg“ dürfen wir getrost und sogar freudig teilnehmen, wenn auch nur aus der Ferne, wir aus dem Schatten des Münsterzipfels vertriebenen früheren Besucher der Vorstellungen des Elsässischen Theaters Straßburg und ehemaligen Zuschauer bei den Gastspielen dieser ausgezeichneten Theatergruppe, die in Baden-Baden, Freiburg, Karlsruhe, Pforzheim, Stuttgart, Darmstadt, Frankfurt am Main, ja sogar in Berlin mit größten Erfolgen stattfanden. Denn dieses erste Elsässische Theater, dem sich solche in Mülhausen, Colmar und Gewweiler angegliedert haben, zeigt sich gleich diesen dreien jetzt, da es am 2. Oktober das fünfundzwanzigste Jahr seit seiner ersten öffentlichen Vorstellung vollendet, noch genau so mit vollem, freudig bekanntem Bewußtsein als Pfliegerin und Hüterin elsässischer, d. h. deutscher Sprache, Sitte und Kultur wie vor einem Vierteljahrhundert. Ja, was noch wertvoller ist, es hat als solche seit dem Herbst vor fünf Jahren noch wesentlich an innerer Stärke und äußerer Bedeutung für deutsche Art im Unterelsaß zugenommen und wird ganz zweifellos daran für die Zukunft noch beträchtlich gewinnen.

Von dem Schreiber dieses schlichten Gedenkblattes, der 1913 beim fünfzehnjährigen Bestehen des „Elsässischen Theaters Straßburg“ eine Würdigung seiner Leistungen und Bedeutung für das Deutschland in der damals in Berlin herausgegebenen Zeitschrift „Das Theater“ erscheinen ließ und Vorstellungen der Straßburger Mundartbühne noch bis in den April 1922 beiwohnen konnte, liegen zwei neuere Veröffentlichungen über das „E. Th. Str.“, aus denen er das Gesagte ebenso erhärten kann, wie aus seinen eigenen Beobachtungen. Dies sind das am 1. Juni 1921 in Straßburg erschienene Doppelheft Nr. 9 und 10 der inzwischen eingegangenen Zeitschrift „La Littérature Populaire“, des Organs der „Société des Auteurs Alsaciens et Lorrains“, und die mir vom Verfasser gewidmete Festschrift „Théâtre Alsacien Strasbourg, 1898—1923, 25^{ème} Anniversaire“. Trotz der französischen Titel sind beide Veröffentlichungen Zeugnisse deutschen Wesens!

Um die knapp 2½ Jahre alte Zeitschrift kurz abzutun, so bietet sie auf 20 Seiten Quart, von denen etwa sieben auf Abbildungen entfallen, also auf 13 Seiten Text Abhandlungen über die vier genannten Elsässischen Theater und einen von Gustav Stoskopf am 18. Dezember 1920 gehaltenen Vortrag. Mit Ausnahme des zwei Seiten umfassenden Aufsatzes „Théâtre Alsacien Mulhouse“, der französisch abgefaßt ist, und zwar deshalb, weil sein Verfasser, wie ich weiß, des Schriftdeutschen wenig mächtig ist, und des „Vortraus“, von dem noch die Rede sein soll, sind sämtliche Artikel in hoch-

deutscher Sprache abgefaßt. Diese behandeln einen „statistischen Ueberblick über die Spielzeit von 1920—21 des Elsässischen Theaters Strasbourg“, aus dem ersichtlich ist, daß diese Bühne „in quantitativer als auch in qualitativer Beziehung . . . außergewöhnliche Leistungen vollbracht“ und in 53 Vorstellungen (gegenüber nur 15 alljährlich vor dem Kriege) unter 15 abendfüllenden Stücken vier neue gegeben sowie fünf Gastspiele in Hagenau, je eines in Colmar und Mülhausen, insgesamt also 60 Vorstellungen veranstaltet hat; ferner „Das Elsässische Theater Colmar“, woran sich allerdings ein im Wechsel zwischen Französisch und Elsässerditsch recht komisch anmutender „Comptendu de l'activité du Théâtre Alsacien de Colmar au cours de la saison théâtrale 1920—21“ im Umfang von 1/3 Seite anschließt, weiter „Das Elsässer Theater Guebwiller“, und endlich die „Versammlung der Syndicate der elsässischen Theater“ vom 20. Mai 1921, woraus ersichtlich ist, daß diese Einrichtung ihren Zweck, „die elsässische dramatische Literatur zu fördern“, schon damals gut erfüllte.

Nun aber zur Festschrift des Elsässischen Theaters Straßburg! Ihr Verfasser ist Gustav Stoskopf, wenn er sich auch nicht als solcher nennt. Die Schrift umfaßt ohne das Titelblatt 38 Seiten, von denen 26 hochdeutscher Text und drei das Verzeichnis der im Elsässischen Theater seit dessen Gründung aufgeführten Stücke füllt, indeß nur die Seiten 7 bis 15, also neun an der Zahl, französischen Text aufweisen. Und zwar gelangt auf 6½ Seiten (7 bis 13) ein schon 23 Jahre alter, 1900 in der „Revue Alsacienne Illustrée“ erschienener Aufsatz „Genèse du Théâtre Alsacien Contemporain“ von Anselme Laugel zum Wiederabdruck, dessen Verdienste um das Theater und die Erhaltung der elsässischen Kultur die restlichen zwei Seiten französischen Textes durch den anonymen Essay „Anselme Laugel, Président d'honneur du Théâtre Alsacien“ Würdigung finden. Diese Einräumung an die „Mère-patrie“, ein knappes Viertel Seiten in ihrer Sprache abgefaßt, darf man auch als jetzt völlig Außenstehender mit der Note „recht bescheiden“ werten, zumal, wenn man zugleich feststellen kann, daß der gesamte übrige Text der Festschrift mehr oder weniger ein Protest gegen die Versuche Frankreichs darstellt, den Elsässern die völkische Eigenkultur zu rauben. Oder, um mit dem Titel eines Stoskopfschen Lustspiels zu sprechen: „E Demonstration“. Hatte schon Laugel u. a. die Verdienste Professor Ernst Martins um die „besogne ingrate“ der Schaffung eines Idiotikons und einer Rechtschreibung des Elsässerditsch sowie Doktor Julius Grebers um die Begründung des Elsässischen Theaters und als dramatischer Dichter in elsässischer Mundart, also zweier Altdeutscher, willig anerkannt, so betont Stoskopf nicht nur, daß das The-

ater „zu einer bleibenden Stätte der unserm Herzen so nahestehenden Heimatkunst geworden“ ist, sondern er hebt ganz besonders hervor:

„Es soll auch in Zukunft das Elsässische Theater ein Jungbrunnen für elsässische Literatur und elsässische Art bleiben. Es soll das hohe Lied der Liebe zur Heimat, zu seiner Scholle, seinen Sitten und Gebräuchen, seiner Geschichte singen. Es soll eine Pflegestätte für unsere Muttersprache bleiben. Kurz, es soll alle diejenigen Güter, die wir von unseren Eltern und Voreltern übernommen haben, wie ein heiliges Vermächtnis hüten und bewahren und eingedenk bleiben, daß ein Volk, das seine Vergangenheit leichtfertig vergißt, keiner Beachtung wert ist.“

Da dieses Gedenkblatt selbstverständlich nur einen beschränkten Raum beanspruchen darf, muß ich mir versagen, noch näher auf die Festschrift einzugehen, die mit berechtigtem Stolz noch hervorhebt: das E. Th. Str. hat „in den ersten 24 Jahren seines Bestehens nicht weniger als 92 Stücke zur Aufführung gebracht, die sich auf 36 Autoren verteilen“. Denn es erscheint mir noch reizvoller, einige wenige Sätze aus dem oben erwähnten Vortrage Stoskopfs vom Dezember 1920 anzuführen, worin er für das Weiterbestehen der Mundartdichtung und die Erhaltung der Muttersprache seines Stammes nachdrücklich eintritt. Da heißt es:

„D' Erinnerung an e groß' g'schichtliche Vergangeheit stejt vor uns uff, mir sin im Geischt mit denne zämme, wie vor uns gelebt han, un mir sin 'ne dankbar für diß schoen un koscher Erbeil, wie sie uns hinterlon han, e Erbeil, wie m'r vor allem hoch und heilig halte welle, un diß isch unseri Tradition, un unseri Eijeart, diß sin unseri Gebrieche, diß isch unseri Art sich ze gän, un unseri Sprooch! —

Ja, d'Sprooch, diß isch s'Band, wie unseri Vorfahre mit enander verbunde hett, vun Basel bis nab nooch Wisseburri, so wie sie au hytt uns noch verbind. Un wenn ich ewe g'saat hab, daß ein 's Herz höher schlaaf, wenn m'r nüs wandert in d'Berri un sieht d'wunderschoen Heimeth vor sich leje, so saa ich jetzt, noch höher schlaaf eim 's Herz, wenn m'r in d'r Fremde-n-isch un hoert uff einmol d'Muedersprooch an sin Ohr klinge! — Un worum diß?! — Wiel do mit eim Schlaa d'ganz Heimeth mit all ihrer Pracht, mit alle ihre liewe-n-Erinnerunge, kurz mit allem, was sie uns lieb un wert macht, in Gedanke vor eim uffersteht, wiel do mit eim Schlaa d'Lieb zue unserer Heimeth uns ergriff, d'Lieb zue unserem liewe schöne-n-Elsaß! —

D'Muedersprooch, unser elsässischer Dialekt, isch e Stückel vun unserer Heimeth, un isch d'bescht Waff g'sin in d'r Zytt, wie m'r ditsch sin g'sin, unser Elsässertum ze bewahre un ze-n-erhalte.

Ein Elsässer, Richard Hartmann, der Begründer der größten sächsischen Maschinenfabrik.

Von A. Gilg.

Es hat für den Elsässer, der durch widriges politisches Geschick aus der Heimat verschlagen, auf deutschem Reichsboden ein neues Lebenswerk sich gründen muß, einen eigenen Reiz und erhöht seinen Mut und stärkt seine Kraft zur neuen Lebensarbeit, wenn er hier im weiteren Vaterlande in Werken des Geistes und praktischer Arbeit die Zeugnisse schöpferischer Tätigkeit solcher Männer bewundern darf, die vor ihm die ihnen zu eng gewordene Heimat freiwillig verlassen haben, deren Namen aber durch ihre Persönlichkeit und ihre Leistungen in der Welt zu Ehren und Ansehen gebracht haben. Ein solcher Mann war Richard Hartmann, der Gründer der größten sächsischen Maschinenfabrik, vom Volksmunde „der große Chemnitzer Maschinenbauer“ genannt.

Richard Hartmann wurde im Jahre 1809 als Sohn eines Bäckers zu Barr im Unterelsaß geboren. Damals blühte in allen Vogesentälern in zahlreichen Schmelzhütten, Hammerwerken und Werkzeugschmieden eine aufstrebende Kleiseisenindustrie, zum Teil neu gegründet und rastlos gefördert im untern Elsaß seit Ende des 17. Jahrhunderts durch die Familie Dietrich, im mittleren und oberen Elsaß seit 1720 durch die Familie Anthès, deren Begründer Johann Heinrich Anthès, aus einer ursprünglich schwedischen Familie stammend, aus Weinheim in Württemberg eingewandert war. Diese Eisen-

Viel meine hytt, daß jetzt, wie die Zytt verbie isch, au d'Muedersprooch verschwinde sott, un daß sie so schnell as möjli durich d'franzeesch Sprooch ersetz soll wäre. Diß isch e frommer Wunsch, denn noch nie hett m'r's in d'r G'schicht erlebt, daß d'Sprooch, wie vun d'r Majorität vum e Volik geredd isch worre, verdrängt isch worre. D'Uffgab kann dorum numme lütte, neue d'r Muedersprooch mueß 's Franzeesch im e jede geläufig wäre. Daß diß ganz guet möjli isch, diß zeijt uns 's Exempel vun viele Lothringer, wie unter ditscher Herrschaft neue-n-ihrer franzeesche Muedersprooch perfekt ditsch gelehrt han, diß zeijt uns awer vor allem 's Exempel vun viele franzeesch Landslytt, wie ganz im nämliche Fall sin, wie mir. In d'r Provence, in de Pays-Basques, in d'r Bretagne, im Nord redd 's Volik zitt'r menschegedenke sin Patois, ohne daß 's gelunge wär, dié Patois durich d'Landessprooch ze verdränge. Ja m'r bricht numme-ne Abstecher in d'Haute-Vosges ze mache, un m'r kann sich d'r vun uewerzehe, daß 's dort au d'r Fall isch. Es wär drum verfehlt, sich uewertriwene Hoffnunge ze mache. M'r brücht sich uewrigens numme-n-in de Gedanke ze versetze, was diß for e Franzeesch gäbt, wenn m'r de Versuech mache wott, 's franzeesch zue d'r Umgangssprooch vum ganze-n-elsässiche Volik ze mache. Ich glaub alle Membres vun d'r Académie française, wie schon gelebt han, täte sich bie so eme Gedanke ständig im Grab erumdrähe muehn. 's Problem kan also numme heiße: Franzeesch neue d'r Muedersprooch! — Alles ander isch e Utopie! — Un d'Muedersprooch, die soll in d'r elsässische Literatur gepfläjt wäre un b'sunders im Elsässische Theater, wie unterm ditsche Regime e Bollwerik isch g'sin vum Elsässertum.“

Besonders beachtet möge werden, daß Stoskopf den Weltschalk dieses Festhalten an elsässischen Wesen mit ein wenig Schalk und etwas Boshaftigkeit zugleich schmackhafter zu machen versuchte durch Hinweise auf die Provence und Mistral, die Bretagne, „die pays Basques“ und „de flämische Strich“, um daran die Lehrmahnung zu knüpfen: „E Volkstamm, wie lichtferti sini Vergangeheit verleigt, verdient keen Achtung un keen Respekt un kann numme zue m' G'spött vum andere wäre.“ —

Schließen wir mit dem Schlußsatze der Festschrift: „Gleich einem Sämann hat das Elsässische Theater eine herrliche Saat ausgestreut, und es kann mit Stolz auf die Früchte blicken, die diese Saat gezeitigt hat.“ Und wünschen wir — im Belange der deutschen Gesamtkultur! — daß unseren Brüdern „über'm Bachel“ in alle Zukunft derartige köstliche Früchte reifen!

industrie hatte seit dem Aufschwung der elsässischen Textilindustrie infolge der Erweiterung ihres Absatzgebietes durch die politischen Ereignisse um die Jahrhundertwende und die Einführung der zuerst aus England bezogenen Maschinen als Hilfsindustrie der letzteren einen starken Anreiz zur weiteren Entwicklung erhalten. Auch in der Vaterstadt Hartmann's waren mehrere Schmiedewerkstätten im Betrieb. Hier erhielt wohl der junge Zeugschmiedelehrling die ersten Anregungen für die Richtung seiner zukünftigen Entwicklung. Nach mehrjähriger Wanderschaft kehrte er im Jahre 1832 im Gasthof „Zum braunen Bär“ in Chemnitz ein. Die freundliche Aufnahme, die er hier im Kreise seiner Innungs- und Zunftgenossen fand, bewirkte, daß er sich entschloß, in dieser betriebsamen sächsischen Stadt auf längere Zeit Arbeit zu nehmen. Er trat in die Dienste des „alten Vaters Haubold“, des Begründer der Chemnitzer Maschinenindustrie, ein, welcher bald auf den jungen tüchtigen Schmied aufmerksam wurde und ihm zum Akkordmeister aufrücken ließ.

Lange konnte es eine so unternehmungslustige und schaffensfrohe Natur, wie Richard Hartmann sie besaß, nicht in abhängiger Stellung aushalten; sein rastloser Geist drängte nach weiterer Betätigung und vor allem nach Selbständigkeit. Gemeinsam mit Franz Illing kaufte er am 13. März 1837 die

Werkstatt des Maschinenbauers Schubert nebst Werkzeugen und Vorräten. Chemnitz war zur damaligen Zeit bereits der Mittelpunkt der erzgebirgischen Textilindustrie, die ihre Spezialmaschinen, soweit solche schon verwendet wurden, ebenfalls meist von England bezog. Mit der Reparatur dieser Maschinen begann Richard Hartmann mit 3 Gehilfen seine selbständige Tätigkeit, und die sachgemäße Arbeit, die er hierbei leistete, gewann ihm bald das Vertrauen seiner schnell wachsenden Kundschaft. Schon nach kurzer Zeit wagte er sich auch an den Bau neuer Maschinen, die den guten Ruf des jungen Unternehmens weiter förderten. Sein erstes großes und allgemein anerkanntes Verdienst um den deutschen Maschinenbau war aber die von ihm gemachte Erfindung und Ausführung der „Continue“, einer Vorspinnvorrichtung für Streichgarnkrempele. Diese Erfindung erregte in Fachkreisen das größte Aufsehen und führte seiner Werkstatt so viele lohnende Aufträge zu, daß er seinen auf 18 Gehilfen anwachsenden Betrieb wesentlich erweitern mußte. 1840 siedelte er nach der Klostermühle über, wo sich zunächst für 76 Arbeiter Raum und Beschäftigung fand. Da die Geschäftsverbindung mit Illing schon bald wieder gelöst worden war, hatte Hartmann als neuen Teilhaber den ehemaligen Spinner August Götzte aufgenommen. Der günstigen Entwicklung der mechanischen Wirkerei und Weberei verdankte es Richard Hartmann, daß die Textilfabrikanten ihm immer größere und schwierigere Aufgaben stellten, deren glückliche Lösung seinem Geschick stets zur Befriedigung seiner Auftraggeber gelang. Er vergrößerte sein Tätigkeitsfeld durch die Aufnahme des Dampfmaschinenbaues, der sich ebenfalls rasch zu anerkannter Bedeutung entwickelte. Diese Entwicklung verlangte abermals Erweiterung des Betriebes. Im Jahre 1843 konnte er infolge günstiger Gelegenheit das ehemalige Ketzersche Grundstück an der alten Leipziger Straße, der heutigen Hartmannstraße, erwerben. Als bei dem sich häufenden Arbeitsbestand zu befürchten war, daß die gemieteten Arbeitsräume in der Klostermühle über kurz oder lang nicht mehr ausreichen würden, verlegte er im Herbst 1844 einen Teil seines Betriebes in das neu erworbene Grundstück. Und als im Sommer 1845 die Werkstätten in der Klostermühle durch Feuer teilweise zerstört wurden, siedelte er mit seinen sämtlichen Werkstätten nach dem eigenen Grundstück über. Im gleichen Jahre trennte er sich auch von seinem Teilhaber August Götzte, der ein eigenes Unternehmen gründete, das 66 Jahre später (1911) als „Maschinenfabrik Theodor Wiede“ durch Kauf an die Hartmann'sche „Sächsische Maschinenfabrik“ übergang.

Nach dem Austritt Götzte's und der Uebersiedelung in die neuen Werkstätten schien es, als wenn die Arbeitskraft Hartmann's, nun aller Fesseln entledigt, sich verdoppeln wollte. Mit eiserner Energie widmete er sich der weiteren Ausgestaltung seiner Betriebe, in denen vornehmlich Dampfmaschinen, damals „gangbares Zeug“ genannt, Maschinen für Streichgarn-, Kammgarn- und Baumwollspinnerei und Waren-Appreturmaschinen gebaut wurden. Schon durfte Hartmann es wagen, mit anderen älteren und wohlbekannteren Fabrikanten in Wettbewerb zu treten und mit den Erzeugnissen seines Werkes auf Ausstellungen zu erscheinen, die ihm wertvolle Anerkennungen und Auszeichnungen einbrachten. Seine Geschäftsdrucksachen aus jener Zeit erschienen auch schon in französischer Sprache, die Hartmann aus seiner Jugendzeit her vollständig beherrschte, und seine Maschinen fanden auch im Elsaß wie im übrigen Frankreich und in Belgien Eingang. Bald wurden die Werkstätten zwischen der Leipziger Straße und dem Schloßsteich abermals zu klein; neue Grundstücke jenseits der Leipziger Straße, auf denen das heutige Südwerk liegt, wurden hinzugekauft und darauf neue Betriebsstätten, vor allem eine vorzüglich eingerichtete Gießerei und ein größeres Gebäude für die Schmiede errichtet.

Ein neues Tätigkeitsfeld erschloß sich dem weitblickenden Unternehmer, als man in Sachsen und Bayern mit dem Bau von Eisenbahnen begonnen hatte. Sofort erkannte er im Bau von Lokomotiven einen neuen aussichtsvollen Industriezweig. Die Vorarbeiten zur Aufnahme dieses neuen Arbeitszweiges betrieb er mit der ihm eigenen Gründlichkeit und fuhr zwecks eingehender Studien mit dem Lokomotivbauingenieur Steinmetz nach England. Die dort gesammelten Erfahrungen setzte er im Jahre 1847, also 10 Jahre nach Gründung seiner selbständigen Werkstatt, in dieser in die Praxis um.

Die sächsische Staatsregierung hatte sich in der Erkenntnis der Wichtigkeit, im Bezuge von Lokomotiven unabhängig vom englischen Markt zu werden, bereit gefunden, Hartmann ein Kapital von 30 000 Talern auf 5 Jahre zinsfrei und rückzahlbar nach 10 Jahren zur Verfügung zu stellen. Prinz Johann, der spätere König von Sachsen, hatte diese Regierungsmaßnahme mit besonderem Interesse gefördert. Nach Hartmanns eigener Erklärung wäre es ihm ohne diese Unterstützung kaum möglich gewesen, den Lokomotivbau aufzunehmen. Am 5. Januar 1848 konnte bereits die Abnahme und Taufe der ersten Hartmann-Lokomotive, die auf Wunsch der Regierung den Namen „Glückauf“ erhielt, erfolgen, ein Ereignis, das zu einer besonderen Feier Veranlassung gab, an welcher auch Vertreter der Staatsregierung sowie eine große Anzahl geladener Gäste und Freunde teilnahmen. Chemnitz selbst besaß zur damaligen Zeit noch keinen Bahnschluß, und so wurde dieses neueste Erzeugnis der Hartmannschen Fabrik auf einem von Pferden gezogenen Wagen nach Leipzig überführt. Hartmann hat auch in den folgenden Jahren immer wieder in Begleitung seiner Mitarbeiter England und Frankreich besucht, um sich an Ort und Stelle über die Entwicklung des Maschinen- und Lokomotivbaues auf dem Laufenden zu erhalten und neue Arbeits- und Werkzeugmaschinen sowie andere praktische Hilfsmittel für seine heimischen Werkstätten zu erwerben.

Als das Jahr 1848 infolge der politischen Wirren eine Absatzstockung mit sich brachte, entschloß sich Hartmann, wenn auch unter schweren Opfern, neue Fabrikationszweige, unter anderem die Gewehrfabrikation aufzunehmen. Auch hierzu waren wieder besondere Studien notwendig, und Hartmann bereiste in Begleitung mehrerer seiner Angestellten Preußen, Belgien und Frankreich. Die Aufstellung bewaffneter Kommunalgarden stellte genügenden Absatz in Aussicht. Auch die sächsische Regierung bestellte damals bei Hartmann 20 000 Zündnadelgewehre. Schon 1851 konnte dieser neue Industriezweig jedoch wieder eingestellt werden, da für die übrigen Abteilungen wieder volle Beschäftigung vorlag.

Am 4. August 1852 wurde das Werk zum ersten Mal durch einen Besuch des Königs Friedrich August von Sachsen ausgezeichnet. Auf der bedeutenden Industrieausstellung in München im Jahre 1854 erhielt Hartmann „wegen seiner Verdienste um die Emporbringung der Fabrikation industrieller Maschinen in Deutschland und der mannigfachen aus seiner Werkstatt hervorgegangenen Verbesserungen an denselben; besonders im Fache der Streichgarnspinnerei“, die Große Goldene Staatsmedaille. Am 7. Dezember des gleichen Jahres erhielt er die Medaille 1. Klasse auf der Internationalen Ausstellung in Paris. Im April des folgenden Jahres konnte die hundertste Lokomotive die Chemnitzer Werkstatt verlassen, was wiederum Veranlassung zu einem großen Industriefest gab, das die sächsische Presse als einen Festtag der gesamten sächsischen Industrie feierte.

Im Jahre 1855 nahm Hartmann den Bau von Wasser- turbinen und Mühleinrichtungen, sowie die Herstellung großer Bergwerksmaschinen und Bohrapparate auf und kam infolge Ausdehnung seiner Fabrikation im Jahre 1857 zu dem Entschluß, auch einen eigenen Werkzeugmaschinenbau einzuführen. In diesem Jahre, dem 20. nach Gründung des Werkes, hatte die Arbeiterschaft bereits die Zahl von 2000 erreicht; sechs Dampfmaschinen mit 150 PS, 540 Hilfsmaschinen, 80 Schmiedefeuere, viele Hilfs- und Nebeneinrichtungen dienten den Betriebs- und Fabrikationszwecken.

Am 17. Juli 1860 brannte ein großer Teil der Fabrik nieder. Der Schaden wurde auf 341 000 Taler geschätzt. Vierzehn Tage später besuchte König Johann von Sachsen die Brandstätte, um Hartmann seine Anteilnahme an diesem schweren Unglück zum Ausdruck zu bringen. Hartmann entließ keinen seiner Arbeiter: Er beschäftigte sie vielmehr sämtlich beim Aufbau der neuen Werkstätten. Zwei Jahre später stand die Fabrik neu aufgebaut und wieder bedeutend erweitert da, und am 24. Juli 1862 konnte Hartmann mit seinen Arbeitern und Freunden das Fest des 25jährigen Bestehens seines Unternehmens begehen. Dieser Ehrentag brachte ihm auch die Ernennung zum Kgl. Sächs. Kommerzienrat.

Am 1. Januar 1868 nahm Hartmann seine Söhne Richard und Gustav sowie seinen Schwiegersohn Keller als offene Teilhaber in sein Geschäft auf, da die Arbeitslast doch allmählich für seine Schultern zu groß geworden war. Nach

weiteren zwei Jahren, während welcher die Entwicklung rüstig voran geschritten war, entschloß sich Hartmann, sein Unternehmen in eine Aktiengesellschaft umzuwandeln. Am 1. April 1870 übernahm diese unter der Firma „Sächsische Maschinenfabrik zu Chemnitz vormals Rich. Hartmann“ begründete Gesellschaft zum Preise von drei Millionen Talern die gesamte Fabrik und wählte Richard Hartmann zum Vorsitzenden ihres Verwaltungsrates. Sein Sohn Gustav Hartmann, sein Schwiegersohn Eduard Keller und die Herren Ludwig Kretzschmar und Karl Backmann bildeten die erste Direktion. Das Werk beschäftigte fast 3000 Arbeiter und umfaßte fünf Abteilungen, und zwar für Lokomotivbau, für Werkzeugmaschinenbau, für Fabrikation von Dampfmaschinen, hydraulischen Motoren und Mühleneinrichtungen, für Spinnereimaschinenbau und für den Bau von Webereieinrichtungen. Richard Hartmann wurde als Vorsitzender des neuen Verwaltungsrates durch die Ernennung zum Geheimen Kommerzienrat ausgezeichnet und bis an das Ende seiner Tage noch rastlos tätig am Schreibtisch seines Fabrikbüros an der weiteren Entwicklung der sächsischen Maschinenfabrik mitgearbeitet. Am 16. Dezember 1878 starb er an den Folgen eines Gehirnschlages, und das imposante Leichenbegängnis legte Zeugnis davon ab, welcher Verehrung und Wertschätzung sich der Heimgegangene erfreut hat.

Nie hatte der in einem Leben voll rastloser Tätigkeit von Erfolg zu Erfolg emporgestiegene Großindustrielle vergessen, daß er einst als Arbeiter am Amboß und Schraubstock gestanden und als junger Meister mit seinen Gesellen aus gemeinsamer Schüssel das von seiner Frau in die Werkstatt gebrachte Mittagessen verzehrt hatte. Dies zeigte sich besonders in der Fürsorge für seine Arbeiter und Angestellten. Neben

verschiedenen Unterstützungskassen und anderen Fürsorgeeinrichtungen besitzt das Werk eine von Hartmann und seinem Schwiegersohn Keller gegründete Arbeiterkolonie, Stiftung „Heim“, welche zahlreichen Arbeiterfamilien, wie ihr Name sagt, eine freundliche Heimstätte bietet und noch dauernd ausgebaut wird.

Im Jahre 1881 übernahm der Sohn des Begründers, der bisherige Direktor Gustav Hartmann, den Vorsitz des Verwaltungsrates der Gesellschaft, welchen er bis zu seinem am 20. Oktober 1910 erfolgten Ableben beibehielt. Seinem treuen Wirken für die Interessen des Werkes ist es in erster Linie zu danken, daß die Schöpfung seines Vaters trotz mancherlei Schwierigkeiten und wechselnder Konjunkturen eine stetig fortschreitende Entwicklung nehmen konnte. Diese im einzelnen darzustellen, würde an dieser Stelle zu weit führen; erwähnt sei nur, daß das Werk, heute die größte sächsische Maschinenfabrik, zurzeit mit dem Zweigwerk Dresden 1380 Beamte und 11 000 Arbeiter beschäftigt. Bei Gelegenheit des 75-jährigen Jubiläums des Werkes am 8. Juni 1912 wurde dem Gründer desselben vor dem neuen Hauptverwaltungsgebäude ein von den Direktoren, Beamten und Arbeitern der Fabrik gestiftetes Denkmal errichtet, das, leider ein betrübliches Zeichen unserer Zeit, neuerlich vorsorglich in das Innere versetzt wurde. Der Name des Gründers aber lebt mit der Firma weiter und bringt mit ihren Erzeugnissen der ganzen Welt die Kunde vom Lebenswerk dieses großen Sohnes unseres Elsaß.

¹⁾ Meine Schilderung von Hartmanns Lebenswerk ist im Wesentlichen der reich illustrierten und mit dem Bilde Hartmanns geschmückten Jubiläumsschrift, die mir durch Vermittlung eines Chemnitzer Freundes von der Firma freundlichst überlassen wurde, entnommen.

Die Zwerge von Pfirt.

Von Kurt Albert Willig

Im Elsaß, im Sundgau, da stehet ein Schloß,
Zu Pfirt auf der Höhe so hehr;
Doch herrschet der Grafen gewaltiger Troß
Dort oben schon lange nicht mehr.
Verfallene Mauern noch künden uns nur
Von alter vergangener Pracht;
Dem Förster sein Hüttlein in freier Natur
Hält einsam da oben die Wacht.

Gleich hinter dem Schloße, da ziehen sich hin
Der Heidenflüh' felsige Schluchten.
In Höhlen und Grotten einst wohnten darin
Die Zwerge, die Unterschlupf suchten.
In jeder der Grotten dort lebte ein Paar
In ewiger Jugend dahin;
Wie glitzernde Sternchen der Augen so klar
Das Leuchten den Menschen erschien.

Die Zwergelein kamen herunter so gern
Und oft zu den Menschen ins Haus;
Beim Holen der Ernte nie blieben sie fern
Zu bringen den Schnittern den Schmaus.
Beim Mähen und Rechen da halfen sie mit,
Bis fertig die Ernte daheim;
Spät abends dann fröhlich mit munterem Schritt
Den Höhlen zu gingen sie heim.

Sie teilten die Freuden und Leiden im Ort
Und halfen, wo Kummeris war.
Wenn immer sie kamen, ein gütiges Wort
Ward jedem der Menschen gewahr.
So lebten sie friedlich in Eintracht dahin,
Zum Glücke der Menschen dabei;
An fröhlichen Tagen da hatten sie inn'
Den ehrendsten Platz in der Reih'.

So offen die Zwergelein waren und lieb
Den Menschen der Gegend vom Berg,
Eines denselben verborgen stets blieb:
Nie zeigte die Füße der Zwerg.
Das Röckchen, es reichte zum Boden hinab
Und hielt die Füße verdeckt.
Neugierige Mädchen, die ließen nicht ab,
Zu forschen, was drunter versteckt.

Als hinter dem Schloße schon stand
Die Sonne am Morgen sehr früh,
Zu streuen vor Höhlen den gelblichen Sand,
Erschreckte sie keinerlei Müß.
Im Busche verborgen sie warteten nun
Zu sehen der Zwerge die Spur:
Die kamen hinaus nach wohligen Ruh'n
Erfreut in die frische Natur.

Im Sande da sahen die Mädchen nun klar,
Was ihnen verborgen lang galt:
Der Zwergelein Spur wie von Geißfüßen war.
Ein Lachen vom Busche erschallt.
Die Zwerge erschreckten und wandten sich hin,
Den Mädchen zu, sahen die List,
Verschwanden in Höhlen mit trauriger Mien'
Und werden seitherig vermißt.

Im Munde des Volkes die Sage lebt fort
Als Mahnung für künftige Zeit:
Daß Neugier nicht ziemt, daß falsch sie am Ort,
Wo Glück bei den Menschen gedeiht.
Drum forschet nicht weiter, zufrieden stets seid,
Mit dem, was vom Himmel Euch wird;
Was Hilfe Euch ist, verschwindet sonst weit,
Wie einstens die Zwerge von Pfirt.

Presseschau.

„La République“, Straßburg, 16. September 1923.

Der Unfug des Paßwesens.

Wir erhalten fast täglich Klagen über die Willkür, die im Ausstellen und Verweigern von Pässen an der hiesigen Präfektur gehandhabt wird.

Es gibt viele Straßburger Geschäfte, die infolge des Verlustes der früheren Geschäftsverbindungen mit dem rechtsrheinischen Deutschland sich gezwungen sehen, neue Absatzgebiete zu suchen, zumal der Geschäftsverkehr mit Innerfrankreich — nicht durch ihre Schuld — bei weitem nicht den Ausfall der früheren Absatzgebiete ersetzt. Das Saargebiet und die Rheinlande könnten da, abgesehen von dem naheliegenden rechtsrheinischen Kehler Hanauerlande, das früher immer zum direkten Hinterlande Straßburgs gehörte, ein geeignetes Feld zum Anknüpfen von neuen resp. alten Geschäftsverbindungen abgeben.

Es ist eine allbekannte und mit Bitternis festzustellende Tatsache, daß die Geschäftsleute und Vergnügungsreisenden Innerfrankreichs von Paris aus mit Leichtigkeit Pässe nach Deutschland ausgestellt erhalten, es ist also nicht einzusehen, warum gerade im Elsaß, wo viel mehr Beziehungen mit Deutschland bestehen, Schwierigkeiten geschaffen werden, die für Innerfranzosen nicht bestehen. Solche Sequestrierungsmaßnahmen haben letzten Endes immer zum Schaden unseres Grenzlandes gewirkt.

Es gibt nur einmal in unserem Lande zahlreiche Leute, die nicht nur Geschäftsverbindungen, sondern — horrible dictu! — auch Freunde und Bekannte, ja sogar Verwandte in Deutschland haben. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, als ob man diese strafen wollte. Wir stehen nun auf dem Standpunkte, daß eine Behörde nicht dazu da ist, Leute wegen ihrer Bekanntschaften und Verwandtschaften zu schikanieren und zu strafen. Die Behörde hat sich, abgesehen von einzelnen Ausnahmefällen, wo ein wirkliches — nicht ein angebliches — politisches Interesse vorliegt, womöglich wenig in die Privatverhältnisse des Staatsbürgers einzumischen.

Das Paßwesen hat sich heute zu einem unglaublichen Unfug ausgewachsen. Die bei den Behörden leider immer noch maßgebende Fiktion, daß ein Paß ein Empfehlungsschreiben sei, das die Regierung eben nur solchen ausstellt, die sie empfehlen kann und will, läßt sich heute nicht mehr aufrecht erhalten. Der Paß ist heute ein Eintritts- und Austrittsbillet, das die selbstverständlichsste Bewegungsfreiheit des Bürgers hemmt. Praktisch sitzt der Franzose und natürlich — wie immer — vor allem der Elsässer und Lothringer in einem Gefängnisse, aus dem er nur heraus darf, wenn er gut angeschrieben ist und von Pontius zu Pilatus läuft. Vor dem Kriege konnte man reisen, wo und wie man wollte, und es ging auch. Es ist, als ob heute gewisse Regierungen absolut die Rückkehr zu normalen Verhältnissen verhindern wollten und lebhaft bedauerten, daß man das Land nicht wie im Kriege einfach mit einem Stacheldraht umgeben könne.

Es ist einfach unverständlich, daß sich im 20. Jahrhundert die Bürger eines Kulturstaates eine derartige nutzlose Belästigung durch die Verwaltungen überhaupt noch gefallen lassen. Man lasse doch die Leute reisen, wie sie wollen.

Wenn aber nun einmal die Verwaltungen ihre vornehmste Aufgabe immer noch darin sehen, den Staatsbürger zu belästigen, dann kann wenigstens verlangt werden, daß die Öffentlichkeit erfahre, nach welchem Maßstabe gemessen und verfahren wird. Der Bürger, der seine Steuern zahlt, hat ein Recht darauf, zu erfahren, warum gerade ihm ein Paß verweigert wird, während oft der Konkurrent, oder der Nachbar, der nicht mehr Qualitäten besitzt als er, manchmal sogar weniger, anstandslos reisen kann. Es scheint fast, als ob heute noch wie zur Zeit der A-B-C-D-Karten und der Commissions de Triage, wo der heilige Bürokratius in unserem Lande seine bekannten Orgien feierte, anonyme Verdächtigungen von Konkurrenten oder persönlichen Feinden resp. die berüchtigten geheimen Dossiers, die wer weiß wie zu Stande gekommen sind, eine Rolle spielten.

Es ist auch hier eigentümlich, daß noch kein Député den Mut gefunden hat, in der Kammer über das Willkürsystem in unserem Lande, das die alten Zeiten des Paßzwanges wieder stark in Erinnerung bringt, zu interpellieren. Es wäre dann wohl nicht mehr nötig, daß sie ihre Zeit vergeuden mit individuellen Demarchen bei den hiesigen Verwaltungen. Wir glauben, daß es im Allgemeininteresse läge, wenn hier endlich einmal ganz Remedur geschaffen, oder zum Mindesten gleiches Recht für alle eingeführt würde und nicht Vorrechte für diejenigen, die gute Beziehungen haben. Wir hoffen, daß dieser Hinweis genügen wird.

Elsässer Kurier, (Kolmar), den 14. Oktober 1923.

Neue Polemiken zur Sprachenfrage.

Seit etwa 3 Wochen geht durch eine gewisse Presse vom „Echo National“ angefangen über das „Journal d'Alsace et de Lorraine“ bis zur „France de l'Est“ und „Expres“ eine Polemik über die Sprachenfrage, die gleichzeitig so lächerlich und so traurig ist, daß man sich am liebsten nicht an derselben beteiligen möchte. Aber sie zeigt wieder einmal, mit was für Leuten und was für „Argumenten“ wir Elsässer zu kämpfen haben.

Ausgegangen ist die Polemik von einem Beschluß des Mühlhauser Katholikentages, der neben der Aufrechterhaltung der konfessionellen Volksschule verlangte, daß der Religionsunterricht in der den Kindern geläufigen Sprache gegeben werde, welchem Ziele auch der Sprachunterricht einigermaßen anzupassen sei. Es handelt sich also nicht, wie geflissentlich glauben gemacht wurde, um die deutsche Sprache allein, sondern um die Sprache, die das Kind vom Elternhause mitbringt, und das kann sowohl die französische wie die deutsche sein.

Die gleiche Resolution war letztes Jahr schon angenommen worden, und niemand konnte erwarten, daß sie diesmal Anstoß erregen würde. Fußt sie doch auf einer in Elsaß- und Lothringen seit mehr als 50 Jahren erhobenen Forderung. Schon vor der Annexion von 1871 war sie von den besten französischen Pädagogen im damals französischen Elsaß und Lothringen erhoben worden. Und während des deutschen Regimes wurde sie von uns Elsässern und Lothringern mit der gleichen Logik erhoben, unter Belobigung von französischer Seite. Und jetzt soll das alles auf einmal beinahe Hochverrat sein! Wahrhaftig, es sind komische Historiker, diese polemischen Allesalleinwiser vom Nationalisten Andre Tardieu über Daniel Blumenthal bis zum „flik“ Fritzel in der „France de l'Est“.

Sie sind aber auch komische Republikaner und Demokraten. Sie finden es unerhört, daß in Mühlhausen elsässische Katholiken Wünsche nach ihrem Sinne ausgesprochen haben. Diese werden nach bekanntem Cliche natürlich wieder als schlechte Franzosen hingestellt, und Herr Andre Tardieu fragt sich sogar rhetorisch, „ob Mühlhausen eine französische Stadt sei.“ Die Frage müssen wir zurückgeben und sie unsererseits so stellen, ob diese Leute wirklich Mühlhausen, das Elsaß und sein Volk zur französischen Republik zählen, wenn sie ihnen, durch das Gewaltmittel der brutalen Verleumdung, das Recht der freien Meinungsäußerung zu unterbinden suchen.

Man weiß ja, daß die Verwaltung doch macht, was sie will. Aber nicht einmal mehr bescheidene Wünsche sollen wir äußern dürfen! Wie eine Polizei fällt man über uns her, wenn wir im Wahn, zur Republik der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zu gehören, auf unseren Versammlungen lebensnotwendige Forderungen unseres Volkes erheben, geradeso, wie man es in allen anderen Städten Frankreichs auch tut. Uns billigt man den Charakter „guter Franzosen“ nur zu, wenn wir zu allem schweigen oder ja sagen, was eine bestimmte beschränkte Clique wiedergewonnener Brüder für uns ausdenkt. Nicht Kongresse von Mühlhausen, Straßburg usw. sollen maßgebend sein, wo die Stimme der Mehrheit unseres Volkes sich ausdrückt, sondern, wie Herr Daniel Blumenthal im „Journal d'Alsace et de Lorraine“ meint, die Rede eines Monsieur Leonce Dreyfus auf einem Bankett in Buenos-Aires! Das liegt wohl näher in Frankreich als Mühlhausen, und Herr Andre Tardieu wird nicht einmal fragen, „si Buenos-Aires est une ville française“, wie er es bei Mühlhausen so malitios gefragt hat.

Der ebengenannte M. Leonce Dreyfus sprach als Präsident der Societe „Alsace-Lorraine“ (Herr Blumenthal hat den „Bindestrich“ ohne Erröten abgedruckt), und meinte, für die Elsaß-Lothringer von Buenos-Aires wäre es eine Freude, wenn jede Spur der verhaßten Vergangenheit in Elsaß und Lothringen verschwinden wäre, und daß „unsere lieben Provinzen ihren Platz“ wieder bekommen, ledig aller beleidigenden Besonderheiten und ungewollten Privilegien. Wir wissen nicht, ob dieser famose Herr Leonce Dreyfus dabei auch die Gemeindeordnung, die Sozialversicherung und das Grundbuch im Auge hat, oder ob sein Hauptzweck darin besteht, daß die von der deutschen Verwaltung aufgeführten Gebäude noch nicht dem Erdboden gleichgemacht sind. Aber wenn es dem Präsidenten der „Alsace-Lorraine“ und Buenos Aires so ernst ist mit seiner Beseitigung aller verhaßten „Spuren“, warum hat er nicht schon längst seinen eigenen Verein mitsamt dem Bindestrich aufgelöst und ist in die Societe des „Français“ von Buenos-Aires übergetreten?

Doch es kommt noch besser! Herr Andre Tardieu hat erklärt, er wäre bis 3 Jahre nach dem Waffenstillstand vollständig mit Herrn Abbe Haegy (mit dieser berechneten Wendung meint er den obigen, in Anwesenheit des Bischofs gefaßten Beschluß des Mülhauser Katholikentages) einig gewesen. Aber jetzt, nach 5 Jahren, müsse doch alles genug französisch verstehen. Also müßten die Kinder jetzt entweder perfekt französisch können, oder aber der französische Unterricht taue nichts. Und Fritzel, der „flic“, findet in der „France de l'Est“ die Logik des Herrn Tardieu ausgezeichnet. Er meint sogar, man „beleidige“ die Kinder des Elsasses, wenn man annehme, jetzt, 5 Jahre nach dem Siege, verstünden sie noch nicht französisch!

Ueber solche logische Sprünge könnte man in ein homerisches Gelächter ausbrechen, wenn die Sache für unser Volk nicht so bitter ernst wäre. Solches Zeug reden die Leute, die sich anmaßen, über unsere Verhältnisse das allein maßgebende Wort zu sprechen. Man stelle sich nur die Konsequenzen vor! Jeder Wunsch unserer Bevölkerung nach Zweisprachigkeit z. B. im Kriegsinvaliden- und Kriegsschadenwesen, im Verkehr mit den Behörden, in der Anstellung von Landeskindern, die leider die französische Sprache nicht beherrschen, würde also von diesen Herrschaften mit dem Ausruf abgetan, es wäre eine Beleidigung, auch nur daran zu denken, daß es 5 Jahre nach dem Siege im Elsaß noch jemand gäbe, der nicht französisch versteht. Weil wir uns jetzt 5 Jahre nach dem Siege befinden, so müßten also nach der Logik Tardieu-Fritzel selbst die Kinder schon französisch verstehen, die erst 2 oder 3 Jahre in die Schule gehen, selbst diejenigen, die noch nicht in die Schule gehen. Und am Ende behaupten die Herrschaften noch, daß vom 5. Jahre nach dem Siege ab bei uns alle Kinder mit der fertigen Kenntnis der französischen Sprache geboren werden. Warum sollten sie es auch nicht behaupten? Sie blieben ja ganz in ihrer Logik!

Aus der „Saarbrücker Landeszeitung“ vom 12. Oktober 1923;

Die Lothringer Volkszeitung und Deutschland.

Von Fritz Hammerschlag, Saarbrücken.

Während des dreißigjährigen Krieges hatte das deutsche Grenzland Lothringen unendlich zu leiden. Der große Franzose und Heilige Vinzenz von Paul sprach: „Die Lothringer sind keine Franzosen und ihr Herzog kämpft gegen uns. Aber uns liegt daran; sie sind Katholiken und leiden, — Grund genug, um auf das Mitgefühl jedes Klerikers Anspruch zu haben.“ Und der Heilige sammelte etwa 53 mal 20 000 bis 30 000 Livres! Dieser Geist, dieser katholische Geist, der Geist der tätigen Nächstenliebe ist besonders dem Frankreich von heute bitter notwendig. Diesen Geist vermessen wir vielfach schmerzlich bei der katholisch sein wollenden „Lothringer Volkszeitung“ in Metz, die offensichtlich ängstlich bemüht ist, die im Regierungssolde stehenden Pariser Logenblätter an nationalen Phrasen und im Hetzen gegen Deutschland noch zu übertreffen. Nicht das geringste Mitgefühl für das vergrößerte Deutschland, dem Elsaß-Lothringen seine hohe wirtschaftliche Entwicklung verdankt, nicht eine Zeile der Verurteilung der zahllosen, an der Rhein- und Ruhrbevölkerung begangenen Untaten ist in diesem „christlichen“ Blatte zu finden.

Sehr bezeichnend für die Haltung der „Lothringer Volkszeitung“ ist ein in ihrer Nummer 220 vom 22. Sept. abgedruckter Artikel „Elendsbilder aus dem unbesetzten Deutschland“. Diesem Artikel liegt ein Brief aus Deutschland zu Grunde, zu welchem die Schriftleitung u. a. bemerkt: „Es scheint auch nach diesem Briefe dort (in Deutschland) in der Tat zu Ende zu gehen, was man nur wünschen kann, damit sich das Volk wieder neu und besser einzurichten vermag (?), nachdem es eingesehen hat, wohin die bisherige illoyale Politik der Regierungen Deutschlands seit Waffenstillstand dieses Land geführt hat.“ Also die Lothringerin wünscht, daß es mit Deutschland zu Ende gehe! In der Tat ein recht „frommer, christlicher“ Wunsch, ein Wunsch, ausgesprochen mit blinder Grausamkeit und gewissenloser Leichtfertigkeit! Die durch das Ende Deutschlands entstehenden Folgen wären unübersehbar. Zum allermindesten würden die jahrelangen Leiden des größten Teiles des deutschen Volkes zur Unerträglichkeit gesteigert werden, Hungersnot und schleichende Krankheiten, die infolge der unmenschlichen Politik der Pariser Gewalthaber schon längst ihren Einzug in tausende von deutschen Familien gehalten haben, würden allgemeine Verbreitung finden und seelische und körperliche Verwahrlosung weiter Volkskreise zur Folge haben. Und da wünscht die „Lothringer Volkszeitung“, es möge mit Deutschland zu Ende gehen! Kein Wort der Verurteilung der von schwarzen und weißen französischen Soldaten an einer wehrlosen Bevölkerung tagtäglich verübten Gewalttaten, kein Wort des Mitleids für die 180 000 deutschen Männer, Frauen, Greise und Kinder, die von den Besatzungsbehörden

gewaltsam von Haus und Hof vertrieben und ihres mühsam erarbeiteten Eigentums beraubt worden sind! Es ist gut, daß es zu Ende geht und mit boshafter Ironie fügt die „Lothringer Volkszeitung“ hinzu: „Damit sich das Volk wieder neu und besser einzurichten vermag!“ Das Volk, dessen Land man wertvoller Gebietsteile samt den Kolonien beraubt hat, das Volk, von dem das offizielle Frankreich immer größere Summen fordert um flott weiter rüsten zu können, das Volk, dessen wertvollste Landteile man mit dem unerträglichen Druck einer fremden weißen und farbigen Besatzungstruppe nun schon Jahre lang belastet, dieses Volk soll sich „wieder neu und besser einrichten!“ Welch grausamer Hohn! Brennende Scham und Schmerz erfüllt mich ob einer solchen Haltung eines christlich sein wollenden Blattes. Wie beißender Spott wirkt es, wenn man bedenkt, daß unmittelbar über dem fraglichen Artikel der „Lothringer Volkszeitung“ der Gedenktag des hl. Mauritius vermerkt ist. Dieser sollte bekanntlich mit der thebäischen Legion gegen die teils christlichen Bagauden ziehen. „Lieber wollen wir durch das Schwert umkommen, als unser Schwert gegen unsere Brüder und Christus ziehen“, rief er aus und er wurde deshalb samt seinen Soldaten niedergemetzelt. Das war im Jahre 300 n. Chr. und heute im 20. Jahrhundert drückt eine „christliche“ Zeitung ihre Genugtuung darüber aus, wenn es mit einem 60-Millionenvolk zu Ende geht! Wir haben es mit unserer „modernen“ Kultur doch wirklich weit gebracht! Christentum ist nicht nur eine Religion für Kathedralen, sondern auch eine Religion für das ganze private und öffentliche Leben, eine Religion, die die Beziehungen der Völker zueinander im Geiste der Liebe und Gerechtigkeit regeln soll. Das möge die „Lothringer Volkszeitung“ beherzigen. Mit ihrer nationalistischen Haltung dient sie keineswegs den hehren katholischen Idealen, sondern lediglich der unchristlichen Interessenpolitik der gegenwärtigen atheistischen Staatsmänner Frankreichs. In Elsaß-Lothringen sind die christlichen Ideale, insbesondere die christliche Schule, auf das schwerste bedroht; bedroht ist da auch die heimische Kultur. Das genannte Blatt hätte auf diesen Gebieten die Pflicht zur energischen Verteidigung. Mit seinem nationalistischen Schalmeien aber wird es ihm doch niemals gelingen (wonach sie sichtlich strebt), gewissen „Altfranzosen“ zu beweisen, daß die Lothringer und Elsässer auch echte Franzosen sind.

„Berliner Börsen-Courier“, Berlin.

Aus den Aufsätzen von Cuk „Reise durch Elsaß-Lothringen“ hatten wir früher bereits einige Stellen angeführt, die Eindrücke aus dem Elsaß schilderten. Der folgende Auszug aus dem letzten dieser Reisebriefe („Meß“) ist im wesentlichen Lothringen gewidmet. „... Dann löste sich hinterher mühsam, widerstrebend, von erstens Männern das Bekenntnis los: „Seit wir zu Frankreich gehören, seit auch wir in den Ideenkreis der Pariser Politiker einbezogen sind, die von französischer Weltherrschaft träumen, die am Rhein neue deutsche Armeen ausheben wollen, wenn es einmal gegen England geht, gegen das eine jeden Tag größer werdende Luftflotte gebaut wird, seit dieser Zeit treiben wir von Frankreich los. Wir haben uns früher selbst lieber für Franzosen gehalten, jetzt merken wir, daß wir doch in erster Linie Lothringer sind, Kinder unserer Erde, in unserer Scholle verwurzelt, und ich weiß, daß Frankreich mit uns noch seine bösen Ueberraschungen erleben wird, wenn es auf seinem Wege nicht einhält. — Wir sind langsame, bedächtige, ernste Leute. Wir sind nicht so schnell entflammt wie die Elsässer, wir hassen auch nicht so schnell wie sie, aber wir sind dauerhafter, beständiger. ... Wir merken auch schon, daß man anfängt, uns zu mißtrauen, daß an die Stelle der Zufriedenheit auf beiden Seiten Spannung und Nervosität getreten ist. Wir haben zwar unsere Kultur aus Frankreich bezogen, unsere Sprache ist französisch, aber das Blut und die Ideen, die in uns morgen noch mehr lebendig sein werden, als sie es heute schon sind, sein können, sein dürfen, sind aus einer anderen Welt. Wir wollen zwar unsere Sprache, unsere Sitten, unsere Gewohnheiten behalten, die sich oft mit den französischen decken, die sich fast immer berühren, aber wir sind Lothringer, wir wollen Lothringer bleiben, und wenn uns die Deutschen nicht anders machen konnten, so wird das auch den Parisern nicht gelingen. ...“ Dieses Bekenntnis zieht sich erschütternd durch alle Gespräche; mögen die Worte wechseln, mag das Temperament, das hinter den Worten steht, auch immer verschieden sein, die Grundzüge bleiben. Europa, das sich im Osten nach diesem Kriege in eine Fülle kleinerer Staaten aufgelöst hat, das sich an den Begriff der kleinen Völker noch gewöhnen muß, wird in fünfzig Jahren vielleicht auch gelernt haben, nicht nur von einem irländischen, sondern auch von einem lothringischen Freiheitskampf zu reden.

Elsaß-Lothringen

Heimatstimmen

Herausgeber: Dr. Robert Ernst

Deutschland u. Dtsch.-Oesterreich
Monats-Bezugspreis:
beim Post-Bezug . . . 20 Goldpfennige
bei Streifbandbezug . 25 Goldpfennige
Jahresbezugspreis für das Ausland:
Frankreich 10 Frank. (frz.)
Schweiz 5 Frank. (schwz.)
Übriges Ausland . . . 1 Dollar (amer.)
Bestellungen aus dem Ausland und für
den mittelbaren Streifbandbezug an
die Schriftleitung
Berlin W 30, Postschließfach Nr. 5
Buchhandlungen 40% Rabatt

Zahlungen erbeten:
Deutschland:
Postscheckkonto Dr. Robert Ernst,
Berlin NW 7, Nr. 109 799.
Ausland:
Brieflich an die Schriftleitung
Berlin W 30, Postschließfach Nr. 5
Anzeigen:
die 4 gespaltene mm-Zeile 4 Goldpf.
(Familienanzeigen 2 Goldpf.)
Nachdruck
mit Quellenangabe gestattet.

Nummer 11

Berlin, November 1923

I. Jahrgang

Sie können das Befreien nicht lassen.

Fünf Jahre französische Herrschaft in Elsaß-Lothringen. / Die Rheinlandfrage.

Von Dr. Robert Ernst.

Heute, am fünften Jahrestag der Besetzung Elsaß-Lothringens durch die französischen Truppen, liegt es nahe, rückblickend festzustellen, wie sich das Leben unserer Stämme im französischen Staatsverband gestaltet hat in wirtschaftlicher, kultureller und politischer Beziehung. Aber solch ein Rückblick würde nur zu einem oberflächlichen Berühren all der Vorgänge und Probleme führen, mit denen wir uns in unserer Zeitschrift immer wieder auf das Gründlichste auseinandersetzen suchen. Solche Wiederholung des Gesagten wollen wir lieber vermeiden, auch auf die Gefahr hin, journalistisch gewissermaßen einen Schönheitsfehler zu begehen. Ein Zusammenfassen des Geschehenen, eine Rückschau hat doch nur Wert und somit Berechtigung, wenn irgend ein Abschluß in der Entwicklung der Dinge erreicht ist, wenn innere oder äußere Bedingungen für die weitere Gestaltung neu oder verändert sind. Und davon kann gewiß für uns Elsässer und Lothringer keine Rede sein.

Die Lage, die der November 1918 geschaffen hat, besteht unverändert fort; die für sie entscheidenden Tatsachen treten mit jedem Tage klarer hervor. Unser Volk und Land gehört zu dem in Waffen starrenden Frankreich, das in dem Gefühl seiner militärischen Ueberlegenheit, weder Feind noch Freund fürchtend, unter Beteuerungen seiner Friedensliebe und Uneigennützigkeit Taten der brutalsten Gewalt zur Festigung seiner europäischen Vormachtstellung vollführt. Das deutsche Volk aber liegt am Boden. Zusammengebrochen in jenen Novembertagen 1918 hat es sich nicht wieder erholen können. In seiner Vertrauensseligkeit, die es an die 14 Punkte Wilsons und an andere Versöhnungsmusik seiner Gegner glauben ließ, getäuscht, hat eine immer wachsende Verwirrung eine zielbewußte Führung verhindert und Frankreichs Zerstörungspolitik stürzt dieses Sechzig-Millionen-Volk immer tiefer in das Elend politischer Zersetzung und wirtschaftlicher Zerrüttung. So ist auch heute der Elsässer und der Lothringer wie im November 1918 gleichzeitig gelähmt durch die Macht des Siegers und die Genugtuung, dem deutschen Chaos entgangen zu sein, eine Lähmung, die ihn umso stärker erfaßt hat, als das eigene städtische

Großbürgertum den Fremden im Kampfe gegen das deutsche Volkstum seine Dienste leiht. Für das bourgeoise Frankreich ist diese städtische Oberschicht „das Volk“. Mit großer Gewandtheit hat man 1918 die Gesinnung dieser wenigen Tausende als Allgemeinut des elsässischen und lothringischen Volkes verkündet. Und der Geist, der Wille, der im Kriege in Frankreich rücksichtsloses Durchgreifen gegen die Friedenssehnsucht, gegen den Defaitismus, ermöglichte, er würde jede Bewegung in Elsaß-Lothringen, die sich gegen das aufgestellte Dogma von der Liebe aller Elsässer und Lothringer zu Frankreich richten würde, blutig und grausam niederwerfen. Doch dazu wird es nicht kommen. Die Furcht vor einem solchen Ausgang genügt, der Gegensatz französischer Macht und deutscher Ohnmacht läßt heute eine Volksbewegung in Elsaß-Lothringen nicht entstehen. Man mag diese Tatsache bedauern, aber man muß sie erkennen, um sich vor Enttäuschungen zu schützen. Der Elsässer und der deutsche Lothringer, sie haben im Laufe der letzten zweieinhalb Jahrhunderte dreimal den Herrn gewechselt, sie haben sich beugen und biegen gelernt, und opportunistisches Denken hat sich auf Kosten charaktvoller Gesinnung verbreitet. Nur kleine Gruppen unbedingt deutsch oder französisch gerichteter Kreise halten den Kopf hoch, die Masse des Volkes ist nicht mehr Willensträger, sondern abhängig von den jeweiligen Verhältnissen. Möglich, daß in dem Vernichtungskampf, den Frankreich gegen unsere deutsche Art führt, allmählich ein Volkswille geboren wird. Zur Tat wird er, so glaube ich, doch erst fähig sein, wenn der deutsche Bruder sich aus dem Staube erhebt, wenn der unsinnige Gegensatz deutscher Ohnmacht und französischer Macht verschwindet. Dann wird das alemannisch-fränkische Volk an Rhein und Mosel die Ketten zerreißen, Ketten, die heute mehr durch die Verachtung des deutschen Namens in der Welt als durch französische Kanonen gesichert sind.

Und darum sehen wir Elsässer und Lothringer, die wir das welsche Getue und Gerede auf dem Boden unserer Väter verachten, heute am Jahrestag unserer „Befreiung“ nicht verzweifeln in die Zukunft. All das Unrecht, das heute von der französischen Nation be-

gangen wird, es wird sich an diesem Volke um so bitterer rächen, weil es seine Gewalttaten im Namen des Rechts und der Freiheit vollführt. Die Träger, die treibenden Kräfte dieser Haß- und Vernichtungspolitik versinken immer tiefer in einer so schmutzig habgierigen Gesinnung, daß man den Glauben an den Sieg des Guten in der Welt verloren haben muß, um nicht der felsenfesten Zuversicht zu leben, daß dieses wüste Treiben einst seinen Bezwingen finden wird. Proben des Geistes, der heute für die französische Politik richtunggebend ist, finden sich zu Hunderten in der Elsaß-Lothringischen Presse, die teils von Chauvinisten aus dem Innern Frankreichs, teils von Elsässern und Lothringern, die sich als gute Franzosen ausweisen wollen, geleitet ist. Das „Journal d'Alsace et de Lorraine“ schreibt am 6. November angesichts des drohenden Bürgerkrieges in Deutschland:

„Mögen sich die Deutschen untereinander auffressen, es ist dies die beste Lösung der Frage unserer Sicherheit.“

Und im „Elsässer“ schreibt J. L. Marcelleau, der große Mann, der in den meisten katholischen Blättern des Elsasses in der letzten Zeit die Leitgedanken der großen Politik offenbart, am 8. November:

„Die Alliierten müssen sich in einer ganz anderen Richtung betätigen. In welchem Sinne ihre Aktion einzusetzen hat, zeigt die Note, oder vielmehr das Ultimatum, das von der Botschafterkonferenz an die Reichsregierung gerichtet wurde, und in dem gefordert wird, daß der Interalliierten Militär-Kontrollkommission, an deren Spitze General Nollet steht, die Wiederaufnahme ihrer Arbeit ermöglicht wird. Es liegt auf der Hand, daß die Kontrollkommission zurzeit in Deutschland ihre Arbeit nicht aufnehmen kann, namentlich nicht in Bayern, ohne sich den schlimmsten Gefahren auszusetzen. Von Berlin ist unter diesen Umständen nur eine negative Antwort zu erwarten.“

Die Alliierten würden dann vor einem Deutschland stehen, das den Friedensvertrag in offenkundiger Weise verletzt. Es wäre merkwürdig, wenn man daran hielte, Experten zu ernennen, welche die Zahlungsfähigkeit eines Schuldners zu prüfen hätten, der nicht nur nicht bezahlen, sondern nicht einmal mehr hören will.

Gegen ein solches Deutschland müssen die Alliierten aktiv vorgehen.

In diesem Augenblick wird die Stunde Frankreichs schlagen, und sein Wort sich geltend machen. Mehr wollen wir einstweilen nicht sagen.“

Man verlangt in vollem Bewußtsein Unmögliches, um dann die Deutschen wegen ihres schlechten Willens bestrafen zu können. Das ist die Moral, die ein führendes Blatt der katholischen Volkspartei im Elsaß predigt. Aber wir haben es verlernt, uns über solche Leistungen der elsäß-lothringischen Presse zu wundern. Die führenden Männer unserer Landeszeitungen, die ständig sich als Vorkämpfer für Recht und Freiheit gebärden, haben sich durch ihre Stellungnahme zur rheinischen Separatistenbewegung ein Denkmal der Schande errichtet und den Anspruch verwirkt, jemals Wortführer im Kampf für Recht und Freiheit zu sein. Und das Gleiche gilt von unsern heute im öffentlichen Leben stehenden Landsleuten. Sie alle wissen aus ihrer Kenntnis der deutschen Verhältnisse, daß im Rheinland ein im Volk wurzelnder Wille zur Selbstständigkeit nicht besteht. Noch vor zwei Jahren wurde Maurice Barrès in Straßburg anlässlich seiner Vorlesungen über den Genius des Rheins in Straßburger Blättern ausgelacht, als er von dem gallischen Wesen der Rheinländer sprach, von der Notwendigkeit, sie den preußischen Klauen zu entreißen und der Freiheit entgegenzuführen. Sie alle wissen, daß Frankreich die durch Hunger und Elend erzeugte Niedergeschlagenheit der Rheinländer ausnützen will, um durch allerhand Gesindel die Lösbereitung der Rheinlande und des Ruhrgebietes vom Reich durchzuführen. Seit Monaten wurde trotzdem, wie in ganz Frankreich,

so auch in Elsaß-Lothringen daran gearbeitet, die Volksstimmung durch Aufsätze und Berichte über die notwendige Befreiung der Rheinländer einzuspielen. Wetterlé und Genossen schrieben von Smeets und Dorten als den heldenhaften Vorkämpfern der rheinischen Idee. Man ging von der Loslösung von Preußen aus, verwickelte damit die Frage der völligen Selbstständigmachung, behauptete, Frankreich müsse bei allem Interesse an einem selbstständigen Rheinland passiv bleiben, um schließlich hervorzuheben, daß die französische Okkupationsarmee die Rheinländer vor dem Terror der preußischen Beamten und der Polizei schützen müsse. Und als nun in Aachen der Separatistenputsch ausbrach, da maschierte die gesamte elsäß-lothringische Presse mit Ausnahme weniger ganz linksstehender Organe, die durch ihre Kampfstellung zum Kabinett Poincaré vor solcher Entgleisung behütet blieben, hinter den französischen Drahtziehern durch dick und dünn und sang das Lied von dem Freiheitskampf der Rheinländer wider ihr besseres Wissen. Auch Männer wie Dahlet und Haegy, denen man nicht abstreiten kann, daß sie bestrebt sind, sich nicht durch ihre französische Gesinnung zu einem Nachplären Frankreich genehmer Anschauungen verleiten zu lassen, haben hier versagt. Dahlet hat in einem Aufsatz: „Gute und böse Separatisten“ in seiner Straßburger „République“ am 5. Oktober manches offene Wort über die Rheinlandfrage gesagt und seiner Abneigung über diese Art französischer „Befreierei“ Ausdruck gegeben (siehe Presseschau). Aber in den ersten Tagen der Separatistenputsche hat auch er die Havasberichte mit den Ueberschriften „Selbstständigkeitsbewegung im Rheinland greift rasch um sich“ kommentarlos gebracht. Erst jetzt, da über die Führer der Separatisten viel peinliche Einzelheiten bekannt werden, nachdem England und sogar Belgien dieses von Frankreich unterstützte Gesindel ablehnt, kehren sie zu eigenem Urteil zurück (siehe Presseschau). Wären bei dem herrschenden Elend infolge der Niedergeschlagenheit der Rheinländer die Separatisten mit Hilfe der französischen Bajonette schon heute zur Macht gelangt, so würde man sich wohl entschlossen haben, das Lied von der rheinischen Freiheit weiter mitzubrüllen. Die nationalistischen Blätter geben natürlich das Spiel noch nicht verloren. Das „Echo d'Alsace et de Lorraine“ — vor wenigen Monaten von Délsor, Pfleger und anderen ganz rechts stehenden Kreisen der elsässischen katholischen Volkspartei gegründet, weil ihnen „Der Elsässer“ nicht national genug ist — bringt fast täglich an erster Stelle Berichte seines bei Dorten weilenden Sonderberichterstatters, eines Herrn Guinchard. Einige Proben aus solchen Berichten:

„... Sagt den Franzosen,“ ruft mir ein Greis zu, „daß wir frei von den Preußen unter einer freien Regierung, die das Reich uns verweigert, in Frieden leben wollen. Das Reich weiß, daß wir die Nachkommen der Generation sind, die bis 1815 französisch war!“

„... Die Alliierten? Frankreich darf nicht vergessen, daß die rheinländischen Provinzen, die in Form von 87 kleinen Staaten Deutschland einverleibt waren, sich nach der großen französischen Revolution freiwillig durch Volksabstimmung an Frankreich angeschlossen, und daß sie bis 1815 vier französische Departements bildeten. Es war gegen den Willen des rheinischen Volkes, daß diese 4 Provinzen durch den Frieden von 1815 an Preußen abgetreten wurden. Den früheren Plan W. Pitts wieder aufnehmend, der Frankreich und Preußen eine gemeinsame Grenze geben wollte, um die Reibereien der zwei Staaten zu entfechten, hat Lord Castlereagh darauf bestanden, das linke Rheinufer an Preußen zu geben, was durchaus nicht gerechtfertigt war.“

Die Herren Vertreter unserer Heimat, die in solcher Weise das französische Rheinlandunternehmen zu dek-

ken suchen, mögen sich darüber klar sein, daß solch frevelhaftes Beginnen sich eines Tages rächen muß. Von der Höhe ihrer Machtstellung grinsen sie höhnisch zu uns herunter und fühlen sich sicher genug, jede Gewalttat mit Lügen zu verbrämen. Aber hier wird auf Sand gebaut! Woher der Sturm kommen wird, der dies auf Lug und Trug errichtete Gebäude wegfeigen wird, das kann wohl niemand heute sagen. Aber er wird kommen, und Gewalt wird gegen Gewalt gesetzt werden, und die Worte Freiheit und Recht werden im Munde von Elsässern und Lothringern keinen guten Klang mehr haben, nachdem heute ein solcher Unfug damit getrieben wird.

Wie tief diese Heuchelei in unser Volk eindringt, das zeigt uns der Aufsatz eines Landmannes, den wir in der heutigen Nummer zum Abdruck bringen „Rheinland — Elsaß-Lothringen.“ Wir veröffentlichen diese Ausführungen, trotzdem wir den Leitgedanken restlos ablehnen, als wertvollen Beitrag zur Kennzeichnung der Stimmung in unserer Heimat.

Unser Landmann wünscht den Rheinländern in ihrem Streben nach Selbstständigkeit vollen Erfolg, denn er hofft, daß sich der Anschluß Elsaß-Lothringens an einen solchen katholischen Rheinstaat im Interesse des Völkerfriedens erzwingen lassen würde. So soll das landesverräterische Gesindel unseren Stämmen am Oberrhein die Rettung bringen! Wir wissen freilich, daß der Artikelschreiber der ehrlichen Ueberzeugung lebt, die rheinische Selbstständigkeitsbewegung sei eine wahre Volksbewegung. In seiner Presse liest er ja, daß in der Pfalz der Vorsitzende der „Freien Bauernschaft“ an der Spitze der Bewegung steht. — „Der Elsässer“ in Straßburg bringt diese Nachricht, ohne mitzuteilen, daß Heinz aus der Freien Bauernschaft ausgeschlossen worden ist. — Er hört von separatistischen Volkskundgebungen, aber es wird ihm nicht mitgeteilt, daß der rheinische Provinzialtag mit schärfsten Worten einmütig die Lösbereitung der Rheinlande vom Reich verworfen hat. Und während sonst seine Presse ihm mit großem Vergnügen Auszüge aus der „Vossischen Zeitung“ bringt, enthält sie ihm die Mitteilungen, die die „Vossische Zeitung“ Ende Oktober über Separatistenführer brachte und aus den Strafakten der lokalen Regierungsmitglieder der rheinischen Republik in Bonn Folgendes u. a. feststellte:

„Lokalkommissar für Kirchen und Schulen: Henderkott, Alex. Bürgerlicher Beruf: Bordellwirt, 22 mal vorbestraft: 3 mal wegen Mißhandlung zu insgesamt 7 Monaten Gefängnis, 4 mal wegen Betruges zu insgesamt 14 Monaten Gefängnis, 3 mal wegen Diebstahls zu insgesamt 4 Jahren Zuchthaus, 8 mal wegen Zuhälterei und Kuppel-

zu insgesamt 8 Monaten Gefängnis, wegen Beleidigung, Obdachlosigkeit usw. zu 2 Jahren Arbeitshaus.“

Lokalkommissar für öffentliche Sicherheit: Nowack, Johann Wilhelm. Bürgerlicher Beruf: Schuhmacher, vorbestraft: einmal wegen schweren Diebstahls zu 6 Monaten Gefängnis, einmal wegen gefährlicher Körperverletzung zu 2 Jahren Gefängnis, einmal wegen Totschlags zu 10 Jahren Zuchthaus, einmal wegen Amtsanmaßung, Erpressung und schwerer Urkundenfälschung zu 9 Monaten Gefängnis.

Lokalkommissar für Armenwesen: Gräf, Ferdinand, Anstreicher. Vorbestraft sechsmal wegen Hausfriedensbruch, Mißhandlung, Körperverletzung usw.

Chef der Wucherpolizei: Simon, Johann, Arbeiter. Vorbestraft 15 mal, darunter sechsmal wegen Betruges, fünfmal wegen Unterschlagung, Bettelei, Diebstahl usw.

Wir glauben nicht, daß das die Männer sind, die wir uns als Vorkämpfer für eine bessere Zukunft unseres Volkes wünschen möchten. Mit solchen Krücken werden wir das Gehen nicht erlernen! Und wenn unser Landmann rückwärts schaut, so wird er sich wohl trotz aller Irreführung durch unsere wackere elsäß-lothringische Presse darüber klar werden, daß es nicht gut möglich ist, daß die Rheinländer, von deren Streben nach Freiheit man früher so garnichts wußte, heute plötzlich sich als etwas Eigenes, nicht Allgemeindeutsches fühlen. Unser Artikelschreiber fürchtet den Rachedurst des deutschen Volkes wegen der an ihm begangenen Nationalitätsverletzungen. Was ist die Wühlarbeit der Franzosen im Rheinland anderes als eine weitere Nationalitätsverletzung? Mit diesem Schutzwall am Rheine ist es nichts. Aber einen anderen Gedanken möchten wir unserem Landmann nahelegen: Suchen wir nicht den Schlüssel zur Lösung der deutsch-französischen Krisis im Rheinland, sondern in Elsaß-Lothringen selbst! Schaffen wir eine wahrhaft neutrale Zone von der Schweiz übers Elsaß, Lothringen, Luxemburg, Belgien, Holland! Sind Elsaß und Lothringen zur Erfüllung solcher Friedensmissionen fähig, dann allein besteht die Möglichkeit, daß das deutsche Volk die Nationalitätsverletzung, die ihm auch im Elsaß und in Lothringen zugefügt ist, und an die der Artikelschreiber überhaupt nicht denkt, ohne Beeinträchtigung seiner Selbstachtung verschmerzen kann. Von einer solchen Lösung stehen wir heute freilich weiter entfernt denn je. Heuchelei und widerlicher Opportunismus herrschen in unserer Heimat. Nicht Klärung, sondern weitere Verwirrung geht auch von elsässischem und lothringischem Boden aus, und so drängt die Entwicklung zu einer Lösung, in der unser Volk den Anspruch auf eine Führerrolle verloren haben wird.

Rheinland — Elsaß-Lothringen. *)

Brief aus dem Elsaß.

An die Schriftleitung der Zeitschrift Elsaß-Lothringen
Straßburg, Anfang November.

Sehr geehrter Herr!

Sie wissen wohl gar nicht, wie intensiv die Diskussion in Elsaß-Lothringen um Sie und Ihre politischen Ziele geht. Allerdings geschieht alles aus Gründen, die ich Ihnen nicht auseinander zu setzen brauche, in aller Stille. Wenn ich heute mit einer Arbeit an Sie herantrete, so geschieht es, weil ich bestimmt hoffe, in Ihnen den mutigen Vorkämpfer für die Freiheit unserer Heimat vor mir zu haben. Leider muß ich aus naheliegenden Gründen darauf verzichten, unter meinem Namen, der sowieso im Elsaß viel zu viel genannt wird, zu schreiben, und ich stehe hiermit in der peinlichen Verlegenheit, meine Ausführungen durch Ihren Namen decken zu lassen.

*) Wir nehmen zu diesen Ausführungen in dem ersten Aufsatz dieses Heftes Stellung. Die Schriftleitung.

Am 22. November jährt sich der Tag, an dem die französischen Truppen in Straßburg eingezogen sind. Fünf Jahre genießen wir Elsaß-Lothringer die Befreiung. Es ist eine Zeitspanne, in der manchem von uns die Augen geöffnet worden sind für das, was Frankreichs letzte Ziele gewesen sind bei seinem Befreiungsakt, der es in der Welt zum völkerbefreienden Heros werden ließ, der aber nichts weiter gewesen ist, als der erste Schritt zur Gewinnung der militärischen und wirtschaftlichen Vormachtstellung auf dem europäischen Festlande. Die Erfahrungen dieses haben Jahrzehnte, die wir am eigenen Leibe machen mußten über die Wirksamkeit der Nationalblockkammer und ihrer Regierung, die Gefahren internationaler Verwirrung und Verwicklungen, vor die uns die Regierung Poincaré so augenfällig gestellt hat durch ihre negative Methode, Deutschland „zur Zahlung zu zwingen“, das steigende Rachedürfnis des durch unsere Regierungen ins Tiefste getroffenen deutschen Volkes machen uns reden. Ich rede als Elsässer und Nur-Elsässer. Ich rede als überzeugter Katholik. Ich beanspruche gewiß nicht, im Namen des Volkes zu reden; denn ich schneide im Folgenden ein Kapitel an

das m. W. noch nie erörtert worden ist innerhalb unserer Öffentlichkeit oder doch nur andeutungsweise gestreift wurde durch einen Teil unserer Presse, als sie (ein einziger Fall ist mir zu Gesicht gekommen) warnte vor der Gefahr der französischen Rheinlandpläne. Es gehört mit zu den typischen Erscheinungen in unseren befreiten Provinzen, daß ich heute zur öffentlichen Erörterung einer vitalen Frage unseres Landes und unseres Volkes den Weg einschlagen muß, der nach Berlin führt. Es hat dies einen gewissen unangenehmen Nebengeschmack; aber wo in aller Welt würde unserer sorgenvollen Stimmung das Wort vergönnt? Nicht einmal die neutralen Basler Blätter wagen, die unverblühte Wahrheit über uns zu veröffentlichen.

Je tiefer die Welt in dem Sumpf von Haß und Gewalttat versinkt, je näher die Gefahren eines neuen Krieges heraufsteigen, desto angstvoller und sorgenschwerer sehen wir uns im Grenzlande um nach endlicher Rettung und Beruhigung. Es geht das Wort um von der Neutralität unseres Landes; das Volk sagt unter sich „fer sich sen“; aber kein Mensch kann sich so recht eine klare Vorstellung machen über das, was das in der Praxis bedeuten soll. Das Eine allerdings geht unzweideutig aus der Diskussion über dieses Wort hervor: das elsäß-lothringische Volk weiß sich heute weniger erlöst als je zuvor. Wie auch sollte es? Die Sprache wird dem Volk systematisch geraubt durch die barbarische Art der neuen Schule und ihrer Methode; unsere Kirche wird verleugnet von denen, die als Musterfranzosen importiert worden sind; ein öffentliches Aergernis bilden vielerorts die Zugewanderten, die als Erzieher der Jugend einen Lebenswandel führen, der an Sodoma erinnert; überall stehen unsere Landeskinder im Hintertreffen, da die gehobenen Stellen im öffentlichen Leben fast ausnahmslos für die Innerfranzosen reserviert sind, die dazu noch Kolonialzulagen empfangen von unseren Steuergroschen; die Knebelung der öffentlichen Meinung ist so weit getrieben, daß man als ehrlicher Elsässer immer mit einem Fuße in Cayenne steht; die Land- und Forstwirtschaft hat in den Jahren seit Waffenstillstand Rückschritte gemacht, daß wir nicht an den guten Willen Frankreichs glauben können, unsere Wirtschaft zu fördern; die Industrie erlebt vorübergehende Hochkonjunktur, (sofern sie nicht unbedingt auf Ruhrkohle angewiesen ist wie in Lothringen), die nur allzusehr an die glühenden Wangen des Schwindsüchtigen erinnert. Und so könnte man weiter aufzählen. Tief berühren uns vor allem die Fragen, die um die unvermeidliche Trennung von Kirche und Staat gehen. Unsere religiösen und kulturellen Bräuche sind uns von den höchsten Würdenträgern Frankreichs versprochen worden, aber das Halten der Versprechungen steht bei solchen, die den Willen dazu garnicht haben. Dann aber steht vor uns die Angst vor dem nächsten unvermeidlichen Kriege, der notwendigen gewaltsamen Auseinandersetzung zwischen dem materialistischen Westen und den idealen Kräften, die aus dem Osten strömen. Wir im Grenzlande empfinden jeden Stoß mit erster heftigster Intensität, wenn es sich um die Austragung der deutsch-französischen Differenzprobleme handelt. Es ist so, als säßen wir dauernd auf einem Vulkan. Wie ein Alldruck lastet die Angst vor der Katastrophe auf uns. Kein Wunder, wenn wir uns — das sind alle unseres Volkes ohne Unterschied — nach Rettung umsehen.

Und die Rettung scheint mir in der Entwicklung gewiesen zu sein, die die rheinische Frage heute durchzumachen sich anschickt. Kein Mensch wird leugnen wollen, daß das Elsaß nicht auch einbegriffen werden müßte in den gewaltigen Problemkomplex des Rheins. Von Frankreichs gewaltigsten Wortführern wird ja gerade von Straßburg aus, der Stadt am Rhein, der Genius des Rheins verkündet. Sei es! Wir sehen unsere kulturelle und völkische Rettung nur in der Lösung der Rheinfrage im französischen Sinne, wenn wir auch als Teilproblem hineinbezogen würden in die gewaltige Summe der zu lösenden Aufgaben.

Frankreich leugnet offiziell, daß es mit den Separatisten am Rhein in Verbindung steht; die Linksblätter Elsaß-Lothringens leugnen, daß es überhaupt eine rheinische Frage gebe. Die offen zu Tage liegenden Tatsachen werden beiden den Mund verschließen müssen. Es gibt ein Rheinproblem. Und das besteht darin, daß am Rhein entlang, d. h. auf seinem linken Ufer ein Schutzwall errichtet werden muß, der von der Nordsee bis zu den Alpen reicht, vielleicht bis zum Mittelmeer, damit auf ewige Zeiten (was man bei den Völkern so „ewig“ nennt) die beiden Todeinde Frankreich und Deutschland von einander getrennt seien. Und zwar durch den Rhein. „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein“, auf der einen Seite, „Le Rhin français“ auf der anderen. Beides ein Programm. Beide Kampftruf, Signal zur gewaltsamen Austragung vermeintlicher kollidierender Lebensinteressen. Und dazwischen wir Elsaß-Lothringer als Ambos, auf den die ersten furchtbarsten Schläge niedersausen werden. Nein, ehe das über uns kommt, muß der einzige Weg der Rettung gegangen werden. Das Rheinland ist daran, sich seine Unabhängigkeit

zu erkämpfen, mit der uneingestanden Hilfe Frankreichs und Belgiens. Wir hoffen auf den vollen Erfolg. Dann wird bei uns der Gedanke zum Anschluß an diesen neuen, neutralen Staat ganz von selbst wach werden. Und der Anschluß muß naturnotwendig kommen. Wenn das alte Lotharingische Reich aufs neue erstehen soll, wenn der erwähnte Schutzwall zwischen den ewigen Feinden errichtet werden soll, dann darf keine Lücke darin klaffen, durch die sich jede der beiden Mächte auf die andere werfen könnte.

Mit der Schaffung dieses Staates wäre aber auch der katholische Staat geschaffen, in dessen Rahmen wir im überwiegend katholischen Elsaß endlich zu unsern vollen Rechten kommen würden, in dem wir Elsaß-Lothringer nicht um die Aufhebung des Konkordats zu zittern brauchten wie heute. Aber auch die Andersgläubigen werden sich mit dieser Lösung gerne einverstanden erklären. Aus dem Innern Frankreichs kann der protestantische Baum des Elsaß keine Nahrung gewinnen. Der Protestantismus, die deutsche Form christlichen Lebens, ist auf den deutschen Protestantismus angewiesen. Dort fließen die Quellen des Luthertums. Die calvinistische Form der protestantischen Kirche verschwindet ja neben der lutherischen im Elsaß. Und die Quellen sind natürlich leichter zugänglich auf dem Wege über das deutsche Rheinland. Heute vegetiert der Protestantismus nur noch, weil er eben abgeschnitten ist von seinem natürlichen Mutterboden. Die Eingliederung in den freien Rheinstaat, der an sich naturgemäß deutsch wäre, (es kann wohl niemand verlangen, daß wir die These von der keltischen oder gallischen Abstammung der Rheinländer unterschreiben) bedeutete aber für uns vor allen Dingen eine ungeheure Stärkung der bedrohten deutschen Kulturgüter (- Sprache!) , die uns sonst bei längerem Verzug einer Lösung bestimmt verloren gehen würden, dank der konsequenten Unterdrückung durch die jetzigen Gewalthaber, die die deutsche Muttersprache in der Schule, im öffentlichen Leben, vor Gericht, brutal unterdrücken. So hoffen wir auf die Rheinländer als auf die Schrittmacher auf der Bahn zu unserer Befreiung.

Mit der Schaffung des Rheinstaates aber wäre Frankreichs Stellung am Rhein dahin. Was würde das bedeuten? Nichts anderes als die Befriedigung Europas auf lange Sicht.

Frankreich hat am 22. November 1918 seinen Fuß an den Rhein gesetzt, eben im Elsaß. Damit ist der nationale Gegensatz zwischen Frankreich und Deutschland nicht etwa aus der Welt geschafft worden, nein, er hat nur sein zweigesichtiges Haupt gedreht, und Frankreich hat doch heute, genau genommen, an seiner Ostgrenze eine deutsche Irredenta Frankreich leugnet aus begreiflichen Gründen heute nationale Gegensätze zu Deutschland. Alle Differenzen rührten nur her von den unerfüllten Reparationsverpflichtungen. Nach dem, was wir in fünf Jahren beobachtet haben, ist das eine Phrase. Wenn Gegensätze auf Grund der Reparationsabotierung durch Deutschland bestehen, dann trägt Frankreich mindestens gerade so viel Schuld als Deutschland. Wer will die „Majestät der Ruinen“ erhalten wissen? Nicht etwa Frankreich? — Wir wollen aber darauf nicht eingehen, wollen nur sagen, daß nationale Gegensätze gefährlich bleiben, selbst wenn der jeweils mächtigere Staat sie leugnet oder sie hinter eine Kulisse stellt. Nur eine neutrale Republik am Rhein mit Einschluß Elsaß-Lothringens ist imstande, diese Gegensätze zu beseitigen. Warum ist denn Deutschland heute so rachedurstig? Weil seine Nationalität an sechs Stellen des ehemaligen Reiches verletzt worden ist. Es ist erst heute so recht gefährlich geworden, daß der Krieg zur Sammlung der Nationen, zur Befreiung unterdrückter Minderheiten etc. geführt worden sein soll, wo fast jeder der Siegerstaaten eine Irredenta in sich schließt.

Ich muß noch präziser werden. Die Vormachtstellung Frankreichs steht und fällt mit dem Besitz von Elsaß-Lothringen. Frankreichs Kriegsziel ist gewesen: Hegemonie auf dem europäischen Festlande. Dieses Ziel ist noch nicht vollkommen erreicht. Dieses Ziel ist aber nie von Frankreich aus in Worte gekleidet worden. Nur das Eine hörte die Welt: es geht um die Befreiung des geraubten und vergewaltigten Elsaß-Lothringens. Nun Frankreich seinen Fuß an den Rhein gesetzt hat, in eben diesem Elsaß, wird es durch das Bewußtsein, den deutschen Nationalstaat tief verletzt zu haben, zu dieser unsäglich gefähr- und leidensvollen imperialistischen Politik zwangsläufig getrieben, die wir heute in Europa sich auswirken sehen. Frankreich weiß genau, daß Elsaß-Lothringen zu fünf Sechsteln deutsches Land und Volk ist. Es weiß, daß der deutsche Nationalstaat nie und nimmer auf dieses deutsche Land verzichten wird, wengleich er im Augenblick seiner größten Ohnmacht zum zweiten Male in der Geschichte zugunsten des mächtigeren Nachbarn darauf verzichtet hat, um seinen Besitz auch nur zu feilschen. Daraus folgt aber zwangsläufig, daß Frankreich sich gezwungen sieht, das Land am Rhein nicht nur im Süden, sondern auch im Norden zu beherrschen.

Deshalb auch seine Saarpolitik, seine nun offen aufgedeckten Karten im Spiel um die Pfalz, seine Loslösungsbestrebungen in der Rheinprovinz, in denen die namhaftesten Persönlichkeiten Frankreichs die Hand im Spiele hatten. Aus diesen Gründen aber auch erklären sich die Bestrebungen Frankreichs, Deutschland dauernd zu schwächen durch die Ergriffung des „Ruhrpfandes.“ Es ist selbst für einen Laien auf dem Gebiete der Geschichte mehr als verwegen, zu behaupten, daß Frankreich zu seinem Vorgehen gegen Deutschland gezwungen wäre aus Furcht, in seinen Friedensbestrebungen durch das kriegerische Deutschland gestört zu werden. Immer seit es Geschichte gibt, war es Deutschland, das sich in der Zwangslage befand, sobald Frankreich mächtiger war, seine Freiheit zu erkämpfen, die Frankreich ständig bedroht hatte. — Wenn wir aus diesen Erwägungen heraus die Neutralisierung nicht nur des Rheinlandes, sondern vor allem — und das ist eben das Wichtigste — des Elsaß fordern, dann hoffen wir bei denen, denen der europäische Friede höher geht als glanzvolle Repräsentationen und Ordensverleihungen, auf volles Verständnis zu stoßen. Die benannte Lösung des elsäß-lothringischen Problems würde ja die ganze europäische Wirris vereinfachen und entwirren. Die Frage von Danzig und dem unglückseligen Korridor, die von Oberschlesien und dem Saarland, die von Eupen und die dänischen Grenzfragen, sie alle würden eine selbstverständliche Lösung erfahren können, wenn das Fundamentalproblem Elsaß-Lothringen gelöst wäre. Denn in dem Augenblick, in dem sich Frankreich und Deutschland durch eine Neutralisierung unseres Grenzlandes verständigen und aussöhnen würden auf dem Gebiete des Nationalkampfes, in dem Augenblicke schwände für Frankreich jede Notwendigkeit der polnischen Politik, die ja doch nur den Zweck hat, Deutschland im Osten zu beschäftigen und zu bedrohen, damit es selber umso leichter seine eigenen imperialistischen Rheinlandpläne verwirklichen kann.

Es geht um den Frieden in Europa. Der Friede ist gefährdet durch den wahnsinnigen Friedensvertrag von Versailles, der an dem Punkte gerade, wo es am zwingendsten war, eine Volksentscheidung ausgeschaltet hatte, nämlich in Elsaß-Lothringen. Frankreich hatte bisher Gelegenheit genug, sich von den Schwierigkeiten zu überzeugen, die ihm Elsaß-Lothringen bereitet. Die Gefahren für den inneren Frieden sind heute dem gewöhnlichen Manne aus dem Volke noch nicht erkennbar. Aber diese Gefahren werden wachsen und könnten am Tage der Trennung von Kirche und Staat akut werden. Wenn Frankreich Ohren hat, dann kann es zuweilen hören, woher bei uns der Wind weht. Um Frankreich den Frieden zu erhalten, unser Land vor inneren Auseinandersetzungen zu bewahren und um Europa zum Frieden zu verhelfen, drängt sich einfach die besprochene Lösung der Rheinfragen auf. Noch ist es Zeit dazu. Nie und nimmermehr darf Elsaß-Lothringen Kriegsursache werden, wie es sie im

letzten Kriege gewesen ist. Es könnte nochmals mittelbar Kriegsursache werden. Wir haben gesehen, daß Frankreich zwangsläufig an den unteren Rhein geführt wird allein durch den Besitz Elsaß-Lothringens. Die französische Rheingrenze (nicht die neutrale!) würde Belgien vollkommen abschneiden vom übrigen Europa und würde es in seine vollständige Hörigkeit zwingen. Daraus aber entspringt eine verstärkte Gefahr für England. Wenn wir die Konzentration der französischen Luftflotte im Norden, die Installierung schwerster Artillerie am Kanal mit in Rechnung stellen, dann eröffnen sich Perspektiven von ungeheurer Tragweite. Und dabei spielt Elsaß-Lothringen wieder die Rolle des Fundamentalübels. Ich meine, daß es auch, abgesehen von der Hegemoniestellung Frankreichs in Europa, im Interesse Englands läge, dieses Uebel, diese Krebsstelle am europäischen Leib, Elsaß-Lothringen, ausbrennen zu helfen. Weiter aber dürften die sogenannten neutralen Staaten, die unmittelbar mit einbezogen sind in den Komplex der Rheinfragen, alles Interesse daran haben, Frankreich, das in seiner expansiven politischen Führung gerade in diesen Tagen wieder der Schweiz zu fühlen gab, wie leichten Herzens es sich über die kleineren und schwächeren Völker und deren Wünsche hinweg zu setzen vermag, auszuschalten aus den rheinischen Fragen, zurückzudrängen vom Rhein. Frankreich am Rhein, das geht wohl deutlich genug aus vorstehendem hervor, bedeutet eine ewige Kriegsgefahr für Deutschland; Deutschland im Elsaß aber ist nicht weniger eine akute Gefahr für den europäischen Frieden. Wir haben es ja erlebt, wie intensiv die französische Weltbewegung geführt war mit dem elsäß-lothringischen Motiv, und wie endlich der Sturm loßbrach zur „Befreiung“ der „geraubten Provinzen“, wie die gesamte Welt in ehrlicher Ueberzeugung (1870 war es noch anders in England!) für die französische These eingetreten ist zur Erlösung der französischen Irredenta an seiner Ostgrenze.

Deshalb, weil durch das Zerrbild einer elsäß-lothringischen Frage, die das Verhältnis Deutschland-Frankreich niemals zur Klärung kommen lassen kann, weil dadurch der europäische Friede gefährdet bleibt, deshalb fordere ich die Aufnahme Elsaß-Lothringens in den zukünftigen Rheinstaat. Von dem Augenblicke an beginnt die Befriedigung Europas. Selbst die Donaupläne und -Wünsche Frankreichs müssen dann unter den Tisch fallen.

Es geht um die Rettung unseres Kulturlebens, das deutscher Art ist und bleiben soll, es geht weiter um den Frieden. Ich habe Vorstehendes geschrieben aus ehrlicher Ueberzeugung, daß das angeschnittene Thema weitergesponnen werde, und daß es dazu beitrage, die Frage über Elsaß-Lothringen als internationales Problem zur Lösung führen zu helfen, in einem Sinne, der unseren und den Allgemeininteressen entspreche — „und sollten die Weischen darob des Teufels werden“.

Der elsässische Lehrer und sein Volkstum.

Von Bernhard Frey.

(Schluß)

Nach dem Novembereinmarsch stürzten sich die Franzosen auf das elsässische Schulwesen mit einer Hast und einer Zähigkeit, die nur wenige Bewohner des Landes erwartet hatten. Den Beginn der weitausholenden und anscheinend wohl überlegten Zerstörung der deutschen Einrichtungen machte die Schließung der Straßburger Hochschule; die schmachvollen Begleitumstände der Austreibung der Professoren werden immer ein Schandfleck für den französischen Namen bleiben. Die Lehrkörper der höheren Schulen, die bis zu einem starken Prozentsatz mit Altdeutschen durchsetzt waren, wurden ebenfalls im Handumdrehen „gesäubert“. Bei den Volksschulen wurde in einem etwas langsameren Zeitmaß verfahren; doch mußten auch hier vor allen Dingen die meisten Schulinspektoren, soweit sie nicht freiwillig nach Deutschland abwanderten, über die Klinge springen. Der größte Teil der Lehrer und Lehrerinnen, die, wie bereits ausgeführt, auch alteingesessener Abstammung waren, wurde übernommen, wobei es freilich nicht ohne die üblichen Ketzengerichte, Vorladungen vor die „commissions de triage“, Strafversetzungen und Absetzungen abging.

Die Ausmerzung der deutschen Bestandteile des Schulwesens brachte den luftleeren Raum zustande, in den hinein sich nun die Woge der französischen Zuwanderung ergoß. Wie üblich, waren auch diesmal die Einheimischen in der Rolle des Hündleins, das mit den Brosamen abgespeist wird, die vom Tische der Herren fallen. Die Franzosen bemächtigten sich aller leitenden Stellungen, und wo früher fünf deutsche Herren gesessen hatten, machten sich nun deren zehn Franzosen breit, die außerdem von der ganzen Sache nur das eine gründlich verstanden, nämlich, daß sie gekommen waren, das wiedergefundene elsässische Kind an die Mutterlaute der eigentlichen „mère patrie“ zu gewöhnen. Es ist für die heutigen Franzosen ein unerträglicher Gedanke, daß fernerhin am Rhein Leute sitzen, die der großen germanischen Sprachgemeinschaft angehören; sie werden des Besitzes nicht froh, so lange die deutsche Zunge an Ill und Saar erklingt, und ihr angstgepeinigtes Gewissen, das ihnen Tag und Nacht den hundertfach verdienten Rachekrieg von Seiten des mit Füßen getretenen Deutschland vor-spiegelt, feuert sie an, die Zeit auszunutzen und das Elsaß so rasch als möglich in die Sprachenfamilie des

Romanentums hineinzuzwingen. Damit ist die Aufgabe der heutigen Schule in Elsaß-Lothringen gegeben; sie besteht einzig und allein darin, die germanische Muttersprache zu verdrängen und an ihre Stelle die französische Umgangssprache zu setzen. Das Ganze käme etwa darauf hinaus, einem gesunden Menschen seine Gliedmaßen abzuschneiden und ihm dafür ein paar künstlich gearbeitete Ersatzteile anzuschallen. Dieses widernatürliche Unterfangen wäre von vornherein aussichtslos, wenn das elsässische Volk eine noch völlig einheitliche Sprachgemeinschaft darstellte; wenn also eine Oberschicht, eine Oberklasse vorhanden wäre, deren Kulturbesitz aus der deutschen Geisteswelt entstammt und die darum sich schützend vor das eigene Volkstum stellte. Ein Volk, dessen Ober- und Unterschichten in diesem Punkte nicht auseinanderklaffen, ist gefeit gegen jeden Versuch, ihm eine andersgeartete Sprache aufzuzwingen. Nun liegen die Dinge im Elsaß so, daß die städtischen Oberschichten ihrem Volkstum bereits seit etwa drei Geschlechtern abtrünnig geworden sind; sie sind darum die Schrittmacher der Franzosen und die eigentlichen Verführer und Verderber der breiten Volksschichten. Die Hauptgefahr für das Elsaß kommt nicht aus Paris, sie kommt vielmehr aus dem Lager des Großbürgertums in den Städten. Es ist immer so gewesen, daß die kulturelle Einstellung der Oberschichten richtunggebend und bestimmend wirkt, indem sie jeden Angehörigen der unteren Schichten, der aufsteigen will, zwingt, die oben geltenden Formen nachzuahmen und anzunehmen. Sind diese Unterschichten zudem von germanischer Herkunft, so sind sie doppelt gefährdet, weil es seit dem dreißigjährigen Krieg eine einheitliche, alle Volkskreise in ihren Bann zwingende germanische Kultur nicht mehr gibt. Daraus erklärt sich ja auch, daß man aus dem Rohstoff der deutschen Menschenmassen verhältnismäßig leicht Angelsachsen oder Romanen machen kann, beides Völker mit fertigen, übersichtlichen und deutlich greifbaren Kulturformen.

Halten wir also zunächst fest, daß die breiten Massen in Elsaß und Lothringen durch die Ereignisse von 1918 in den Kulturschatten der eigenen Oberschicht geraten sind, so wird uns angesichts des Bündnisses dieses Bürgertums mit den Pariser Machthabern die schwierige Stellung aller derjenigen elsässischen Kreise klar, die aus irgend einem Grunde entschlossen sind, an ihrer eigenen Wesensart festzuhalten. Solange nicht die breiten Volksschichten die Führerschaft der Oberklassen bewußt ablehnen und ihre eigenen Führer erzeugen, werden sie immer im Schlepptau der verwelschten Volksgenossen auf die Gestaltung ihrer Zukunft einflußlos sein. Man muß sich diese Machtverteilung im heutigen Elsaß vor Augen halten, um die gegenwärtige Haltung der elsässischen Lehrerschaft zu verstehen. Das im November 1918 sichtbare Elsaß hat die Rückkehr zu Frankreich bejaht; darüber hinaus hat die Oberschicht bewußt das Programm der Verwelschung auf den Schild erhoben; eine kraftvolle und politisch gewichtige Gegenströmung hat sich noch nicht durchsetzen können, die öffentliche Meinung ist scheinbar noch vollständig im Banne der ursprünglichen gefährlichen Formel: wir wollen Franzosen sein und dabei bleiben, was wir waren, nämlich gute Elsässer. Daß diese zwei Dinge grundsätzlich gar nicht möglich sind im heutigen Frankreich, das wollen unsere Landsleute als ihren Grundirrtum natürlich nicht eingestehen. Der Franzose sagt nämlich sehr richtig: wenn ihr Franzosen sein wollt, so müßt ihr es ganz sein, ohne Vorbehalt, ohne den Versuch, am germa-

nischen Wesen irgendwie festzuhalten. Solange das Elsaß dieses seiltänzerische Kunststück [durchführen] will, sich selber treu sein und den Franzosen ein Wohlgefallen, wird es sich eben über die Sachlage hinwegtäuschen und Schritt für Schritt auf seiner eigenen Stellung gedrängt werden. Mit Halbheiten und Widersprüchen läßt sich nun einmal kein Schicksal meistern. Der elsässische Lehrer wird solange willenloser Knecht fremder Machthaber sein, als er schutzlos von seinem eigenen Volke verlassen dasteht und im Solde eines fremden Gedankens frondet. Am Wetterglas der öffentlichen Meinung wird man darum jederzeit ablesen können, wie weit der elsässische Lehrer zu gebrauchen sein wird, das väterliche Gut seines Volkes zu ehren und zu mehren.

Die Franzosen haben eine ganz gewaltige Menge von Lehrern und Lehrerinnen aus dem Innern herangeschleppt, ihnen die besten Stellen gegeben, sie mit reichlichen Kolonialzulagen ausgestattet, ihren Vereinen die Sonne des behördlichen Wohlwollens gespendet und die elsässische Lehrerschaft ins Hintertreffen gedrückt. Die einzelnen Erscheinungen dieser ganzen Bewegung in geschichtlicher Reihenfolge aufzuzählen und zu würdigen, wäre ungemein lehrreich und reizvoll; wir müssen es uns im Rahmen dieses Aufsatzes versagen. Die elsässische Lehrerschaft trieb dieser Politik der Zurücksetzung gegenüber ein nicht sehr durchsichtiges Spiel, über dessen Taktik und Ziel wir uns hier nicht in belehrendem Ton äußern möchten. Da sie, was die Grundrechte der Schule und der Sprache anbelangt, wie eben kurz ausgeführt, von der sichtbaren politisch wirksamen öffentlichen Meinung im Elsaß im Augenblick keine Bundesgenossenschaft zu erwarten haben, so haben sie hier im Gefühl der eigenen Schwäche kampflös das Feld geräumt und sich den Wünschen der französischen Schulaufsicht so gut als möglich gefügig erwiesen. Das war vielleicht nicht sehr heldenhaft, aber man darf ihnen deswegen keine Vorwürfe machen. Zäher und kraftvoller haben sie um die Erhaltung ihrer eigenen Rechte gestritten; so gut als es die Achtung vor einer hohen Obrigkeit einem elsässischen Gemüte überhaupt gestattet, haben sie sich gegen die Ungerechtigkeit ihrer Zurücksetzung gewehrt und scheinen auch erreicht zu haben, daß ihnen die welschen Kollegen jetzt nicht mehr allzu sehr vorgezogen werden. Freilich kann man sich wohl eines Lächelns nicht erwehren, wenn man die krampfhaften Bemühungen sieht, dieser ganzen Kampfstellung das im Elsaß beliebte „loyale“ Mäntelchen umzuhängen, und die Forderungen des Rechts mit verlogenen patriotischen Redewendungen zu verbrämen. Es ist ja wohl begreiflich, daß die Ergebenheitstelegramme an irgend einen Herrn Millerand oder Poincaré schwülstiger und geschminkter sein müssen, als es vor Jahren die kurzen Pflichttelegramme an den deutschen Kaiser zu sein brauchten. Der französische Magen ist in dieser Beziehung anspruchsvoller und stärkerer Gewürze bedürftig. Ob freilich nach dieser Richtung nicht zu weilen des Guten etwas zuviel getan wird, darf immerhin gesagt werden. Auch die braven elsässischen Lehrer versprechen sich viel von der sonst in ihrem Land beliebten Taktik, den Franzosen eine gute Gesinnung anzupreisen und dafür als Erkenntlichkeit freundliche Gegengeschenke zu erwarten. Gute Kenner der Franzosen würden vielleicht umgekehrt verfahren und jene zu Geschenken veranlassen dadurch, daß sie mit der Versicherung ihrer Bravheit sehr sparsam umgehen. In dieser Beziehung sind eben unsere Landsleute viel deutscher, als sie selbst es ahnen. Zu

deutscher Zeit haben wenigstens die schlaun Notabeln diese Kunst ausgezeichnet verstanden, sich beschenken zu lassen und nichts dafür zu bieten.

Die Verwelschung des Lehrkörpers nimmt inzwischen ungehemmt ihren Fortgang. Man muß wirklich staunen über die echtdeutsche Geduld und lammfromme Langmut, mit der sich das elsässische Volk die Ueberschwemmung seiner Schule mit Innerfranzosen gefallen läßt. Es ist Tatsache, daß der einzige einigermaßen beachtliche Widerstand gegen diese Erstickung der elsässischen Schule von Seiten der katholischen Geistlichkeit ausgeht, von der man vielleicht am wenigsten erwartet hätte, daß sie geneigt wäre, in einen Gegensatz zur neuen Herrschaft einzutreten. Die Politik dieser elsässischen Landgeistlichkeit nach der deutschen Niederlage war gewiß klug und wohl ausgesonnen; sie hatte aber den Fehler, daß sie durch zu viel Entgegenkommen die sonst wohlbefestigte Stellung voreilig erschütterte. Es wäre genug gewesen, den Franzosen den kleinen Finger anstatt der ganzen Hand zu geben; dann wäre man heute nicht in diese hoffnungslose Verteidigungsstellung gedrängt, aus der man sich nicht heraustrennen kann, weil man den Deutschen drüben die Freude über seinen Hereinfall nicht gönnt. Zwar hat man inzwischen erkannt, daß die Bedrohung der elsässischen Schule und Sprache an den innersten Lebensnerv des kirchlichen Körpers rührt, und hier hört natürlich die Freundschaft auf. Man sieht sich genötigt, dem allzustürmischen Drängen der Verwelschungseiferer entgegenzutreten, nicht um des Volkstums an sich willen, sondern weil es Voraussetzung für ein gesundes kirchliches Leben ist. So ergibt sich heute das seltsame Schauspiel, daß die Geistlichkeit zu natürlichen Schutzherren der elsässischen Lehrerschaft wird, zu der sie von Alters her aus Ursachen, die auf einem ganz anderen Gebiete liegen, in keinem sehr guten Verhältnis stand. Es mag der elsässischen Lehrerschaft, die, wie in überwiegend katholischen Ländern meist zu beobachten ist, zur Geistlichkeit in einem gewissen Gegensatz steht, nicht ganz leicht fallen, die alte gefühlsmäßige Einstellung heute auszuschalten und Anschluß zu suchen dort, wo sie ihn bis jetzt am wenigsten zu finden gewohnt war. Alte Ideale und Programmsätze müßten da überprüft und vielleicht geopfert werden; das wäre im Hinblick auf das erstrebenswerte Ziel, Herr im eigenen Hause zu bleiben und die radikale Zungenoperation unausführbar zu machen, immerhin ein lohnendes Opfer. Finden sich elsässische Lehrerschaft und elsässische Geistlichkeit nicht auf gemeinsamem Boden zusammen, so werden sie einzeln überwunden und besiegt werden, zunächst die Lehrer, später die Kirche. Die einfache Formel der elsässischen Selbstbehauptung lautet eben immer und überall: seid einig und gestattet eurer linken Hand nicht, daß sie die Rechte abschneide.

Ein beliebtes Mittel der Franzosen ist die Verpflanzung der jungen Lehrer nach Innerfrankreich; auch die älteren bemoosten Häupter werden nicht davon verschont, für mehrere Monate oder selbst für ein Jahr nach irgend einem französischen Provinzneste verbannt zu werden, um dort die nötige Weihe und Reife zu empfangen, zu Hause den Scharfrichter des eigenen Volkes spielen zu können. Es liegt eine grausame Ironie darin, daß die Lehrer, die sich beim

deutschen Zusammenbruch angstbeidend an ihre eigene Scholle geklammert hatten, heute wie flüchtige Hasen aufgescheucht und in Gegenden verschickt werden, mit denen sie entschieden weniger gemein haben als mit Pommern oder Oberbayern. Dagegen ist der einzelne Lehrer ja natürlich machtlos; daß sich das elsässische Volk das im ganzen gefallen läßt, ist ein untrüglicher Beweis seiner echten deutschen Abstammung. So gutmütig und entsagungsfähig sind eben letzten Endes doch nur Deutsche; jedes andere Volk würde sich solche Kolonialmethoden entschieden verbitten. Und die Elsässer könnten doch ihre Stimme erheben, sie besäßen das Ohr der Welt, wenn sie nur wollten. Sie tun es nicht, weil sie die Gefangenen vom November 1918 sind, weil sie es nicht über sich bringen, ihren törichten Ueberschwang zu bekennen und zu widerrufen, um nicht etwa dem großen deutschen Bruder eine Genugtuung zu bereiten. In eigene Fessel verstrickt, können sie ihre Kräfte nicht entfalten und müssen sich damit begnügen, durch einen listenreichen und verschlagenen Kleinkrieg das schlimmste abzuwehren. Das eben ist der Fluch der bösen Tat, daß sie fortzuegend Böses muß gebären.

Aus den dargelegten Ausführungen über die Lage der heutigen Lehrerschaft im Elsaß läßt sich der Schluß ziehen, daß man auf die Kraft und den Willen dieser Gruppe keine allzugroßen Hoffnungen setzen darf hinsichtlich des Widerstandes, der aus dem Elsaß heraus den Verwelschungsplänen entgegengesetzt werden kann. In dem großen Schachspiel bedeuten die elsässischen Lehrer leider außerordentlich wenig, und mit einer Entfaltung einer aus eigenen Tiefen stammenden Willensrichtung darf man bei ihnen in absehbarer Zeit kaum rechnen. Sie als die unmittelbar Beteiligten können dem Rad der Entwicklung nur dann hemmend in die Speichen fallen, wenn sie auf dem Boden eines politisch bedeutungsvollen Volkswillens fußen und Rückhalt gewinnen in der Einheitsfront ihrer Landsleute, die nicht länger gewillt sind, auf ihrem Rücken den Ausdehnungsdrang des romanischen Volkstums austoben zu lassen. Es sprechen Anzeichen dafür, daß das Elsaß den Abgrund erkennt, in den seine tausendjährige Vergangenheit hineingestoßen werden soll, und daß es doch noch im letzten Augenblicke sich gegen die ihm angedrohte Vernichtung aufbäumt. Dieser Vorgang der elsässischen Selbstbehauptung ist von einer Tragweite, deren Bedeutung weit über die Grenzen von Elsaß und Deutsch-Lothringen hinausgeht. Wir können von unserem Beobachtungsstandpunkte aus diese Entwicklung nicht irgendwie beeinflussen und sind davon überzeugt, daß nur das Elsaß aus sich heraus die Kräfte entwickeln kann, die ihm zu seinem Selbstschutze frommen. Wir können nur hoffen, daß starke unverbrauchte Kräfte im Schoße des ungebrochenen Volkstums schlummern, die unter dem Druck der Fremden zum Bewußtsein erweckt werden. Wenn diese verborgenen Quellen einmal aufspringen, dann wird auch der elsässische Lehrer aus der Erschlaffung der Gegenwart herauskommen und sich darauf besinnen, daß seine edelste und vornehmste Aufgabe darin besteht, Pfleger und Gärtner aller der Güter zu sein, die seinem Volke erb- und eigentümlich sind und ihm das Weiterbestehen als Volk am Rhein sichern.

Straßburg.

Ewig unverloren,
Täglich neugeboren
Bist du mir, Heim an der Ill.
In der Seele wird es still,
Wenn mit der Erin'nung Glanz
Füllest du mein Inn'res ganz.
Nie vergeß ich dein,
Halt dich fest, bleibst mein.
Täglich neugeboren,
Ewig unverloren.

Soeben ist im Verlag Greiner & Pflaffer,*) Stuttgart „Erinnerungsland“ von Marie Hart erschienen. Wir entnehmen dieser Sammlung die nachstehende Erzählung, die allen unseren Lesern Kunde davon geben wird, welch köstliches Weihnachtsgeschenk uns Elsässern und Lothringern zuteil geworden ist.

Durich drei Johrhundert.

Von Marie Hart.

In d'r zweite Häleft vum achtzehnte Johrhundert, noch unter d'r Herrschaft vum Landgraf vum Hesse-Darmstadt, het's in Dachswiller e Famili Held un e Famili Schwenker genn, die sin jede Sunndaa mitnander spaziere gange. Verwandt sin se nit g'sin, awer guet Friend mitnander, un au ihri Lewestellung han sich in e su wit gegliche, as se beidi Zuetritt zue den allerhöchste Herrschafte han g'het un zue de Honoratiore gezählt han.

D'r Held isch Dokt'r, word manichmol ins Schloß geruefe un verschreibt meischt „eine Latwerge für *Serenissima*“, wenn höchstderoselben Verdauung nit in Ordnung isch. D'r Schwenker isch Beamter vum d'r landgräfliche Verwaltung, wohnt im „Hüs vum de hoche Herre“, isch einmol im Jahr im Schloß zuer e Gaschtere ingelade un word au sunsch manichmol dort empfangen. Drum sin sen Arischtokrate vum Kopf ze Fueß, un b'sunders d'r Schwenker kann gar nit genue über „das gemeine Pack“ un de „Pöbel“ krische, wie sich in d'r letzte Zit manichmol erfrecht, ze reklamiere. — Als gueti Dachswiller Honoratiore redde se nämlich hochditsch. D'r elsässisch Dialekt isch zelemols nuer for de „Pöbel“ gewenn. — D'r Dokt'r nemmt dies Pack als ehnder in Schutz.

„Weißt Du, Schwenker, ich sehe in meiner Praxis viel Unglück und auch viel Unrecht. Da nimmt's einen nicht wunder, wenn die Leute jetzt aufbegehren und immer unzufriedener werden.“

„Niederschlagen sollte man die Kerle alle miteinander!“ saat noo d'r Schwenker un fuchelt mit sim Stock.

Jede Sunndaa, wann se gravitatisch spaziere gehn in ihre blaue Fräck un lange gilets, ihre kurze Hossen un Schnalleschueh, un ihrem dreieckige Huetel, unter dem's gepüert Zöpfel herüagückt, redde se-n-üwer's Thema „Umsturbewegungen“ un es word allewel brennender un aktueller.

Hinter ihne gehn als ewe su gravitatisch ihri Fraue. Die han mordsmäßig hochi, g'hüchelti un g'fältelti Kappen uf'm Kopf, e gebnueme Rock an un e wisses Halstuech krizwies über d' Bruscht g'schlunge. 's Lewe vum d'r eine isch ungfähr 's nämlich wie dies vum d'r andere un nit licht. Sie han viel Kinder, G'sind, Vieh, Garte, Aecker. Sie muen spinne, wäsche, bleiche, Liechter ziehje, Seif koche, Brot bache. Han

de Metzjer, de Schriener, de Sattler, de Schnieder, d' Matratzekratzere, d' Fedderputzere, d' Naihere, d' Flickere, un d' Wäschere im Hüs. D' Barbara Schwenkerin bräujt noch ihr eijes Bier, un Magdalena Heldin macht jed's Jahr e Fassel „Johannisbeerwein“. Wenn m'r über des alles redde will, word m'r nit e su baal fertig un brücht ken anderen Unterhaltungstoff. Awer im Lauf vum de Jahre mischt sich selbscht in de Frauen ihri einfach Konversation ebs Dunkles, Schreckliches, wie als nohter kommt. Vun Prophezeiunge word verzählt, Gerücht gehn herum, unter'm G'sind git's rewellichi Element, selbscht in d'r Schuele lerne d' Kinder neimodischi Idee.

D'r Schwenker wot am liebschte „all das Gesindel ins Grunds Gott's Boden neinhauen“, un d'r Held schüttelt de Kopf un erwart nix Guetes, denn er sieht, wie die neien Idee überall im Volik uf fruchtbare Bode falle. D'r Schwenker awer isch d'r Ansicht: „Ausrotten muß man diese Ideen aus dem bäuerischen Dickschädel! Sie müssen wieder parieren lernen!“

Im Mai 1790, wie d'r Landgraf zuem letschtemol sine feierlichen Inzugg in Dachswiller halt, do isch d'r Schwenker an d'r Spitz vum allem un tuet sich e su hervor, daß er e landgräflichen Orde kriegt un vum alle Beamte am meischte g'ehrt word. Awer schun im nämliche Jahr, im September, isch uf einmol d' landgräfliche Rejierung abg'schafft, un do wurd d'r Held ganz irr an sim Friend. D' andere Beamte gehn alli furt über de Rhin, ihrer alte Herrschaft nooch, awer d'r Schwenker bliet.

D'r Schwenker halt merikwürdigi Reden in de Wirtshüser, fahrt über Land un het allewel Geld. D'r Schwenker geht nimmi mit'm Held spaziere un leujt uf d' Sit, wenn se sich ergeje kumme. D'r Dokt'r het n'e noch nit ze Red g'stellt d'rweye, doch wie am 21. September 1792 „die Abschaffung der Königswürde“ durich Glockelite g'füert word, kommt's zum Krach.

D'r Schwenker halt am Owen e Red geje d' Tyranne un rueft: „*Vive la Nation!*“ D'r Held isch au im Saal un schnellt in d' Höh: „*Vive le Roy!*“ rueft er; „es lebe der Landgraf und die Landgräfin!“ un viel Lit um n'e rum krische mit.

*) Preis broschiert 1,00 M., gebunden 2,50 M.

Sin Friend leujt n'e giftig an:

„Seht, liebe Bürger,“ wendt er sich ans Volik, „seht, da steht solch ein schwarzer Aristokrat, ein Reaktionär, der dem Volk die Freiheit mißgönnt und es in die Sklaverei zurückführen will!“

D'r Held geht e paar Schritt vor: „Bist Du zu den *sans-culottes* gegangen, lieber Freund?“ fräujt er spöttisch; un der kummt in eini Wuet:!

„Ja, das bin ich! Das Reich der Freiheit bricht jetzt an! Es lebe das souveräne Volk! Tod den blutrünstigen Tyrannen!“

Do drängt sich d'r Held vor: „Du Schuft!“ rueft er, un schlaat em Schwenker mit der Ritpeitsch über de Kopf.

Dies isch'm tier ze stehn kumme: noch am nämlichen Owe weren em d' Fenschter vum sim Wohnzimmer mit Stein ingeworfe; in sim Gartehüsel word alles furtgetraawe, in sine Rewe weren alli Rebstecke g'stohle, un wie er emol z'naachts uf d'r Kirwiller Strooß heimritt, fahrt em e Köjel am Ohr v'rbei.

Awer dies stachelt n'e nuer uf; jetzt erscht ereecht will er d'r alte Rejierung d' Trei halte! In öffentliche Versammlunge kummt er nuer noch mit ere wiße Kükard am Huet, un bi jeder Geleijehet bekennt er sich offen als Anhänger vum Landgraf un d'r Landtgräfin.

Uewer dem isch d'r Schwenker am Werik, ganz im stille, un sini Stund kommt. Wie d'r Eulogius Schneider mit d'r guillotine durichs Land fahrt, word'm überall vum de *patriotes* Lischte mit de Name vum den Arischtokrate überreicht, un in Dachswiller steht owe dran d'r Doktor Held. Gueti Friend han n'e schun gewarnt g'het; bi Nacht und Newel mueß er mit sinere Famili üs sim Hüs fluchte; sie finde z'erscht Unterkuaft bim e Landpfarrer, un der helft n'e über de Rhin. Im Badische drüwe lewe se-n-e Zitlang im gröschten Elend, bis daß es em Dokt'r gelingt, sich e neii Praxis ze schaffe. Als e g'aachteter, ehrehafter Mann isch er dort g'storwe, un au sini Kinder und Kindeskinden han em badische Ländel Ehr gemacht.

D'r Schwenker het's wit gebroocht: in de *conseil municipal* han se n'e gewählt, noo isch er *maire* wore, un unterm Napoleon I. sugar *sous-préfet*. Wie er g'storwen isch, het er d' gröschst Licht g'het, wie m'r ziter Johren im Städtel g'sehn het; d' *légion d'honneur* un d' *croix de Saint-Louis* sin uf sim Sarig geleije, doch siner landgräflich Orde isch d'heime in d'r Schüblad gebliewe.

En anderes Johrhundert, su um 1860 herum. In Dachswiller git's wieder e Famili Held un e Famili Schwenker. D' Herre sin beidi Lehrer am *collège* un treffe sich jeden Owe im „Sterne“. Do unterhalte se sich über d' Schuelvorgang, 's Wetter, d' Stadtneijgkeite un d' Politik. Sie sin gueti Franzose ue wisse nix meh vum Ditschland. Sie reddan au nimmi hochditsch wie fruehjer, denn sie han jetzt französich gelernt, un wenn's n'e gemuetlich soll sin, unterhalte se sich uf elsässer ditsch; un nuer mit Franzose un mit ihre Kinder d'heime redde se französich. D'r Schwenker isch arig zefriede mit'm gejewärtige Rejierungssystem, d'r Held kann awer de Napoleon III. nit liede, wiel er sinen Eid gebroche het. D'r Schwenker isch mit d'r Tendenz vum d'r Rejierung, 's Ditsch in den elsässische Schuele langsam ze verdränge, ganz inverstande; d'r Held git selwer ditschi Stunde am *collège*, het noch e *faible* for d' ditsch Literatur un wot se-n-im Elsaß erhalte wisse. Oft fallt au 's Wort Krieg in ihrer Unterhaltung, denn

der liejt schun lang in d'r Luft; awer sie han Ken Angscht, denn sie sin zue fescht überzeigt, daß d' französich Armee alli andere bi witem übertrefft.

Während d'Männer im Wirtshüs sin, sitzen ihri Frauen au binander un flicke. Sie sin glattg'scheitelt, mit dürttige *crinolines*, selwer g'strickte Strümpf un Siemas-Virtuecher. Zelemols sin d'Fraue vum Dachswiller nuer in ihre ganz junge Jahre eitel gewenn, später isch's n'e vum selwer vergange, was e grosses Glück for die beide Damen isch, denn mit den 1800 Franke *appointements*, wie ihri Männer als Lehrer vum *collège* han, könnte se doch ken grossi Spring mache. Jetz b'steht ihr ganz Lewe nuer üs rech'e un spare. Sie han nuer e Stundefrau, sie wäsche un wenden ihri Kleider su oft, as es numme geht. Sie schonen ihri Teppi, indem se se-n-oweds z'ammerolle un Bodetuecher d'für anneeije. Sie schone de Tisch mit'm e Tischteppi un de Tischteppi mit'm e growe Tuech. Sie gehn einmol uf d'r reechte, einmol uf d'r linke Sit d'Steij nunter, dass d'Staffle in d'r Middle nit verstoffe were. Im Winter zünde se's Liecht nuer mit'm e *fidibus* an, for d'Schwewelhölzle ze spare. Wenn se's Fir in d'r Kiche nimmi brüche, lon se's nit üsbrenne; sie lösche's Holz mit Wasser un tröckle's wieder. Su isch's nit ze verwundere, wenn se ganz in ihre Sorjen ufgehn un nit viel Sinn for höheri Problem han.

Awer im Elsaß isch allewel d'für g'sorit, daß d' Lit nit versüüren un versumpfe; denn es git dort selten oder nie e Generation, wie nit e fremdi Invasion erlebt, un su Visite rüttle einen uf. Sie bringen einen uf anderi Gedanke un genn eim viel neii Anreijunge. D'r sieweziger Krieg kummt, un er isch küm üsgebroche, ze sin d'Preissen au schun do. D'Lit kriegen Inquartierung, un d'Soldate gehn gewiß nit reechts oder links d'Steij nab, for d'Staffle ze schone. Alli die kleine ordentliche Hühaltungen weren uf de Kopf g'stollt, un die Dame vergesse ganz, oweds ihri Teppi ufzerolle un ihr Holz mit Wasser ze lösche. D'r Schwenker un d'r Held sin furichbar ufgerejt: *La patrie est en danger! L'ennemi sur le sol sacré de la France! Un uhlan se vautrant sur la France meurtrie!* Dies lese se-n-in d'r *Indépendance belge*, wie rejelmäßig ins Land kummt, un's Herz bobbelt n'e vor männlichem Zorn un heiligem Schmerz.

Im „Sterne“ un im *Casino* isch d'r Schwenker einer vum de gröschte *patriotes*; er loßt selbscht durichblicke, daß er viellicht nächstens unter d' *gardes mobiles* gehn word un alli bewundere n'e. Nooch Sedan sin se begeischert über d'*proclamation de la République*: sie fühle sich wieder als *citoyens français* un sin sicher, jetzt kummt d'r Sieg, baal weren alli Preissen üs'm Land drüsse sin! D'r Schwenker lest d' Red vum Gambetta vor, un es isch eini Begeischerung drüwer.

Dies isch awer's letschtmol, dass er sich e su hervortuet; in d'r nächschte Zit verhalt er sich still un kummt au wen'jer in G'sellschaft. Nooch'm Fall vum Paris kummt er gar nimme. Wie's nooch nooch bekannt word, dass's Elsaß ditsch word, laufe die paar Herre vum *collège*, wie noch in Dachswiller sin, mit finschtere G'sichter herum, han oft Tränen in den Aue un sin sich einig, sie wanderen üss nooch Frankreich; unter de verhasste *Prussiens* ze diene, isch for jeden Ehrenmann en Unmöglichkeit.

In zellere Zit het d'r Schwenker arigi Rhümatis un losst sich nirigs blicke. Doch emol, im Reiherwald, wie d'r Held mit sine schwere Gedanke spaziere geht, steht ganz unverhofft d'r Schwenker vor'm.

„Ah! *mon cher ami*“, meint d'r Held. „wer hätt je gedenkt, dass es e su kumme word? Unser arm's Vaterland! *Quel malheur! Quel malheur!*“

D'r Schwenker saat nix; d'r Held fährt furt: „Mir isch e Platz als *professeur d' allemand* in Nanzig'schun su guet wie sicher. Hesch du au ebs in Uessicht?“

D'r Schwenker schlaat d' Aue nieder. „Ja, ja,“ meint er, „ich wor schun e Plätzel finde!“ Un er will wiersch gehn. Im Held stejt e Verdacht uf.

„Halt!“ ruet er, was isch dies for e Plätzel, wie de finde worsch?“

D'r Schwenker, in sinere Verleijehheit, weiss sich nit andersch ze helfe, als frech ze were.

„Meinsch dü, ich bin au e su e Narr wie ihr un wander nooch Frankreich üs, wo ich wiersch hungre kann? Wo's Geld im Spiel isch, hört d'r *patriotisme* uf! Ich blie do. D' Ditsche bezahle guet!“

„Dü Schuff!“ ruet d'r Held un will n' en am Kraaue packe; d'r Schwenker isch awer schun im Gebüsch verschwunde.

D'r Held isch baal noochher mit sinere ganze Famili nooch Nanzig g'fahre, un er isch dort au glich in e guet's Amt kumme. Nie het er oder eins vun sinere Famili berejt, dass se furt sin, denn es isch jo ihri patriotisch Pflicht gewenn, un nuer eins het se gepläujt, 's Heimweh, e brennendes Heimweh. Oft han se's for Daa, selbscht for Woche vergesse könne, awer bi jeder Geleijehheit isch's wieder kumme. Einmol sin se bim Dokt'r Spielberjer ingelade g'sin. Sie han mitnander z' Nacht g'esse un noochher het sich d' Mamsell Spielberjer ans Klavier g'setzt un het anfangen spiele. Do isch ere e Melodie in d' Finger kumme, un sie het g'sunge:

Wir armen Vöglein trauern sehr,

Wir haben keine Heimat mehr;

Wir müssen jetzt von hinnen fliehn

Und in die weite Fremde ziehn.

Don han se-n-alli lüt anfangen griene. —

D'r Schwenker het in Dachswiller anstatt achtzehnhundert Franke viertausig Marik G'halt kriegt. Er het's jatz guet; sini Kinder brüchen im Winter ken Holzschueh meh ze traawe; sini Frau kann sich e Maud halte un het sich en altdeutsches *Buffet* angeschafft. Bi sin fünfzwanzigjährige Dienstjubiläum het er de Krönenorde kriegt, un er hofft, er bekommt au noch de Roten Adler-Orden vierter Klasse un de Titel Professor.

Fascht e halb's Jahrhundert später lebt in Dachswiller e gueter *épicier*, d'r Herr Antoine Schwenker, mit sinere Frau un sin einziger Sohn Hans. Sie wohne im eijene Hüs, un nuer de zweite Stock han se verlehnt an e Madam Held mit ihrem einziger Sohn Albert. D' Madam Held isch schun su lang Witfrau, daß d'r Schmerz üwer de Tod vun ihrem Mann nuer noch ab un zue als angenehmi Wehmuet üwer se kummt. Sie het e reecht schöns, angenehms Lewe, un d'r Albert, wie ins *collège* geht un noch ken einzigmol sitze gebliwen isch, macht ere ken Sorje. Er soll später viellicht Medizin studiere, na, m'r word jo sehn; 's Geld for sini Studie het se jo.

D' Madam Held isch üs gueter Famili; ihr Vater isch nit nuer Pfarrer g'sin, er isch noochher ebs Hochs am Direktorium in Strooßburg wore, ihr Mann isch e bekannter Dokt'r gewenn, un sie het lüter vornehm Verwandi. 's *épicier's* Schwenker bemuehje sich arig um ihri Friendschaft. D'r Madam Schwenker ihr

Stammbaum reicht nit witiersch als ihri eije Mamma, un ihre Babbe het se nit kennt. D'r Herr Schwenker isch au üs arig einfache Verhältnis, un es kann sicher nix schade, wenn m'r e bissel in besseri Kreis ninkummt.

Ziter as d'r Hans sinen Abitur gemacht het un uf de Referendar studiert, sin's Schwenkers noch freundlicher mit d'r Madam Held. Sie lon eren uf einmol zwei Zimmer tapezieren un d' Kiche wißle. Dies freit d' Madam Held un sie git bi d'r nächschte Geleijehheit em Hans en Empfehlungsbrief an ihri *cousine*, wie en Oberlandgerichtsrat het, un er word au dort ingelade. Do wote's Schwenkers eren am liebschte noch de Korridor anstriche lon, awer es wär doch üwertriewe; sie warte besser bis 's nächschte Jahr.

D' Madam Held het dene Korridor nie ang'striche kriegt, denn's nächschte Jahr isch d'r Weltkrieg üsgebroche, un d' Elsässer sin wieder emol üs ihrem geruehjsame Lewe un all ihren angenehme Gewohnheite herüsg'schlüdert wore. Z'erscht mueß d'r Hans furt; er kummt uf Rüländ, un's Schwenkers tuen eim leid, su bleich un verstört gehn se-n-herum. D' Madam Held dankt Gott üs tiefstem Herze, daß ihr Albert nit furt muoß. Er isch küm achtzeh Jahr alt, soll nächschts Jahr 's Abitur mache, ach, un bis daß er zwanzig Jahr alt isch, word d'r Krieg doch lang fertig sin! Awer es düürt gar nit lang, ze kummt d'r Albert emol d' Steij nuf ze rase: „Mamme! m'r mache hit 's Notabitur!“ Un er hets Notabitur küüm gemacht, ze rennt er wieder d' Steij nuf: „Mamme, m'r gehn freiwillig! D'r Wolf un d'r Lück un d'r Benz, alli die, wie achtzeh Jahr alt sin in d'r Prima!“

Do d'rgeje isch d' Madam Held machtlos gewenn, sie hätt ewe su guet mit ihre Träne de Sturmwind ufhalte könne. D'r Albert isch furt un isch au nooch Rüländ kumme. In dere lange, lange Zit, wie d'r Krieg gedüürt het, sin 's Schwenkers un d' Madam Held gueti Friend wore. D' meh oder wen'jer Vornehmheit het jatz ken Roll meh g'spielt, d' gemeinsam Angscht um 's einzig Kind het se z'sammeg'führt. Hin un her sin se g'schmisse wore, ihri Buewe, einmol han se se im Oschte, einmol im Weschte sueche muen. Sie han unglawlich viel Geographie gelernt in dere Zit, denn wenn eins ganz genau gewißt het, wo siner steht, het sich's au d'rür interessiert, wo d'r ander isch. Viernmol sin ihri Soldate uf Urlaub heime kumme, un han ihri Begeischerung un ihri Siegesgewißheit den Eltere mitgeteilt. D'r Albert isch au emol verwundt wore, awer es het leider Gottes nit lang gedüürt.

Im Fruehjahr 1918 sin se beidi im Weschte. D'r Albert in Flandere un d'r Hans zuem erschemol ganz vorne an d'r Front bi d'r Marne. 's Schwenkers könne nimmi schloofe vor Angscht, un im Mai trefft se d'r Schlaa, vor dem se schun su lang gezittert han: d'r Hansch isch vermißt. D' Madam Held liedt mit n'e; sie word nit mued, se ze tröschte, un n'en allewel wieder e bissel Hoffnung ze mache; awer es nutzt nit viel; 's Schwenkers laufen herum wie Schatte un wölle sich nit tröschte lon. Doch su un de Jüli herum merikt d' Madam Held e kleini Aenderung: d' Madam Schwenker leujt nimmeh su troschtlos starr in d' Welt, un ihr Mann geht wieder ufrechter. Gottlob, denkt se, daß se-n-e bissel anfangen üwerwinde! Sie hätt's nit e su g'schwind könnt, awer m'r mueß jo froh sin, wenn die arme Mensche ihr Leid e bissel vergesse könne!

Viel Zit het se-n-au nit, üwer's Schwenkers noochzedenke, denn im September kummt ihr Albert au wieder an d' Front, un sie het genue mit sich selwer

ze tuen, for nit ze verzweifl. Sie isch fast froh, wie 's im Oktower heit: es geht zen End! Su viel het se gelitte, dass 's ere jatz einerlei isch, wie d'r Krieg üsgeht, wenn er nuer endlich fertig isch!

D'r Albert isch mit de letschte, wie kämpfe; nuer gezwunge gehn se zerück. Er kriegt sini Entlassung üs'm ditsche Heer un soll ins Elsaß heimkehre. Mit Zorn un Leid im Herze macht er sich uf de Weij. 's isch End's November, un d' Franzose sin schun e paar Daa in Dachswiller. Uewer de Schloßhof geht d'r Albert noch in sinere ditschen Uniform, sieht üwerall an de Hüser d' französische Fahne, sieht den *arc de triomphe* mit *Honneur aux libérateurs*; un sieht am Hü, wo sini Mamma wohnt, üs'm erschte Stock d' *tricolore* herüshänge. Er geht langsam d' Steije nuf; d' Tür isch offe, er geht nin, un mit'm en unterdrückte Schrei fällt em sini Mamma in d' Arm. Awer er kann sich nit freie wie sie. D' Empörung un d' Schand wurje n'e im Hals, un zornige Träne funkle in sinen Aue.

D' Mamma lauft hin un her; sie will 'm Kaffee wärme, oder wenn er e Glas Wien will, sie het ne glich drüwen im „Ochse“ g'holt. Er awer will nix als e Glas Wasser, dies leert er uf eine Zugg, noo stellt er's hart uf de Tisch:

„Su haw ich m'r 's Heimkomme nit vorg'stellt!“ In dem Aneblick word lüt an d'r Tuer geklopft, sie geht uf un e französischer Soldat, e richtiger *poilu* in *bleu horizon* mit 'm Käppel uf eim Ohr, kommt herin.

„Salut, Albert!“ ruet er degagiert; „bisch au wieder do?“

D'r Albert springt in d' Höh un starrt den anderen e ganzi Wiel an:

„Was,“ ruet er endlich, „Hans! dü bisch's, Hans? Dü, e Franzos?“

Politische Rundschau.

Straßburg, Mitte November.

Spaßvögel, wie es sie bei uns zulande immer gibt, haben schon vor langer Zeit die Erfahrungen der Nachkriegsjahre dahin zusammengefaßt, daß sie einem französischen Worte aus den Tagen der Befreiung einen — erweiterten Sinn gaben: Irgend ein gewichtiger Pariser Staatsmann hat bekanntlich ängstliche Gemüter über die befürchteten Folgen der Annexion damit beruhigt, daß er versicherte, **kein Elsässer werde durch den Uebergang auch nur einen Centime verlieren!** Besagte Spaßvögel, die wie andere Leute auch gemerkt haben, daß da wieder einmal der Mund etwas recht voll genommen worden ist, haben zur Ehrenrettung des welschen Versprechers erklärt: Sehr richtig; einen Centime haben die Elsässer nicht verloren, aber viele „Befreite“ Tausende und Abertausende von Franken!

Daran wurde man erinnert, als vor einigen Tagen in allen Städten des Landes grosse Versammlungen stattfanden, in denen die Beamten Verbesserung ihrer Gehälter forderten, da die immer weitersteigende Teuerung ein Auskommen mit dem jetzigen Einkommen unmöglich macht.

„Das Problem der Teuerung verdient es in der Tat, mit allem Ernst behandelt zu werden. Wer auf ein festes Geldeinkommen angewiesen ist, der leidet darunter. Wenn man aber nach den Quellen der Teuerung fragt, darf die Hauptursache nicht verkannt werden. Es ist die relative Entwertung unseres Geldes, das unter ein Drittel seines Wertes gefallen ist, sodaß wir, mit anderen Worten, unsere Einkäufe eigentlich dreimal bezahlen.“

Es müßte ein Mittel geben, Remedur zu schaffen. Es ist aber sonderbar, wie wenig dieses folgenschwere Problem unsere öffentlichen Körperschaften, ja die öffentliche Meinung überhaupt beschäftigt. Sollte nicht unsere Hochfinanz und Großindustrie Gewinn aus der relativen Entwertung des Franc ziehen? Wird nicht ihre Konkurrenzfähigkeit England gegenüber dadurch gestärkt? Nun sagt man, Frankreich wird beherrscht von der öffentlichen Meinung. Die öffentliche Meinung

„Hesch's nit gewißt?“ saat d'r Hans un lacht; „mini Eltere han's schun im Jüli erfahre; weisch, ich hab's nimmi üsg'halte bi eich! Dies schlecht Presse un die B'handlung, un die Unterständ, un's Trommelfeuer noch d'rzu! Do haw' ich am e schöne Daa mini Sache z'ammegepackt un bin 'nüwer zue da Franzose! 's wundert mich, daß dü's nit au e su gemacht hesch!“

Em Albert word's rot vor den Aue; „Dü Schuff!“ ruet er, un schlaat em Hans mittlen ins G'sicht.

Dem ischs nit schwer wore, sich ze räche. Er isch einfach uf Zawere uf d' *sous-préfecture* un het dort verzählt, was d'r Held un sini Mamma for g'fährlich Subjekt sin. Meh het's nit gebrücht; noch vor Wihnachte sin se-n-üsgewiese wore, *dans les vingt-quatre heures* zuem Glück het d' Madam Held nuer ditschi Papierer, su daß se drüwe lewe kann. Ihr Sohn studiert jatz Medizin in Heidelberg, un wenn er sich au bi dere Tierung arig inschränke un oft genue fascht hungere mueß, ze dankt er doch jede Morje sim Schöpfer, daß er nit isch wie sin Friend Hans.

's Schwenkers sin noch e su anständig g'sin un han d'r Madam Held g'holfe, ihri Möwel wieder ze kriegen. D'r *Monsieur Jean Schwinkère*, wie er jatz heißt, isch mit sim Referendarexame glich zuem Amtsrichter oder *juge de bailliage* ernannt wore un het Uessicht, baal an d' *Cour d'appel* ze kumme, d' *médaille militaire* het er au. Sin Eisernes Kreuz liejt in sim Schrieftisch ganz hinten im Enck vum G'heimfach. Wegwerfe will er's awer doch nit; denn m'r kann nie wisse! Wenn je emol d' Ditsche wieder kämte, könnt's em vun Nutze sin!

's G'schlecht vun de Held word im Elsaß baal üsg'storwe sin; awer d' Schwenker gedeihen un vermehre sich. —

wird bei uns wesentlich gemacht durch die sog. große Informationspresse. Es ist ein offenes Geheimnis, daß die großen Zeitungen in den Händen der Geldmagnaten sind. Liegt da nicht der Schlüssel dafür, daß diese öffentliche Meinung nicht nach Gebühr über die Notwendigkeit einer Aktion zur Sanierung des Franken aufgeklärt wird?“ („Der Elsässer“ vom 5. November.)

Die Entschliessung, die in der Straßburger Kaufhauhallenversammlung zur Annahme gelangte, die sich aber inhaltlich mit denen der anderen Versammlungen deckt, lautet:

„Ungefähr 5000 am 4. November 1923 in der Kaufhauhalle zu Straßburg versammelte Beamte und Angestellte aller Verwaltungen stellten fest, daß die Kosten der Lebenshaltung seit 1919 stetig gestiegen sind und noch weiter steigen, und halten daher eine Aufbesserung ihrer Gehälter für dringend erforderlich.“

Da ihre Notlage ihnen nicht erlaubt abzuwarten, bis diese Frage in ihren Einzelheiten geregelt ist, verlangen sie jatz schon als einstweilige Maßnahme, daß sogleich eine Teuerungszulage von 1800 Frs. an alle Beamten und Staatsangestellten ausgezahlt wird.

Sie erwarten von den Parlamentariern und der Regierung, daß alle Anstalten getroffen werden, um diese Maßnahmen unverzüglich durchzuführen und verpflichten sich, mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln für die Verwirklichung ihrer berechtigten Forderungen zu kämpfen.“

Ja, unsere Parlamentarier! Was hätten die nicht schon alles für ihr Land durchsetzen können, wenn sie nicht immer das Wohl (lies: die Stimmenzahl) ihrer Partei höhergestellt hätten als die Interessen unserer befreiten Provinzen. Durch die Bank haben sie ihre Aufgabe darin gesehen, beim Vive-Rufen in der vordersten Reihe zu stehen und ihr Fähnchen zu schwenken, weil das in Paris gern gesehen wird, lieber vor allem, als das ungeschminkte Eintreten für unsere Rechte und Ansprüche. Die Straßburger Beamtenversammlung hat mit

des Barbaren“ seufzend, ihre Hände ohne Unterlass 50 Jahre lang sehnsüchtig nach der Mutter ausstreckten aber es ist unsere Pflicht, dagegen anzukämpfen, dass alle diejenigen, auf die jenes sentimentale Märtyrerbild in keiner Weise passt — und es ist die Majorität unserer Bevölkerung — sich nun verpflichtet glauben, es nachträglich vorzumimen und eine Treue zu heucheln die sie — natürlich meist ohne ihre Schuld — nun einmal nicht gehabt haben. Die große Masse unserer Bevölkerung, die nichts weniger als sentimental angehaucht ist, leidet darunter, daß sie sich heute rückwirkend in seelische Leiden hineindenken muß, die die meisten nicht empfunden haben, ganz einfach, weil sie sie kraft ihrer Erziehung und der nicht von ihnen geschaffenen Verhältnisse, deren Produkte sie aber waren, gar nicht empfinden konnten.

Es muß heute genügen, wenn die überwiegende Mehrheit der elsässischen Bevölkerung, die wohl nicht um alles in der Welt jemals wieder deutsch werden möchte und die auch vorher zum größten Teile nicht gefühlsmäßig, sondern nur unter dem Einfluß einer Tatsache, gewissermaßen gewohnheitsmäßig, deutsch war, bereit ist, sich immer mehr in Frankreich hineinzuleben. Das übrige kann nur die Zeit tun, nicht eine moralisch aufgezwungene Heuchelei. Hier ist noch eine Befreiung fällig, denn was nützt die Befreiung von einem politischen Joch, wenn wir nicht innerlich frei werden

Gute und böse Separatisten.

„La République“, Straßburg, 5. Oktober

Es scheint kaum mehr ein Zweifel darüber bestehen zu können, daß im Rheinland der Gedanke einer Autonomie (der zum Teil eine „Los-von-Berlin“, zum Teil eine „Los-von-Deutschlandbewegung“ ist) an Boden gewonnen hat, wenn es andererseits auch ebenso unzweifelhaft sein dürfte, daß die Bewegung von unseren offiziellen Telegraphenagenturen auf Anweisung unserer Regierung hin mit Absicht stark aufgebaut wird. Es werden z. B. lange Berichte über die Versammlungen der Separatisten — denen eigentümlicher Weise die Züge der Regie gratis zur Verfügung stehen, — in die Welt hinausgesandt, während die Gegenmanifestationen, die oft viel machtvoller sind, verschwiegen werden. Trotzdem konkurrieren allerhand Anzeichen, um uns annehmen zu lassen, daß der Gedanke in einem Teil der Bevölkerung, der allerdings immer noch eine bedeutende Minorität darstellen dürfte, starke Wurzeln gefaßt hat. Bekannte, die in keiner Weise imperialistisch eingestellt sind, haben uns, nach einem kurzen Aufenthalt im Rheinland, versichert, daß man nun überall, im Zuge, in Lokalen, auf der Straße, in Gesprächen, die Autonomiefrage von Einheimischen erörtert hört. Der Gedanke scheint also die Gemüter der Rheinländer immerhin zu beschäftigen.

Wir haben schon erklärt, daß wir uns über eine ehrliche Autonomiebewegung im Rheinland, die u. a. auch den aus alten überlebten machtpolitischen Verträgen erhalten gebliebenen linksrheinischen Besitztümern Bayerns (Pfalz) und Oldenburgs (Birkenfeld) ein Ende machen würde, nur begrüßen könnten. Wir sind ja Anhänger des Selbstbestimmungsrechts, und wenn die Rheinländer sich — aus freiem Willen, nicht unter dem Druck der französischen Bajonnette! — ein eigenes Vaterland gründen wollen, so soll uns das freuen.

Die Begleitumstände der Geburtswehen dessen, was möglicherweise einmal die rheinische Unabhängigkeit sein wird, erscheinen uns aber insofern interessant, als durch sie die schon oft festgestellte doppelte Moral der integralen Patrioten von neuem vor der Welt arg bloßgelegt wird. Diese arbeiten so letzten Endes an der allgemeinen Disqualifizierung dessen mit, was sie sonst als „die heiligsten Güter“ der Menschen zu empfehlen belieben, für welche man unbedenklich alles, sogar Leben und Gesundheit, hingeben soll.

Die Untergrabung des Vaterlandsgedankens ist allerdings nur als Exportartikel gedacht. Unser Ministerpräsident hat vor 14 Tagen im Priesterwalde erklärt:

„Wenn die Erde ringsum bebene würde, so würde Frankreich nicht schwanken. Wir sind gegen die Ansteckung immun.“

Das klingt sehr schön in einer Kriegerdenkmalrede, aber als Ludendorff 1917 in Rußland den Kommunismus importierte, war er der deutschen Immunität ebenso sicher. Keiner von

Was nützt es, wenn man die ganze Welt gewinnt und wenn die Seele dabei verdorben wird. Darum müssen wir heute den neuen „Roman de la Rose“, der über unsere Treue gedichtet worden ist, so schmeichelhaft er für uns sein mag, zurückweisen. Wir wollen uns weder mit fremden Federn, noch mit fremden Rosen schmücken lassen.

Solche Entrées en Matière mögen für eine staatsmännische Rede willkommen sein, unser Schamgefühl und unsere Ehrlichkeit verbieten uns, uns in eine Rolle hineinzuhucheln, die uns nicht zukommt. Die Treue des Elsaß zu Frankreich war größer, als manche denken, aber sie war geringer, als man es heute darstellen möchte, und man soll die Geschichte nicht fälschen. Unser Elsaß ist ein armes kleines Land, das viel hin und her gezerrt worden ist. Es ist das Kind zweier geschiedener Ehegatten, die sich nicht vertragen können, und es ist, wie das in solchen Fällen nun einmal geschieht, immer gezwungen worden, für den einen und gegen den anderen Partei zu ergreifen. Das gibt Seelenkonflikte für ein Kind, selbst wenn der Vater mit ihm brutal verfahren ist und es gefühlsmäßig zur Mutter neigt. Es ist auch für die Verfehlungen der Mutter nicht blind, und es leidet darunter, dass es hassen muss. Am besten wäre es auch heute noch, wenn sich die zwei vertragen. Das wäre immer noch das schönste Ende vom Lied.

denen, die damals seinem Genie Beifall klatschten, hätte es sich träumen lassen, daß ein Jahr darauf in Deutschland Arbeiter- und Soldatenräte den Offizieren die Epauletten abreiben würden, und daß der Kommunismus in Rußland eine Weltmacht werden könnte und u. a. in Deutschland ein innerpolitischer Faktor, mit dem Ludendorff nun bei einem etwaigen zukünftigen Putsch zu rechnen haben wird.

Herr Poincaré hat am letzten Sonntag ein weiteres markantes Sätzchen gesprochen. Er sagte:

„Die französischen Truppen (die bei Gelegenheit der Düsseldorf Separatistenkrawalle eingriffen) halten die Wacht am Rhein, sie stellen sogar da die Ordnung wieder her, wo sie durch die Deutschen gestört wird.“

Bekanntlich soll die deutsche grüne Polizei auf die Manifestanten geschossen haben, so daß schließlich unsere Truppen gegen die Schupo voringen, sie entwaffneten und ihre Befehlshaber einsperrten. Wir wollen davon absehen, daß über den Zwischenfall auch andere Versionen bestehen, es gefällt uns die offizielle Darstellung als den Tatsachen entsprechend anzunehmen und sie etwas näher zu betrachten.

Das Rheinland, und erst recht das Ruhrgebiet, gehören nach dem Versailler Verträge staatsrechtlich zum Deutschen Reiche. Man mag das vom machtpolitischen Standpunkte aus bedauern, aber es ist so, und wir haben es sogar durch unsere Unterschrift bekräftigt. Nach der in der ganzen Welt üblichen Auffassung hat nun aber jeder Staat das Recht und sogar die Pflicht, alle gegen seine staatliche Oberhoheit gerichteten Bestrebungen, wenn nötig mit Gewalt, zu unterdrücken.

Nehmen wir z. B. an, im Elsaß bilde sich eine separatistische Bewegung, und es würde bei einer großen in Straßburg organisierten Manifestation die „rot-weiße Fahne der elsässischen Unabhängigkeit“ herumgetragen und es würden Reden gehalten werden, die offen die Loslösung des Elsaß von Frankreich verlangten. Würde da unsere Polizei und unser Militär ruhig zusehen, resp. würde bei ihrem Eingreifen Herr Poincaré auch der Ansicht sein, daß sie „die Ruhe gestört haben?“ Wenn nicht, dann muß man schon den grotesken Schluß ziehen, daß er eine separatistische Bewegung als unmoralisch betrachten würde, wenn sie spontan in einem Lande entstünde, das nicht von fremden Truppen besetzt ist, während sie ihm moralisch — und ihre Unterdrückung als ein Verbrechen — erscheint, wenn sie unter dem wohlwollenden Schutze der erbfeindlichen Flagge agitiert.

Noch wichtiger erscheint bei dieser Gelegenheit eine andere Feststellung. Der Kultus des Patriotismus wird bekanntlich in jedem Lande als das heiligste aller Ideale proklamiert, und zwar gerade von denen, die sich sonst über Idealisten gerade lustig machen. Nun wäre es aber wohl nie einem Rheinländer in den Sinn gekommen, sich vom preußischen oder gar vom deutschen Vaterlande loszulösen, wenn nicht wirtschaftliche oder finanzielle Gründe eingetreten wären, die zentrifugal wirken. Für jeden Elsässer, der die Lage kennt,

ist das unbestreitbar, wenn auch Herr Hervé in der „Viktoire“ vom 2. September schrieb: „Mit Recht oder Unrecht bilden wir Franzosen uns ein, daß die Rheinländer uns viel näher stehen als die übrigen Preußen, durch ihre Rasse, die zum Teil keitlich ist und durch ihre Kultur, die von Grund auf lateinisch ist (foncièrement latine).“

Die Aktion der französischen Propaganda im Rheinland geht nun, wie aus den von ihr dort herausgegebenen oder unterstützten Blättern zur Genüge hervorgeht, darauf aus, die Rheinländer durch Hinweis auf die katastrophale materielle Lage Deutschlands und durch Vorspiegelung von etwaigen Erleichterungen in den von einem autonomen Rheinland zu tragenden Reparationsleistungen, ihrem Vaterlande abspenstig zu machen. Das mag von manchen Verblendeten für politisch nützlich gehalten werden können (wir sind auch darüber anderer Ansicht, weil eine Zerstörung der deutschen Einheit unfehlbar über kurz oder lang bei der ersten günstigen geschichtlichen Gelegenheit wieder — wie 1870 — zu einem Einigungskrieg gegen Frankreich führen müßte), aber es ist immerhin interessant, die Tatsache festzunageln, daß man im eigenen Lande die Regionalisten, Autonomisten, Neutralisten oder Internationalisten als Verräter brandmarkt, während man im Auslande an die gewöhnlichsten materiellen Instinkte appelliert, um den Patriotismus zu entkräften und zu enteiligen. — Doppelte Moral!

Um die rheinische Republik.

„Elsässer Kurier“, Colmar, 9. November.

Am 21. Oktober wurde in Aachen unter den Augen der belgischen Besatzungsbehörden zu starker allseitiger Uebererschung durch einen gewissen Deckers die Rheinische Republik proklamiert. Am 26. Oktober tat sich in Bonn im dortigen Schloß ein Ministerium dieser Rheinischen Republik auf. Am 30. Oktober ließ England durch eine Note in Paris und Brüssel wissen, daß es die besagte Rheinische Republik nicht anerkenne und vor einer Anerkennung derselben warne.

Daraufhin ließ am 2. November der belgische Oberkommissar Rollin-Jaquemyns die Separatisten, die gerade an jenem Morgen mit 2000 Bewaffneten, die von auswärts herangezogen worden waren und das Aachener Rathaus gestürmt hatten, wieder ausweisen. Es scheint, als ob damit die Aktion, die 10 Tage lang Sensation gemacht hatte, zu ihrem Abschluß gelangt sei.

Als Grund der Ablehnung

hatte England angegeben, der Versailler Friedensvertrag fixiere die Grenzen des Reiches, und die Unterzeichner des Vertrages hätten diese Grenzen zu respektieren. Das ist ein fadenscheiniger Grund. Wenn irgend ein deutscher Volkstamm das Bedürfnis hätte, sich vom Reichsverband loszulösen, so wäre nach dem Versailler Vertrag keine auswärtige Macht beauftragt, dem hindernd entgegenzutreten. Es stecken andere Gründe dahinter, und es scheint, daß die englischen Diplomaten mündlich davon geredet haben. Man wollte es aber nicht zu einer offenen Diskussion kommen lassen, und England wollte in einer diplomatischen Note keine Beschuldigungen erheben.

In führenden englischen Blättern wurden offene Anschuldigungen erhoben, von welcher Seite den Banden der Separatisten die Waffen geliefert worden seien. Gemäß strengem Abkommen wird jeder, bei dem Waffen gefunden werden, von den Kriegsgerichten mit monatelangem Gefängnis bestraft. Diese Strenge ist eine Selbstverständlichkeit unter den schwierigen Verhältnissen der Okkupation. Und nun ziehen eine Woche lang überall bewaffnete Banden durch das Land, unter den Augen der Militär- und Zivilbehörden, besetzen die Regierungsgebäude, werfen sich als neue Regierung auf und prahlen mit ihrer Anerkennung durch belgische und französische Instanzen. In Worten schärfster Entrüstung äußerte sich die englische Presse, und ihre Berichte vom Operationsfeld brachten Schilderungen, die zur Räuberromantik der besten Art gehören. Die Banden der Separatisten sind richtige Komitatschis, von denen niemand weiß, woher sie kommen. Nur hier und da findet sich ein Ortsangehöriger, der mitmacht. Die meisten sind junge Burschen, oder professionelle Putschisten und Gefängnisbrüder. Die Bandenführer haben gestern bei den Kommunisten mitgemacht, und werden morgen vielleicht mit den Nationalisten mitmachen. Heute bietet der Separatismus Gelegenheit zu Kriegsspiel, zu Terrorismus und Plünderungen. Wenn aber die Okkupationsbehörde, die über Waffengewalt verfügt, sie wie in Aachen, zum Abmarch kommandiert, da ziehen sie ohne Widerstreben ab und gehen von den belgischen Soldaten eskortiert zum Bahnhof und fahren in die weite Welt hinaus, ohne sich viel Sorge darum zu machen, ob nun diese Rheinische Republik, für die sie angeblich so-

eben gekämpft haben, in Aachen weiterbesteht oder untergeht, ob die grün-weiß-rote Fahne weht oder in den Staub sinkt.

Herr Oberkommissar Tirard

war offenbar lebhaft bestürzt worden, das Pronunciamento der Separatisten zu unterstützen. Die Gründung des Pufferstaats am Rhein war ja das Ziel der französischen Politik gewesen beim Friedenschluß. Sollte man nun nicht eine Bewegung fördern, die vielleicht diese Forderungen verwirklicht, sei es auch auf ungewöhnlichem Wege? Wenn sie einmal da ist, die freie Republik Rheinland, dann wird sie sich vielleicht doch halten. Die Bevölkerung kann nichts dagegen unternehmen, sie wird sich fügen und sich am Ende daran gewöhnen. Herr Tirard, der die Verhältnisse überschaut, hat ein Eingehen auf diese Anregungen in kluger Weise stets abgelehnt. Es wurde dabei vergessen, daß man heute keinen Staat bildet ohne die Bevölkerung und gegen sie. Einen Terror kann man aufrichten gegen eine entwaffnete Bevölkerung, und die geringste bewaffnete Minderheit kann sich die Herrschaft erzwingen. Aber das ist dann kein Staat und keine Regierung. Einmal muß ja doch dieses Land frei auf sich selbst gestellt werden, und dann wird klar werden, was die Bevölkerung in ihrer Mehrheit denkt. Wenn in Mitteleuropa so mit einem Handgriff Staatsbildungen vollzogen werden könnten, dann hätten Frankreich und Belgien lieber selber die Rheinrepublik proklamiert, eine Regierung eingesetzt und die betreffenden Persönlichkeiten dafür sich ausgesucht, andere als die buntfarbige Gesellschaft der Separatisten.

Eine seltsame Korona

hat sich da offenbar zusammengefunden. Die Blätter veröffentlichten einen Brief, den Smeets am 5. Juli 1923 an Herrn Tirard gerichtet hat, in welchem er den Oberkommissar warnt vor Leo Deckers, dem Urheber des Pronunciamentos in Aachen, den er als einen Kriegsgewinnler und Schmuggler usw. bezeichnet, der sich mit unsauberen Spekulationen bereichert habe. Im gleichen Briefe kennzeichnet er einige andere Freunde von Deckers. Und was nun die Blätter veröffentlichten über die Regierungskommissare der Separatisten, die in Bonn beim Rheinlandministerium figurieren, das ist schon die Höhe. — Der Lokalkommissar für Kirchen und Schulen Alexander Henderkott, sei 22 Mal vorbestraft, darunter einmal zu 4 Jahren Zuchthaus, der Lokalkommissar für Verkehrswesen Pfaffenholz 23 Mal vorbestraft, der Chef der Wucherpolizei Johann Simon 15 Mal vorbestraft, der Polizeichef Josef Heymann 3 Mal vorbestraft darunter einmal zu 5 Jahren Zuchthaus wegen Straßenraubs, ein anderer, der Kommissar Ludwig Schulz 13 Mal vorbestraft, ein anderer 9 Mal, ein anderer 8 Mal und so geht es weiter. Vorausgesetzt, daß diese von der deutschen Behörde angeblich nach dem Strafregister amtlich veröffentlichten Akten richtig sind, dann ist das allerdings ein Gipfel.

Um das Generalkommissariat.

Im „Metzer Freien Journal“ schreibt Herr Victor Domange zu der dieser Tage von einem Straßburger Blatte gebrachten Meldung über die für Juli nächsten Jahres vorgesehene Abschaffung des Generalkommissariats folgenden Kommentar:

„Die Meldung enthält an und für sich grundsätzlich nichts neues. Denn die Abschaffung des Generalkommissariats zu Anfang Juli 1924 ist seit langem angezeigt. Interessant ist allerdings die Angabe, daß der bisherige Widerstand Millerands in dieser Frage nunmehr behoben sei. Diese Feststellung ist um so beachtenswerter, als gerade Millerand der Schöpfer des Generalkommissariats war, seine Ansichten bezüglich des Uebergangproblems geradezu als Grundsätze galten, und bei der Mehrheit unserer Bevölkerung als richtig akzeptiert wurden. Das Schicksal des Conseil Consultatif läßt die Meldung im Dunkeln, läßt aber gleichzeitig durchblicken, daß man denselben auch ohne Diskussion im Dunkeln verschwinden lassen will.“

Wie wir hier immer betonten, ist in der Uebergangsfrage das Generalkommissariat eine Detailfrage und Formsache. Dieses selbst hat in der Praxis sich allerdings nicht zuviel Freunde erworben; infolge des riesenhaften Beamtenapparats, den es aufbaute, und dann infolge des schleppenden Ganges, den es in das ganze Uebergangproblem hineinbrachte.

Die Erhaltung oder Nichterhaltung des Generalkommissariats interessiert unsere Bevölkerung nicht in erster Linie. Worum es geht, ist die Wahrung der Uebergangsrechte einerseits, und andererseits die Anwendung vernünftiger Assimilationsgrundsätze, zum nationalen sowohl wie zum heimischen Vorteil. Wenn hier die richtigen Leute ohne alle fanatische Voreingenommenheit am richtigen Platze sind, so kann un-

gemein viel Gutes, sowohl im Interesse ganz Frankreichs als auch für unsere speziellen Verhältnisse geschaffen werden. Gerade weil Präsident Millerand diese Fragen so trefflich verstand, darum war er uns so besonders nahe, um so mehr, da er seine Ueberzeugungen aus der Praxis schöpfte, aus seinem langen Verweilen in unserer Mitte.

Die Frage des Verschwindens des Generalkommissariats ist also an und für sich nebensächlicher Natur, wenn für unsere Bevölkerung zur Wahrung berechtigter Uebergangsrechte andere Garantien bestehen. Es gibt hier eine ganze Reihe von Einzelfragen, die wir hier nicht aufzählen wollen, die aber hinlänglich besprochen wurden, und die einer sachlichen Aufarbeitung bedürfen. Heißt also die Abschaffung des Generalkommissariats lediglich die Aufhebung einer bürokratischen Institution, so wird sie kaum auf Widerstand stoßen. Bedeutet sie aber einen Kurswechsel oder die Abkehr von einer halbwegs vernünftigen Assimilationsmethode, so wird sie nicht verstanden werden, und sie wird sich in der Folge, wie alle derartigen Fehlgriffe, von selbst rächen.

Viel bedeutungsvoller ist in diesem Zusammenhange die Frage des Conseil Consultatif. Wir glauben nicht, daß tatsächlich ohne Stimmen aus unserer Bevölkerung alle Assimilationsfragen glücklich geregelt werden können. Ein Aequivalent gäbe es vielleicht dadurch, daß unsere Volksvertreter hier diese Rolle übernehmen und die nötige Aufklärungsarbeit leisten, und mehr als bisher beratende Instanz für das ganze Assimilationsproblem würden. Aber auch da selbst dürften sie kaum ohne fachlich beratende Instanzen auskommen, da es ihnen ja gar nicht möglich ist, die übergroße Zahl der Detailfragen im einzelnen zu beherrschen und zu regeln. Die Rolle der politischen Vertreter besteht überhaupt mehr darin, grundsätzliche Richtlinien zu geben als die einzelnen fachlichen Probleme zu bearbeiten und zu erledigen. In unserer speziellen Lage kommt es vor allem darauf an, Volksvertreter

zu bestimmen, die sich grundsätzlich in den Uebergangsfragen zu einer vernünftigen Haltung bekennen. Hieraus ergibt sich von selbst für unsere Bevölkerung die bittere Notwendigkeit, bei den Wahlen nur solche Leute nach Paris zu schicken, die ihre streng nationale Stellungnahme vorausgesetzt — in den Assimilations- und Uebergangsfragen orientiert sind, vernünftig denken, und die notwendigen Sicherheiten bieten. Nur so können Schäden verhindert werden. Die Notwendigkeit, die Wahlen insbesondere von diesem Gesichtspunkt zu sehen, bietet sich nach der Abschaffung des Generalkommissariats also doppelt. Und zwar sowohl im wohlverstandenen nationalen Interesse als in dem unserer speziellen Verhältnisse, die eine sachgemäße und erfolgreiche Ueberleitung erheischen.“

Der Dekorationsschwindel.

Das „Journal de Sélestat“ hatte unterm 12. Oktober aus Dambach gemeldet, daß dem von dort gebürtigen Herrn Paul Gerber, Rédacteur des Postes in Straßburg, „als Anerkennung für die im Interesse Frankreichs geleisteten Dienste die „Médaille de la Fidélité“ verliehen worden sei.“

Die Straßburger „République“ widmet dieser Ordensverleihung einen bissigen Kommentar:

„Diese Auszeichnung stellt den neuesten Akt des merkwürdigen Dekorierungssystem, wie es seit Waffenstillstand hier gepflegt wird, dar. Herr Gerber ist uns durch die Ausführung des so kläglich im Union-Theater durchgefallenen „Narreschiff“ bekannt. Wir wissen nicht, wie oder wo sich Herr Gerber früher um Frankreich durch einen Akt besonderer Treue hervorgetan hätte. Wenn wir nicht irren, war er während des Krieges eine Zeit lang an der Post in Köln tätig. Datiert die Märtyrerkrone aus jenen Tagen?“

Humoristische Ecke.

Wir fühlen uns in keiner Weise berufen, die deutsche Nachkriegspolitik hier zu verteidigen. Wenn wir uns in schärfster Weise gegen die „patriotischen“ Leute wenden, die in den heutigen elsässischen und lothringischen Blättern auswärtige Politik mit krampfhaften Bücklingen vor Paris verwechseln, so ist es lediglich aus zwei Gründen geschehen, die an dieser Stelle nochmals in wenigen Worten ausgesprochen seien:

Wir halten es für unwürdig unserer Landsleute, sich zur höheren Ehre Frankreichs ihren gesunden Blick für die Tatsachen unter plombierten Verschluss zu legen. Das ist der eine Grund. Der andere ist der, daß wir es für eine greifbare Gefahr für die Zukunft unserer Heimat halten, wenn ihre führenden Männer alle Brutalitäten der französischen Nachkriegspolitik mitverfechten, und wenn sie im Gefühl des „m'r g'höre zum Sieger“ kurzzeitig sich den kommenden Entwicklungen verschließen.

Freilich ist uns der Platz unserer Hefte zu kosbar, als daß wir gegen jeden Fall kriecherischer Liebedienerei eigens etwa polemisieren wollten. Wir werden derartige Kindlichkeiten künftighin nur noch vereinzelt ernsthaft behandeln, sie im übrigen in einer „Humoristischen Ecke“ kommentarlos abdrucken.

Den Reigen möge im Nachstehenden die „Lothringer Volkszeitung“ eröffnen, die an unfreiwilliger Komik durch ihre „Politik“ gegenwärtig so ziemlich an der Spitze marschiert. Zum Jahrestag des Waffenstillstandes schrieb sie:

„Ein Gefühl unsäglich erleichterung bemächtigte sich aller Herzen, als sich am 11. November 1918 die Kunde verbreitete, daß der Waffenstillstand zwischen Frankreich und Deutschland geschlossen worden sei. . . . Der besiegte Feind fand in Frankreich einen milden und gnädigen Gegner. Das besiegte Heer zog, gleich als ob es Sieger wäre, mit Waffen und Standarten in die Städte des Reiches ein, vom Volke begrüßt. Dem besiegten Deutschland wurden die günstigsten Bedingungen beim Waffenstillstand gemacht, keinerlei Garantien wurden verlangt, keinerlei Beschlag auf seine mobilen und immobilien Werte gelegt, so daß es genügend Zeit hatte, um erstere im Auslande in Sicherheit zu bringen. Man muss für wahr zugeben, dass Frankreich keine edlere Gesinnung einem Feinde gegenüber an den Tag legen konnte, der einen großen Teil seines Landes in eine Einöde verwandelt hatte, einem Gegner gegenüber, dessen durch Herrschgelüste motivierte Handlungsweise das Leben von 1700 000 der Besten Frankreichs als Opfer gefordert hatte.“

Heute wieder befindet sich Deutschland am Abgrunde wie im November 1918. Es sieht vor einem Grabe, das es sich selbst geschaufelt hat durch seine ostentative Verarmungspolitik, welche ein Vorwand werden sollte, um die Zahlung seiner Schulden zu hinterreiben.

Heute wie damals verschmäht es Frankreich in grossmütiger Weise, die Situation auszunutzen, heute wie damals muss man leider feststellen, dass Frankreichs Freunde und Verbündete in einer bedauernswerten Misskennung der edlen Absichten und Gefühle unseres Landes mit scheeler Neidsucht darüber wachen, dass die ihm zukommenden Entschädigungen nicht zu reichlich ausfallen.

Frankreichs Grossmut wird leider selbst von seinen eigenen Freunden teils misskannt, teils auch in schmählicher Weise ausgenutzt. . . .

Wir speziell, Bewohner der befreiten Gebiete und der Grenzprovinzen, erkennen dankerfüllt die Opfer an, welche für die Befreiung unserer Provinzen gebracht worden sind, wir verstehen die Notwendigkeit einer Grenzsicherung einem unzuverlässigen Nachbarn gegenüber vollkommen. In loyaler Weise stehen wir unserem Lande zur Verfügung, um es geschlossen in den jetzigen schweren Zeitläufen zu unterstützen, und wir sind überzeugt, dass das Mutterland uns gegenüber dieselbe Loyalität an den Tag legen wird, um unsere „Droits acquis“, welche unsere teuersten Gebräuche verbrieft, zu garantieren. Alle Gutgesinnten werden es sich erneut am 11. November zur Pflicht machen, im kommenden Wahlkampf eine Politik zu vertreten, welche ein gesundes und zufriedenstellendes Verhältnis zwischen dem Mutterlande und den befreiten Provinzen fördert.“

Ein Geschäft auf Gegenseitigkeit! Stimmenfang! Aha!

Während der Drucklegung geht uns die Nummer des „Echo d'Alsace et de Lorraine“ vom 14. November zu. Sie bringt eine Ankündigung, die wir wohl am besten in die neue „Humoristische Ecke“ aufnehmen. Das „Echo“ meldet:

„Feler des 22. November. — Am 22. November wird der ehemalige Gouverneur von Straßburg, General de Pouydraguin, dessen leutseliges Wesen in aller Erinnerung geblieben ist, an der Spitze seiner Truppen zur Erinnerung an den siegreichen Einzug von 1918 in Straßburg einziehen.“

„Siegreicher Einzug“?? — Theaterles!

Elsaß - Lothringen

Heimatstimmen

Deutschland u. Dtsch.-Oesterreich
Monats-Bezugspreis:
beim Post-Bezug . . . 20 Goldpfennige
bei Streifbandbezug . . . 25 Goldpfennige
Jahresbezugspreis für das Ausland:
Frankreich 10 Frank. (frz.)
Schweiz 5 Frank. (schwz.)
Übriges Ausland . . . 1 Dollar (amer.)

Bestellungen aus dem Ausland und für den unmittelbaren Streifbandbezug an die Schriftleitung
Berlin W 30, Postschließfach Nr. 5
Buchhandlungen 40% Rabatt

Herausgeber: Dr. Robert Ernst

Zahlungen erbeten:
Deutschland:
Postcheckkonto Dr. Robert Ernst,
Berlin NW 7, Nr. 109 799.
Ausland:
Brieflich an die Schriftleitung
Berlin W 30, Postschließfach Nr. 5
Anzeigen:
die 4 gespaltene mm-Zeile 4 Goldpf.
(Familienanzeigen 2 Goldpf.)
Nachdruck
mit Quellenangabe gestattet.

Nummer 12

Berlin, Dezember 1923

I. Jahrgang

Weihnachten 1923.

Heimatstimmen! Es jährt sich, daß wir uns entschlossen haben, allem, was von drüben zu uns dringt, in dieser Monatschrift einen Schallboden zu geben und auch den Widerhall hineinzuleiten, den jener Chorus in unfern eigenen Brüst auslöst. Was wir tagaus, tagein vernehmen, sind keine „Heimatstimmen“: Eine barbarische Janitllarenweile, die gellende Mißtöne zum ehernen Taktlohn erbarmungsloser Söldlinge zulammenzwängt, erlückt nahezu vollkommen, was an echten Naturlaufen völkisch-litllicher Wahrheit schüchtern um Gehör bittet.

Wir kennen diese Wahrheit, und wir buchen und verkünden sie pflichtmäßig. Das ist unfer Dienst am Lande unferer Väter. Wir tun ihn nach bestem Willen und Gewissen und finden niemanden, der Vollmacht hätte, uns aus solchem Amte zu entlassen. Es ist ein notwendiges Geschäft, das uns nur wenige danken, und dessen Ende wir Gott anheimstellen. Denn alles Sinnentfällige steht feindlich wider uns. Wir wußten das, wir Elsaß-Lothringer im Reich. Wir wußten, daß friedlose Vereinarung unfer Los fein würde, und nehmen's hin ohne zu klagen.

Aber nun ist Weihnachten

Wir sind nüchterne Leute geworden und lehen nicht mehr mit Kinderaugen ins Gewühl der Menschen und Völker und allen kreatürlichen Lebens. Hart auf hart stoßen von jeder Trieb, Leidenschaften auf Leidenschaften. Reden wir von Frieden, so zuckt's bitter um den Mund. Das Wort ist ja zu schade, um lediglich kümmerlich befristete Gleichgewichtslagen ringender Feinde zu zeichnen. Im tiefsten Grunde ist ja auch das Geldick heimatloser Verbannter nichts Absonderliches. Alle haben's getragen, die fühlend willend wurden.

Und doch warten auch wir halt ungeduldig wie Kinder auf die Stunde, da die Lichter am Baume angehen werden. Und wenn dann nach alter Sitte eins von uns die biblische Weihnachtsbotschaft herlagern sollte, wird jeder Spott erlitten. Wie war's doch? Haben nicht unfer Väter zu allererst lo vor dem geputzten Baum gestanden, haben linnend in seine milde Helle geblickt und gläubig die Hände gefaltet, obwohl sie als ernste Männer und Grenzländer den Lauf der Welt kannten und Mißtrauen und Menschenberachtung gründlich gelernt hatten? Und wie ist's mit uns? Gewiß, wir lehen die kosmische und geschichtliche Wirklichkeit schärfer, soweit sie sich den Sinnen zu zeigen beliebt. Aber ihr zum Trotz halten wir felt mit der ganzen Kraft unferer Seele die Erinnerung an den Weihnachtsfrieden der Heimat, wie er uns bis ins reife Mannesalter alljährlich einmal dem Unzulänglichen entrückte und „unwirkliche“ Wunder schauen ließ. Und käme einer und höhnte: „Es ist ja nur greifenhaftes Unvermögen, die Gegenwart zu meiltern, das Eure Blicke immer wieder rückwärts lenkt. Ihr klebt am Vergangenen, vielleicht nie Dagewesenen, weil Ihr das Spiel verloren habt und Bange habt, den Schnitt tapfer und ehrlich zu vollziehen!“ Ich lage, käme lo einen, uns zu beirren, wir setzten ihn gelassen an die Luft oder lachten des platten Burschen, dem jedes Wunder unzugänglich bleibt. Denn wir fühlen uns getragen und gehoben von einem mächtigen Strome übergeschichtlichen und überlinnlichen Lebens. Durch ihn willen wir uns verbunden mit der Welt der Väter. Er wird auch unfer Kinder und Kindeskinde tiefstes Sehnen stillen. Alles Indische ist nur ein Gleichnis. Aber das Land, wohin wir treiben, wenn Tannenduft und Lichtenlechein Stube und Herzen füllen, das Land, wo wir verweilen möchten, weil es tiefen Frieden gibt, es wird immer die verklärten Züge unferer Heimat tragen, das Antlitz ihrer Berge und Wälder, ihrer stillen Dörfer und Städtchen und Menschen, traulich begrenzt und doch weit genug, um jedweden gastlich zu beherbergen, der reinen Herzens ist oder werden möchte.

Der Drang zu Heimat und Vaterhaus, zur eng und natürlich umfriedeten Wiege unferes Wesens ist zum zuverlässigen Träger des Weihnachtsgedankens geworden, des unversalfalten und geistigen Gedankens, der je an die Seele von Menschen rührte. Ueberhaupt mag den eigentlichen Sinn unferer und der Völker Zeitslichkeit nur der ahnend zu erfassen, der erst dann in die Weite treibt, wenn es die Treue gegen sich und die Seinen, gegen Heimat und Vaterland fordert. Niemand kann uns — ich wiederhole es — dieser nächsten Pflichten entbinden — uns zum Heile. — Denn erst auf dem Weg ihrer furchtlosen Erfüllung gelangen wir zu männlicher Klarheit und Tatkreude, dringen wir zur Erkenntnis letzter litllicher Zusammenhänge und Zwecke, werden wir inne, daß wir dem wahren Frieden dienen und Veröhnung saen, wenn wir nur kämpfend bei jener Treue beharren. Mehr brauchen wir nicht. Wir hören Stimmen der Heimat und gehen getroßt unferen Pfad durch die Tiefe.

Adolf Krencken.

Wihnachte.*)

Wie isch doch d'Sunn nuer anekomme?
Es word eim währlich angscht un bang.
Wie g'schwind isch jetz e Daa vergange,
Un wip sin d'Näacht su üwerlang!

M'r isch bedrückt un word verdrießlich;
Im Herze schlooft eim d'Hoffnung in.
Wenn's allewiel su finschter drüße,
Wie kann's noo hell im Innre sin?

Noo geht's herin in unsri Hiiser,
Es bringt uns Freid, es lacht uns an,
Un zündt an alle Tannebaimle
Viel täusig Wihnachtsliechter an.

Marie Hart.

* Aus dem unsern Lesern bereits bekannten neuesten Buche der Verfasserin: „Erinnerungsland“, erschienen bei Greiner & Pfeiffer in Stuttgart. Geheftet 1.— Mark, gebunden 2,50 Mark (mal Buchhändlerschlüsselzahl).

Drei Weihnachtsbilder aus dem Elsass.

Von C. C. früher Schlettstadt.

I.

Ueber das — damals noch — deutsche Elsaßland zogen feierlich-friedliche Weihnachtsklänge. In lichte, schneeige Schleier gehüllt stand der alte Wasgenwald mit seinen ernsten, hohen Fichten und Tannen, so erhaben, so majestätisch wie seine Königin, — die Hohkönigsburg —, in seiner Mitte thronend auf stolzem, steilem Kegel im Bewußtsein ihrer Macht: Zeiten und Völkern zu trotzen. Und im Tale, ihr zu Füßen, ertönten eben die Glocken von den vielen Kirchen und Kapellen, die Christglocken, vielstimmig, festlich:

„Stille Nacht, Heilige Nacht —“

Jean Jacques Houbert, der Bürgermeister, hatte gerade zu jener Stunde, als das Weihnachtsgeläute erklang, seine Toilette, auf die er heute noch größere Sorgfalt als sonst verwandte, beendet. Sein eigen wohlgefällig-zufriedenes Lächeln warf ihm der alte Spiegel über dem französischen Kamine mit den Bronzeleuchtern zur Seite zurück, und er stellte in ihrem Kerzenschein fest, daß er in der Tat ein selten rüstiger Mann für seine Jahre sei. Das gelockte Haar legte sich noch voll und dicht um seine freie energische Stirn, und der Schnurrbart à la Napoléon glänzte, — zwar etwas nachgefärbt —, im tiefsten Schwarz, das wetteiferte mit dem dunklen Leuchten seiner klaren, scharfen Augen. Jean Jacques Houbert war vollauf zufrieden mit sich und mit seinem Leben. Und das mit Recht. Das Ehrenamt, Stadtoberhaupt zu sein, das er vom Vater und Großvater ererbt, das über ein Jahrhundert Tradition im Hause Houbert war, — bekleidete er, würdig seiner Vorfahren, mit Umsicht, mit gütiger Weisheit. Sich selbst als erster treueregebener Diener seiner Vaterstadt fühlend, sorgte er wie ein guter Hausvater für die ihm anvertraute Gemeinde, die ihn ihrerseits kindlich verehrte. Unter der Aera seines seligen Vaters hatte das Land seine Farben, die Stadt ihr Wappenschild gewechselt, nicht aber den Namen ihres Oberhauptes, — und darauf waren die Houbert sehr stolz. Er erinnerte sich jener Zeit noch deutlich. Als kleiner, vorwitziger Bube hatte er ganz allein hinter dem Gatter der Festungstore gestanden, als sie sich

öffneten und die Feinde — die Preußen — einließen. Er fürchtete sich nicht vor den blonden, starken, bärtigen Gesellen, die da hereinritten, stramm, schneidig, so stramm, hart und unbeugsam wie das Regiment, das sie ins Elsaß mit hereinführten. Aber das Land, die Stadt erstarkte unter dem festen Griff ihrer eisernen Faust, unter der Preußenherrschaft.

Und just 12 Jahre später saß Jean Jacques oben im Stadthause auf dem erhöhten, steiflehnigen roten Samtsessel als dritter seines Namens und jüngster im hohen Rate. Die Zahl der Neider war groß und gefährlich. Es folgten heftige, aufgeregte Amtstage. „Franzosenkopfl“ ward ihm bei öffentlicher Sitzung ins Gesicht geschleudert. Jean Jacques Houbert zuckte zusammen, biß sich die Lippen wund, — und schwieg. Dies war im Winter — im nächsten Sommer — anläßlich der offiziellen Ueberreichung der Hohkönigsburg an den deutschen Kaiser als Geschenk von seiten der Stadt, schritt derselbe Jean Jacques Houbert zur Linken des neuen erlauchten Schlossherrn, mit sichtlicher Huld von ihm ausgezeichnet. Dies war die Sühne. Sie tat ihm wohl und schmeichelte seiner Eitelkeit. Gebuhlt hatte er nicht um sie, um die kaiserliche Gunst des Preußen, — würde es auch nie tun. — Aber gerade deshalb ehrte sie ihn.

Er tat seine Pflicht, aufrecht und frei, — ohne nationalen Haß, ohne nationale Schwärmerei, nur aus Liebe, warmer, heißer Liebe zu seiner Vaterstadt; für deren Wohl er bluten und sterben könnte — er der Bürgermeister.

Und fern des Amtes, fern seiner Lasten, daheim im Kreise seiner Familie, umfing ihn nur lachendes, sonniges Glück. Zwei Kinder hatte ihm seine treugeliebte Juliette, seine Gattin, bescheert, zwei Mädels zwar. Er würde einst als letzter Houbert Träger der Amtsschärpe gewesen sein. Welchen Namen, welchen Bürger der Stadt, würde sie nach ihm zielen?!

Charlotte, seine älteste Tochter, hatte sich erst vor kurzem mit einem Pariser Kaufmannssohn verheiratet, — sehr reich und glücklich; — und heute, — heute am Heiligen Abend — würde sich Susanne, sein zweites Kind, — sein Lieblingskind, verloben, noch reicher, noch vornehmer, noch glücklicher. — Machte

ihn das Glück seiner Kinder nicht selbst zum beneidetsten Menschen auf Erden? — Susanne, seine schöne, verwöhnte, stolze Susanne würde Baronesse werden, den schlichten Bürgersnamen „Houbert“ — mit einer siebenzackigen Krone vertauschen: Baronesse von Steinert, deutsche Offiziergattin — eines „Schwoben“ Frau zwar werden — tant mieux! und später vielleicht gefeierte Kommandeuse von hier selbst sein. Und alle jene, die ihn geschmäht, würden sich vor ihr verbeugen müssen, vor ihr, der Tochter des „Franzosenkopfes“ —. Aber vor allem würde die Stadt aus dieser Verbindung den größten Nutzen ziehen; die letzten Schranken würden endlich fallen, die die französische Bourgeoisie und die altdeutsch gesinnte Beamtschaft gleich scharf gezogen.

An dies alles dachte der Bürgermeister in dieser Stunde, durchlebte in kurzen Zügen noch einmal die Vergangenheit, berechnete klug die Zukunft und genoß mit stiller Herzensfreude die Gegenwart. Da besann er sich endlich wieder, — lächelte seinem Spiegelbild noch einmal zu, — zog einen letzten Bürststrich übers Stutzbärtchen. —

„Eh Pape, so kumm doch herab — der Dannebaum brant schu, — herscht, die Susanne spielt grad „Stille Nacht, heilige Nacht“ — unn der Baron isch a schu do —“ ließ sich die Stimme der Bürgermeisterin hören, die groß und breit über die Türschwelle trat, — in neuer schwarzer Spitzenrobe, — umwoben von einer Duftwelle teureren, französischen Parfüms. Der Gatte ging ihr — sich galant verbeugend, entgegen: „Juliette, je viens tout suite, je suis prêt. E Brief isch a schu kumme, gall von der Charlotte üss Paris?“

„Ja, sie kenne leider nit kumme, da les selver,“ und sie gab ihrem Manne das Schreiben, dessen winzige Zeilen in französischen Buchstaben Jean Jacques Houbert im Dämmerlicht des scheidenden Tages kaum noch unterscheiden konnte.

„Dunkle Ahnungen tauchen hier auf — man bangt vor der Zukunft — und wir sind in geschäftlicher Sorge — so daß wir nicht verreisen können“ —

„Dunkle Ahnungen“ — wie ein Blitz aus heiterem Himmel zündete dies Wort, — und Jean Jacques mußte wirklich nach dem Himmel sehen.

Ja, der lag in der Ferne, dort gegen Westen zu, feurig, blutigrot, — und vor ihm, wie aus dem Flammenmeer ragend, die Hohkönigsburg, wuchtig, herrisch, Zeiten und Völkern trotzend. —

Es war nur eine Sekunde lang, — da glättete sich schon wieder die Stirn des Bürgermeisters; seine frohe Laune kehrte wieder zurück. Und er nahm seine Frau an der Hand und eilte mit ihr hinab nach dem Salon, — wo das Christkindchen seine Wohnung aufgeschlagen. — Rasch zog er die schwerseidene Portiere zurück. — Da standen unter dem glänzenden, leise knisternden Tannenbaum eng verschlungen zwei glückstrahlende Menschen: der Baron groß und schlank, in preußischer Kavallerieuniform; er hatte seinen starken Arm fest um den Nacken seiner Braut gelegt, die jung und zart, voller Mädchenscheu und Hingebung an seiner Brust lehnte. — Da überkam den Bürgermeister, der zeitlebens keine Träne geweint, mit keiner Wimper gezuckt hatte — die Rührung. Er wandte sich ab, der offenen Balkontür zu. Da dehnte sich der Park in weiter, schweigsamer Nacht, aber hinter ihm, dort, wo die Hohkönigsburg thronte,

zog sich immer noch ein schmaler blutigroter Streifen gegen Westen zu. —

II.

Wieder sangen Weihnachtschöre übers Elsaß, jubelnd, frohlockend. Der Wasgenwald, die Hohkönigsburg schaute so ernst und hoheitsvoll wie sonst ins Tal hernieder, aber von ihren Türmen, Giebeln und Zinnen wehten, flatterten lustig im klaren, kalten Dezemberwind Fahnen, Wimpeln und Fähnlein in dreifarbenem, hellem Leuchten der „Tricolore“, und ihr ausgelassenes, tolles Farbenspiel mischte sich mit dem im Tale wieder, wo Kirchen, Villen und Hüttlein in blau-weiß-rottem Bänder-, Blumen- und Kokardenschmuck prangten. Im ganzen Lande ein begeisterungstrunkenes Jauchzen, ein tausendfaches Widerhallen von noch unbekanntem, fremden Marschgesängen, die die neuerstandene „Marseillaise“ mitgebracht.

Monsieur Jean Jacques Houbert, der maire, hatte in diesen Tagen, die dem deutschen débacle gefolgt waren, fast Uebermenschliches zu leisten. Zur Stunde des Einzugs der „siegreichen, mit Ruhm bedeckten“ französischen Armee hatte Jean Jacques den goldenen Schlüssel in das verrostete Schloß der Ebenholzlade gesteckt und ihr die altherwürdige, mit den Lilien Frankreichs gestickte Amtsschärpe entnommen. Keine Hand hatte sie mehr berührt, seit sein seliger Vater sie mit Tränen in den Augen da hinein verschlossen. So war sie für den Sohn Reliquie geworden. Behutsam breitete er sie aus, preßte sie an seine Lippen und küßte sie, — dann erst band er sie um den Leib und schritt festen Schrittes die Marmorstufen hinab, um sich an die Spitze seiner Stadt zu stellen, die Deputierten der großen Nation ziehend zu empfangen. Die Vertreter jener Nation, die einen Napoléon Bonaparte auserwählt, unter dessen Fahnen sich auch die Houbert Lorbeer errungen, jene Nation, die zuerst die Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit gepredigt. — Dessen erinnerte sich Jean Jacques Houbert, der Letzte seines Geschlechtes — in diesem weltbedeutenden Augenblick, vor dessen Nahen er leise gezittert hatte. —

Und im Innern gelobte er, der République Française ebenso treu und gewissenhaft zu dienen, wie dem Preußentum, sich weiterhin als erfahrener, weiser Steuermann zu bewähren, der fähig ist, sein Schiff auch unter neuem Segel mit sicherer Hand durch Sturm und Brandung zu führen.

Und Jean Jacques Houbert hielt Wort. Seine ganze Kraft widmete er dem Amt, von dem er so hoch und edel dachte. Müde, abgesspannt, zu später Stunde kehrte er jetzt erst immer heim. Selbst am Christabend umgab ihn schon finstere Nacht, als er in seiner Villa anlangte und ohne abzulegen in Mantel und Hut die Treppe hinaufsprang nach dem Zimmer seiner Tochter, um da am Krankenbett seines Lieblings und Schmerzenskindes erst einige Minuten zu verweilen. Da lag sie, seine arme, einst so überglückliche Susanne; die frischen Wangen bleich und schmal, und schwer deckten die Lider mit den langen weichen Wimpern die müden Augen. Vor wenigen Monaten hatte man ihr die Trauerbotschaft, die Nachricht von dem Heldentode ihres Gatten gebracht; — sie war damals stark, sehr stark, heldenhaft stark gewesen. — Sechs Wochen später, am Tage des Einzugs der Franzosen, schenkte sie einem Sohn, — dem Erben des deutschen Offiziers, — das

Leben, unter Schmerzen, unter Todesringen. — Leise, behutsam streichelte der Bürgermeister die Hand seines Kindes; es war die rechte Hand und trug den goldenen, glatten Reif am Finger. — Sie lag auf einem kleinen Bildchen, der letzten Photographie des Toten, ihn darstellend, so wie er ausgezogen, jung, kräftig, lebensfroh mit siegessicherer Begeisterung in den Augen. Und auf dem Nachttisch erkannte Jean Jacques den Brief mit jenen Zeilen, auf die Susanne gedeutet und schmerzbewegt, flehend, verzweifelt ausgerufen hatte, als er sie zaghaft gefragt: „Was soll jetzt aus Dir und dem Kinde werden? Es steht bei Dir, Deinen Sohn, unseren Enkel, Franzose werden zu lassen —!“ —

„Vater, Vater!“ hatte sie gerufen und auf die Worte gezeigt, die von ihres Mannes Hand geschrieben standen:

„... sollte ich aber nicht wiederkehren, so nimm unser Kind als letztes, teuerstes Vermächtnis hin und mache es seines Vaters würdig, der Eheglück, Jugend, auch Leben, alles freudig hingeben wird, wenn das Geschick es fordert, — aus Liebe zu Kaiser und Reich, um unserer gerechten, deutschen Sache willen — —. Lerne es allezeit dessen eingedenk sein. ...“ Da hatte der maire nicht weiter gefragt, hatte geschwiegen. Er verstand sein Kind. Sie erfüllte des Toten letzten Willen: es war dies heiligste Pflicht.

Eine Weile saß er am Bette der Schummernden; dann erhob er sich, um nach dem Knaben zu sehen, den die Amme hielt. Dann erst ging er hinab, langsamen Schrittes und sorgenvollen Herzens, — nach dem Salon, wo die Festtafel in reichem Silber erstrahlte, und wo ihn schon die Gattin und die vielen Verwandten aus Paris erwarteten, die in großer Zahl erschienen waren, um die verwaisten, dem Mutterherzen „La France“ zurückgegebenen Provinzen auch ihrerseits umarmen zu können. —

III.

Jahre waren seither vergangen, und Weihnachten hielt wieder Einkehr bei den Menschenkindern.

Der maire Jean Jacques Houbert freute sich diesen Winter nicht auf den heiligen Abend, den er sonst stets mit kindlich-frohem Erwarten herbeigesehnt hatte. —

Als schon rings auf dem Marktplatz die Tannenbäume brannten, verließ er erst die mairie, um auf einem weiten Umweg nach Hause zu kommen. Daheim erwartete ihn ja heute kein geputzter Christbaum, keine Ueberraschungen, nur der Festkuchen, den seine starktaube Wirtschafterin ihm gebacken. So ging er denn auf sein Arbeitszimmer, rückte sich den alten, grünen Lehnstuhl ans flackernde Kaminfeuer und steckte sich eine kurze Meerschampfeife an.

Er war in letzter Zeit ein sehr alter Mann, ein Greis, geworden. Das Kopfhaar war gelichtet, der Schnurrbart voll ergraut. Er färbte ihn auch nicht mehr auf. Die Eitelkeit hatte er vergessen. Alt und einsam und lebensmüde war er geworden. Die Gattin hatte der Tod ihm genommen; sie ruhte drüben sanft am Bergesrand und wartete auf ihn. Seine Kinder weilten fern von ihm. Die Feiertage würde er allein verbringen müssen. Charlotte konnte wegen geschäftlicher Ueberlastung ihres Mannes nicht verreisen. Dringend hatte sie den Vater nach Paris eingeladen; er hatte abgelehnt. Was sollte er dort? Sterben vielleicht. Nein! Dies wollte er hier, in

seiner Heimat, in seiner Vaterstadt, um noch einmal, bevor er die Augen auf immer schließen würde, die Hohkönigsburg im finsternen Tannenhorst zu grüßen, die Hohkönigsburg, seine stolze, fürstliche Geliebte, die ihm stets treu geblieben, die nie aus seinen Blicken gewichen, ihr den Abschiedsgruß zuzusenden. Paris hatte er in jungen Jahren nicht gesehen, Paris sollte ihn nicht als alten, gebrochenen Greis kennen lernen. So hatte er Charlotte geantwortet.

Zu Neujahr legte er nun sein Amt als maire nieder, bis dahin würde sein Nachfolger, der Franzose, da sein. Ob dieser auch gewillt sein werde, für die fremde Stadt, die er nicht lieben könne, sein Herzblut für ihr Wohl herzugeben? Dies frug sich Jean Jacques Houbert voll banger Angst um die ihm über ein Menschenalter anvertraut gewesene Gemeinde. In Gnaden hatte man ihm den Abschied gewährt. Als äußeres Zeichen der Anerkennung seiner großen Verdienste hatte die „dankbare französische Republik“ ihn zum Ritter der Ehrenlegion erhoben, und als ehrendes Andenken aus der Zeit des deutschen Reichlandes besaß er einen goldenen Stern am farbigen Band, dazu ein kaiserliches Handschreiben, das — „Ihr wohlgeneigter Wilhelm II. I. R.“ unterzeichnet war. Heute Abend nahm er beides zur Hand und betrachtete beides gleich lange und innig. —

Er war am Ende seiner Tage, am Ziel seiner Laufbahn, die der Weg eines hochherzigen, edelmütigen Wanderers gewesen, — eines pflichtgetreuen, gerechten Bürgers und Beamten. Er hatte sich keinen einzigen Fehltritt vorzuwerfen. Hoherhobenen Hauptes durfte er aus dem Leben scheiden. —

Einen Brief hat der Postbote ihm unterwegs ausgehändigt; er trug Susannes steile, feste Schriftzüge und Stempel aus Deutschland; dort weilte ja Susanne, um ihren Jungen zu dem erziehen zu können, was der Wille ihres toten Mannes forderte. Eine Photographie von dem Knaben hatte sie dem Schreiben beigelegt; es hätte ebensogut ein Kinderbildchen des Barons sein können: blondhaarig, blauäugig war der Enkel: ein Deutscher. „Die Menschen hier sind gütig und lieb zu mir“ — schrieb seine Tochter — „und lassen mich nicht fühlen, daß ich ihnen zeitweilig eine Fremde bleiben werde. Oft habe ich Heimweh nach unserem herrlichen Elsaß, seinen rebenumsäumten Hügeln, seinen schneebedeckten Bergen, seinem sonnenklaren Himmel, und ich werde bestimmt wieder zu Dir zurückkehren, wenn mein Sohn den Weg allein verfolgen kann, den ich ihn zu gehen gelehrt. Vater, Du hast gefragt, als was ich jetzt empfinde, Vater, lieber, guter Vater, verstehst Du denn Deine Tochter immer noch nicht? Sie ist auch hier die alte geblieben. Ich werde Deutschland nie hassen können — und Frankreich nie lieben lernen. Ich bin Elsässerin, schlicht und einfach — weiter nichts als Elsässerin; — und Elsässerin will ich sein — und bleiben!“ —

Als der alte Mann diese Worte las, spielte seit langem zum ersten Mal wieder ein Lächeln um seinen faltenreichen, welken Mund. Elsässer! — weiter nichts als Elsässer! — einfach und schlicht — wiederholte er leise, sinnend wie im Traum — und er schaute im Geiste die Zukunft — kommende Zeiten und Generationen — die glücklicher und froher sein werden. —

Als der Weihnachtsmorgen dämmerte, und die Münsterglocken zur Frühmesse riefen, — lehnte der greise Bürgermeister immer noch im weichen, hohen

Sessel vor dem marmornen, schwarzen Kamine. Er schien eingeschlafen zu sein, friedlich zu schlummern, — aber seine Hände waren kalt und wachsbleich, seine Lippen dünn und blutleer, und das Herz stand stille — — — und das Feuer im Kamine war erloschen.

An das Christkind.*)

Christkindele, Christkindele,
kumm du zue uns 'eryn!
Mer hän e frisch's Heubindele
un au e Gläsele Wyn.
E Bindele
firs Eselo.
Firs Kindele
e Gläsele.
Un bete kenne mer au.

Kinderreim.

* Aus der Sammlung „Elsässisch Haus“. (Ein Strauß Gedichte.) Mit Federzeichnungen von O. Becker und Gelteitwort von Friedrich Lienhard. Verlag Hermann Eichblatt, Leipzig 1923. In Halbleinenband 2,— Mark Grundpreis.

Eine Weihnacht im Schatten der Thomaskirche.

Eine Straßburger Erzählung von S. S.

Ueber dem alten Stadtviertel rings um die Thomaskirche lag es schon wie Abglanz der Weihnachtsfreude. Der Himmel selber hatte das Seine dazu getan: auf den grauen Ziegeln der alten Häuser lag der Schnee, säumte auch die Gesimse und Pfeiler, die mächtigen Dächer und wuchtigen Türme von St. Thomas selbst, aber darüber stand ein sanftes Blau, und die Sonne malte im Scheiden rote Lichter auf die riesigen Sandsteinflächen der Kirche und strahlte golden um das Gewirr alter Mauern und Giebel zu ihren Füßen. — Die Turmuhr ließ vier tiefe Töne herniederfallen in die engen Gassen, die sich ringsum zum „Thomasplan“ drängten, vier Glockenschläge wie Tag für Tag um diese Zeit. Aber heute horchten die Menschen auf bei dem Klang. Wie ein Auftakt war es zu dem herrlichen Weihnachtsgeläute, das die wundersame, wundertiefe Glocke in zwei Stunden antimmen würde. Sie dachten alle daran, die da unten in engen Gassen und engen Häusern ihr kleines und oft mühevolltes Leben lebten, deren Seelen in dem engen Dasein selber eng geworden waren, sie horchten auf den Ton, sie horchten auf das Echo in ihrem Innern, eine scheue Rührung überkam sie, und sie fühlten sich plötzlich den Kleinen, ihren Kindern viel näher, die sich vor Ungeduld und Vorfroreude kaum mehr fassen konnten! — Und sie taten seltsame Dinge, die ihnen sonst ganz fremd waren: die magere Frau Bäckermeister Rehberger, die sonst so sehr „genau“ war, legte dem armen Selmele aus der Mansardenwohnung ihres Hauses zu dem verlangten und bezahlten Schwarzbrot ein knusprig braunes, köstlich duftendes Laiblein Milchbrot in den alten Korb und schob das Mädlein mit verlegener Miene zur Tür hinaus, als es sich bedanken wollte. — Die Frau vom Konditor Krämer, schräg gegenüber, die sonst das ganze Jahr ihre süße Ware mit dem denkbar sauersten Gesicht verkaufte, sie ließ wahrhaftig ihr 3jähriges Margrittel auf ihren Knien tanzen und lachte sogar dazu! Das paßte viel besser zu den Quitten- und Marzipanwürstchen, zu den zuckerübergossenen Lebkuchen in ihrem Schaufenster! — Und nicht anders war es in den andern Geschäften, Werkstätten und Wohnungen bestellt, in welche die Stimme der alten Kirche drang. Es waren ihrer nicht viele in der alten Gasse, die den weihnachtsfrohen Klang der Thomaskirche überhörten!

Zu diesen wenigen gehörten der Metzgermeister

Feigler und seine Frau. Sie beide hatten nur Augen und Ohren „furs G'schäft“. In ihrem Laden drängte sich die Kundschaft, denn die Knackwurst mit Kartoffelsalat ist in vielen Häusern im alten Straßburg das traditionelle Gericht des Christabends, und weit und breit machte niemand so gute Knackwürste wie der Metzgermeister Feigler. Deshalb war der 24. Dezember der einträglichste Tag im ganzen Jahr, deshalb saß heute die stattliche, vollwangige Frau Feigler mit so vergnügtem Gesicht an der Kasse, deshalb hieb der ebenso stattliche und rotbackige Herr Feigler so lustig auf die Knochen ein, deshalb drang der Ton, der tiefe Glockenton nicht bis zu ihrem Herzen. Und wenn sie voller Freude an den Abend dachten, so geschah es nur um der Tageseinnahme willen, die droben nach Geschäftsschluß auf dem großen Tisch im Wohnzimmer gezählt wurde. Das war so viel, das dauerte so lang, daß an Christbaum und Weihnachtsfeier nicht mehr zu denken war, um so weniger, als Frau Feigler wegen des Geschäftes auch noch keine Zeit gefunden hatte, irgend etwas für eine Feier herzurichten. Das alles kam ja in zweiter Linie, das alles hatte ja morgen noch Zeit! So dachten, so fühlten diese beiden Menschen, deren Innenleben in dem engen Rahmen ihres äußeren Lebens gleichfalls eng und flach geworden war! Sie gehörten zu den wenigen, die die Mahnung der Glocke überhörten.

Aber noch kleiner war in der alten Gasse die Zahl der Menschen, denen bei dem Klang weh ums Herz wurde; zu ihnen gehörten ein einsamer alter Mann, ein einsames 12jähriges Kind. Das Christkind aber, das in der Weihnachtsnacht zu allen Menschen gekommen ist, führte die beiden Einsamen zusammen, damit auch für sie rechte Weihnacht werde. Und das ging so zu:

Hansel war des Metzgermeisters Feigler einziges Kind. Er war sonst kein Kopfhänger, sondern ein echter, gesunder Bub mit frischem natürlichem Empfinden, dem alles Sentimentale, alles Weiche und Rührselige verhaßt war. Heute aber war ihm das Herz so schwer, daß er hätte weinen können, wenn er sich nicht der Tränen geschämt hätte.

Eben kam er mit 2 Kameraden aus der letzten Probe für das morgige Kinderweihnachtsfest in der Kirche. Die Fenster der St. Blasiuskapelle, die winzig an dem riesigen Kirchenschiff klebt, warfen helle Lichter auf ihren Weg, und man hörte die Flöten- und

Geigenklänge einer Weihnachtsmusik, die drinnen noch geprobt wurde. Hansel wurde es immer schwerer ums Herz bei diesen Klängen und bei all dem, was seine Kameraden über ihre Hoffnungen und Erwartungen für die nächsten Stunden erzählten. Ach, da hörte er von vielen Adventsabend voll geschäftiger Heimlichkeit, von Weihnachtszimmern, die schon tagelang den Kindern verschlossen waren, von Vätern, die unter dem brennenden Christbaum die alte liebe Weihnachtsgeschichte nach Lukas vorlasen, von Müttern, die mit den Kindern die alten, lieben Lieder sangen, von Häusern, die Tannen- und Kerzenduft durchzog! Schweigsam ging er neben den glücklicheren Kameraden her. Wie arm, wie zurückgesetzt kam er sich ihnen gegenüber vor! Früher hatte er sich ziemlich leicht damit abgefunden, daß er auf seine Weihnacht einen Tag länger warten mußte wie die andern Kinder. Damals war er noch dumm und klein gewesen. Schon voriges Jahr aber war ihm eine Ahnung darüber aufgegangen, daß es sich nicht allein darum handelt, daß die Weihnacht in seinem Elternhaus auch noch anderes entbehrte, was zu einer echten Weihnachtsfeier gehört hätte. Wie schwer hatte es ihn vor einem Jahr gekränkt, daß der Vater über das kleine Geschenk seines Jungen keine Freude bezeugte, ja, sogar etwas von unnötigem Geldverplempern vor sich hin gebremmt hatte! Und in diesem Jahr war es dem klugen und feinfühligem Kinde vollends klar geworden: seine Eltern verstanden es nicht, eine richtige Weihnacht zu begehen, sie hatten gar kein inneres Bedürfnis danach, sie zündeten einen Christbaum an, weil es eben Sitte war, weil die andern Menschen es auch taten, aber sie hätten die Weihnacht nicht vermisst, wenn man sie ihnen ganz genommen hätte! Ach, und in seinem warmen Kindergemüt war eine solche Sehnsucht nach echter, wahrer Weihnacht, nach der großen Freude herzlichen Gebens und Nehmens! — Ganz kurz verabschiedete er sich von den Kameraden und trat ins Haus. Ein zorniger Schmerz erfaßte ihn, als ihm statt Tannenduft der nahrhafte Geruch frischgemachter Würste entgegen schlug. Er tappte die Treppe hinauf, ins dunkle Wohnzimmer, stand dann am Fenster und sah wie es mählich Nacht wurde, wie die mächtigen Türme der Thomaskirche dunkel in den sternübersäten Himmel ragten, wie da und dort hinter Fenstern die Lichterbäume aufflammten, und weinte bitterlich in seiner Einsamkeit. Und dachte, so unglücklich sei in dieser Christnacht kein Mensch mehr in der ganzen großen Stadt Straßburg.

Drunten aber in der Apotheke, die schräg gegenüber in derselben Gasse lag, dachte ein anderer einsamer Mensch denselben bitteren Gedanken. Er hatte Zeit, ungestört zu sinnieren und zu grübeln: der Herr Apotheker hatte ihm für heute den Dienst überlassen, aber ganz selten nur läutete die Glocke der Eingangstüre. Der alte Mann hatte nur ein ganz kleines Licht angezündet und saß nun die Stirn in die Hand gestützt, während seine Gedanken rückwärts wanderten.

In jungen Jahren hatte er die Heimat verlassen, der Reiz der Fremde hatte ihn verlockt. Viele Jahre hatte er ein ruheloses Wanderleben geführt als Begleiter eines Forschers, der die Wunder der exotischen Pflanzenwelt in den südamerikanischen Tropen erkundete. Viele Jahre war er mit Leib und Seele bei dieser wundersamen, aber gefährlichen Arbeit gewesen, viele Jahre hatten seine Gedanken kaum mehr die Heimat gesucht. Aber als er älter und müder

wurde, hatte sich, erst ganz leise, der Gedanke an die Heimkehr geregt, und stärker und immer stärker war dieser Gedanke geworden, bis der alte Mann ihm nicht mehr zu widerstehen vermochte. So war er vor einigen Monden in die Vaterstadt zurückgekehrt. — Aber eine herbe Enttäuschung mußte er erleben, und sein suchendes Herz fand hier nicht, was es erhoffte. Wohl waren die alten Gassen und Häuser die selben geblieben, aber die Menschen, die darin gelebt hatten, die fand der müde Heimkehrer nicht wieder! Er hatte nicht nur die vielen, vielen verloren, die der grüne Rasen schon bedeckte, auch die, die noch lebten, blieben ihm fremd und er ihnen. Alle, die er nach seiner Rückkehr aufsuchte, empfingen ihn zunächst mit großer Freude. Aber bei allen mußte er erleben, daß sich diese Freude in Enttäuschung verkehrte, wenn sie erfuhren, daß er nicht als ein Krösus aus der Fremde zurückgekehrt war, daß er draußen keine märchenhafte Reichtümer errafft hatte, ja, bei einigen spürte er gar eine unverkennbare Mißachtung wegen dieser „Erfolglosigkeit“, wie sie es nannten. Und diese Erfahrung schmerzte ihn tief. Er zog sich innerlich vollständig zurück von diesen Menschen, und auch äußerlich beschränkte er seinen Verkehr mit ihnen auf das Allernotwendigste. Da seine kleinen Ersparnisse zum Leben nicht ganz ausreichten, suchte er in seinem alten Beruf, den er ja auch in den langen Wanderjahren in gewissem Sinne nie ganz aufgegeben hatte, wiederum unterzukommen. Er fand auch bald eine Stelle, tat stille und gewissenhaft seine Arbeit und ward bald das Faktotum seines Prinzipals. Auf seinen Wunsch wurde ihm ein kleines Stübchen überlassen, das neben dem Laboratorium hinter der Apotheke lag. Still, schweigsam ging er seinen Weg, mit dem Publikum redete er nur das Allernotwendigste, nur mit Kindern versuchte er hin und wieder ein paar freundliche Worte zu wechseln. Die aber hatten meist eine große Scheu vor ihm, er sah so alt und so ernst aus, und sein Leben in fernen wunderbaren Ländern legte einen Nimbus um ihn, der ihn den Kleinen ferner rückte.

So hielt er vor allen andern Menschen verschlossen, was er an innerem Gewinn, an unsichtbarem Reichtum aus der Fremde mitgebracht hatte, wie auch die Kisten alle verschlossen in seinem Zimmer standen, in denen er so viel schöne und seltene Dinge gesammelt hatte im Laufe der langen Jahre, und mit denen er sich und andern hatte Freude bereiten wollen. So war er ein Fremdling mehr noch in der eigenen Heimat, als er es je in der wildesten Einöde gewesen.

Aber so herb, so bitter war ihm seine Einsamkeit noch nie geworden wie heute, am Christabend! Und so vergraben war er in seinen Kummer, daß er zum ersten Mal das Läuten der Eingangstüre überhörte und erst aufschaute, als eine helle Kinderstimme ihm guten Abend wünschte. Es war Metzgers Hansel, sein Vater hatte ihn zum Apothekers geschickt, um eine Brandsalbe für den Gesellen zu holen, der sich bei der Arbeit am Wurstkessel die Hand verbrannt hatte. Er blickte in das kummervolle Gesicht des alten Mannes, und in seinem kindlichen Schmerz erkannte er mit sicherem Gefühl, daß hier ein Mensch sei, der die Weihnachtsfreude entbehren mußte wie er selbst. Auch der Alte las in den Kinderaugen ein tieferes Verstehen: „Nun, wird denn bei Euch der Christbaum nicht bald angezündet?“, fragte er freundlich den Kleinen. „Nein, wir feiern erst morgen.“ Zögernd, ganz beschämt kam die Antwort. Da strich

die alte Hand leise über sein Haar. „Armer Junge, mußst heut auch ohne Lichterbaum sein wie ich.“ Mit gesenktem Kopf nahm Hansel das Paketchen mit der Brandsalbe in Empfang und ging zur Tür hinaus.

Aber schon auf den Stufen vor der Apotheke zuckte plötzlich ein Gedanke in ihm auf, ein heller, guter Gedanke, an dem sich sein frierendes Herz alsbald erwärmte und erfreute. Plötzlich wurden seine Füße, die vorher langsam und freudlos dahinschritten, wieder so flink wie an andern unbeschwerten Tagen. — Und seine ganze Traurigkeit war wie weggeegt. Nun würde er doch noch Weihnacht feiern, würde einem einsamen Menschen Weihnachtsfreude bringen! Hatte nicht heute früh, vor Abschluß der letzten Schulstunde, sein liebster und bester Lehrer davon gesprochen, daß dies die schönste, beste Art der Weihnachtsfeier sei? Hatte er, der kleine Hans, sich nicht vergeblich den Kopf zerbrochen, ob er nicht einen einsamen Menschen kenne, dem niemand einen Christbaum anzünden werde? Nun hatte er ihn gefunden! Mit innerlichem Jubel sprang er alsbald wieder aus dem Haus und rannte, was er nur konnte, auf dem nächsten Weg zum Broglieplatz, wo die Christbaumhändler sich eben anschnickten, ihre letzten Ueberbleibsel zusammenzupacken. Er erstand ein ganz kleines Bäumchen; trotz seiner Schmächtigkeit kam es ihm hundert Mal schöner vor, als der große Baum, der daheim in der Wohnung stand. Dann trabte er mit festen Schritten über den hallenden Bretterboden des Christkindelsmarktes, zwischen den Buden lief er eifrig hin und her, kaufte Kerzen und Kugeln und Silberfäden für sein Bäumchen, und was er noch an Taschengeld übrig hatte, legte er in Tabak und einer herrlichen Pfeife mit bemaltem Porzellankopf an. So beladen rannte er wieder zurück durch die engen Gassen und Gäßchen. Atemlos stand er vor dem Haus seiner Eltern. Doch wagte er nicht, mit seinen Schätzen hineinzutreten, weil er Entdeckung und Vereitelung seines Planes in letzter Minute befürchtete. Durch ein großes Tor gelangte er in den Hof, der hinter der Apotheke lag. Von dort führte auch eine kleine Treppe zur rückwärtigen Ausgangstür des Laboratoriums hinter der Apotheke. Dorthin ging der kleine Weihnachtsmann, auf den Stufen stellte er seine sieben Sachen ab, und beim ungewissen Schein des Sternenhimmels putzte er sein Bäumchen heraus. Mitten in dieser Arbeit überraschte ihn das Sechsuhrgeläute der großen Thomasglocke. So schön war ihm das tiefe Singen und Klängen ihres ehernen Mundes noch nie erschienen, sein kleines weihnachtsseliges Herz sang mit. Plötzlich kam ihm noch ein guter Einfall. Im dunkeln Winkel neben der Treppe verbarg er seine Schätze, schlich sich drüben ins Metzgershaus und holte seine kleine Geige. Glückselig malte er es sich aus, wie er heimlich im Laboratorium die Lichtlein entzünden würde, wie er den Baum in des Apothekers kleines Zimmer tragen, die bescheidenen Gaben darunter aufbauen werde und dann ganz, ganz zart und leise auf seiner Geige zu spielen anheben würde; Stille Nacht, heilige Nacht! Unter solchen Gedanken hatte er all seine Sachen in beide Arme und Hände gepackt; schier war es zu viel, um es auf einmal die 8 Stufen hinaufzutragen. Er sah nicht recht vor sich, das Bäumchen versperrte ihm den Blick, und die Treppe war ohne Geländer. Auf der vorletzten Stufe glitt er aus, ein leiser unterdrückter Schrei, ein dumpfes Aufschlagen, die bunten Glocken des Bäumchens zerschellten klirrend auf dem Pflaster . . . dann blieb alles still.

Von dem, was dann in der nächsten Stunde geschah, wußte der kleine Hans nichts, denn er hatte bei dem Fall auf das Steinpflaster das Bewußtsein verloren. Aber nach einer Viertelstunde trat der alte Apotheker aus der Türe des Laboratoriums, eine innere Unruhe trieb ihn um, und er wollte sich etwas Ruhe und Tröstung im Anblick des herrlichen Sternenhimmels suchen. So fand er den Kleinen, erkannte ihn und erriet auch, was ihn wohl hergeführt und den Sturz verursacht hatte. Da waren mit einem Schlag alle Kümernisse über sein eigen Schicksal vergessen, er stieg, so rasch er vermochte, die 8 Stufen hinab in großer Angst um des Kindes Leben. Er konnte aber bald feststellen, daß der Kleine keine schwereren Verletzungen davon getragen habe, nur die linke Hand war durch die Scherben des zerbrochenen Pfeifenkopfes im Sturz verletzt worden. Mühsam hob der alte Mann den Kleinen auf, und so ward er nach Hause gebracht, während in allen Häusern ringsum in jedem Stockwerk die Christbäume glänzten und Weihnachtslieder erklangen. Er aber wußte noch immer nichts von sich, er wußte nichts von dem großen Erschrecken seiner Eltern, von dem ängstlichen und geschäftigen Treiben, das nun in des Metzgermeisters Feiglers Haus anhub; er wußte nichts davon, daß der alte Mann, dem er eine fröhliche Weihnacht bereiten wollte, mit seinen Eltern ein sehr ernstes Wort sprach, daß sein Vater heftig auffuhr und sich dagegen auflehnen wollte, daß aber seine Mutter diese Mahnung mit gesenktem Haupte, mit Schuldgefühl im Herzen anhörte. Was sie in vielen Jahren an ihrem Kind versäumt, gefehlt hatte, es lag an diesem Abend ganz deutlich vor ihrem inneren Auge! Und ihr Herz war voll bitterer Reue, und aus der Reue wuchsen gar manche Vorsätze für eine bessere kommende Zeit!

Bald darauf kam der Hansel wieder zu sich, lag aber nur ganz kurze Zeit wach, und fiel dann in tiefen, erquickenden Schlaf. Als er nach wenigen Stunden aufwachte, waren auch die heftigen Kopfschmerzen verschwunden. Und als er, noch etwas verwirrt, um sich schaute, war ihm, als träume er noch: Sein Bett war ins Wohnzimmer gebracht worden, neben ihm saß seine Mutter und sah voll ängstlicher Liebe auf ihn, auf dem Tisch stand sein kleines Lichterbäumchen, neu mit Kugeln und Kerzen geziert, Gaben lagen darunter ausgebreitet, auch seltsame Dinge aus fremden Ländern, die der Apotheker in aller Eile aus seinen Kisten hervorgekratzt hatte. Auf dem Sopha aber saßen einträchtig nebeneinander der alte Apotheker und der stattliche Metzgermeister, und eine alte Freundschaft seines Vaters wurde eben von Herrn Feigler neu angeknüpft. Ganz still lag der Hansel, um den schönen Traum nicht zu verscheuchen. Aber als der alte Fremde leise ans Klavier ging und leise eines der alten, lieben Weihnachtslieder spielte, da glaubte der Kleine, daß all das mehr sei als ein bloßer Traum, da griff er plötzlich nach der Mutter Hand: „Wird denn heute bei uns kein Geld gezählt?“ Und als die Mutter nur stumm und beschämt den Kopf schüttelte, schaute er langsam im ganzen Zimmer umher von einem zum andern und sprach, mit einem tiefen Seufzer der Befriedigung: „Das alles hat mir das Christkind geschenkt.“ Da nickte die Mutter, wiederum wortlos, und drückte fest die kleine Hand; das war wie ein heiliges Versprechen an ihr Kind, und das Kind verstand.

So war für zwei Gleichgültige und für zwei Einsame doch noch Weihnacht geworden.

Buchbesprechung.

Im Verlag der „Buchhandlung der Evangelischen Gesellschaft“ in Straßburg ist 1922 aus der Feder des bekannten elsässischen Pfarrers Robert Will ein Büchlein erschienen: „E Pfarrhüüs us d'r guede alde Zytt“ *) (Geschichte un Erinnerung). In einer Reihe von hübschen Stimmungsbildern führt uns der Verfasser durch sein Jugendland.

Wir versagen es uns an dieser Stelle, zu der Persönlichkeit des Verfassers und zu seinem Werk vom politischen und völkischen Standpunkt Stellung zu nehmen. Wir werden in einem späteren Heft unserer Zeitschrift auf die Arbeiten von Robert Will zurückkommen.

Das Eine sei hier schon hervorgehoben: Ob Robert Will es wünscht oder nicht, in seinen „Erinnerungen“ ist er zum Verkünder der deutschen Art unseres elsässischen Stammes geworden. — Aus dem von Henri Bacher, dem bekannten Straßburger Künstler, hübsch ausgeschmückten Büchlein bringen wir im Nachstehenden die zwei Abschnitte „Christkindl“ und „Prost Neijohr!“ zum Abdruck.

Christkindl.

By manche Lyt leiht d'Erinnerung im Mauwe. Die kenne als aldi Gräwwele noch verzehle, was sie by der Kindauf vun ihrem Erstgeborene gedacht han. S'isch komisch, by mir hängt d'Erinnerung an der Nas. Mancher Geruch macht mer Vergangenes widder gejewärdi. Ich kann z. B. nit durch d'Knowlochgaß an dem Fruitier durchgehn, ohne d'Aepfelkammer vun myn Großbabbe ze rieche. Oder Steinklee erinnert mi an d'Kommod vun mynere Mamme. Un umgekehrt, wenn ebbs, wo wyt zerickleijt, mir uf einmol widder in de Sinn kommt, mein' i, es umzeijt mi ä-n-eijenardiger fyner Duft.

So isch's au, wenn i an's Christkindl us mynere Kindheit zerickdenk'. No glaub i, i otm de Duft vun Danne, Kerze und Mandl yn, un e klaans Geruechel vuo Lym geht vum ä Noahkaschte un vum ä paar nauelneije Buecher üs.

S'Wynachgedüschel het by uns als schun wuchelang vorher angfange. So sin mir Kinder fruejer as gewehnli ins Bett speddiert worre. Wenn eins het reklamiere welle, ze het der Babbe gheimnisvoll gelächelt und gsaat:

„Gehn jetzt numme. D'Mamme het hyt Owed ebbs arig wichtigs mit'm Christkindel ze redde.“

Un am andere Morje isch richdi ä Goldfädel oder e Schnipfele Syd am Deppi ghängt vum Christkindel nadierli.

A paar Däij vor'm große Daa isch dann gebache worre: Schwowebroetle un Ehnbroetle. Do hen mier Kinder helfe derfe. Zellems het's noch kaan fyner Zucker und noch ned e-mol Wuerfelzucker genn. Do hen mer zerscht de Zucker mit'm Zuckermesser verschlaue un nocher im Klingelstaan verstoose muen. Isch der Deig uf'm mehlüwerstrijte Nüdelbredd üsgewahle gsin, ze han mir derfe d'Broetle üssteche. S'Anna het's Herzfoermel ghet, dr George ä Sterne, und ich, als dr aeldsch, de vielbeliebde Stieffel, wo au nocher de groesche Zilspruch gfunde het, denn er isch großer gsin, wie d'Sternle und d'Herzle. Eb awer d'Bonbons in's Oefele kumme syn, han mer si noch mit' re Art Glasür üs Eiwylß, Zucker un Zimmed (wenn i ned irr) bstriche. Un wenn d'Broetle derno so goldiggäl und brünlächt us'm Oefele heruskumme syn, het der Duft s'ganz Htüs durchzoje und d'ganz Famili in d'Kyche gelockt. D'Kinder hen jedes eins krache derfe, un sogar in Babbe, wo drowe an synere Wynachtsbreddi gschwitzt het, isch aans zuem

Versueche ins Stüdzimmer nufgschickt worre. D'Broetle sin dann uf ä paar Däij verschwunde; awer am Christdowed sin sie an rode Wollfäde am Christbaum ghängt.

Uewerhaupt unser Christbaum! So bekummt mer hytzedaas weni meh zu sehn; so aanfach, un doch so scheen! Do isch ken „Christbaumschmuck“ us Glanzbabier un allerhand glizzrigem Flitter drankumme. Numm Kerzle, versilweri Nusse, rotbackigi Maiäpfle und d'Broetle an ihri rode Wollfäde! Do het mer au ebbs ze sehn bekumme vum trierherzige Dannebaam un vum syne sattgrüne Aeschdle. Hytzedaas isch der Christbaum oft so protzig uewerlade, daß mer eher an ä Millioneschiewer denkt, als an ä schlichts Waldkind us unsre Vogese.

Ues dr Wardezyt vor Wynachde mueß ich ejch noch ä Stueckel verzehle. Dr Pfetter vun mym Brueckerle isch ä mol uf de sunderbare Gedanke kumme, sym Pfetterkind uf Christkindel e leidmäßigi Zeijharmonika ze schenke. Die het d'Mamme sorgfäldi in der Holzkischd vum Salon versteckelt ghet. Wie bin ich jetzt an die Holzkischd geroot? I weiß es selber nit. Bref, acht Daa vor Wynachde entdeck i des roserood Futteral un d'Harmonika drinne. Was isch denn des fur ä merkwirdis Monstrüm? denk i, un fang an ze browwiere, wie des Ding geht. Wehmuedigi, langgezoejoni Toen erschalle durch's ganz Htüs. Myn mtsikalisches Impromptu het awer nitlang gedüürt. By de erschte Kläng stuerzt d'Mamme us dr Wohnstub, dr Babbe d'Stäij herab, d'ald Dorothee us dr Kyche, risse mer dies Jammerinstrument us de Hand un schmeddre mi, mit ä paar hindewidder, us'm Salon nüs, daß i ganz verdüzt bis midde in d'Wohnstub gekoejelt bin. I glaub, an zellem Daa, syn myni Eldre ä bissel ungerecht geje mi gsin. Oder was hadde denn Ihr an mynere Stell gemacht? — Mtsik, wie ich! Gelle?

Mynere Glauwe an's Kinderchristkindl isch iwrigens schun vor dem Vorfall in Scherwe gange gsin. Un des isch so zuegange. s isch am Christdowed gsin. Mier Kinder sin im halbdunkle Wohnzimmer geesse un sin ganz zawwlig gsin vor Ungeduld und freidiger Erwartung. Endlich: kling! kling! D'Saal-Dhuer geht uf. Im Glanz vum Christbaum steht s'leibhaftig Christkindel! E wyßi, verschleierdi Gstalt, in einre Hand ä Rueth, in der andre Aepfel un Nusse. Leider isch der Effekt ganz verfehlt gsin. Denn myn Schwesterle isch ganz vergeistert zue der Mamme gefuecht, un mir isch au nit recht ghier ze Muet gsin, bsunders wo's Christkindel uf mi losgeht un mir mit dr Rueth zwei oder drei lysi Streich twer de Buckel fitzt. Ich mueß derby doch unte hervorgelinast han, denn uf einmol bin i ufgsprunge, bin lustig um die wyß Gstalt erumgedanz un hab ufgejtchtzt:

„Ho jö! i kenn's Christkindl. S'isch s'Deutschling Sophie, s'isch s'Deutschling Sophie!“

Daß s'Gheimnis net ganz entzaubert wurd, han myni Eltre s'Christkindl — was gische, was heschel — verschwinde mache. Ich hab mi net g'irrt ghet. S'Sophie isch ä jungi, netti Näjere us unsrer Nachbarschaft gsin, wo myni Mamme in ihre Brütstaat gsteckt un als Christkindl ufgemutzt het ghet. Des Bischwiller Christkindl vun zellems isch myn Pfarrkind worre. Es isch jetzt Großmamme, un ich hab'm schun Kinder un Enkelkinder kunfermiert. Erinnerung Sie

*) 111 Seiten; Pappband; Preis 4 frz. Franken.

sich noch, Madame Brief? Ich denk, i hab's richdi verzehlt, so wie ich's mit myne Kinderaue gsehn hab.

Dis alles sin jo geringfuegigi Ereignisse. Awer dem, wo's bassiert isch, triebt des Ruckwärtslöije s'Wasser in d'Aue. Un ich denk, jeds, wo die Zyle lest, het in synere Vergangeheit so ä kleins Eecke voll Wynachtsglanz, wo's gern ynkehrt. Mer soll d'Geleijehheit nie versütlme, widder ze werre wie d'Kinder. S'hart Herz wurd widder weich, und ebbs von der klore Kinder-Unschuld dringt wie e Morjestrahl in unser groeijes Wese un Lewe. Un wenn mer's gennu bedenkt, ze-n-isch s'Christkindl ewe doch derby gsin, wenn auch nit leibhafti, so doch mit synere große Lieb und sym wunderbare Friedde. Un mache numme d'Aue-n uf am kommende Christdowed, Ihr Kleine und Ihr Große, vielleicht bekumme-n-au Ihr's ze sehn.

Prost Neijohr!

Bonne année, maman!

So han mir Kinder schun in der groeije Herrgottsfrueij un noch us de Feddere erüs, ins Newezimmer geruefe.

„Bonne année, mes enfants!“ — Un:

„Prost Neijohr, Dorothee!“ han mer, noch im Hemd, s' Steijegländer in d'Kyche nundergeruefe. Awer zuem Babbe, wo schun lang uf de Bein isch gsin un im Stüdzimmer syni Neijohrs-Breddi geleht het, — zuem Babbe sin mer feierli un sittsam gange, un han em de Neijohrsbrief gebrocht, wo mer in der Calligraphiestund vum Herr Gontard uf e scheens Briefblätel mit Rose und Vergißmeinnicht in „Pressomanie“ han gschriewwe ghet.

De Babbe het mer in synere Residenz sueche muen. Er isch im Rauch verschwunde. Er isch e starker Raucher gsin. Mit 9 Johr het er syni erst irde Pfiff geraucht, wo ihm der eije Großvadder gstopft het. Un no het er, siewezig Johr lang, geraucht, meistens Düwack, awer wenn der rar isch gsin, au Nußblätter, Spitzle vun Weid un wildem Hopfe. Er het als Bue sogar emol d'Watt us synere Kapp verraucht. Un im Kriej het'r au eso unbestimmbari Sache gflemmt, wenn'm der Brandte-Christian nit ä paar ungebeizti Düwackblätter vun Hoerd eryngschmuggelt het. Es isch'm gange, wie selle zwei Soldate, wo im e Ladel uf'm alde Fischmärk han welle, der eind Thee, der ander Düwack kaufe. Do het d'Lademansell ne beide ä nämlichs Packel aneghebt. Un wo sie sich han verwundere welle, het sie zuem eide gsaat: „Diesen Thee kann man rauchen!“ un zuem andere: „Diesen Tabak kann man trinken!“

Also, d'r Babbe isch an zellem Neijohrsmorje, wie der Jüpiter, in syne Wolke verschwunde. Es het e bissel wild ügsehn in sym Bureau. Er hett nie lyde welle, daß mer'm ufrümt. „Wenn Ihr mer Ordnung mache“, het er als gsaat, „no find ich myni siewe Sache nimme!“

Uf'm Schriebdich isch allewyl ä Stoß Gschriebs geleije, Bredigtgedanke, Lesofruecht, Kircherechnunge; Buecher uf de Stuehl; uf'm underste Buecherschaft e nadürwisseschaftlichi Sammlung, Versteinerunge un so Gedings, au ä-n-éclat d'obus vun 70; im ä Eck, zwische groeijem Loeschbabier, syne herbier, ä Pflanzsammlung; Soome fur de Garde sin in Lädle uf'm Fenstersims ufgeht worre; uf'm Ofe isch ä Tass schwarzer Kaffee gstande; an dere het der Babbe

gelappert vun morjes am fünfe bis zum Middaesse; uf alle Moewel sin irdeni Piffi geleije, „Gambiers“, in alle Stadie vom Verbrennungsprozeß, großi, kleini, brüni, geeli, abgebrocheni. Wenn m'r als Seifebloose han mache welle, han mer eini vun done Pfyffe vum Babbe gebettelt; awer s'Spiel isch eim bal vergange; küm het mer an eim vun done „brüle-gueule“ gelutscht, ze-n-isch eim schwarz vor de-n-Aue worre.

„Bonjour, Papa, nous te souhaitons une bonne année!“ han mer gsaat un han'em unseri Bluemebrief uewerreicht. Wo er sie durchgelese het ghet, het er uns ä Schmutz uf de Backe, ä klaani Ermahnung ins Herz un ä funkelnauelneije Grosche in d'Hand gedruckt. Am Zmorje-n-esse het's Stolle gen.

Noch der Kirch han sich d'Bekante unter de uewerzuckerte Baim vum Kirchberri mit stiffe Händ un roserote Nase Glueck un langs Lewe gewünsche. Mir het d'Mamme zuegeruefe:

„Robert, n'oublie pas d'aller chez ta marraine!“

Jeds Johr isch's d'nämlü Corvée gsin. Myni Geddel het mer als fur's Christkindel ä Buech gschenkt, un i hab jeds Johr am Neijohr muen merci saue. I hab zwar kens vun dene unkindliche Buecher je gelese, awer hoefti mueß mer doch sin. Zell Johr het sie mer grad d'Gschicht vun der franzeesche Revolution verehrt ghet, ä rot un goldiger Prachtband. Leider isch des Gschichtswerk ganz vum klerikale Standpunkt us gschriewwe gsin. D'r Babbe, wo in d'r Politik ziemli rot isch gsin, het vum Lese ä ganz zornrote Kopf bekumme. Awer i hab halt doch muen annestifflé: „remercier pour le magnifique volume“. Wenigstens het die Visit net lang gedüürt. Ich bin küüm ä Wyleleuf'm üßerste Rand vun ihrem bloeije Plüsch-Kanapee gsesse, ze het mer d'Marraine ä Chokolat-Däfele in's Müül gschubbt, wie ä Grosche in d'Opferbuechs, het mer mit spitze Lippe ä druckede Schmutz uf d'Stirn gedruckt un het mi entlosse. Un ich, schnell wie ä Gaistrit, de Katzeberri nunder und heim!

Uf de Midda sin mer jeds Johr, d'ganz Famili, bym Herr Dierstein zuem Esse-n-invetiert gsin. D'r Herr Dierstein isch ä retirierter Wollhändler gsin un d'r vornehmst vun de lutherische Kircheäldeste. Glatt-rasiert, silwerwyßi Hoor, immer im schwarze Gehrock un im ä wyße Krawättel, het der Herr Dierstein im ä Schloß uf'm Kirchberri gewohnt. Wenigstens het's uns zellems ä so gedunkt. Fur unseri junge Aue het des rich B'sitzum ä mächtige Park ebs vun Märcheprecht an sich geh't. D'Mamme het uns fur des Gala-Diner entsprechend gemutzt. Uns Buewe het sie s'rot Lavallière eijehändi unter de große g'starikte Kraue gebunde. s'Anna het wyße fil d'écosse-Händschi angezoje bekumme. D'r Babbe het de Schwalweschwanz angeleijt un schwarzi Glacéhandschi, un d' Mamme de schwarzsydene Rock un de Pelz, wo're d'r Babbe als Brütstueck verehrt het ghet.

No het d'r Babbe d'r Mamme d-n-Arm offriert. Mir Kinder sin hindenoch drawaddelt. s'Herz het uns gebobbelt vor freidiger Erwartung. Underwäijs han mer noch schnell gerode, was es wohl ze-n-esse git. s'Anna, wo immer bscheide-n-isch gsin, het an ä Ropfkieue vun d'r Madame Gäckel gedenkt, ich an Meringues, un d'r Yerri het gemaant, s' git sicher Wuerschtle, denn des het er am liebste gesse. „Wichsele“ het er gsaat, denn er isch noch ä klaans, dumms Buewel gsin un het noch nit recht babble kenne.

D'Mamme het sich a bissel noch uns erumgedreijt un het gsaat:

„Am End git's Gschwellti un Häri!“
Des isch uf mich gemuont gsin, denn vor dem Imbs haw-i allewyl a Grimass gemacht.

„Dü lehrsch au noch emol Grumbeere-n-esse!“
het als d'r Babbe zue mer gsaat, un i hab im Krieij oft an syni Profeziung gedenkt. Zellemol awer het er zuem Kleine gsaat:

„Vielleicht git's au Kotelette vum a totene Krokodil!“

„Was isch des, Goggedil?“ het der Yerri gefroejt; awer 's het 'm niemed B'scheid gen, denn schun sin mer vor der große Glasduer vum Herrn Dierstein gstande. Do sin mer vum Mr. Jean, vum Kammerdiener, empfangen worre. Der het mer de Huet abgenomme un het mi „Monsieur Robert“ titliert, daß i a rots Koepfel bekomme un noch der Mamme niwergelinst hab, als hätt i froeije welle: „Maant er mich?“ Es bassiert eim geleijedli, daß eim a so a füstedicks Kumplement an de Kopf flieijt, so daß mer erumloejt un sich froeijt: Steht net e-n-anderer hinder dir? Jo, es steht e-n-anderer hinder dir, unsichtbar: der, dem de alles za verdanke hesch, was de bisch, dem muesch dini Ehr ze Fueße leije.

Im Salon het uns der Herr Dierstein begrüest, indem er jedem vun uns Kinder in de Backe gepfetzt het. Mir sin wie Stoffele do gstande; awer d'Mlle Ernestine, d'Kammerjungfer, het uns ins Neweszimmer gteuert, wo a Babbegi im a goldene Kaefi u'fm -a Ring gsesse-n-isch un „Jacquot“ gerufe het. Mit dem han mer uns verwyilt, bis es an de Disch gange -n-isch.

Schwers Silber und fyns Krystall un seldeni Blueme us'm Triebhüs sin u'fm Disch gstande. Lys un flink sin der Mr. Jean in sym knallrode Gilet un d'Mlle Ernestine in ihrem wyße Käppel hin-und hergange un han uns safdigi Muempfele uf de Deller geleijt. 's Menu isch ganz anders üsgfalle, as mer ge- maant han: Noch der Supp het's ganz einfach Rindfleisch gen, awer was fur Rindfleisch! Ersti Qualität fur 19 Sü. Dis Rindfleisch vum Herr Dierstein isch beruehmt gsin in unserem Hüs. Unsri alt Dorothée het allewyl reklamiert: Wenn's Rinkel vum Herr Dierstein in d'Metz kummt, ze loßt der Schnelle-Karl, der Metzjer, d'ganz Kundschaft stehn un rueft em Knecht nuer: „2 Pfund Bürehedel fur de Herr Dierstein!“ Un der Knecht mit sym gekruesselte Schnitzerle, wo an dem rotbackige, blunde Rinkel of- febar a Gfalle het ghet, het's Fleisch sorgfälti in a geels Babbier gewickelt un mit'm-a fyrige Blick eije- händi ins Märikkoerwel geleijt: „Voilà, Mademoiselle Frédérique!“ Unseri Dorothée het derwyl kalti Fueß vum Warte bekomme, un wenn der geloeckelt Fitzer ihre ihr Pfindel überzwerichi Waddelrueb zweiter Qualität in a Fetze „Affiches de Bichwiller“ gewik- kelt het ghet, het er's 're uf de Haublock angeworfe un gsaat: „Do, Alti!“ Ken Wunder, daß unsri Jung- fer Dorothée als gifdi isch worre.

Also vun dem Rindfleisch han mier serviert be- kumme, 's isch eim grad uf der Zung vergange, so zart isch's gsin. No isch a Fasan ufgetrauwe worre, mit alle Feddere, awer 's isch numme-n-a üsgstopfter gsin; denne het mer wie e Deckel erundergelupft, un no isch, goldgeel, der eßbar Fasan uf're silwrigde Blatt zuem Vorschn kumme. Wo's Dessert ufge- draue isch gsin-Glace panachée- het min Bruederle

de Herr Dierstein treisherzi gfroejt, ob denn die Cot- telettes nit komme? D'r Mamme isch d'Katz de Buk- kel nuf. D'r Herr Dierstein het großi Aue gemacht:

„Was denn fur Cotelettes?“
„Ei vum Goggedil!“

Mir han alli gelacht, numme der Mr. Jean isch unbewejli am DRESSOIR gstande un het kaan Mien verzeije. Er het a Buddel mit'm-a silwrigde Hals in a Serviette gewickelt ghet, un us dere het er je- dem a Troepfele ins Kelchglas gschnett, daß der Schüüm fast owe-n-üs isch. Mir han des prickelig Troepfele glich versuche welle. Awer der Herr Dier- stein het gsaat:

„Zerscht wurd uf a gluecklichs Neijohr angstoße. A votre bonne santé, Madamel à la votre, pasteur!“
Wo not der Kaffee serviert isch worre, hett's g- heiß:

„So Kinder, jetz derfe-n-er in de Garde springel!“
Awer mer han zerscht noch der Mme Martine, der Koeche, a Bsuech im wyßgedäfelde Office gmacht, un der Mr. Jean het grad die Gschicht vum Krokodil verzeilt un derby gelacht, daß'm d' Träne d'Backe nundergeloffe sin. So kann mer sich in de Lyt drum- piere.

Au der Park isch fur uns voller Wunder: Do sin d'Serre, un dort a-n-Eremitage mit m-a Gloeckel, un wyddersch a japanisch's Gardehiesel, un d'Volière, un a Berjele, un a Wässerle, un a Brueckele, wo uewer d'Stroß gspannt isch. Herrlich isch die hundert- jährige Baijm vun glitzrigem Duft uewerzoeije. Tote- still leije die wyte Raseplatz do. Winterpracht!

Wo mer alles drüße geloeijt han ghet, sin mer mit rote Backe widder in de Salon un han derfe Bil- der durch's „Stereoskop“ loeije. Uewer dem han d' Herre ihri Cigarre ferti geraucht ghet. D'Mamme het a klaani Visit im Office gemacht un het sich's Rezept vun dene Wäffele gen lon, wo zuem Glace serviert worre sin. No het au des Vergnuoije a-n- End ghet, wie alles uf der Welt.

E paar Daa druff haw i uf'm Schuelweij in Ziwwele un im Walthio Edwärel so en passant un a bissel großspürrig verzehle welle:

„Wo mer am Neijohr bym Herr Dierstein z'Mid- da gesse han, isch der Fasan uf're silwrigde Platt'...“

„Ho! Des isch no gar nix.“ het d'r Edwärel gsaat, „Myni Dante dient in Stroßburri by der Ma- dam Trawitz, un die isch noch viel richer als der Dierstein, un wenn die Bibbeleskäs esse, serwiere sie ne uf goldige Platte!“... „Ich bin gschlaue gsin. Awer der Ziwwele het sich vun uns nit blende lon.“

„Des nutzt mi ebbs!“ het er gsaat, un het d'Fischt in d'Hufde gedrukt, „wenn ich groß bin, geh i zue myn Unkel uf Amerika, un wor selwer Millionär!“

Er isch tatsächli nuerer, un soll dort Fortüne gemacht han, wie mer's letztscht a-n-alter Bischwille- mer verzehlt het. Ob d'Fortüne au's Glueck bedidd, zell isch a-n-anderi Question. Un do bin i vun der- selwe Maanung, wie der Kinni Salomo, wo in synere Sproch gsaat het: Als liewer Bibbeleskäs in-r-a ir- dene Schuessel, awer mit Lieb un'm a guede Gewisse, als Fasane under Sorje uf silwerne Platte. (Spr. Sal. 15, 17)

Prost Neijohr!

Ein Jahr „Heimatstimmen“.

Inhaltsübersicht der bisher erschienenen Hefte.*

In der folgenden Uebersicht bedeuten die römischen Ziffern das Heft (V-Mai, VI-Juni usw.), die arabischen die Seitenzahl.

Der elsässische Lehrer und sein Volkstum (Bernh. Frey) I. Teil X, 183
II. Teil XI, 207

Politik.

Elsässische Selbstbehauptung (* *) I, 3
Von den inneren Gründen des „Unbehagens“ in
Elsass-Lothringen (Robert Ernst) I, 7
Elsass-Lothringen und die Ruhrbesetzung (Robert
Ernst) II, 23
„Die neutrale Republik Elsass“ (La République
neutre d'Alsace) (J. Greiner) II, 25
Französische Propaganda in elsässischer Mas-
kierung (Eine elsässische Studienmission im
Ausland und ihre Beurteilung in der elsäss-
lothingischen Presse) (Robert Ernst) III, 43
Wir Lothringer; die Legende von unserem
schlechten Charakter (Louis Bertrand), I. Teil
II. Teil III, 46
IV, 71
Von elsässischer Freiheit und Einheit (Erich
Sigwalt)
I. Vom Mittelalter bis zum Ausgang der ersten
Franzosenzeit V, 83
II. Im deutschen Reiche (1871—1915) VI, 104
III. Nach der „Befreiung“ des Jahres 1918 VIII, 146
Der elsässische Neutralist César Ley stellt sich
dem französischen Gericht V, 98
Das Elsass und der Ruhrkrieg. Offener Brief
eines Elsässers an seine Landsleute rechts des
Rheins VI, 103
Millerands Elsass-Lothringen-Reise VI, 115
Der Fall Georg Wolf-Dammron VI, 116
Afrikareise der elsäss-lothingischen Journalisten
Das nationalistische Frankreich und Elsass-
Lothringen (Robert Ernst) VII, 123
Wetterlé, Daniel Blumenthal und Camille Dahlet
zur französischen Rheinpolitik (J. Karcher) VIII, 152
Eine neutrale Republik Elsass-Lothringen. Eine
Chimäre? (A. Gilg) I. Teil VII, 126
II. Teil IX, 163
Marie Hart, „Elsässisches“ und Anderes (Jakob
Klein) IX, 171
Unsre Landsleute im Banat (Robert Ernst) X, 185
Die elsäss-lothingische Presse und die französi-
sche Aussenpolitik (J. Karcher) X, 188
Elsass-Lothringischer Regionalismus (Friedr.
König) X, 190
Sie können des Befreien nicht lassen. (Fünf
Jahre französische Herrschaft in Elsass-Loth-
ringen — Die Rheinlandfrage) (Robert Ernst) XI, 203
Rheinland — Elsass-Lothringen (Brief aus dem
Elsass) XI, 205
Weihnachten 1923 (A. Krencker) XII, 223

Geschichte.

Deutschlothringen (Fritz Urban) I, 12
Ein historisches Volkslied von Colmars Ueber-
gang an Frankreich (1673) (J. M. Müller-Blattau) V, 93
Die Lothringer im Banat, Zum zweihundertjährigen
Jubiläum ihrer Einwanderung (Friedr. König) IX, 167
Elsass-Lothringen nach 1815 (M. H. Böhm) IX, 170

Kultur

(Schule, Religion, Kirche usw.)

Trennung von Kirche und Staat und Elsass-
Lothringen (P. L.) I, 9
Kritische Bemerkungen zu Strassburgs Bau-
denkmälern (Alphons Schneegans) II, 31
Präsident Albrecht und die elsäss-lothingische
Schule (K. W.) III, 49
Der kirchliche Protestantismus im französischen
Elsass. Eine Tragödie? (A. Krencker)
I. Teil IV, 63
II. Teil V, 86
René Beech. Ein elsässisches Künstlerleben
(E. Polaczek) VI, 111
Der Untergang der christlichen Schule im
Elsass (* *) VIII, 143

* Nachlieferung der Hefte gegen Einsendung von 30 Goldpfennigen für das Einzelheft auf das Postscheckkonto Dr. Robert Ernst, No. 109 799, Postscheckamt Berlin NW 7.

Verschiedenes.

(u. a. Wirtschaft, Recht, Presse)

Die Lage der Landwirtschaft im Elsass
(K. Jung) IV, 68
Otto Winckelmann. Ein Nachruf. (J. Ficker) IV, 70
Der neue Rechtszustand in Elsass-Lothringen
(M. Schwalb)
I. Die Organisation des Landes IV, 65
II. Einzelheiten aus dem Gebiet des Staats-
und Verwaltungsrechts V, 90
III. Gerichtsverfassung und Gerichtsverfahren,
Strafrecht und Privatrecht VI, 108
Lehrreiches von der heutigen elsässischen Presse
(Fortschreitende Verstrung. — Einige „Fälle“
aus jüngster Zeit. — Umgruppierungen, Neu-
erscheinungen. — Rückgrat?) (J. Karcher) VIII, 149
Briefe aus dem Elsass IX, 173
25 Jahre Elsässisches Theater Strassburg (Ernst
Arnold) X, 193
Ein Elsässer, Richard Hartmann, der Begründer
der größten sächsischen Maschinenfabrik
(A. Gilg) X, 194

Literarische Beiträge.

(Hochdeutsch und in Mundart)

Erinnerung an unser Elsass (Friedrich Lienhard) I, 15
's Lob vum Elsass (Christian Schmitt) I, 15
Armi Kinder (Marie Hart)
I. In d'r Schuele I, 16
II. In d'r Famili III, 51
Die beiden Werkleute. Eine elsässische Sage (Lina
Ritter) II, 32
Im Herze vum Elsass (Marie Hart) II, 32
's Kirschbaimel (Christian Schmitt) II, 35
Güd elsässisch un ditsch isch eins! (Fritz Eckert) III, 54
„Unser“ Ländel (Fritz Eckert) IV, 73
Das Oberelsass (E. O. Püttmann) V, 95
D' Maiandacht (Marie Hart) V, 95
D'r Deifel soll d' Eltere hole (Fritz Eckert) VI, 112
In den Bergen der elsässischen Eidgenossen
(E. Grucker) VII, 128
Lothringer Sagen (Fritz Bouchholtz) VIII, 153
D'r Quatorze Juillet (Marie Hart) IX, 173
D'r Michel (Marie Hart) IX, 174
Vor mim Eitrehüs (Marie Hart) IX, 174
Trost (Karl Hackenschmidt) X, 183
Unsri Muetersprooch. Gedicht X, 188
Abenddämmerung in den Festungswerken von
Metz (Viktor Wendel) X, 193
Die Zwerge von Pfirt (K. A. Willig) X, 196
Strassburg. Gedicht (* *) XI, 210
Durich drei Johrhundert (Marie Hart) XI, 210
Wihnachte. Gedicht (Marie Hart) XII, 224
Drei Weihnachtsbilder aus dem Elsass (C. C.) XII, 224
Weihnacht im Schatten der Thomaskirche (S. S.) XII, 227
Christkindl (R. Will) XII, 227
Prost Neijohr! (R. Will) XII, 231

Buchbesprechungen.

„Erinnerungen eines elsässischen Patrioten von
Graf Eckbrecht Dürckheim-Montmartin“ (Verlag
Robert Lutz, Stuttgart 1922) II, 28
Georg Dehio: „Das Strassburger Münster“ (Ver-
lag R. Piper & Co., München 1923) II, 35
Adolf Riff und Hans Haug: Archives alsaciennes
d'histoire de l'art. Première Année 1922“
(Verlag Istra, Strassburg, Paris) III, 54
„Elsass-Lothringische Hausbücherei“ (Herausge-
geben vom „Wissenschaftlichen Institut der Elsass-“

Goldpfennigen für das Einzelheft auf das Postscheckkonto

- Lothringer im Reich"; Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin)
- Bd. 1/2: „Elsässische Sagen“, gesammelt von Fritz Bouchholtz
(Bd. 1: Sagen des Ober-Elsass
Bd. 2: Sagen des Unter-Elsass)
- Bd. 3: Otto Mayer: „Die Kaiser-Wilhelms-Universität Strassburg. Ihre Entstehung und Entwicklung“
- Bd. 4: Wilhelm Teichmann: „Strassburg. Ein Städtebild aus der Erinnerung“
- Bd. 5: Marie Hart: „Elsässische Erzählungen“
- Bd. 6: Ilse Jacobs: „Lothringer Erzählungen“ III, 55
- Willibrord Benzler: „Erinnerungen aus meinem Leben“ (mit Nachträgen und Belegen herausgegeben von P. Pius Bihlmeyer.) (Kunstverlag Beuron) IV, 74
- „Sancta Odilia. Der Odilienberg und die hl. Odilia in Wort und Bild.“ Erläutert von Dr. J. Claus. (Verlag Jul. Manias & Cie, Karlsruhe 1923) IV, 75
- Dr. theol. E. C. Scherer: „Die Strassburger Bischöfe im Investiturstreit. Ein Beitrag zur elsässischen Kirchengeschichte.“ (Verlag von Joh. Tinner, Bonn, 1923) IV, 75
- Alexandre Millerand: „Die Rückkehr Elsass-Lothringens zu Frankreich“ („Bibliothèque Charpentier“, Paris) V, 96
- „Eine Erinnerung an Strassburg“. Fünf Lieder von Otto Baensch (Musikverlag C. A. Klemm, Leipzig, Chemnitz 1922) VI, 113
- „Elsass-Lothringisches Jahrbuch“, I. Bd. (Herausgegeben vom „Wissenschaftlichen Institut der Elsass-Lothringer im Reich“, Verlag de Gruyter & Co., Berlin 1922) VII, 134
- „Lothringer Sagen“ (aus der „Elsass-Lothringischen Hausbücherei“ des „Wissenschaftlichen Instituts der Elsass-Lothringer im Reich“, Verlag de Gruyter & Co., Berlin), herausgegeben von Fritz Bouchholtz VIII, 153
- Hugo Grothe: „Staaten und Völker nach dem Weltkrieg. Ein Nachschlagebuch auf politisch-geographischer Grundlage mit besonderer Berücksichtigung des Grenz- und Auslandsdeutschums.“ (Verlag W. Ehrig, Frankfurt a. M., 1922) VIII, 154
- M. H. Boehm: „Europa Irredenta“ (Verlag Reimar Hobbing, Berlin 1923) IX, 170
- Albert Schweitzer: „Verfall und Wiederaufbau der Kultur“ (C. H. Beck'sche Buchhandlung (Oskar Beck), München 1923; Bernh. Haupt, Bern) IX, 175
- Friedrich König: „Deutschlothringen Stammes-tum, Staat und Nation. Ein Beitrag zur elsass-lothringischen Frage und zum deutschen Westproblem.“ (Herausgegeben als Veröffentlichung des „Wissenschaftlichen Instituts der Elsass-Lothringer im Reich“ vom Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin, 1923) X, 190
- Marie Hart: „Einnerungsland“ (Verlag Greiner & Pfeiffer, Stuttgart, 1923) XI, 210
- Robert Will: „E Pfarhüüs üs d'r guede alde Zytt.“ Geschichte un Erinnerung. Verlag der Buchhandlung der Evangelischen Gesellschaft, Strassburg i. Els., 1922 XII, 230
- Politische Rundschau.**
- Ende April: Frühjahrstagung des Conseil consultatif; Aufhebung des Generalkommissariats zum 1. Juli 1924; Lex Eccard. . . . V, 97
- Mitte Juni: „Pasteur Rummel“; Millerands elsass-lothringische Reise; Bezahlter Patriotismus. . . VI, 114
14. Juli: Nachwort zur Pasteurfeier; der „Fransose“ Charles Frey; Verschacherung der elsass-lothringischen Staatsbahnen?; Aussenpolitische Fragen VII, 135
- Mitte September: „Basler Tage“ in Strassburg; Französische Propaganda-Methoden; „Baltische Mission“ IX, 175
- Mitte November: Teuerung und Beamtenforderungen; „Geistige Bevormundung“ und „Ausnahmebehandlung“ Elsass-Lothringens; „D'r Herr Maire“; Sprachenfrage XI, 231
- Presseschau (Auszug)**
- Elsass-Lothringen**
- „La République“, Strassburg, 14. Januar 1923 (Fron- oder freiwillige Reparation?) I, 17
- „Freie Presse“, Strassburg, und „La République“ („Die geistige Sequestrierung des Elsass“) . . . I, 17
- „Elsässer Kurier“, Colmar, 16. Januar („Nach der Tagung des Conseil consultatif“) . . . I, 18
- „Strassburger Neue Zeitung“, 3. Februar (Neugestaltung der Gerichtsorganisation) . . . II, 36
- „Le Nouveau Rhin français“, Colmar, 26. Januar (Gesetz über die „Denaturalisation“) . . . II, 37
- „Lothringer Volkszeitung“, Metz, 28. Januar (Kammerkommission für Elsass-Lothringen) . . II, 37
- „Strassburger Neueste Nachrichten“, 24. Februar („Ein autonomistisches Komplott“) . . . III, 57
- „Freie Presse“, Strassburg, 21. Dezember 22 und „Journal d'Alsace et de Lorraine“ („Die Lage im Elsass“) . . . III, 57
- „La République“, Strassburg, 20. Februar (Eine interessante Nachricht von der Presse) . . . III, 57
- „Freie Presse“, Strassburg, 27. März („Smeets, der Schützling der französischen Annektonisten“) . IV, 57
- „Der Elsässer“, Strassburg, 22. Februar (Um Oesterreichs Haltung) . . . IV, 76
- „Journal d'Alsace et de Lorraine“, Strassburg, 15. Mai (Zum Fall Georg Wolf) . . . VI, 117
- „Der Republikaner“ Mülhausen, u. „Freie Presse“, Strassburg („Franzosen zweifelhafter Moralität“) VI, 118
- „Freie Presse“, Strassburg, 9. März („Von Heimkrieger, Neupatrioten und Defaitisten“) . . . VI, 118
- „Elsässer Kurier“, Colmar (Ein Sprachenplebiszit gefordert) . . . VII, 137
- „Mülhauser Tagblatt“, 27. Juli (Die Ruhrnöte des elsässischen Handels) . . . VIII, 157
- „Elsässer Kurier“, Colmar, 31. Mai („Wofür man in Elsass-Lothringen belohnt wird“) . . . VIII, 158
- „Lothringer Volkszeitung“, Metz, 10. Mai (Anschluss der katholischen lothringischen Partei an eine innerfranzösische Partei) . . . IX, 177
- „La République“, Strassburg, 16. September („Der Unfug des Passwesens“) . . . X, 197
- „La République“, Strassburg, 4. Nov. („Rosenlieder“) XI, 215
- „Metzer Freies Journal“, Metz („Um das Generalkommissariat“) . . . XI, 217
- Deutschland.**
- „Kölnische Zeitung“, 1. Dezember 1922 („Die Ueberleitungsfrage“) . . . I, 37
- „Ostdeutsche Monatshefte“, Danzig („Elsass-Lothringen, des deutschen Westens Schicksalsland“) II, 58
- „Deutsche Allgemeine Zeitung“, Berlin 7. Juni („Der Fall Georg Wolf“) . . . VI, 117
- „Der Deutsche“, Berlin, 2. Juni (Zum Fall Wolf-Dammron) . . . VI, 117
- „Deutsche Tageszeitung“, Berlin, 6. Mai (Zur Selbstgestaltung des elsässischen Neutralisten Ley) . VII, 137
- „Berliner Börsen-Courier“, Berlin („Reise durch Elsass-Lothringen“) . . . VII, 137
- „Kölnische Volkszeitung“, 21. April („Was Frankreich von der Strassburger katholischen theologischen Fakultät erwartet“) . . . IX, 177
- „Saarbrücker Landeszeitung“, 12. Oktober („Die Lothringer Volkszeitung und Deutschland“) . . X, 198
- Frankreich.**
- „Excelsior“, Paris, 3. Februar („Die antifranzösische Tätigkeit der deutschen Elsass-Lothringer-Ligen“) II, 37
- „Cri de Paris“, Paris, 7. Januar („Elsässischer Brief. Die Sprachenfrage“) . . . II, 38
- „Le Radical“, Paris, 20. Febr. („Elsässischer Brief“) III, 58
- „L'Avenir“, Paris, 21. Dez. 1922 („Für die Elsass-Lothringer, die ihre Namen französisieren wollen“) IV, 78
- „Petit Parisien“, Paris, 22. Dez. 22 („Wie soll man dem jungen Elsass die französische Sprache lehren?“) IV, 78
- „L'Ere nouvelle“, Paris, 13. Februar 1923 („Die guten Franzosen“) . . . VII, 138
- Ausland.**
- „Der Morgen“, Olten (Schweiz), 4. Januar 1923 („Spannungen und Gegensätze“) . . . II, 38
- „Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur“, Zürich, Heft 10 (Januar 1923), („Mülhausen und Genf. — Zwei Städte — ein Schicksal“) III, 58
- „Presse Lausannoise“, Lausanne, 12. Dezember 1922 („Der Mann, die ordentliche Hausfrau und die hübsche abenteuerliche Fee“) . . . VII, 138
- „Vaterland“, Luzern (Schweiz), 16. April („Der französische Nationalismus und das katholische Elsass-Lothringen“) . . . IX, 178